Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/diesprichwrtli00borc

Die

Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmunde.

Die

Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmunde

nach Sinn und Ursprung erläutert

von

Wilhelm Borchardt.

In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben

von

Gustav Wustmann.

Fünfte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1895.

PN
6461
B67
1895

LIBRARY
FEB 14 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die vorliegende neue Auflage der Borchardtschen Sammlung von sprichwörtlichen deutschen Redensarten darf sich fast ein neues Buch nennen. Nicht nur daß die darin gedeuteten volkstümlichen Wendungen und Ausdrücke etwa zu einem Drittel neu hinzugekommen sind, auch der alte Bestand ist nach Inhalt und Form erneuert worden.

Schon unmittelbar nach dem Erscheinen der ersten Auflage (1888) hatten mehrere Besprechungen, die das Buch durchweg freundlich und dankbar begrüßten, doch auch auf einige Lücken darin aufmerksam gemacht. Kein Wunder, daß es nach längerer eingehender Beschäftigung mit dem Stoffe[1] schließlich möglich war, eine ganze Reihe neu auf-

[1] Der Herausgeber erhielt die Aufforderung der Verlagshandlung im März 1892, nachdem der Verfasser des Buches, Wilhelm Borchardt, bald nach dem Erscheinen der ersten Auflage, am 7. Mai 1889, gestorben war.

zunehmender Redensarten zusammenzustellen. Das Beste dazu hat die stete Beobachtung der Umgangssprache, im Hause wie draußen im Leben, beigesteuert; mitgeholfen hat aber auch fleißiges Lesen volkstümlicher Schriften und Dichtungen aus alter und neuer Zeit.

Bei der Deutung des so allmählich aufgespeicherten Schatzes ist selbstverständlich zuerst die vorhandene gelehrte Arbeit befragt worden. Die hat freilich, seitdem die erste Auflage des Buches erschienen ist, nicht viel Neues auf diesem Felde der Sprache zu Tage gefördert. Die Hauptquelle für die Erklärung deutscher Rede, das Wörterbuch der Brüder Grimm, fließt nur spärlich weiter, und am Ende muß man sich auch hier manchmal auf die dürftigste Abspeisung gefaßt machen. Heyne erklärt z. B. die Redensart „ein Hühnchen mit jemand zu rupfen haben" mit beneidenswerter Gelassenheit durch den Satz: „Das Bild ist vom Rupfen des geschlachteten Huhns hergenommen." Vor allen Dingen aber: die Beschäftigung mit so etwas wie volkstümlichen Redensarten ist nicht modern und gilt als unfein, seitdem die Herrschaft des Naturalismus in der Philologie, besonders in der Sprachwissenschaft, Begriffe wie Volkslied, Volkskunde in Verruf gethan zu haben scheint oder doch wenigstens die Beschäftigung damit in stiller Übereinkunft als unzünftig, als eine Art von Afterwissenschaft ansieht. Das einzige wissenschaftliche Werk, das ab und zu einen Blick über die Schranken der Zunft hinausthut, wie mit dem großen Publikum liebäugelnd, ist das jetzt in fünfter

Auflage vorliegende „Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache“ von Friedrich Kluge, und hier findet sich denn auch eine kleine Zahl von dunkeln Redensarten verzeichnet und zum Teil auch erklärt. Wo aber der Verfasser in der Deutung eigene Wege geht, geht er mitunter merkwürdig fehl. So erklärt er z. B. die Redensart „auf den Hund kommen“ aus „der altgermanischen Sprache des Würfelspiels“: heißt doch auch lateinisch canis und griechisch κύων soviel wie der schlechteste Wurf! Daß die Redensart als unlösbares Glied in einer ganzen Kette derselben Vorstellung hängt (vgl. Nr. 592 und 918), die unmöglich aus dem Würfelspiel hervorgegangen sein kann, macht ihm keine Schmerzen; das lautliche Band κύων: canis: Hund erscheint ihm enger und wichtiger als das sachliche Band Pferd: Kuh: Schwein: Hund: Bettelsack.

Auch die Ausbeute aus den germanistischen Zeitschriften war herzlich gering. Die von Pfeiffer begründete „Germania“ scheint wirklich zur Strafe dafür eingegangen zu sein, daß sie ab und zu solche wilde Schößlinge getrieben hat wie Erklärungen von Redensarten. Außer ihr sind namentlich Lyons „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ und die wissenschaftlichen Beihefte zu der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ zu nennen. Der umfangreiche Aufsatz von Blumschein in Nr. 3 und 4 dieser Beihefte faßt freilich auch nur Bekanntes zusammen; wo der Verfasser Neues bieten will, schießt er in seinem Eifer, womöglich hinter jedem Wort einen alten Schützen- oder Turnierbrauch zu wittern,

übers Ziel hinaus; so wenn er meint, die Ausdrücke „den Zweck erfüllen" und „zweckvoll" hätten „wohl in dem Schützengebrauch, während der Zeit, in der eine Schützenabteilung schoß, die Bolzen in dem Zwecke stecken zu lassen, ihren Ursprung"![1] Das Meiste und Beste zur Erklärung deutscher Redensarten hat in den letzten Jahren Lyons Zeitschrift ihren Lesern vorgelegt. Zwar nicht in dem Stimmengewirr ihres „Sprechzimmers", wo auch manche sonderbare Meinung laut geworden ist, wohl aber in den lebensvollen Aufsätzen des fleißigen alten Hildebrand, bei dem der Etymolog wie nirgends sonst lernen kann, wie die wahre Wortdeutung nicht nur die alte Anschauung, sondern auch das alte Leben, das ihr zu Grunde liegt, wieder vor Augen führen kann und soll.[2]

Die Anordnung des Buches ist dieselbe geblieben; es soll ein Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch sein. Aber soweit es anging, sind die einzelnen Artikel zugleich

[1] Sogar Zweckessen hat man hier ableiten wollen. Victor Hehn bezeichnet das Wort richtig als eine Erfindung des Judenwitzes.

[2] Zwei Bücher, die der Borchardtschen Sammlung verwandt sind, sind H. Schraders „Bilderschmuck der deutschen Sprache" — unter dem Bilderschmuck (eigentlich besteht ja die ganze Sprache aus Bildern!) sind hier nämlich hauptsächlich Redensarten verstanden, und der Verfasser deutet eine sachlich geordnete Auswahl davon im ganzen in treuem Anschluß an Grimms Wörterbuch — und der allbekannte treffliche Büchmann, dem nun allerdings „der Borchardt" ins Gehege kommen muß, wenn Büchmann auf der Fahrt nach Citaten für einen Ausdruck wie „das fünfte Rad am Wagen" die Quelle in einem Verse Freidanks ausfindig gemacht zu haben glaubt.

vertieft und erweitert worden. Den verschiedensten Mundarten sind drastische Parallelwendungen zu gemeindeutschen Redensarten entnommen worden, das Volkslied, die deutsche Geschichtschreibung des 16. Jahrhunderts, die von volkstümlichen Bildern strotzenden Dramen des jungen Schiller haben eine Schar von Beispielen dargeboten. Endlich sucht die neue Auflage auch in der Ausbeutung älterer Sammlungen die Bahnen der alten zu erweitern. Zu Erasmus und Bebel, Tunnicius und Tappius, Agricola und Sebastian Franck ist das reichhaltige Florilegium politicum des trefflichen Christoph Lehmann getreten (Lübeck, 1639) und die Sylloge adagiorum aliquot Des. Erasmi Roterodami aliorumque iuxta ordin. alphab. digestorum et Germanico idiomate expressorum collecta a M. Johanne Gerlingio (Lugduni Batavorum, 1649). Daß aus dem Mittelalter Wolframs geniale Bildersprache und Hugos von Trimberg behagliche Anschaulichkeit dann und wann ein Plätzchen in der neuen Auflage gefunden haben, wird niemand mißbilligen, der sich in der mittelhochdeutschen Sprache einigermaßen zurechtzufinden weiß. Die bisweilen angeführten lateinischen Umschreibungen von Redensarten in Hexametern oder Leoninen endlich sind wertvolle Zeugnisse für das hohe Alter der Redensarten und zugleich merkwürdig wegen ihrer Bestimmung: der vertraute Inhalt sollte denen, die Lateinisch lernen wollten, die fremde Sprachform nahebringen.

Zum Schluß muß ich noch ein offenes Bekenntnis ablegen. Ich würde der Aufforderung der Verlagshandlung

diese neue Ausgabe zu besorgen, nicht haben folgen können, wenn ich nicht gewußt hätte, was für einen treuen Vorarbeiter und Mitarbeiter ich dabei an meinem ältesten Sohne Rudolf haben würde. Es ist denn auch nur die lautere Wahrheit, wenn ich sage: er hat das Meiste und das Beste dran gethan.

Leipzig, im Februar 1894.

Gustav Wustmann.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die vorliegende dritte Auflage, die sich über Erwarten schnell nötig gemacht hat, ist im wesentlichen ein Wiederabdruck der zweiten; nur hie und da ist eine Kleinigkeit berichtigt oder verbessert worden.

Leipzig, im Mai 1894.

G. W.

A.

1. Aal.

Der Aal verdankt seine sprichwörtliche Berühmtheit der Glätte seines überall mit schleimig schlüpfriger Haut bedeckten Körpers. Daher dient er zum Vergleich in folgenden Redensarten:

Glatt wie ein Aal (aalglatt), von einem schlauen, schwer zu fangenden Menschen, der sich immer wieder entwindet, wenn man ihn gefaßt zu haben glaubt. Auch im Altertum hieß es sprichwörtlich: anguilla est: elabitur (Plautus, Pseud. 2, 4, 56).

Es hieße, den Aal beim Schwanze fassen, wenn... Lat.: anguillam cauda tenes (capessis, ligas), d. h. du darfst dem Menschen nicht trauen; als Sprichwort aufgeführt bei Weismann, Lex. lat. (1758) I, 62. Frz.: écorcher l'anguille par la queue. Ferner sagt man:

Wer einen Aal faßt bei dem Schwanz,
Dem bleibt er weder halb, noch ganz.

Damit ist zu vergleichen das frz.: Qui prend l'anguille par la queue et la femme par la parole, peut dire qu'il ne tient rien; und das engl.: There's as much hold of his word as of a wet eel by the tail, man kann sich an sein Wort so halten, wie bei einem nassen Aal an dem Schwanze.

Vgl. auch: das Pferd beim Schwanz aufzäumen (s. d.) und lat.: lupum auribus tenere (Terenz, Phorm. 3, 2, 21 u. ö.), s. v. w. eine Sache verkehrt anfangen.

2. Das ABC.

Das ABC lernen ist der Anfang alles bewußten Lernens überhaupt und steht dann vergleichend für die Anfänge, die

ersten, einfachsten Grundlagen irgend einer Wissenschaft, z. B. das ABC der Geometrie. Oft benutzen wir aber auch die Buchstaben des ABC wie Zahlen und sagen a, b statt erstens, zweitens. Daher stammt die Redensart: einen loben durchs ABC, etwa so: a) er ist gescheit, b) er ist fleißig, c) er ist liebenswürdig u. s. w. Scherzhaft fügt man wohl auch hinzu: Beim X werde ich anfangen. Endlich ist aus dem Alphabet genommen die Redensart: von A bis Z, s. v. w. von Anfang bis zu Ende, z. B. die Geschichte ist von A bis Z erfunden.[1]

3. Abderitenstreiche.

Die Einwohner des alten Abdera (Abderiten) in Thracien waren im Altertum wegen ihrer Dummheit berüchtigt; daher sprichwörtlich: hic Abdera, d. i. hier herrscht die Dummheit, und bei Martial 10, 25: Abderitanae pectora plebis, s. v. w. grobe, ungeschickte Leute. Nach mehrern Stellen bei Cicero, ad Att. (4, 16, 6; 7, 7, 4); de nat. deor. (1, 43) scheint der Name Abdera zunächst ein Gemeinwesen zu bezeichnen, wo alles nach Privatzwecken, nach augenblicklichen Eingebungen, ohne feste Norm, höchst ungleichmäßig entschieden ward. Spätere, u. a. Juvenal 10, 48 (patria vervecum) und der Arzt Galenus, führen die Dummheit der Abderiten auf klimatische Verhältnisse zurück.[2] Genug, der Name Abderit war bei den Alten ein Schimpfwort, und Lucian in seiner Abhandlung „Wie man Geschichte schreiben müsse" und Lafontaine in seiner Fabel „Demokrit und die Abderiten" haben die Albernheiten der Abderiten gegeißelt, und seitdem sie Wieland durch seinen, auf seine Vaterstadt Biberach gemünzten Roman in die deutsche Litteratur eingeführt hat, gilt auch bei uns die Bezeichnung

---

[1] Im griechischen Alphabet sind der erste und der letzte Buchstabe A und O, daher die Redensart: das A und O von etwas sein, s. v. w. Anfang und Ende, alles bei einer Sache sein. In Westfalen sagt man: dat å es de schâpstall, 'et ô es de fossfall (Fuchsfalle), augenscheinlich eine witzige Abfertigung auf die Frage nach der unverstandenen Redensart.

[2] Vgl. K. F. Hermann, Gesammelte Abhandlungen, S. 90—111; 370.

„Abderitismus" als der Inbegriff alles beschränkten, „spießbürgerlichen" Lebens und Treibens, wie es sich oft in kleinstädtischen Verhältnissen breit macht. Vgl. Schildbürger.

4. Das Abendmahl auf etwas nehmen.

Diese Beteuerungsformel hat ihren Ursprung in den Ordalien (d. i. Urteilen, Gottesurteilen) des Mittelalters. Man glaubte die Schuld oder Unschuld eines Verdächtigen dadurch erweisen zu können, daß man ihm eine geweihte Hostie, auch einen Schnitt Brot oder Käse in den Mund steckte. Konnte der Angeschuldigte den Bissen leicht und ohne Schaden hinunterbringen, so galt er für unschuldig, dagegen für schuldig, wenn ihm der Bissen im Halse stecken blieb und wieder herausgenommen werden mußte. Dieses Ordal hieß die Probe des geweihten Bissens, lat. judicium offae. Es wurde nach Majer, Geschichte der Ordalien, S. 71, insbesondere für Geistliche im J. 868 unter dem Namen purgatio per sanctam Eucharistiam eingeführt, bei der der Beschuldigte die Worte sprach: corpus Domini sit mihi ad probationem hodie.

Nach Grimm, Rechtsaltertümer, S. 936, war aber diese Sitte bei den Indern und andern indogermanischen Völkern nicht minder ausgebildet als bei den Germanen; so beweisen z. B. die Verse 266 und 267 in Sophokles' Antigone, daß die Ordalien auch dem klassischen Altertum bekannt gewesen sein müssen.

Mit diesem Brauche in Zusammenhang stehen folgende Wendungen:

Daß mir das Brot im Halse stecken bleibe!

Ich will den Tod an diesem Bissen essen,

und in weiterer Entwicklung:

Du kannst Gift darauf nehmen.

5. Abgebrannt sein.

Gewöhnlich ist es nicht so schlimm, wie das Wort eigentlich sagt. Die Redensart stammt in ihrer übertragenen Bedeutung „augenblicklich kein Geld mehr haben" aus der Studentensprache.

6. Abgefeimt.

Abfeim ist dasselbe wie Abschaum; wenn wir von einem abgefeimten Schurken reden, gebrauchen wir also dasselbe Bild, wie wenn wir vom Abschaum der Menschheit sprechen.

7. Er ist gehörig abgeführt worden.

Ist eine der Studentensprache entlehnte Redensart, die allgemein soviel bedeutet wie: in beschämender Weise abgefertigt worden sein. So sagt Tieck: „Ich dachte nicht so abgeführt zu werden!" Ursprünglich bezieht sich der Ausdruck jedoch auf den, der bei einer Pankerei vor Erfüllung der festgesetzten Bedingungen (Kugelzahl bei Pistolen, Zahl der sogen. Blutigen oder der Gänge bei Schlägern oder der üblichen 15 Minuten) kampfunfähig wird und vom Platze „abgeführt" werden muß.

8. Abmeiern.

Der Sinn dieser Redensart ist nach heutigem Sprachgebrauch derselbe, wie der der vorigen; ihre Grundbedeutung ist jedoch: den Meier von Hof und Gut entfernen (colonum dimittere).

Meier waren ursprünglich Aufseher, Verwalter (villici) eines Landgutes, durch deren Hand der Grundbesitzer die Abgaben seiner Hörigen oder Grundholden empfing. Vielfach wurden sie mit der Zeit auf bestimmte Leistungen gesetzt, d. h. sie hatten jährlich gewisse Mengen von Naturprodukten oder Summen Geldes an den Grundherrn abzuführen. Für den Fall, daß sie diesen Verpflichtungen nicht nachkamen, besaß der Herr das Recht der Pfändung und Abmeierung.

9. Abkanzeln.

S. v. w. einem im Sittenpredigertone (daher das Bild von der Kanzel) Vorwürfe machen. Ähnlich läßt Schiller in „Wallensteins Lager" den ersten Jäger von dem frommen und strengen Gustav Adolf sagen:

Und wurden wir mal ein wenig munter,
Er kanzelt' uns selbst wohl vom Gaul herunter.

10. Ablaß nach Rom tragen.

S. v. w. etwas Überflüssiges thun. Von einfältigen Menschen, die sich mit einer Angelegenheit an einen möglichst unpassenden Ort wenden. Rom war ja der Ort, von dem aus der Verkauf des Ablasses geschäftsmäßig ins Werk gesetzt wurde. Ital.: portar indulgenze a Roma. Die entsprechende Redensart des Altertums lautet: noctuas Athenas ferre, s. Eulen. Vgl. Wasser ins Meer, Wasser in die Elbe tragen.

11. Ablaufen.

An dem läuft alles ab, sagt man von einem, bei dem aller Tadel, alle Ermahnungen vergeblich sind. Der Tadel erscheint hier als Regen, wie auch sonst strafende, scheltende Worte als eine Flut, und wie man auch ganz allgemein sagt, daß die Worte fließen. Wer einen solchen Regen hat über sich ergehen lassen müssen, ist ganz „betroft" (betrauft), „steht da wie ein begoßner Pudel". Syll. 46: „Asinus compluitur. Ein Esel lasset sich alles beregnen, und achtet es nicht, das ist, Er gibt auff keine schelt- oder dräu-wort. Er ist so naß, als er werden mag. Wann ich den Rock schüttele, so fället es alles ab."

12. Er nimmt Abschied wie der Teufel: mit Gestank!

So sagt man von Leuten, die sich auf etwas zweifelhafte, „anrüchige" Weise aus dem Staube machen. Der Teufel hinterläßt nämlich dem Volksglauben nach, wenn er durch ein heiliges Wort oder Zeichen verscheucht wird, einen Schwefelgestank. Die Redensart ist alt; schon bei Sebastian Franck (1541) findet sich das Sprichwort: „Der Teufel läßt stets einen Gestank hinter ihm", mit der Erklärung: „Man nennt einen bösen Geruch ein stinkend Gummi, Teufelsdreck, zum Zeichen, als sei des Teufels Ausfahrt und Abscheiden nicht gut. Es wird auch von unehrlichen Leuten gesagt, die sich übel letzen, und im Abschied Unehr nach sich verlassen, alsdann spricht man: Sie haben einen Gestank hinter ihnen gelassen und sich daraus gemacht."

13. Absegeln.

Eines der vielen Bilder unsrer Sprache für sterben. Man hat zur Erklärung gerade des Segelns auf die alt-

germanische Sitte hingewiesen, die Leiche einem Schiffe anzuvertrauen und dieses ins Meer hinauszustoßen. Wahrscheinlich ist der Ausdruck aber nur eine Abwandlung des sonst gebräuchlichen Abfahren (mittelhochd. heißt der Tod oft diu hinvart) und der volksmäßigern Abkutschieren und Abrutschen.

14. Sein Absehen auf etwas richten; es auf etwas abgesehen haben.

S. v. w. auf etwas ausgehen, etwas bezwecken. „Absehen" (auch „Absicht") hieß die kleine Kerbe am Gewehr, die für den zielenden Schützen in einer Linie mit dem Korn (s. d.) am Ende des Flintenlaufs und dem Zielpunkt liegen muß. Simpl. II, 187, 19: „Dieser Corporal hätte .. mehr ermeldten Printz fleissig im Gesicht und vor seinem Absehen behalten." Und deutlicher noch bei Gottsched: „Jede Scheibe hat nur einen Zweck (Zwecke, d. i. Ziel), nach welchem viele zielen durch ihre Absichten."

15. Abspeisen.

Einen dürftig, mit bloßen Redensarten abfertigen; eigentlich: mit Worten (statt mit Brot) abspeisen. Syll. 99: „Farcire centones alicui. Mit Worten speisen."

16. Den Abt reiten lassen.

S. v. w. sich in Abwesenheit des Abts lustig machen, ohne Aufsicht sich gehen lassen. Die Redensart stammt aus dem Kloster; wenn der Abt, der gestrenge Herr, über Land ritt, ließen ihn die Mönche reiten und machten sich einen guten Tag. Gewiß ahmen die spielenden Kinder ursprünglich Mönche nach, wenn sie singen:

Der Abt ist nicht zu Hause,
Er ist auf einem Schmause,
Und wenn er wird nach Hause komm'n,
So wird er schon geklingelt komm'n.

Ein bekanntes, unsrer Redensart ganz ähnliches Sprichwort sagt: Wenn die Katze aus dem Hause ist, haben die Mäuse Kirchtag, springen die Mäuse über Tisch und Bänke. Frz.: Les rats se promènent à l'aise, là où il n'y a point de chats, oder: Quand le chat n'est pas au logis,

les rats dansent sur la table. Ital.: Dove non son gatti, i topi ballano. Engl.: When the cat is away, the mice play.

Der Grundgedanke dieses Sprichwortes ist alt; er findet sich zuerst wohl in der Fabel Äsops, wo sich die Mäuse an einen für die Katze unzugänglichen Ort flüchten und nun in Freiheit leben. Die Fabel lehrt, daß Unordnung und Verwirrung überall da herrschen, wohin der Arm der Gerechtigkeit nicht reicht, oder wo es die Obrigkeit an der gehörigen Aufsicht fehlen läßt. Bei Terenz findet sich das Sprichwort in folgender Fassung: Perstrepunt, domini ubi absunt; vgl. das frz.: voyage de maître, noces de valet.

Außer der ersten Redensart knüpfen sich noch verschiedene andre Sprichwörter und Redensarten an die Persönlichkeit des Abts, z. B.: Wie der Abt singt, so antworten die Mönche; auch frz.: le moine répond comme l'abbé chante (d. i.: wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen); wenn der Abt Würfel auflegt, hat der Konvent Macht zu spielen; wie ein Abt bedient werden u. a. Auch ein bestimmter Abt, der von Posen, lebt im Volksmunde. Er ist ein Mann, der zu leben und leben zu lassen weiß und dabei auch einmal durch die Finger sieht. „Wer möchte das nicht", sagte der Abt von Posen — entgegnet man einem, der einen dritten wegen verbotenen Genusses anklagt.

17. Durch seine Abwesenheit glänzen.

Diese Redensart findet sich schon bei Büchmann erklärt als „ein Taciteischer Edelstein in Chénierscher Fassung". Im alten Rom war es Sitte, bei Leichenbegängnissen imagines maiorum (die Bilder der Vorfahren) der Leiche voranzutragen. Nun erzählt Tacitus (Annalen, 3. Buch, letztes Kapitel), unter der Regierung des Tiberius sei Junia, die Witwe des Kassius und Schwester des Brutus, gestorben und mit allen Ehren bestattet worden. „Aber Kassius und Brutus leuchteten gerade dadurch hervor, daß ihre Bildnisse nicht zu sehen waren" (sed praefulgebant Cassius atque Brutus eo ipso, quod effigies eorum non videbantur).

Diese Stelle hat J. Chénier in seiner Tragödie „Tibère", A. I, Sc. 1, so wiedergegeben:

> Devant l'urne funèbre on portait ses aïeux;
> Entre tous les héros qui, présents à nos yeux,
> Provoquaient la douleur et la reconnaissance,
> Brutus et Cassius *brillaient par leur absence.*

18. Mit Ach und Krach.

Ist eine der vielen stehenden Zwillingsformeln unsrer Sprache. In vielen stehen die beiden Geschwisterbegriffe nur durch „und" verbunden nebeneinander, bei andern macht der Reim die Verwandtschaft beider gleich fürs Ohr deutlich, wieder bei andern — und das sind im allgemeinen die ältesten — der Stabreim. Jacob Grimm hat im Anfange seiner Rechtsaltertümer und E. Schulze in Herrigs Archiv (Bd. 48 fg.) aus alten Gesetzen, Weistümern u. a. eine reiche Auslese von solchen althergebrachten, freilich großenteils jetzt nicht mehr gebräuchlichen Wendungen zusammengestellt; die folgende Sammlung soll nur einen Überblick über das geben, was heute davon noch gäng und gäbe ist.

A. Verbindungen ohne End- und Stabreim.

a. Substantiva:

Ach und Weh; Goethe: „half ihm doch kein Weh und Ach" — in Acht und Bann — die Alten und Jungen — in Amt und Würden — Art und Schick — Art und Weise — über Berg und Thal — Bomben und Granaten — nach altem Brauch und Herkommen — Brauch und Sitte — *Brief und Siegel[1] — Dichten und Trachten — in Fleisch und Blut (in succum et sanguinem) — mit Feuer und Schwert (ferro ignique) — mit Fug und Recht — unter Glas und Rahmen — Gram und Kummer — (in) Grund und Boden — Hals und Bein (brechen) — *über Hals und Kopf — mit Hand und Mund — *Hand und Fuß (haben) — mit Händen und Füßen (manibus pedibusque) — mit Hängen und Würgen — an Haupt und Gliedern — Haut und Knochen — auf Heller und Pfennig — Hieb und Stich —

[1] Die mit einem Stern bezeichneten Verbindungen werden später an ihrer Stelle erklärt werden.

Hitze und Kälte — *Hopfen und Malz (verlieren, oleum et operam perdere) — Hunger und Durst (fames sitisque) — *in Jahr und Tag — Kern und Schale — in Ketten und Banden (catenae et vincula) — Kraft und Macht — *wie Kraut und Rüben — (über) Land und Meer — Leben und Treiben — Leib und Gut — mit Leib und Seele — *durch Mark und Bein — Maß und Gewicht — ohne Maß und Ziel (Ovid: est modus in rebus, sunt certi denique fines) — Mittel und Wege — Mord und Totschlag — Mühe und Arbeit — mit Mühe und Not — zu Nutz und Frommen — an Ort und Stelle — nach Pflicht und Gewissen — Pflicht und Schuldigkeit — Rang und Titel — nach Recht und Billigkeit — in Reih und Glied — in Ruh und Frieden — in Sack und Asche — hinter Schloß und Riegel — ohne Sinn und Verstand — Sommer und Winter — Speise und Trank — Spiel und Tanz — mit Spießen und Stangen — Spott und Hohn — Stadt und Land — Sünde und Schande — Tag und Nacht (noctes diesque) — Tisch und Bett (früher: bank und bette) — auf Tod und Leben — auf Treu und Glauben — Wald und Heide — Wall und Graben — zu Wasser und zu Lande (terra marique) — in Wort und Bild — mit Wort und That — Zeit und Stunde — Zeit und Umstände — Zeit und Weile.

b. Adjektiva und Adverbia:

All und jeder — alt und jung — angst und bange — dick und fett — früh und spät — groß und breit — gut und nütze — hier und dort — hin und wieder — *hoch und teuer — kalt und frostig — krumm und lahm — kurz und bündig (breviter et abscise) — kurz und gut — über kurz oder lang — lang und breit — lauter und rein — lieb und wert (in der Anrede auch zusammengezogen: liebwerter Vetter) — nackt und bloß — recht und billig — rund und nett — steif und fest — toll und blind — voll und ganz — wohl oder übel.

c. Verba:

Achten und schätzen — beißen und kratzen — drehen und wenden (lenken) — dichten und trachten — essen und trinken

(to eat and to drink; manger et boire) — grünen und blühen — hören und sehen — hungern und dursten — kehren und wenden (alter Ausdruck bei Grenzbestimmungen) — kommen und gehen (to come and to go; passer et lasser, frapper et s'en aller) — sich krümmen und winden — lachen und weinen (to smile and to sneer, to laugh and to cry; rire et pleurer) — leben und sterben — lieben und hassen — säen und ernten (to sow and to reap, to sow and to mow; semer et recueillir) — schäumen und zischen — sein und bleiben — sengen und brennen — sieden und braten — stehen und liegen lassen — suchen und finden (to seek and to find; chercher et trouver) — thun und lassen — tosen und brausen — versprechen und halten (to promise and to hold [keep]; promettre et tenir) — wagen und gewinnen (to venture and to have; risquer et gagner) — wohnen und hausen — zittern und beben.

Erstunken und erlogen — *nicht gehauen und nicht gestochen — gesottnes und gebratnes — gestiefelt und gespornt — gestoben und geflogen — verbrieft und besiegelt — verraten und verkauft — verriegelt und verschlossen.

B. Gereimte Verbindungen. [1]

a. Substantiva:

Mit Ach und Krach — unter Dach und Fach — Hack und Mack — Hack und Pack (preußisch) — mit Sack und Pack — ohne Saft und Kraft — *Knall und Fall — Salz und Schmalz — *außer Rand und Band — Schand und Brand anthun — *Sang und Klang — mit Rat und That — Habchen und Babchen — Kragen und Magen — Handel und Wandel — *in Saus und Braus — mit

[1] Auch im Sprichwort spielt der Reim eine große Rolle: Jugend hat keine Tugend. — Juristen, böse Christen! — Frankenweine, Krankenweine! — Träume sind Schäume. — Würde, Bürde! — Alles vergeht, Tugend besteht. — Andre Jahr', andre Haar'! — Begonnen ist halb gewonnen. — Borgen macht Sorgen. — Ende gut, alles gut. — Erst die Pfarre, dann die Quarre. — Eile mit Weile! — Ehestand, Wehestand. — Ehre verloren, alles verloren! — Stank statt Dank! u. s. f.

Dreck und Speck — Weg und Steg — Schlemmer und Demmer — *Krethi und Plethi — *Stein und Bein — Freud und Leid — Glimpf und Schimpf — mit Kind und Kind — auf Schritt und Tritt — *Kipper und Wipper — in Irren und Wirren — nach bestem Wissen und Gewissen — *über Stock und Block — in Not und Tod — ohne Ruck und Zuck — Lug und Trug — Gruß und Kuß — Gut und Blut — Gut und Mut verlieren — zu Schutz und Trutz — Gemüt und Geblüt — Mücken und Tücken — *in Hülle und Fülle — Würde und Bürde.

b. Adjektiva und Adverbia:

Dann und wann — echt und recht — *schlecht und recht — de- und wehmütig — mein und dein — weit und breit — pfiffig und kniffig — *voll und toll — stumm und dumm (stumm, dumm und gefräßig) — hüben und drüben — (in Sachsen scherzhaft: denk- und gegenwärdig).

c. Verba:

Schalten und walten — langen und bangen — raten und thaten — ächzen und krächzen — schauen und trauen — gehen und stehen — leben und weben — hegen und pflegen — schlemmen und demmen (Narrenschiff) — schlenzen und scherwenzen (Goethe im „Götz") — sterben und verderben — herzen und scherzen — scheiden und meiden — singen und klingen — singen und springen — fliegen und kriechen — sich schmiegen und biegen — summen und brummen — lügen und trügen — rütteln und schütteln.

Geschniegelt und gebügelt — verschoben und verschroben — ungezwungen und ungedrungen — gerüttelt und geschüttelt.

C. Alliterierende Ausdrücke.

a. Substantiva:

Anfang und Ende — *zwischen Baum und Borke — *in Bausch und Bogen — Blatt und Blüte — Brot und Butter — Bürger und Bauer — Buße und Besserung — Deich und Damm — durch Disteln und Dornen — (Schiller im „Fiesco": Donner und Doria) — an allen Ecken

und Enden — auf Eid und Ehre — Eigen und Erbe — mit Fäusten und Füßen — Feuer und Flamme — Freund und Feind — Friede und Freude — Fisch und Fleisch — Geld und Gut — Geld und gute Worte — *weder Gicks noch Gacks — Gift und Galle — Glück und Glas — Gras und Kräuter — Grund und Grat — Hahn und Henne — Haß und Hader — Haus und Heim (house and home) — Haus und Herd — Haus und Hof (arae et foci) — *mit Haut und Haar — mit Herz und Hand — Himmel und Hölle — Hirt und Herde — Kaiser und König — Kalb und Kuh — mit Kenlen und Knitteln — *Kind und Kegel — Kisten und Kasten — Kisten und Koffer — Kopf und Kragen — Krume noch Kruste — Küche und Keller — Land und Leute — Lappen und Lumpen — Leib und Leben — Gelehrte und Laien — Licht und Leben — Licht und Luft — Lunge und Leber — Lust und Liebe — Mann und Maus — bei Nacht und Nebel — Nahrung und Notdurft — Pfand und Pfennig — Pfarrer und Pfründe — ohne Rast und Ruh — Roß und Reiter (Bürger in der „Lenore") — in Samt und Seide — Sang und Spiel — Scherz und Schimpf — Schild und Schirm — Schild und Schwert — mit Schimpf und Schande — Schloß und Schlüssel — Schmach und Schande — Schutz und Schirm — Seele und Seligkeit — Speer und Spieß — Stecken und Stab (Ps. 23, 4) — Stiefel und Sporn — Stock und Stande — *über Stock und Stein — mit Stumpf und Stiel — vor Tag und Tau — Thor und Thür — Tod und Teufel — Topf und Tiegel — Wald und Weide — Wald und Wiese — Wasser und Weide — Wasser und Wein — eine gute Wehr und Waffen (Luther) — Wind und Wasser — Wind und Wellen — Wind und Wetter — mit (ohne) Wissen und Willen — Witwen und Waisen — Wohl und Wehe — Wort und Werke (Goethe im „Zauberlehrling") — Zaum und Zügel — Zeit und Ziel — Zins und Zoll — *Zweck und Ziel.

b. Adjektiva und Adverbia:

An und ab — auf und ab — blaß und bleich — blank und bloß — braun und blau — dick und dünn —

drauf und dran — drum und dran — drunter und drüber (omnia sursum deorsum fortuna versavit. Seneca, Ep. 44) — erb- und eigentümlich (Goethe im „Götz") — fix und fertig — frank und frei — frei und froh — frisch und fröhlich — frisch, fromm, fröhlich, frei (Wahlspruch der Turner) — ganz und gar — *gäng und gäbe — im großen und ganzen — grün und gelb — gut und gern — nicht halb, nicht heil (heil = ganz) — hin und her — hoch und hehr — hoch und heilig — hott und hü — immer und ewig — klein und keck — *klipp und klar — kurz und klein — je länger, je lieber — lieb und leid — lichterloh — los und ledig — matt und müde — nagelneu — niet- und nagelfest (Gegensatz: fahrende Habe) — null und nichtig — nun und nimmermehr — offen und ehrlich — sauer und süß, sauersüß — starr und steif — wie und warum — wo und wie — wohl und warm — wohlweislich — wüst und wild.

c. Verba:

Ich bin und bleibe — beißen und bellen — nichts zu beißen noch zu brechen (brocken) haben — biegen oder brechen — bitten und beten — büßen und bessern — drehn und deuteln (Bürger in den „Weibern von Weinsberg": „ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln") — fasten und feiern — forschen und fragen — haben und halten — halten und hegen — hoffen und harren — hüten und hegen — küssen und kosen — wie er leibt und lebt — sich nicht rücken noch rühren — sich nicht rühren und rappeln — schinden und schaben — schirmen und schützen — schleuzen und scherwenzen (vgl. die gereimten Verbalverbindungen) — schnarchen und schnauben — *singen und sagen — thun und treiben — trotten und traben — nicht wanken noch weichen — zittern und zagen.

19. Achillesferse.

Ist sprichwörtlich zur Bezeichnung der schwächsten, verwundbarsten Stelle eines Menschen, nach der griechischen Sage von Achilles, den seine Mutter, die Meergöttin Thetis, in der Absicht, ihn unsterblich zu machen, in Feuer (nach

Spätern: in den Styx) eintauchte; nur die Ferse, woran sie ihn hielt, blieb ungefeit und daher verwundbar (Homer weiß noch nichts von der Unverwundbarkeit des Achilles; vgl. Ilias 21, 167).

Dem griechischen Achill entspricht im deutschen Volksepos die Heldengestalt Siegfrieds: beide werden inmitten der blühendsten Lebenskraft hinweggerissen, und wie jener nur an der Ferse verwundbar gewesen sein soll, so erzählt die deutsche Volkssage von diesem, daß er nur im Rücken verwundbar gewesen sei, weil ihm beim Baden im Drachenblut (was ihm seine Hornhaut gab) ein Blatt von der Linde, unter der er badete, zwischen die Schultern gefallen war, sodaß dort das Blut nicht hindrang.

Fast in allen Sprachen bedeutet der Name Achill soviel wie die Tapferkeit und Unerschrockenheit selbst.

20. Etwas auf seine Achsel (d. i. Schulter) nehmen.

Hiob 31, 36; vgl. hierzu: etwas auf seine Kappe, auf seine Hörner nehmen. Alle Redensarten bedeuten s. v. w. die Folgen einer Sache, oder einer Handlung und die Verantwortung dafür auf sich nehmen.[1]

21. Etwas auf die leichte Achsel nehmen.

Es für unbedeutend ansehen und deshalb vernachlässigen. Das Bild ist abermals vom Lastträger genommen, und der Ausdruck „leichte Achsel" meint die Achsel, auf der man leichtere Lasten zu tragen gewohnt ist. Lat.: sinu laxo ferre aliquid. Horaz, Sat. 2, 3, 172.

---

[1] Ähnliche Bilder finden sich auch in folgenden figürlichen Ausdrücken: sich unterstehen, etwas zu thun, d. h. eigentlich sich selbst unter etwas stellen, um die Sache auf sich zu nehmen; sich unterfangen, d. i. eigentlich mit der Hand unter etwas fassen oder greifen, um es zu halten, zu heben oder zu bewegen; sich unterwinden, wo winden noch in dem alten Sinne von streben, ringen, seine Kräfte anstrengen, gebraucht ist; die Grundbedeutung ist also: mit Kampf und Anstrengung aller Kräfte unter eine Sache zu kommen streben, um sie zu heben, zu bewegen u. s. f., daher wird es von ganz besonders schwierigen Unternehmungen gesagt: vgl. 1 Mos. 18, 27; danach bei Gellert: „Sieh, Herr, ich unterwinde mich, mit dir zu reden. Staub bin ich."

22. Auf beiden Achseln tragen.

Es mit keinem (zunächst von zweien) verderben wollen. — Bei Val. Holl 160[a] wird von einer Frau gesagt: „Wan sy kann lachen wainen wann sy will Vnd schießen ferr vnd nach zum zil Auff baiden achßlen tragen". Und in Thomas Murners „Mühle von Schwindelsheim" V. 595 heißt es: „Mit beyden achslen kan ich gigen, wo ich nit wil bieten Welsch figen" (vgl. Feige). Die Redensart ist dann erweitert worden: den Mantel auf beiden Schultern tragen (s. Mantel). Daher dann auch die Ausdrücke: Achselträger oder Mantelträger, von jemand, der zu jeder Partei hält.

Lat.: duabus sellis sedere, Laberius bei Seneca, Contr. 3, 18.

Aus der Gebärdensprache ist folgende Redensart entlehnt:

23. Einen über die Achsel ansehen.

S. v. w. jemand mit geringschätzigem Blick (Achselblick) ansehen, ihn verachten. In Brants Narrenschiff 96, 33: „Man sicht den über die achslen an." In Baiern sagt man in demselben Sinne auch: etwas über die Achsel naus blasen, weil mit dem verächtlichen Seitenblick oft eine pustende Lippenbewegung — im Schriftdeutschen Pah! — verbunden wird. — Lat.: alto supercilio contemnere. Frz.: regarder quelqu'un par-dessus l'épaule.

24. Etwas ad acta legen.

Aus der Amtssprache. Wenn sich eine Behörde auf ein eingegebenes oder eingesandtes Schriftstück (Gesuch, Bittschrift, Beschwerde oder dgl.) nicht einläßt und keinerlei Beschluß darüber faßt, so läßt sie es doch mit dem Vermerk: Ad acta! in die in der Sache bereits vorhandenen Akten heften. Daher dann die weitere Bedeutung: auf eine Sache nicht eingehen.

25. Den alten Adam ausziehen.

Ist biblischen Ursprungs und findet sich in den Briefen des Paulus, z. B. an die Kolosser 3, 9: Ziehet den alten Menschen (mit seinen Werken) aus. An verschiedenen Stellen (vgl. 1. Kor. 15, 21; 45; 46; Röm. 6, 6) stellt Paulus den

alten Adam als den Urheber der Sünde und des Todes in Gegensatz zu dem neuen Adam, dem Geiste der Wiedergeburt und Urheber der Wiederauferstehung, und so beantwortet auch Luther im vierten Hauptstück seines Katechismus die Frage: Was bedeutet denn solch Wassertaufen? mit den Worten: „Es bedeutet, daß der alte Adam in uns durch tägliche Reue und Buße ersäuft werden soll". — Die Wendung findet sich aber auch oft etwas verändert; so sagt der alte Hildesheimer Chronist Oldekop immer nur: „unsen olden adam castien". Vgl. Lehm. 179 (Entschuldigen 13): „das ist die alte Adams Rhethoric, daß man die Schuld GOtt oder andern Menschen gibt"; 340 (Gleißnerey 105): „Viel seynd der Meynung, es könne niemand in Himmel kommen, als in einer Mascarad von Lambspeltz, sonst so einer in seiner alten Adamshaut dem alltags Kleid dahin kömmt, der werde in die eusserste Finsternüß geworffen."

26. Es ist keine gute Ader an ihm.

S. v. w. er taugt ganz und gar nichts. — Die Redensart stammt daher, daß die Adern früher als Sitz des Seelen- und Gemütslebens galten. Im gewöhnlichen Menschen sind gute und schlechte Adern vereinigt; von dem bösen sagt man: es ist keine gute Ader an ihm, von dem vortrefflichen aber wird gerühmt: an dem ist keine falsche Ader. Dieselbe Auffassung liegt zu Grunde, wenn wir von den Lebensfibern und -fasern als dem Sitz der Wünsche, überhaupt jeder seelischen Erregung, sprechen. Ebenso erklären sich folgende Wendungen:

27. Es schlägt mir keine Ader darnach.

S. v. w. ich habe keine Neigung, keine Begabung zu etwas. Eine dichterische, eine musikalische Ader haben, und ähnliches; Lehm. 350 (Grob 7): „Wenn jhme die Bawerader würde abgeschnitten, so würde er sich bald zu todt bluten." Vgl. Goethe im „Egmont": „Ich habe zu der spanischen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern."

28. Der Affe

als Sinnbild des Narren ist alt; schon im Mittelhochdeutschen wird er ebenso wie Esel und Gauch für Narr und

Thor gebraucht. So in dem alten Spruch: „Ich bin ir narr, ir gauch, ir aff, In esels weis ich sy angaff.“ Zarncke hat in seiner Einleitung zum „Narrenschiff“, XLVII fg., zahlreiche Belege hierfür, namentlich aus dem Renner, zusammengebracht. Man stellte sich vor, ein alberner Mensch sei von dem Affen, dem Narren wie von einem Dämon besessen, der Affe stecke ihm im Leibe. Einen Affen, einen Narren im Leibe haben (daher dann auch: einen Narren [an jemand] gefressen haben) ist also gerade so wörtlich zu verstehen wie die vielgebrauchte Redensart: den Schalk im Busen haben, und dieselbe Vorstellung liegt zu Grunde, wenn man sagt: seinen Affen füttern, seinem Affen Zucker geben in dem Sinne von ausgelassen sein (eigentlich dem innern tollen Geist es wohl sein lassen), oder sich einen Affen kaufen für sich betrinken, einen Affen haben für betrunken sein.

Affenliebe hat mit dieser Vorstellung nichts zu thun, sondern ist übertriebene Mutterliebe, blinde Zärtlichkeit der Eltern gegen ihre Kinder; zur Erklärung vgl. Lehm. 166 (Eltern 4): „Eltern seynd offt wie Affen, die jhre Kinder vor Lieb zu Todt drücken, das ist ins Verderben stecken“.

Über den Ausdruck Hans Aff s. Hans, über die Redensart: ich denke, der Affe kratzt (lauft) mich vgl. Fuchs.

29. Von einer Sache Akt nehmen.

Stammt aus der Amtssprache und bezeichnete ursprünglich s. v. w. über eine Sache eine Niederschrift, ein Protokoll (Akte) aufnehmen. Dann in weiterer Bedeutung: Kenntnis nehmen von einer Sache, um sein Verfahren darnach einzurichten.

30. Seine Aktien steigen (oder **fallen**).

Eigentlich: das Unternehmen, woran jemand beteiligt ist, wirft größern oder geringern Gewinn ab, je nachdem der Kurs der Aktien in der öffentlichen Meinung steigt oder fällt; dann allgemeiner: die Aussichten auf den Erfolg seiner Spekulationen, seiner Bestrebungen und Hoffnungen sind im Steigen oder Fallen begriffen, mehren oder mindern sich.

31. Mir fiel ein Alp vom Herzen

gewöhnlicher in der Form:

Mir fiel ein Stein vom Herzen,
s. v. w. ich wurde von einer großen Sorge befreit.

Es liegt nahe, eine Sorge, die man im Gemüt mit sich herumträgt, bildlich als eine Last, einen Stein zu bezeichnen, der auf dem Herzen ruht, das Herz schwer macht. Nun giebt es eine peinigende Vorstellung im Halbschlaf, wo man glaubt, ein Gespenst presse einem die Brust, daß man kaum Atem zu holen vermag; vergebens versucht man zu schreien, die Kehle ist von dem beklemmenden Geiste wie zugeschnürt. Endlich erwacht man, aufgeregt, in Schweiß gebadet, tief Atem holend, der „Alp" ist von der Brust gewichen. Und so sagt, wer sich von einer schwer beklemmenden Sorge befreit fühlt: mir fiel ein Alp vom Herzen.

Wie der Volksaberglaube früher alle Übel und Krankheiten den Einwirkungen entweder göttlicher oder dämonischer Wesen zuschrieb, so auch diese rätselhaften Beängstigungen im Schlafe, deren mächtiger Eindruck bei den einfachern Menschen desto gewaltiger gewesen ist.[1] Bei den Römern schlich sich Faunus, der Gott des Waldes und der Felder, bisweilen in die Wohnungen der Menschen, um sie im Schlafe zu beängstigen, daher sein Name Incubus, d. i. Aufflieger; und auch dem ganzen germanischen Sprachgebiet sind diese Druckgeister, zum Teil unter uralten Namen, bekannt. In Mitteldeutschland heißt das Wesen Alp (Elf, Alf), niederd. Mahr (frz. cauche-mar, von calcare pressen, treten); es wurde im Mittelalter unter die schwarzen Berggeister, die Zwerge, gezählt und in christlicher Zeit für eins mit dem Teufel erklärt, daher die bekannte sprichwörtliche Wendung:

Ihn hat der Teufel geritten!

und die sprichwörtliche Frage:

Reitet dich der Teufel?

Grimm, Sagen, Nr. 80, erzählt vom Alp, er dringe trotz verschlossener Fenster und Thüren durch die kleinsten Öffnungen ein (nach manchen Sagen als Strohhalm, nach

[1] Doch ist schon im Mittelalter die Erklärung des unheimlichen Wesens durch Blutstockung (als deren Folge böse Träume erscheinen) gefunden worden.

andern als Flaumfeder). Verstopfe man geschwind das Loch, so müsse er an der Stelle bleiben und könne nicht fort, worauf er sich aufs Bitten lege und um Freiheit flehe mit dem Hinweis auf seine verlassenen, hilflosen Kinder zu Hause. Nachts reite er auch die Pferde, daß sie morgens abgemattet seien. Wer vor dem Schlafengehen seinen Stuhl nicht versetze, den plage der Alp nachts. Den Leuten mache er gern Wichtelzöpfe (von Wicht, d. i. Zwerg oder Alp).[1] Vgl. dazu Paul, Grundriß der germanischen Philologie, I, 1013 fg., wo E. Mogk trefflich zusammenfassend über germanische Druckgeister handelt.

32. Sich auf sein Altenteil setzen.

Wird von dem Vater oder von den Eltern gesagt, die sich im Alter von der Arbeit zurückziehen und sich zur Ruhe setzen; sie heißen geradezu Altenteiler (sonst auch Altsitzer). J. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 489: „Der Vater läßt sich gleichsam bei Lebzeiten beerben, er tritt den Kindern sein Vermögen ab und zieht sich in eine Ecke am Herd, in ein enges Stübchen zurück, wo er seine letzten Tage verleben will; den freien Brand, eine Leibzucht, eine Pfründe hat er sich vorbehalten."

33. Ein alter Knabe.

Dieses Oxymoron[2] steht bei Jesaias 65, 20: quoniam puer centum annorum morietur, was Luther übersetzt: „sondern die Knaben von hundert Jahren sollen sterben". — In Brants „Narrenschiff" 5, 3, wird „eyn böses kynt von hundert ior" erwähnt.

34. Auf den alten Kaiser,

d. h. unbesorgt, wird gelebt, gesündigt, geborgt, gestohlen. Ist dieser alte Kaiser wirklich derselbe, von dem das deutsche Volk so lange neue Herrlichkeit erwartet hat, der im Kyff-

[1] Das englische Verbum to elf heißt geradezu das Haar verfilzen.

[2] Oxymōron, d. h. eigentlich Witzigdumm, nennt man in der Rhetorik eine Verbindung zweier Begriffe, die einen Widerspruch enthalten, z. B. junger Greis, weißer Rabe, stille Musik, geschäftiger Müßiggang.

häuser sitzt, wo sein weißer Bart schon dreimal um den steinernen Tisch herumgewachsen ist, und dessen Raben den Berg umkreisen, der alte Babarossa?[1] Nüchterner, aber angemessener erscheint die Deutung Müllers (Lyons Zeitschr., 5), daß unter dem alten Kaiser der zuletzt gestorbene zu verstehen sei. Die Redensart wird aus den Zwischenregierungen stammen, wo die Fürsten und erst recht die kleinern Herren oft bunt wirtschafteten, weil ihnen kein Kaiser auf die Finger sah, und wenn sie der neue hätte zur Rechenschaft ziehen wollen, so war es eben noch „auf den alten Kaiser" geschehen.

35. Altfränkisch.

Bezeichnet alles, was aus der Mode ist, was in Sitten und Gebräuchen, Kleidung und Einrichtung, Charakter und Denkweise veraltet ist und dem Geschmack der Zeit zuwiderläuft. Noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts kommt das Wort in gutem Sinne vor; vgl. Renner, V. 22266, wo die alten frenkischen liute als einfältig, treu und zuverlässig gerühmt werden. Doch schon im 15. Jahrhundert treffen wir das Wort „altfrensch" (Liedersaal 3, 89) in dem oben angegebenen Sinne. Die Bedeutungsentwicklung ist vermutlich dieselbe gewesen, wie in schlecht (vgl. schlecht und recht), in einfältig oder in albern, das eigentlich „ganz wahr" (mittelhochd. alwære) bedeutet. Kluge (Etym. Wörterb., 5. Aufl.) hält altfränkisch für eine „wohl auf den Gegensatz zu den Franzosen gegründete Bezeichnung", was aber die Stelle im Renner verbietet. Eigentümlich heißt es in Kirchhofs „Wendunmuth" (I, Nr. 93) von einem Bauern: „den noch die alte Fränckische Auffrühriſche Art drückte"; das wird aber als eine der Situation angepaßte individuelle Umdeutung der gemeinen Wendung (wohl auf den Bauernkrieg in Franken) aufzufassen sein.

36. Das ist wie das Amen in der Kirche.

S. v. w. es ist ganz sicher. Das Amen bleibt in der Kirche nie aus; was so gewiß eintreffen wird, wie dieses

[1] Barbarossa, der erste Friedrich, ist erst ziemlich spät an die Stelle Friedrichs II. getreten, auf dessen Wiederkunft das deutsche Volk ursprünglich — und noch im 16. Jahrh. — harrte.

Amen, daran ist kein Zweifel. Vgl. Syll. 105: „Folium Sibyllae. 'Tis so waar alse Aamen."

37. Anbinden.

Auch jemand etwas zum Angebinde geben, von der Sitte, Bräuten, Wöchnerinnen, Kindern u. s. w. ein für sie bestimmtes Geschenk an den Arm zu binden. Auch Eingebinde kommt vor, weil der Wöchnerin das Geschenk auch in ein Tuch, dem Taufkind vom Paten auch in die Windeln eingebunden und so dargereicht wurde. Im zweiten Akt von Grillparzers Drama „Ein treuer Diener seines Herrn" sagt Otto von Meran zur Königin:

Du weißt, wir feiern heute
Das Wiegenfest des Kleinen, deines Sohnes.
Die Herren sind, die Frau'n bei ihm versammelt,
Und binden ihn mit kleinen Gaben an.

Nicht zu verwechseln damit ist der Brauch, jemand anzubinden, zu dem Zwecke, daß er sich durch ein kleines Lösegeld, ein Trinkgeld befreie. So wurde früher der Bauherr oder wer sonst ein im Bau begriffenes Haus betrat, von den Baulenten angebunden (mit der Schnur verzogen) und nicht eher aus dem Hause gelassen, als bis er ein Trinkgeld gezahlt hatte. Auch dem Brautpaar, das aus der Kirche heimfuhr, wurde von den Dorfkindern auf der Straße eine Schnur vorgezogen, bis der Bräutigam ein Geldstück aus dem Wagen warf. — Ein drittes „anbinden" (s. v. w. feindlich mit jemand zusammengeraten) stammt aus der Fechtersprache: hier werden die Klingen gebunden, d. h. kreuzweise aneinander gelegt.

Kurz angebunden nennt man einen, der barsch, unwillig oder schnippisch antwortet. Eigentlich von dem bösen Hunde, der kurz angebunden ist, damit er nicht zu viel Spielraum habe.

38. Es einem angethan haben.

S. v. w. einen bezaubert haben. Das scheut man sich aber zu sagen, daher das verhüllende „thun" (vgl. einen abthun) und das noch unbestimmtere „es", hinter dem ja der Zauber eigentlich steckt.

39. Einem nichts anhaben können.

S. v. w. ihm nicht schaden können. Die Redensart erklärt sich wie viele sofort, wenn man die erstarrte heutige Form löst und nun den verflüchtigten „Begriff" auf einmal wirklich greifen kann: an dem kann ich nichts haben, gewinnen, weil er mir zu stark ist, sich keine Blöße giebt. Im Leben Wilwolts von Schaumburg z. B. werden die Landsknechte einmal aufgefordert, auf den Feind zu gehen, mit dem Zusatz: „ob si was an ihm haben mochten".

40. Einem etwas anhängen.

S. v. w. Nachteiliges von ihm sagen. Vielleicht hergenommen von dem Zettel, der den am Pranger stehenden Verbrechern angehängt wurde, um jedermann die Ursache dieser entehrenden Bestrafung kund zu thun. Vgl. Ps. 78, 66 und Sir. 47, 21. Doch genügt es auch, an die Neckerei zu denken, daß einer dem andern vielleicht einen Strohhalm, einen Lappen, ein Stück Papier oder dgl. an den Rock steckt, was dann den Spott der Vorübergehenden herausfordert.

41. Jemand etwas anheim (heim) **stellen** (geben).

S. v. w. eine Sache dem Gutdünken eines andern unterwerfen. — Etwas jemand heim stellen heißt eigentlich: es in sein Haus, sein Heim stellen. Damit giebt man die Sache gänzlich in seine Gewalt, und so bedeutet „heim stellen" in übertragenem Sinne: vollkommen überlassen. Hohen Vorgesetzten pflegen wir heimzustellen, was wir andern, die uns gleich oder geringer sind, schlechtweg überlassen. Wenn der Vorgesetzte dem Untergebenen etwas „anheimstellt", so kann darin nur Ironie liegen. Die Form „anheim" ist eine müßige Verlängerung und stammt aus der Kanzleisprache, die das Lange und Breite liebt.

42. Einem etwas ankerben.

S. v. w. durch eine Kerbe bezeichnen; übertragen: es ihm gedenken, nachtragen; vgl. hierzu die Redensart: bei jemand auf dem Kerbholz stehen. Ähnlich sagt man auch: einem etwas ankreiden, anstreichen. In allen diesen Wendungen wird die Schuld des andern wie eine Geldschuld

behandelt; umgekehrt glaubt, wer auf Vergeltung einer Wohlthat hofft, „etwas gut zu haben" bei dem, dem er sie erwiesen hat.

43. Ankratz haben.

S. v. w. viel begehrt werden, umworben sein, gern von schönen Mädchen gesagt, um die sich die jungen Männer werbend drängen. Es hält schwer, die Redensart aus der Vorstellung des Kratzens zu erklären: man könnte doch nur an bettelnde Hunde denken, die wohl an dem herumkratzen, von dem sie etwas erwarten.

In Westfalen sagt man von Frauenzimmern, die nicht zum Tanze aufgefordert werden, daß sie „gar keinen ankrigg hevven un ümmer op der langen bank sitten". Ankrigg aber ist soviel wie hochdeutsch Ankrai oder Ankräh, und dazu stimmt die aus dem 16. und 17. Jahrhundert bezeugte Redensart: viel Ankrehens haben. Matthesius schreibt in seiner „Sarepta oder Bergpostilla" (15ª): „bergwerk haben viel ankrehens", und Lehman hat S. 711 (Schönheit 50) den Satz: „Schöne Leute . . . haben viel ankrehens". Darf man auf Grund dieser Belege wagen, Ankratz als den Genitiv eines — vielleicht zunächst bloß im Scherze gebildeten — Substantivums „Ankraht" (bekannt sind sonst nur Kraht und Hahnkraht) zu erklären, der abhängig zu denken wäre von einem zu ergänzenden viel, wie es bei Matthesius und Lehman wirklich steht? Wer viel Ankratz hat, wäre dann eigentlich das Gegenteil von dem, nach dem kein Hahn kräht.

44. Einen anlaufen lassen.

S. v. w. ihm übel begegnen, ihn gehörig abfertigen; zunächst thut das der Jäger mit dem Wildschwein, das er auf den entgegengehaltenen Speer laufen läßt.

45. Es anlegen auf etwas.

Aus der Schützensprache; s. v. w. auf etwas zielen, etwas zur Absicht haben. Ebendaher: einen Anschlag auf jemand machen, d. i. eigentlich sich zum Schießen vorbereiten, den Flintenkolben an die Wange legen, auf einen anlegen, um ihn zu treffen. Ein andrer Anschlag ist gemeint, wenn man sagt: etwas so und so hoch in Anschlag

bringen, d. i. schätzen; denn diesen taxierenden Anschlag macht eigentlich die Behörde mit dem Hammer an dem Brett oder der Säule, wo die Bekanntmachungen der Behörde zu lesen sind.

46. Einen anschwärzen; ihn schwarz machen.

S. v. w. ihn schlecht machen, ihn verleumden. Fast in allen Sprachen bedeutet schwarz in übertragenem Sinne s. v. w. böse, weiß s. v. w. gut. Vgl. Horaz, Sat. 1, 4, 85:

Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Schwarz ist die Farbe der Nacht und des Bösen, im Gegensatze zu dem weißen Licht des Tages, dem Weiß der Unschuld. Die Engel wurden weiß, die Teufel schwarz gedacht. Nigromantie[1] ist die schwarze Kunst, Zauberbücher sind schwarze Bücher; weiße Bücher sind die Heilige Schrift und die Gebote. Auch bedeutet weiß und schwarz zuweilen s. v. w. gute und böse Zeit, Glück und Unglück, daher: du siehst zu schwarz. Vgl. hierzu sich weiß brennen und aus schwarz weiß machen (und umgekehrt); Ovid, Met. 11, 315: facere candida de nigris et de candentibus atra; — Juvenal, 3, 30: qui nigrum in candida vertunt.

47. Ohne Ansehen der Person.

Die Redensart ist biblischen Ursprungs; Röm. 2, 11 heißt es: denn es ist kein Ansehen der Person (acceptio personarum) vor Gott. — Vgl. Apostelgesch. 10, 34; 2 Chron. 19, 7; 5 Mos. 10, 17; 1 Sam. 16, 7; Hiob 34, 19; Gal. 2, 6; Kol. 3, 25; Epheſ. 6, 9; Petri 1, 17; u. ö.

48. Jemand ein Stein des Anstoßes sein.

S. v. w. ihm im Wege, ihm hinderlich sein. — Die Redensart ist biblischer Herkunft und findet sich bei Jesaias 8, 14 und 1. Petri 2, 8, während Röm. 9, 32, 33 Stein des Anlaufens gesagt wird. In Brants „Narrenschiff" 29, α—γ:

Wer uff syn frumkeyt halt alleyn
Vnd ander vrteilt böß vnd kleyn
Der stoßt sich offt an hertte steyn.

[1] Nigromant ist eine Nebenform von dem griechischen Nekromant (eigentlich Totenbeschwörer), indem man die erste Hälfte des Wortes auf lat. niger umdeutete: schwarze Kunst, Schwarzkünstler.

Auch im Holländ. bei Harrebomée II, 302b; frz.: c'est une pierre de scandale.

Vgl. jemand Steine aus dem Wege räumen, s. v. w. ihm den Pfad ebnen.

49. Etwas anzetteln.

S. v. w. durch ein Gewebe von allerlei kleinen Mitteln etwas ins Werk setzen, gewöhnlich mit Hilfe andrer. Wird eigentlich von den Webern gebraucht, wenn sie durch Ausspannung der Fäden ihr Gewebe anfangen. Im zweiten Teil des Simplicianischen Vogelnestes heißt die Überschrift zum fünfzehnten Kapitel: „Moschiach wird vom Elias angezettelt, von der Esther außgewebet, und endlich von dem grossen Gebürg nur eine kleine lächerliche Mauß geboren". — Dasselbe Bild steckt in verzetteln, eigentlich den Faden im Gewebe verwirren und verlieren.

50. In den sauern Apfel beißen.

S. v. w. sich mit Selbstüberwindung einer unangenehmen Sache unterziehen. Nach unserm Sprachgefühl ist der saure Apfel selbst das Unangenehme, dem man sich unterziehen muß; aber diese Vorstellung ist vielleicht nicht die ursprüngliche. Man beißt wohl eigentlich in den sauern Apfel, um seinen Ärger zu verbeißen, um ihn durch die Säure zu übertäuben, vgl. Lehm. 240 (Geduld 47): „Laß die Kugel außlauffen, und beiß derweil in ein sawren Apffel". Freilich scheint schon bei Luther diese Vorstellung zu fehlen, wenn er schreibt: „obgleich e. k. gn. ein wenig hat müssen wermut essen und in einen sawren apfel beißen".

51. Jemand in den April schicken.

S. v. w. ihn am 1. April auf irgend eine Weise anführen und zum Narren machen; eigentlich nur: jemand den April antreten lassen. Im April, mit dem Frühling, begann das altgermanische Jahr, und zum Jahreswechsel hat man sich von jeher beschenkt. Natürlich ging das, wie noch heute, nicht ohne Neckereien ab, und so ist die Redensart zu ihrer heutigen Bedeutung gekommen. Wer auf den Leim gegangen ist, heißt Aprilnarr.

In Frankreich gab man sich den im April besonders

häufigen und daher billigen wohlschmeckenden Fisch maquereau, daher heißt der Aprilscherz dort poisson d'avril.

52. Veränderlich wie der April.

Der Monat April ist wegen seines veränderlichen Wetters zum Bild der Unbeständigkeit geworden. Vgl. Simpl. I, 84, 1: „weil seine lüfftige Gottheit nur auf des Printzen Aprillenwetterischen Gunst bestund".

Daher auch: ein Gesicht machen wie Aprilenwetter, s. v. w. zwischen Lachen und Weinen sein; dazu die beiden Gegensätze: ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter und ein Gesicht wie lauter Sonnenschein.

53. Argusaugen haben.

Von einem scharfsichtigen, mißtrauischen Hüter, Aufpasser; frz.: avoir des yeux d'Argus; lat.: Argum fallere, auch den vorsichtigsten Menschen anführen. Für das deutsche Mittelalter ist der Vergleich nur in lateinischer Form bezeugt:

Cautius in terris vos exercete, fideles,
Desuper intentans oculatus prospicit Argus.

Aus der griechischen Sage von Argos Panoptes (d. i. der Allsehende) entlehnt, der an seinem ganzen Körper Augen (nach Einigen hundert) hatte, weshalb ihn Hera zum Hüter der Kuh Io bestimmte. Hermes aber, so erzählt die Mythe, schläferte ihn durch den Ton der Hirtenflöte ein, tötete ihn und setzte seine Augen in den Pfauenschweif.[1]

54. Ein Ariadnefaden.

Lat.: Ariadnes, Ariadnaeum filum; s. v. w. ein Mittel, aus Schwierigkeiten, Irrtümern oder Leiden glücklich herauszukommen; ein guter Rat, womit man einem aus einer schlimmen Lage hilft.

Die griechische Sage erzählt vom König Minos von Kreta, daß er in einem Bau von Irrgängen, dem Labyrinth, ein Ungetüm, halb Mensch, halb Stier, geborgen gehalten habe, den

[1] Man kann folgende schöne Stelle in Goethes Gedicht „Willkommen und Abschied" vergleichen:

Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Minotauros, dem Jünglinge und Jungfrauen, von Athen als Tribut gesandt, zum Fraße vorgeworfen wurden. Als nun Theseus von Athen nach Kreta kam, um das Ungeheuer zu töten, entbrannte Ariadne, die Tochter des Minos, in heftiger Liebe zu ihm und gab ihm einen Faden, mit dem er sich in dem Labyrinth bis zu dem Minotauros und nach vollbrachter That wieder zurück ans Tageslicht fand.

Auf diese griechische Sage geht auch zurück der Ausdruck

Leitfaden,

d. i. eigentlich der Faden, womit sich Theseus aus dem Labyrinth half. Unsre unzähligen „Leitfaden" haben uns heute das Bild vergessen lassen, ganz deutlich aber hat es z. B. noch Wieland vorgeschwebt, wenn er von seinem Agathon sagt: „Er sah die Schwierigkeiten, einen Plan zu machen, der ihm durch das Labyrinth des Hofes und des öffentlichen Lebens zum Leitfaden dienen könnte".

55. Eine arkadische Pflanze, ein arkadischer Sprößling.

Von jemand, dem eine gewisse Derbheit und Mangel an feiner Bildung eigen ist. Schon bei den Alten war Arcadium germen, Arcadius juvenis sprichwörtlich für einen dummen Menschen, einen Einfaltspinsel; denn die Arkadier, ein einfaches Volk von Jägern und Hirten, galten als der beschränkteste griechische Stamm. Aber wegen der Abgeschlossenheit ihres gebirgigen Heimatlandes erhielten sie sich ihre alten unverdorbenen Sitten, ihre Kraft und ihren Frohsinn noch, als das übrige Griechenland sittlich verfiel. Und so kam es, daß Arkadien von den Dichtern als das Land der Unschuld und des Friedens, als das Eldorado der alten Welt gepriesen ward. Schiller beginnt sein Gedicht „Resignation" mit den Worten:

Auch ich war in Arkadien geboren,

Goethe wählte für seine „Italienische Reise" das Motto:

Et in Arcadia ego!

Rückert sang, „Aprilreiseblätter" 20:

Auch ich war in Arkadien geboren,
Und ward daraus entführt vom neidschen Glücke.
Ist hier der Rückweg? fragt' ich jede Brücke;
Der Eingang hier? fragt' ich an allen Thoren.

56. Einem unter die Arme greifen.

S. v. w. ihm in einer augenblicklichen Not oder Verlegenheit behilflich sein. Die ursprüngliche Vorstellung ist die, daß man einem Strauchelnden oder Sinkenden beispringt und ihn unter den Armen umfängt, ehe er zu Falle kommt, wie der Knappe im Turnier dem Ritter behilflich sein mußte. Lehm. 387 (Helffen 52): „Es hat mancher flügel, kan sich aber nicht auffschwingen, wenn man jhm nicht unter die Arm greifft" (hier klebt der Hilfsbedürftige am Boden). Wir greifen einem Bedrängten heute auch mit Geld, sogar mit einem guten Rat unter die Arme; das Bild ist aber zu handgreiflich, als daß man solche Wendungen anders als mit leiser Ironie und dem deutlichen Gefühl der schiefen Ausdrucksweise gebrauchen könnte.

57. Zur großen Armee (auch: zum großen Heere) **abgehen.**

Ist einer von den vielen Ausdrücken unsrer Sprache, die den Begriff „sterben" umschreiben. Es ist nicht nötig, zur Erklärung der Redensart in der großen Armee Wotans wildes Heer zu erblicken, das sich ja auch der alten Sage nach nur aus gewaltsam Getöteten zusammensetzt; die große Armee ist nichts als ein soldatischer Ausdruck für die Schar der im Jenseits Versammelten. In der Zimmerischen Chronik I, 191 16 ist die Wendung noch in rein deutscher Gestalt überliefert, da heißt es von König Andreas aus Ungarn: „Darauf fur der from künig zum alten haufen".

58. Etwas aus den Ärmeln schütteln.

S. v. w. etwas Schweres leicht und mühelos, wie spielend ausführen, besonders von Dingen gesagt, die sonst eine genaue Vorbereitung erfordern, z. B. eine Predigt aus dem Ärmel schütteln. Die Redensart wird vom Taschenspieler stammen, der wirklich alles Mögliche aus dem Ärmel schüttelt, was der Zuschauer nimmermehr darin vermutet hätte. Eine andre Erklärung knüpft an die spätmittelalterliche Mode an, weite Ärmel zu tragen, in denen man wie in Taschen allerlei bergen konnte und die sich dann wohl manchmal überraschend entleerten. Dazu wäre das Sprichwort zu vergleichen: In Franziskanerärmel und Diebsgewissen geht viel.

59. Dir wird noch der A . . mit Grund ausgehen.

So sagt man zu einem Übermütigen, um ihm anzudeuten, daß ihm noch angst und bange werden soll. Die Redensart ist in dieser Form zwar verständlich, enthält aber eine merkwürdige Entstellung. Aus Niederdeutschland (vgl. Niederd. Jahrb. 15, 54) ist sie in folgender, jedenfalls ursprünglicher Form bezeugt: „Dem geht uk de Darsch mit Grundis". Wir begnügen uns, den Leser an das Pfutzen und Gulpern des losbrechenden Grundeises zu erinnern, und müssen ihm im übrigen überlassen, sich den drastischen Vergleich auszumalen. Scheffel hat die ursprüngliche Form der Redensart launig verwendet in dem Gedicht „Der erratische Block".

60. Aus der Art schlagen.

S. v. w. ausarten, d. i. diejenigen Eigenschaften, die im Blute liegen, die der Art eigentümlich sind, verlieren. Die Redensart drückt den Begriff der Art doppelt aus; denn sie bedeutet eigentlich s. v. w.: aus der Art arten. Schlagen ist nämlich hier dasselbe wie in der Wendung: er schlägt nach seinem Vater oder seinem Vater nach (althochd. nâh dên fordôrôn slahan); hierher gehört auch der Schlag in „Menschenschlag" und das Partizip ungeschlacht (vgl. unartig), endlich das Geschlecht. Grimmelshausen hat für die Redensart das Wort: sich ausärtlen.[1]

61. Das geht ins Aschgraue.

S. v. w. ins Ungewisse, ins Unglaubliche. Die Asche hat hier nicht den Zweck, eine bestimmte Farbenvorstellung zu erwecken, etwa von einer gewissen Schattierung des Grau, sondern einfach den Begriff der grauen Ferne zu steigern. Das Volk liebt, den höchsten Grad von etwas durch einen derartigen Zusatz zu bezeichnen, vgl. Ausdrücke wie schneeweiß, pechschwarz, feuerrot, grasgrün u. s. w.

---

[1] Daß dieses „aus der Art schlagen" nicht die Regel ist, sagen die Sprichwörter: Art läßt nicht von Art, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, die Katze läßt das Mausen nicht, der Bär schnappt stets nach Honig, der Rabe stets nach Aas. Horaz: Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Vulpes pilum mutat, non mores. Frz.: Qui naît poule, aime à gratter. Bon chien chasse de race.

62. Den Aſt abſägen, auf dem man ſitzt.

S. v. w. ſich ſelbſt Schaden zufügen, ſich ſelbſt ins Fleiſch ſchneiden. Ital.: aguzzare il palo in suo ginocchio (den Pfahl auf ſeinem Knie ſpitzen). Lat.: navem perforare, qua quis ipse naviget, Cicero bei Quintilian 8, 6, 47; vineta sua caedere, Horaz, Ep. 2, 1, 220; messes suas urere, Tibull 1, 2, 100.

63. Sich einen Aſt lachen.

Aſt iſt dem Volksmund ein geläufiges Bild für Buckel, einen Aſt haben iſt ſ. v. w. einen Auswuchs, einen Buckel haben. Nun begegnet es oft bei heftigem Lachen, daß der ganze Menſch erſchüttert wird, ſodaß er „ſich nicht halten kann vor Lachen", der Kopf fährt zwiſchen die Schultern, und der Lacher erſcheint wie bucklig.[1] Daher ſtammt die Redensart.

Im Kinderliede giebt es einen kleinen böſen Kobold, der die Leute mit ſeinem Gelächter ärgert und verwirrt, er heißt das bucklige Männlein.

64. Aufbegehren.

S. v. w. trotzig auffahren, gewöhnlich von einem geſagt, der unterwürfig zu ſchweigen hätte vor dem, gegen den er „aufbegehrt". Jacob Grimm erklärt das Wort im „Deutſchen Wörterbuch" als „mehr als billig fordern", Schmeller verzeichnet es mit der Vermutung: vielleicht elliptiſch ſtatt: Einen auf Recht begehren, und erklärt: expostulare de injuria cum aliquo. Läge es nicht nahe, aufbegären zu ſchreiben, wenn man an andre Vergleiche für dieſelbe Sache denkt, wie aufbrauſen, aufwallen, aufſchäumen? Vgl. Lehm. 938 (Zorn 20): „Der zornig geht auff wie ein Teig." Als das alte gërn (= verlangen) zu Gunſten des Kompoſitums begern aufgegeben wurde, müßte dann auch hier das be- eingeſchleppt worden ſein, was freilich bewieſe, daß der etymologiſche Zuſammenhang mit gërn (= gähren) nicht mehr gefühlt wurde.

[1] Andre halten ſich den Bauch, damit ſie ſich nicht ein Loch in den Bauch lachen. Vgl. Simpl. 1, 339, 26: „Der Commandant wolte ſich meines luſtigen Vortrags ſchier in Stücken lachen."

65. Aufbinden vgl. **Bär.**

66. Aufgeblasen sein

wie ein Frosch oder eine Kröte; von hochmütigen Menschen gebräuchlich, die auch kurzweg „geschwollen" genannt werden. Die Redensart wird erläutert durch die bekannte Fabel von dem Frosch, der einen Ochsen weiden sah. Da er diesen um seine schöne Gestalt beneidete, fing er an sich aufzublähen, um ihm zu gleichen, bis er jämmerlich zerbarst. — Lat.: inflat se tanquam rana. Petronius, 74.

67. Nicht viel Aufhebens machen.

S. v. w. eine Sache geräuschlos abthun. Mit dem Aufheben ist eigentlich das feierliche Aufheben der Waffen vorm Zweikampf gemeint. Ganz deutlich ist sich noch Lessing dessen bewußt, wenn er schreibt: „Endlich scheint der Herr Hauptpastor Göze, nach so langem ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen". Daher auch: es (eigentl. das Waffen) mit einem aufnehmen.

68. Etwas aufschieben; aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

S. die Redensart: Auf die lange Bank schieben.

69. Aufnehmen, eine Urkunde, ein Protokoll u. dgl.

Erklärt sich aus der symbolischen Förmlichkeit, womit man nach altdeutschem Rechte sein Grundstück an einen andern veräußerte. Bei einem solchen Verkauf war es Brauch, auf dem Grundstück selbst vor Zeugen eine ausgeschnittene Erdscholle, auf die der Kaufvertrag gelegt wurde, zu übergeben. Hatte der Erwerber die Scholle mit dem darauf gelegten Aktenstück „aufgenommen", so war das Kaufgeschäft erledigt. Historische Zeugnisse bei Grimm, Rechtsaltertümer, S. 557 fg. Die symbolische Handlung ist weggefallen, die Redensart ist geblieben.

70. Aufschneiden.

S. v. w. großsprecherisch sein, mit erlogenen Heldenthaten prahlen. — Das Aufschneiden an sich ist nicht vom Übel, es ist so notwendig wie das Auftischen, wenn einmal den Gästen etwas vorgesetzt werden soll; auf das Wie kommt

es an. Früher sagte man deutlicher: mit dem großen Messer aufschneiden, wenn einer „starke Stücke" auftischte, und noch heute schimmert die richtige Auffassung durch in dem Ausruf: der schneidet aber auf! Auf einem fliegenden Blatt von 1621: „Lucifer entsendet einen Teufel aus der Hölle auf die Welt, ein großes Messer alda einzukaufen, damit man weidlich aufschneiden könne."

71. Jemand wie seinen Augapfel hüten.

Frz.: conserver quelqu'un (quelque chose) comme la prunelle d'œil. — Das Bild ist biblisch (vgl. 5 Mos. 32, 10; Ps. 17, 8; Spr. Sal. 7, 2; Sacharja 2, 8), aber so natürlich und echt menschlich, daß es nicht zu verwundern ist, wenn es schon im Altertum begegnet; z. B. bei Catull, Luct. pass. 3, 4: plus oculis suis amare; ocule mi, mein Augapfel (als Liebkosung), Plautus, Curculio 1, 3, 47. Wolfram von Eschenbach läßt die Dame von ihrem Geliebten sagen (Lieder 8, 4)

den ich in minen ougen gerne burge.

72. Er hat ihr zu tief ins Auge gesehen.

Ist einer der tiefsinnigsten Ausdrücke unsrer Sprache; die Augen sind gleichsam Fenster, durch die man ins Menschenherz blickt. Der Troubadour Hugues Brunet sagt: L'amour s'élance doucement d'œil en œil, de l'œil dans le cœur, du cœur dans les pensées.

73. Ein Auge zudrücken.

Mild urteilen, weil man mit einem Auge weniger sieht als mit zweien. Tiefsinnig und schön wird durch diese Redensart sinnbildlich das ausgedrückt, was in altdeutschen Weistümern auf folgende Weise vom Richter gesagt wird: er soll einen einäugigen Büttel schicken, der ein einäugiges Pferd hat (s. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 255). Der Richter soll nicht auf dem strengen Rechtsstandpunkt stehen, sondern, mit den Umständen rechnend, einäugig sein; neben dem Recht soll die Gnade walten. Darum sagen wir noch sprichwörtlich:

Gnade für Recht ergehen lassen,

wo Gnade und Recht als zwei Frauen gedacht sind, von

denen die Gnade ausnahmsweise den Vortritt haben, vor dem Rechte walten soll.

Ein niederd. Scherzwort heißt: Man mutt towielen ok een Oge to dohn — jä de eenögige Beddelvagt (mit dem deutlichen, wenn auch nicht bewußten Hintergrunde aus dem alten Rechtsleben). Goethe sagt einmal, das Bild weiterbildend: „Unterdessen hast du Recht, daß du ein Auge zuthust und mit dem andern nebenausblickst".

74. Unter vier Augen.

S. v. w. zwei Menschen allein, ohne Zeugen. Ebenso sprich man von zwei Augen statt von einem Menschen in Wendungen wie: das Land, die Regierung steht auf zwei Augen, d. h. die Geschicke des Landes hängen von einem einzigen Manne ab. Stirbt der, schließen sich die beiden Augen, so muß man in Sorge sein, was werden soll.

75. Auf seinen fünf Augen beharren.

S. v. w. hartnäckig bei seiner Meinung bleiben. Die Redensart stammt aus dem Würfelspiel. Es ist z. B. ein Streit entstanden, weil unklar geworden ist, wieviel Augen einer geworfen hat. Der erste behauptet fünf, der zweite will nur vier gesehen haben, aber der erste beharrt auf seinen fünf Augen. Es ist leicht erklärlich, daß die Zahl der Augen schwankt, von fünf hinauf bis zu achtzehn. Schon im 16. Jahrh. ist die Redensart entwickelt; vgl. Oldekops Hildesheimer Chronik S. 55: dat de von Salder up oren vif ogen beharden.

76. Mit einem blauen Auge davon kommen.

S. v. w. mit einem geringen Schaden einer großen Gefahr entgehen, eigentlich mit einem blauen Fleck neben dem Auge davon kommen, wo das Auge selbst gefährdet war. Die Redensart läßt sich am besten mit einem Hinweis auf die Bauernprügeleien im Wirtshaus erläutern. Die Köpfe sind vom Bier erhitzt, es entsteht ein Wortstreit, dann wird man handgreiflich, erst Bierkrüge, dann Schemel dienen als Waffen, ja die Burschen ziehen das Messer. Da kann von Glück sagen, wer mit einem blauen Auge davonkommt.

77. Wie aus den Augen geschnitten.

So bezeichnet man einen hohen Grad von Gesichtsähnlichkeit. Glatt ist die Redensart nicht zu erklären. Um sie zu verstehen, muß man sich zunächst der schönen alten Vorstellung bewußt werden, die den Menschen als ein Kunstwerk, ein Kunstwerk Gottes ansah. Walther von der Vogelweide singt von einer schönen Frau:

Got hate ir wengel hohen fliz:
er streich so tiure varwe dar,
so reine rot, so reine wiz,
hie roeseloht, dort liljenvar.

Unserer Redensart nähert sich Konrad von Würzburg, wenn er im Trojanischen Krieg (V. 15285) die Ähnlichkeit der Jocundille mit Achill schildert:

und ist ir lip Achille
so gar gelich an allen sitten,
als ob si von im si gesnitten
und allererst ab im gehouwen.

Aber wie einer dem andern „aus den Augen" geschnitten sein kann, bleibt dunkel. Vielleicht liegt eine Vermischung mit andern Redensarten vor. Wer ein Kind dem Vater recht ähnlich findet, ruft wohl aus: dem sieht der Vater aus den Augen, wer ein Bild als getroffen bezeichnen will, sagt, es sei wie aus dem Spiegel gestohlen. Auch die alte Wendung: einem etwas aus den Augen stehlen, könnte zu der Vermengung beigetragen haben; freilich bedeutet diese dasselbe, was wir heute nennen: einem etwas an den Augen absehen, wo die Augen als Verräter der Gedanken gedacht sind, vgl. Ottokars österr. Reimchronik V. 85476:

den worten und dem done
den ir ietweder hie
uz sinem munde lie,
daz herze nicht gehal,
wand ir ietweder stal
dem andern uz den ougen
sines herzen tougen.

Wenn wirklich eine derartige Vermischung stattgefunden hat, so ist sie vor der Mitte des 17. Jahrhs. anzusetzen,

denn Andreas Gryphius gebraucht unsere Redensart schon in ihrer heutigen Form: ihr gleichet ihr so eben, als wenn ihr ihr aus den Augen geschnitten wäret.

78. Mit offenen Augen schlafen.

Bebel (1507) Nr. 547: Dormit ut lepus, dicitur in simulantes se dormire. Erasmus, Ad. I, 10, 57: Lepus dormiens. Quadrat in eum qui quod non facit, id facere sese adsimulat, aut quod facit, id se facere dissimulat. Nam leporem patentibus genis dormire, cum alii permulti tradunt autores, tum Plinius LXI, c. 37 (54). Seb. Franck, 11, 73: „Er schläfft den hasen schlaff. Er schläfft mit offnen augen wie ein hase."

Der Hase hat große, hervorragende Augen und kleine Augenlider, sodaß er gewöhnlich beim Schlafen die Augen nicht schließt. Man glaubte nun, daß das furchtsame Tier überhaupt nur den Anschein erwecken wollte, als ob es schliefe, in Wahrheit aber auf seiner Hut wäre, und konnte deshalb das Bild des schlafenden Hasen auf Menschen anwenden, die etwas andres thun und denken, als sie vorgeben.

79. Seine Augen sind größer als sein Magen.

So sagt man von einem, der satt und voll ist und doch noch weiter essen möchte, weil er noch etwas auf dem Tische stehen sieht. Namenlose Sammlung (1532) Nr. 245: „Die Augen seynd weitter denn der bauch"; Agricola (1529) Nr. 123. Zu vergleichen sind die Sprichwörter: Man füllt den Bauch eher als das Auge, und: Der Bauch kann nie genug und leicht zuviel bekommen.

Die Redensart ist auch in andern Sprachen gebräuchlich. Engl.: his eyes are bigger than his belly. Frz.: il a les yeux plus grands que le ventre. Ital.: ha più grandi gli occhi che la bocca; ha più grande la gola che il ventre.

80. Ein böses Auge haben.

Die Redensart beruht auf dem Glauben, daß der Blick gewisser Menschen schädlich wirke. Ganz deutlich findet sich das zu Ausgang des Mittelalters ausgesprochen in Konrads

von Megenberg Buch der Natur (S. 9): also seh wir an frawen, die irn monatganch habent, daz si die newen spiegel fleckot machent, und wenne si ainem in sein siechiu augen sehent, so werdent oft platern darin. Das Altertum war ganz und gar in dem Aberglauben an den bösen Blick befangen, überall in Griechenland und Italien war die Furcht vor seinem schädlichen Einfluß verbreitet. Man glaubte, daß Neid und Mißgunst über das wirkliche oder vermeinte Glück eines Andern im stande wären, einen nachteiligen Einfluß auf die Person oder den Gegenstand auszuüben, gegen die sie gerichtet sind, und daß besonders die Augen das Organ wären, wodurch diese Wirkung ausgeübt würde. Das Verbum fascinare (griech. βασκαίνω, bezaubern) bezeichnet eigentlich die Bezauberung durch den bösen Blick. (Vgl. die Abhandlung von O. Jahn „Über den Aberglauben des bösen Blickes bei den Alten" in den Berichten der k. Sächs. Gesellsch. der Wissenschaften 1855, S. 28—110.)

81. Im Augenblick.

S. v. w. in einem Zeitraum von geringster Dauer, so schnell wie beim Blinzeln die Augen geöffnet und geschlossen werden. Wir werden uns der Kürze dieses Zeitraums selten ganz bewußt, da die Eindrücke der Gegenstände auf die Netzhaut andauern, wenn die Einwirkung von außen schon aufgehört hat. Schon bei Notker: in slago dero brawo, im späten Mittelalter ganz geläufig (vgl. Germania 11, 175). Bei Agricola Nr. 442 mit der Erklärung: „Wir Deutschen haben der Hiperbolen vil, damit etwas bald vnd schnell geschicht, Ynn einem nu was es geschehen, ynn einem augenblick, Denn wir können nichts behenders machen, denn einn aug auff vnd zuthun, Wir sagen auch vnuerwarnterſachen, vberplötzlich, vnuerſehens." Im Langenholtenser Hegegericht (1651): „ſo lange augebra von der andern leuchtet". Vgl. angelsächs.: in eáges vrince.[1]

[1] Andere Ausdrücke zur Bezeichnung des kürzesten Zeitraums: im Hui, in einem Nu, Knall und Fall, im Handumdrehen (schon im Erek Hartmanns von Aue V. 5172: ê ich die hant umb kêrte),

82. In die Augen fallen.

S. v. w. sich deutlich bemerkbar machen. Das Bild ist von einer Kühnheit, daß man es sich kaum vorzustellen vermag; fast noch gewaltsamer ist das andere: in die Augen springen. Daß etwas in die Augen stechen kann, kann man beim Anblick einer grellen Farbe, am deutlichsten beim geraden Anschauen des Sonnenballs, wirklich schmerzhaft empfinden. Ob auch in den Wendungen: etwas ins Auge fassen, im Auge behalten, das Auge ganz sinnlich zu verstehen sei, erscheint zweifelhaft, abgesehen davon, daß sich unser Gefühl dagegen sträubt; hier könnte Auge soviel bedeuten wie Blick, und die Wendung s. v. w. etwas in den Bereich seines Blickes ziehen und so fassen und halten, vgl. etwas in Augenschein nehmen.

Ganz sicher steht Auge für Blick in den Redensarten: ein Auge worauf werfen, die Augen worauf heften, wenn auch Wolfram (Parz. 510, 2) den etwas gewaltsamen Scherz macht:

maneger siniu ougen bolt,
er möhts uf einer slingen
ze senfterm wurfe bringen.

83. Es ist ein wahrer Augiasstall.

Sprichwörtlich für eine durch Vernachlässigung groß gewordene Unordnung; daher

einen Augiasstall reinigen,

s. v. w. eine durch lange Vernachlässigung entstandene Unordnung beseitigen. Lat.: Augiae cloacas purgare. Seneca, Apoc. 7.

Augias[1], König von Elis, hatte einen ungeheuern Rinderstall mit 3000 Rindern darin, deren Mist seit 30 Jahren nicht ausgeräumt worden war. Herakles voll-

---

stehenden Fußes, auf der Stelle (d. i. ohne sich vom Flecke zu begeben, also ohne jegliche Frist), in einem Zuge, in einem Atem, unverzüglich (d. i. ohne Verzug), unverweilt (d. i. ohne Weile), schnurstracks (d. i. in gerader Richtung wie eine gestreckte Schnur), schnell wie der Blitz, wie ein Pfeil, wie der Gedanke, wie der Wind, im Fluge, flugs, wie ein Lauffeuer, u. s. f.

[1] Man betont gewöhnlich Áugias, richtiger wäre Augías (gr. Augeias).

brachte die Riesenarbeit, ihn an einem Tage zu reinigen, indem er zwei Öffnungen in die Stallmauern riß und den nahen Fluß Menios hindurchleitete, der den Unrat gründlich fortspülte.

84. Ausbaden s. **Bad.**

85. Ein Ausbund sein

von Tugenden, von Gelehrsamkeit u. dgl., bedeutet: sich darin ganz hervorragend auszeichnen. Eigentlich ist Ausbund das Stück, das bei einer verpackten Ware als Muster außen draufgebunden ist; das muß natürlich ganz tadellos sein.

86. Ausgelassen sein.

S. v. w. sich ungebundener Fröhlichkeit hingeben. Um das Wort zu erklären, hat man sich gefragt: wo denn herausgelassen? und darauf geantwortet: wohl aus der Stube hinaus ins Freie, wie die Füllen aus dem Stalle gelassen werden und sich nun auf der Wiese tummeln. Dazu stimmte hübsch der Anfang des bekannten Bertuchschen Gedichtes:

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide
Und sprung muthwillig in dem Klee
Mit ausgelaßner Freude.

Vielleicht sagt aber die Redensart ursprünglich dasselbe wie: aus dem Häuschen sein, s. Häuschen.

87. Ausmärzen.

S. v. w. etwas ausscheiden, von etwas Überflüssigem oder Schädlichem. Das Wort stammt aus der Schafzucht: im März scheidet der Schäfer untaugliche Schafe (Märzschafe) aus. Auch im Spanischen ist aus dem Namen März eine Bezeichnung aus der Schafzucht entwickelt worden: marcear heißt da: im März die Schafe scheren.

88. Ausreißen wie Schafleder.

So könnte man im Ernste von einem rissigen Stoffe sagen; der Unsinn aber, der gewöhnlich dabei herauskommt, beruht darauf, daß das Verbum in anderm Sinne aufzufassen ist, als der Vergleich verlangt. So beschwert sich

etwa einer, den seine Gefährten vorm Feind im Stich gelassen haben: die Kerle rissen aus wie Schafleder. Andre solche Scherzreden sind: Einfälle haben wie ein altes Haus, grob wie Bohnenstroh, klar wie Kloßbrühe, klar wie dicke Tinte, gerührt wie Apfelmus (vgl. Lyons Zeitschr. 5, 101). Der Witz ist derselbe, wie in vielen der sogenannten apologetischen Sprichwörter, von denen besonders die niederd. Volkssprache wimmelt; als Beispiel mag dienen: So kummt Gotts Word in Swung — sä de Düwel, un smeet die Bibel öwern Tuhn.

89. Den Ausschlag geben.

S. v. w. entscheiden. Wenn beide Schalen einer Wage gerade in der Schwebe hängen, bewirkt eine kleine Zuthat zu der einen, daß das Zünglein oben nach dieser Seite ausschlägt; dieses Übergewicht „giebt den Ausschlag". Die vielgebrauchte Wendung: bei der Erwägung gab das und das den Ausschlag, bleibt also vollkommen im Bilde.

90. Jemand ausstechen.

S. v. w. über ihn den Sieg davontragen, ihn durch Vorzüge in den Schatten stellen. Der Ausdruck erklärt sich aus den Waffenfesten der deutschen Bürger im Mittelalter. Wenn da mehrere Schützen gleich gute Schüsse, also die gleiche Zahl der Ringe geschossen hatten, so mußten sie nachträglich noch einen Wettkampf untereinander bestehen, was man rittern oder *stechen*, niederdeutsch kämpen nannte, eine höhere, eigentlich den ritterlichen Turnierkampf, den Lanzenkampf bezeichnende Ausdrucksweise im Gegensatz zu dem vorangegangenen gemeinen Schießen. In Grobs Ausreden der Schützen:

Sprach, ich hab noch sechß schütz zethun
O thettens all in dscheiben gahn,
Könt ich sy nach einander treffen
So hoff ich vmb das best zustechen.

(Vgl. Haupts Zeitschr. 3, 262.) Ausstechen nun ist zuerst s. v. w. aus dem Sattel stechen, dann in der Schützensprache: in den letzten entscheidenden Schüssen unter den Siegern Sieger werden.

Dasselbe Bild gebrauchen wir auch im Kartenspiel, wo auch eine Karte, eine Farbe die andere aussticht, meist kurz: sticht.

91. Eine Sache zum Austrag bringen.

S. v. w. durch eine Entscheidung ihr Ende herbeiführen, meist von Streit und Zwist gesagt. Austragen, wie man früher einfach dafür sagte, heißt weiter nichts als bis zu Ende tragen, zum Ende bringen. Eine Streitsache ist von den beiden Parteien ausgetragen, wenn sie bis zur Entscheidung, gleichviel ob durch den Richter oder durch Vergleich der Parteien, geführt worden ist. Diese zweite Möglichkeit überwiegt aber bei der Bedeutungsentwicklung, sodaß sich Austrag schließlich mit Vergleich berührt und austragen dem sich vertragen nahekommt.[1]

92. Einem eins auswischen.

S. v. w. ihm einen Schaden anthun, meist als Drohung: dem will ich schon noch eins auswischen. Wäre man sich des grausamen Sinnes dieser Worte noch bewußt, so würden sie wohl nicht so oft in leichtem Tone ausgesprochen werden. Aber man denkt ja nicht mehr daran, was man denn dem Bedrohten auswischen will, und daß die Redensart eigentlich bedeutet: einem ein Auge auswischen. S. Daumen.

93. Außer sich sein.

Genau s. v. w. nicht bei sich sein, der geistige Mensch ist gewissermaßen nicht zu Hause, nicht in seinem Körper. Umgekehrt also: nicht bei Sinnen sein. Wer außer sich kommt, fährt aus der Haut und ist nun seiner nicht mehr mächtig. Vgl. in sich gehen, von sich sein und bei sich sein und die Anmerkung in dem zwölften von Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. — Lat.: non apud se esse. S. Haus.

94. Aut oder naut.

S. v. w. etwas oder nichts. — In westmitteldeutschen Gegenden sind aus den althochd. Wörtern eo-wiht (irgendein

[1] Aus mittelhochd. uztraege ist spätlat. austregae und daraus die barbarische Zusammensetzung Austrägalgericht geworden.

Ding) und neo-wiht (nicht irgendein Ding, nichts) die Formen uwet und nuwet, zusammengezogen ut und nut, und daraus dann mit der Bildung des neuhochd. Vokalismus aut und naut entwickelt worden. Der älteste Beleg für die Redensart findet sich wohl in der Zimmerischen Chronik (I, 48, 31), wo es von vertriebenen, beraubten Grafen heißt: Domit hetten sie weder ut, noch nut mehr, wie man spricht.

95. Einer Sache die Axt an die Wurzel legen.

S. v. w. die gründliche („radikale") Beseitigung einer Sache vornehmen. Vgl. Matth. 3, 10; Luc. 3, 9: Jam securis ad radicem arborum posita est.

B.

96. Babylonische Verwirrung.

Der Ausdruck bezieht sich auf die biblische Erzählung (1 Mos. 19) von der Sprachverwirrung; doch gebrauchen wir es ganz allgemein für Wirrwarr überhaupt.

Sprichwörtlich ist seit der babylonischen Gefangenschaft der Juden auch die alte Stadt Babylon am Euphrat. Sie galt den Juden als ein Bild des Übermuts, der Gottlosigkeit und der Sittenverderbnis. Darum sagen wir von einer großen Stadt als dem Sitz von Ausschweifungen und Verbrechen:

es ist ein wahres Babel.

In diesem Sinne wird schon in der Off. Joh. Kap. 17 unter dem Namen Babel Rom dargestellt.

97. Ein Backfisch sein.

Von einem halberwachsenen Mädchen gebräuchlich. — Junge, zarte Fische lassen sich nicht sieden, man bäckt sie; daher die Redensart. Ein „Backfisch" kann zugleich ein „Goldfisch" sein, wenn das Mädchen schön und reich ist.

98. Einem ein schlimmes Bad anrichten.

S. v. w. ihn mit Absicht in eine unangenehme oder gefährliche Lage bringen. — Das Baden hatte in dem Leben der alten Zeit eine ganz andere Bedeutung als heutzutage,

es gehörte zu den täglichen Verrichtungen unsrer Vorfahren. In kalten und warmen, in Schwitz- und Dampf-, in Voll- und Halbbädern, in öffentlichen Badestuben und zu Hause badete Arm und Reich. Es war die erste Pflicht des Wirtes, dem Gaste, der freilich oft schmutzig genug ankommen mochte, ein Bad bereiten zu lassen (vgl. Parzival 160, 20 u. ö.). Für die öffentlichen Bäder sorgte eine ehrsame Baderinnung; aber was früher nur ihre Nebenaufgabe war, den Bart zu kratzen, ist heute ihr Hauptgeschäft geworden: wer denkt noch bei dem Worte Bader an das Baden? Baderjungen munterten jeden Sonnabend unter Beckenklang das Volk zum Baden auf, wöchentlich zu baden war Polizeigesetz für Handwerksburschen, bei vielen Handwerken erhielten die Gesellen, auf manchem Bau die Arbeiter Sonnabend zeitig Feierabend und dazu ein Badegeld, Schulordnungen setzten fest, wann armen Schülern das Bad geöffnet sein sollte. Als man später in seiner Kleidung sauberer wurde, als man sich gewöhnte, Schuhe und Strümpfe, vorzüglich aber Hemden aus Leinwand zu tragen, nahm die Notwendigkeit zu baden mehr und mehr ab. Dazu kam, daß die Geistlichen wegen der Sittenlosigkeit, die damit zusammenhing, dagegen eiferten, daß um das Jahr 1494 die neapolitanische Seuche — „die Franzosen" nannte man sie im Volksmund — sich zu verbreiten anfing und schließlich auch die Obrigkeiten das Baden gesetzlich einschränkten.

Es kann nicht überraschen, daß von einer so verbreiteten Sitte eine Reihe von sprichwörtlichen Redensarten und Formeln entlehnt ist. Der schlimme Sinn, der mit der Redensart jemand ein Bad anrichten verbunden ist, muß aus dem ein herausgeholt werden: was denn für ein Bad? Zunächst wohl ein recht heißes, worin man sich verbrennt, oder eins mit zu scharfer Lauge, daß das Jucken und Beißen zur Qual wird. Im 16. Jahrh. erscheint die Redensart schon verblaßt, wie heute, z. B. in der Komödie des Martin Haineccius „Hans Pfriem", V. 415:

Ich sehe, sie werden ruhen nicht,
Bis sie mir ein Bad han zugericht.

und in Murners „Narrenbeschwörung“:

Guck für dich, an wem du bist,
Sunst wirt dir ein badt zu geristt.

Das schrecklichste Bad aber, glaubte man, erwartet die Sünder in der Hölle; vgl. Brants „Narrenschiff“ 86, 140:

Die tüfel sint gewiß der sel
Vnd dunt mit wüst triumphiren
Von eim bad in das ander füren.
Von itel kelt inn itel hitz.

99. Jemand das Bad gesegnen.

Das that eigentlich der Bader, indem er dem in die Wanne steigenden zurief: „Gesegne 's Bad!“ verkürzt aus: Gott gesegne das Bad! Die Worte sind aber dann ironisch gewendet worden, und so gebraucht sie Schiller (Tell I, 1): „Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad gesegnet“. Genau so schon bei Fischart, Gargantua, S. 89: „man gesegnets jm nit wie dem Salust mit Peitschen oder dem Schweitzerischen Amptmann mit der Achßt im Bad, vnd dem Domherren mit dem Striegel“. Ganz losgelöst vom Baden heißt heute einem das Bad gesegnen soviel wie: ihn tüchtig durchprügeln.

100. Das Bad austragen müssen.

S. v. w. für andre büßen, was andre eingebrockt haben, ausessen müssen; kurz: etwas ausbaden müssen. Nach der von Hans Sachs überlieferten Baderegel mußte der Letzte das Badewasser ausgießen. Eine andre Erklärung knüpft an das „Ausbad“, einen alten Hochzeitsbrauch, an, wonach am letzten Festtage einer oder mehrere Hochzeitsgäste die Braut in ein Bad geleiten und danach den gesamten Gästen einen Schlußschmaus geben mußten. So konnte wohl, wer viel Geld hatte ausgeben müssen, von sich sagen, er habe sich ausgebadet, wie der Bräutigam in Rebhuns „Hochzeit zu Cana“, I, 188:

Es ist mir vor mein beutel lehr
Ich hab mich fast gar außgebadt
So bör ich wohl ist nirget noch sat.

Im allgemeinsten Sinne, etwa für es, die Sache, die Geschichte, braucht derselbe Rebhun das Wort Bad in seiner „Susanna" IV, 431: „Gehorcht, das nicht vber euch das bad ausgehe." Vgl. noch Syll. 123: „In me haec cudetur faba. Ich werde mußen das Bad austrinken." Syll. 195: „proterviam fecit. Er hat all sein gut hindurch gerichtet . . . Er hat außbadt."

101. Das Kind mit dem Bade ausschütten.

S. v. w. das Gute mit dem Schlechten wegwerfen, daher zu weit gehen, übertreiben. — Schon bei Luther: „Man soll nicht das Kind mit dem Bade ausschütten". Henseler, Nr. 297; desgl. bei Seb. Franck (1541) mit der Erklärung: „Wenn man den rechten Brauch und Mißbrauch miteinander aufhebt und ein Gespött daraus macht, das heißt Zaum und Sattel mit dem Pferd zum Schinder führen, das Kind mit dem Bade ausschütten. Das Kind soll man baden und von seinem Wuste säubern, darnach das Bad ausschütten, und das Kind aufheben und einwickeln." Syll. 70 steht die Redensart als Übersetzung des lateinischen: cum cane simul et lorum.

102. Aus einem Bader ein Bischof werden.

S. v. w. aus niedrigem Stande zu hoher Würde emporsteigen. Das geringe Geschäft eines Baders war der größte Gegensatz zu dem gefeierten Bischofsrange; daher auch: Bischof wie Bader (beachte den Stabreim!) d. h. vom ersten bis zum letzten, keiner ausgenommen, wes Standes er sei. In der Zimmerischen Chronik III, 496, 16: „es dorft im weder bischof oder bader einreden". Vgl. Syll. 44: „A remo ad tribunal. Aus einem Bader ein Bischof werden." 206: „Rex aut asinus. Bischoff oder Bader. Er will König oder Dreck sein. Aut Caesar aut nihil."

103. Bahn brechen.

S. v. w. in einer schwierigen Unternehmung den Anfang machen, sodaß für andre der Weg nun frei ist. — Erklärt sich einfach aus der eigentlichen Bedeutung des Wortes Bahn, das keineswegs jeden beliebigen Weg bezeichnet, sondern zunächst künstlich glatt gemachten Boden, dann einen durch

ungangbare, unfahrbare Gegend, über rauhe, schwierige Stellen geschaffenen Weg, bei dem Fels oder Wald, Eis oder Schnee hat durchbrochen werden müssen.

104. Etwas auf die Bahn bringen.

S. v. w. etwas Neues einführen, einen neuen Gedanken unter die Leute werfen. — In dieser Redensart ist unter der Bahn ein gebauter, geglätteter Platz zu verstehen, wo man sich sehen läßt, ursprünglich die Kampfbahn der Ritter, dann vom geistigen Kampfe bei den Meistersingern gebräuchlich und von da weiter übertragen; z. B. bei Hans Sachs: „Jederman nam die schwenck für gut so si auf die ban hetten pracht". In Westfalen sagt man: „dat fall wir (wieder) bi de ban" in dem Sinne von: das soll wieder zum Vorschein kommen. Unser: etwas Neues aufbringen ist ein Rest der Redensart, wie aufführen übriggeblieben ist von dem alten deutlichen: auf die Schau führen, aufschieben von: auf die lange Bank schieben u. s. w.

105. Er sieht nicht den Balken in seinem Auge, aber den Splitter in meinem.

Biblischen Ursprungs; vgl. Matth. 7, 5; Luc., 6, 42: „Du Heuchler, ziehe am ersten den Balken aus deinem Auge; darnach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest." Bei H. Sachs: „gesell, zeuch vor den balken aus deim aug, darnach das pechtlein (bähtlin) klein zeuch auss des nechsten augen dein." Über den „Balken im Aug" hat Hans Sachs 1533 ein besonderes Gedicht gemacht. Vgl.: Papulas alienas observat, ipse ulceribus obsitus. Seneca, De vit. beat. 27. — Aliorum vitia cernere, oblivisci suorum. Cicero, Tusc. 3, 30, 73. — Aliena vitia in oculis habemus, a tergo nostra sunt. Seneca, De ira 2, 28, 6. Ähnlich Persius 4, 24: Ut nemo in sese temptat descendere, nemo! sed praecedenti spectatur mantica tergo; nach Phädrus, Fab. 4, 10, 1 fg.: Peras imposuit Juppiter nobis duas u. s. w.:

Zwei Säcke legte Juppiter uns allen auf:
Den mit den eignen Fehlern legt' er auf den Rücken,
Und den mit unsers Nächsten Fehlern vor die Brust.
Drum können wir die eigenen nicht sehn;
Sobald die Nächsten fehlen, sind wir Sittenrichter.

106. Verbessert durch Johann Ballhorn, verballhornt.

S. v. w. „geschlimmbessert", statt verbessert vielmehr „verböfert", verschlechtert. — Joh. Ballhorn, ein Lübecker Buchdrucker (1531—1599), hat seinen Namen durch verunglückte Verbesserungen der bei ihm gedruckten Bücher auf die Nachwelt gebracht. So druckte er u. a. eine Fibel, auf deren Titel er setzte: „Verbessert durch Johann Ballhorn"; die Verbesserung bestand aber in weiter nichts als in den Doppelbuchstaben ff, ll, tt und ſſ und darin, daß er auf der letzten Seite das bis dahin übliche Bild eines an den Füßen gespornten Hahnes in das eines ungespornten verwandelte und dem Hahn einen Korb mit Eiern zur Seite setzte.

Außer dieser Erklärung giebt es noch die andre, daß er eine sehr fehlerhafte Ausgabe des Lübecker Stadtrechts veranstaltet habe. Vgl. Lübische Geschichten und Sagen. Gesammelt von Prof. Dr. Ernst Deecke (Lübeck 1852).

107. Durch die Bank.

S. v. w. ohne Ausnahme. Die Wendung wird gewöhnlich aus der Bergmannssprache erklärt, wo Bank eine rauhe und feste Gesteinsschicht bezeichnet. Aber die älteste Stelle wo sie begegnet, weist auf die Sitzbank hin. In der livländischen Reimchronik (um 1296) wird V. 938 fg. eine reiche Mahlzeit geschildert und der Wirt wegen seiner guten Verpflegung gerühmt:

die wirtschaft was also getan
daz sie im alle sageten danc.
riche und arme durch die banc
der pflac man vollenclich also,
daz sie alle in gote waren vro.

Die nächste Vorstellung ist also die (wenn anders eine sinnliche Vorstellung noch angenommen werden darf): es wurde gut bewirtet alles, was am Tisch oder an den Tischen entlang saß von dem vornehmen obern Ende der Bank bis hinab zum untern.

108. Etwas auf die lange Bank schieben.

S. v. w. etwas in die Länge ziehen, die Ausführung einer Arbeit verschieben, eine Entscheidung verzögern. — Die Redensart stammt aus dem alten Rechtsleben, wo die

Bänke eine große Rolle spielten. Das Gericht befand sich „binnen den Bänken", die Formel für die gerichtliche Klage war „klagen binnen vier Bänken". Inmitten dieses „Geheges" von vier Bänken saßen die Schöffen auf der Schöffenbank, unmittelbar neben ihnen lag an Akten, was gleich erledigt werden sollte, andres, womit sie sich Zeit nehmen zu können glaubten, „schoben sie auf die lange Bank". Nun waren die alten Bänke, wie noch heute vielfach in Bauernhäusern an der Wand, nicht Bretter mit vier Beinen, sondern lange Kisten, die also nicht nur zum Sitzen dienten, sondern auch dazu, allerlei darin zu bergen, wie Truhen. Daher bei Agricola: etwas in die langen Truhen legen, eine Wendung, die ein Sammler des 18. Jahrhs. mit der Erklärung begleitet: „Wann man zu Hofe ein Handel aufschiebet, vnnd wil jhn nit fertigen, so legt man jhn in die lange Truhen, das ist er wirdt hingelegt vnnd vergessen": hier wird also dem Hof in die Schuhe geschoben, was eigentlich auf die Rechnung des Hofgerichts gehörte.

Vgl. das Sprichwort: aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

109. Zur Bank hauen.

S. v. w. einen im Wortkampfe mundtot machen. — Zur Bank gehauen, d. h. in Verkaufsstücke zum Auslegen auf der Fleischbank gehauen wurde das Fleisch. Wer also zur Bank gehauen ist — die Übertragung auf den Menschen ist mit einer starken Übertreibung verbunden — liegt bloß da, vor allen neugierigen Augen, muß sich bereden lassen; daher bedeutete die Redensart früher: einen verleumden. Aber er kann sich auch nicht mehr rühren, nicht mehr verteidigen; daher der heutige Sinn der Redensart. Syll. 82: „Dente Theonino rodi. Zur banck gehawen werden." Etwas ganz Ähnliches ist und meint: einen in die Pfanne hauen, vgl. Pfanne.

110. Bankerott machen.

In Italien, wo sich noch heute alles gewerbliche Leben im Freien, auf der Straße bewegt, hatten auch die Geldwechsler ihre Geschäftsplätze im Freien, auf öffentlichen

Plätzen und Märkten. Der Tisch, worauf man die Waren auslegte und Geldgeschäfte erledigte, wurde von den Italienern banca genannt, also mit dem deutschen Worte, das wir dann wieder, um 1420, herübergenommen haben zur Bezeichnung eines Hauses für Geldgeschäfte; dazu Bankier.

Schon bei den Römern war es nun Sitte, daß den Geldwechslern (mensarii oder argentarii), die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten, der Zahltisch (mensa argentaria) in Stücke zerbrochen wurde und sie selbst ihre Geschäfte nicht fortsetzen durften. Daher schreibt sich das Wort Bankerott, ital. banca rotta, frz. banqueroute, engl. bankrupt, d. i. zerbrochener Tisch.

111. Einen Bären anbinden.

S. v. w. Schulden machen. — Eine ganz befriedigende Erklärung dieser Redensart zu geben, ist noch nicht gelungen; der Volkswitz führt sie zurück auf die Geschichte von einem Bärenführer, der seinem Wirte, statt ihm die Zeche zu bezahlen, seinen alten Bären des Nachts an die Thüre band und davonging. Beachte frz.: faire un loup.

112. Einem einen Bären aufbinden.

Auch bloß: einem etwas aufbinden. Auch diese Redensart ist noch nicht glatt erklärt. Jacob Grimm ging von dem einfachen aufbinden aus (Kleine Schriften, II, 173, Über Schenken und Geben) und deutete dies aus einem galanten Gebrauch der à la mode-Zeit, wonach Männer und Frauen Zeichen gegenseitigen Einverständnisses einander aufgebunden trugen. Dabei sei oft Falschheit und Lüge mit untergelaufen, und so erkläre sich der üble Sinn des Wortes. Andre haben daran erinnert, daß unsre Sprache die Lügen gern als eine Last bezeichnet (vgl. lügen, daß sich die Balken biegen; einem die Hucke voll lügen), also sei Bär wohl volksetymologische Entstellung eines alten bar, d. i. Last. Geradezu abenteuerlich sind die beiden Deutungen, die im 5. und 6. Band von Lyons „Zeitschr. für den deutschen Unterricht" gegeben worden sind: Bär sei entweder entstellt aus Bäre (Fischnetz), oder die Redensart meine: einem zum Schaden einen Bären losbinden.

Schon die Thatsache, daß anbinden in der Redensart mit aufbinden wechselt (anbinden heißt es in verschiedenen Gegenden Süddeutschlands, vgl. Simpl., I, 298, 15: „daß ich ihnen, wann ich nur aufschneiden wollen, seltzame Bären hätte anbinden können"), läßt darauf schließen, daß ursprüngliches einfaches aufbinden mit der Redensart einen Bären anbinden vermengt worden ist.

113. Ein alter Brummbär.

Alter sprichwörtlicher Vergleich; s. v. w. ein Grobian. Der Bär ist Sinnbild eines übelgelaunten, brummigen Menschen, in der Sprache des späten Mittelalters auch eines zornigen. In der Studentensprache bedeutet die Bären brummen s. v. w. die Gläubiger wollen bezahlt sein.

114. Ein ungeleckter Bär sein.

Frz.: être un ours mal léché; s. v. w. ein unerzogener, plumper Mensch sein. Der Ausdruck gründet sich auf den Volksglauben, daß der Bär seine Jungen durch Belecken vervollkommne. Dieser Glaube findet sich schon im Altertum verbreitet; Ovid, Met. 15, 379—381 sagt:

Nec catulus, partu quem reddidit ursa recenti,
Sed male viva caro est; lambendo mater in artus
Fingit, et in formam, quantam capit ipsa, reducit.

Vgl. Plinius, 10, 63: informia ursae parturiunt.

115. Den Bären treiben.

S. v. w. kuppeln. Mit Meister Petz hat die Redensart nichts zu thun, sondern mit dem heute nur noch mundartlich lebenden Ber, d. i. Eber. Bertreiber (-in) heißt, wer den Zuchteber zur Sau treibt.

116. Auf der Bärenhaut liegen.

S. v. w. faulenzen, müßig sein. — Tacitus erzählt (Germania 15): „Die meiste Zeit verbringt der Germane mit Nichtsthun, mit Schlafen und Essen. Gerade die Tapfersten und Kampflustigsten thun am wenigsten. Für Haus, Herd und Feld mögen Weiber, Greise und überhaupt die Schwachen in der Familie sorgen; sie selbst leben in dumpfer

Ruhe dahin. Wunderbarer Widerspruch der Natur, daß dieselben Menschen, die den gemächlichen Frieden so sehr hassen, andrerseits dem Nichtsthun so leidenschaftlich ergeben sind!" Nach diesen Worten hat man sich ausgemalt, wie sichs der alte Germane, vom heißen Jagen zurückgekehrt, nun auf der Haut des erlegten Bären bequem machte, und sagt von einem Faulpelz, er liege auf der (faulen) Bärenhaut, er sei ein Bärenhäuter. Vgl. den simplicianischen Scherz „Vom Ursprung des Nahmens Bärenhäuter". Simpl. IV, 302.

117. Die Bärenhaut verkaufen, bevor man den Bären hat.

S. v. w. auf unsichere Vorteile rechnen. Engl.: Don't sell the bear's skin, before you have caught the bear. Frz.: Il ne faut pas vendre la peau de l'ours avant qu'il soit pris. — Die Redensart schreibt sich her von der bekannten Fabel von den zwei reisenden Jägerburschen, die den Wirt mit der Haut des noch nicht erlegten Bären zu bezahlen versprachen. — Vgl. Murner im „Großen Lutherischen Narren": „Das sie die berenhaut verkauffen Ee sie mit iagen darumb laufen." Lehm. 834 (Ungewiß 9): „Es ist nicht gut Baernhäut kauffen, der Baer sey dann gestochen, wie auch nicht Kälber kauffen, ehe die Kuh gekälbert." Syll. 38: „Ante lentem augere ollam. Die haut verkauffen, ehe denn der Behr gestochen ist. Für die wiege sorgen, ehe denn das Kind gezeuget ist." Syll. 64: „Capra nondum peperit, et hoedus iam ludit in tectis. Die Geyß hat noch nicht geworffen, die Kützе aber, oder das Böcklein spielet schon im Hauß, das ist, Er rühmet sich des Fleisches, und hat die Brühe noch nit gesehen."

118. Einen Bärenhunger haben.

S. v. w. gewaltigen Hunger haben. Der Hunger des Bären ist eigentlich auf eine ganz bestimmte Speise gerichtet — der Leser denkt schon an das Verschen „In Polen brummt ein wilder Bär", und wir brauchen ihm nicht erst zu sagen, wonach ein Bärenhunger verlangt. Reinmar von Zweter, ein Spruchdichter des 13. Jahrhs., sagt vom Mainzer Erzbischof (228, 10):

im ist nach eren also ger
daz nie dem hungergitigen ber
so not enwart nach süezes honeges raze.

und vom Kaiser (138, 2)

nach gerihte ist im so not,
so dem hungerigen bern nach honeges süeze nie enwart.

119. Bei meinem Barte!

Eine vermeintlich unverfängliche und darum häufig im Scherz gebrauchte Beteuerungsformel des täglichen Lebens, die auf dem alten Brauche beruht, daß schwörende Männer Bart oder Haar anrührten (schwörende Frauen legten die Finger der Rechten auf ihre Haarflechten). Der Bart galt von jeher und bei allen Völkern als ein Zeichen der männlichen Würde und bei Soldaten als ein Ausdruck der Stärke und Kraft. Ja die Langobarden führten gar den Namen von ihren langen Bärten. Den Bart abschneiden, war eine alte Beschimpfung der Besiegten; noch heute sagt man in Westfalen in dem Sinne von: ich werde ihn herunter-machen: ick fall em den bard afmaken (vgl. Shakesp. to beard). Schwören bei dem Barte und mit Auffassung des Bartes kommt zwar nicht in den altdeutschen Gesetzen vor, aber oft in den Liedern, zumal den altfranzösischen von König Karl. Vgl. Beispiele wie: par la moie barbe, qui nest mie meslée! par ceste moie barbe, qui me pent au menton! p. c. m. b., dont noir sont li flocon! par ma barbe florie! p. c. m. b. de blanc entremellée! S. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 898. — Karl selbst, wenn er zürnte und schwur, griff an seinen Bart; so beim Pfaffen Konrad: Karl zurnete harte mit ufgevangenme barte. Man vergleiche auch das Titelkupfer zu Grimms Rechtsaltertümern.

120. Einem um den Bart gehen.

S. v. w. ihm schmeicheln. Vollständig würde es heißen: mit der Hand um den Bart gehen, d. h. einem das Kinn streicheln. Wie es die Tochter macht, wenn sie dem Vater um den Bart geht, ist schon in der Gudrun (Str. 386) geschildert:

Der herre gie balde da er die maget vant.
in triutelicher wise do was der megede hant
an ir vater kinne. si bat in vil sere.
si sprach: 'liebez vaterlin, heiz in hie ze hove
singen mere'.

121. Laß dir darum keinen Bart wachsen!

Sich den Bart wachsen zu lassen galt in den frühern Zeiten des Christentums, ebenso wie bei den Juden, als ein Zeichen der Trauer. So erklärt auch Sebastian Franck dieses Wort: „Welchen etwas Leidt widerfahren ist, und die da trauren, die lassen gemeiniglich Bärt wachsen, damit sie äußerlich ihren Jammer aus Unfall männiglich beweisen, in dem daß sie Leid tragen. Die im Saus leben, baden, waschen und salben sich, putzen den Leib und reinigen den. Aber die da betrübt sind, lassen fahren alle Wohlfahrt und Freuden, zeigen und beklagen jämmerlich ihren Unfall mit Geberden und Wandel. Es wird auch zu denen geredt, die da fremde Sorg tragen und vielleicht vergebens. Darum sagt man: Laß dir keinen Bart darum wachsen, sei nicht betrübt, es wird sich wohl schicken, ich weiß Weg dazu." Von vielen geschichtlichen Persönlichkeiten wird berichtet, daß sie hoch und teuer schwuren, sich nicht eher den Bart scheren zu lassen, als bis etwas, das sie erfüllt sehen wollten, geschehen wäre; oder sie verewigten sich auch mit langem Barte zur Erinnerung an ein schmerzliches, trauriges Ereignis. Als z. B. Papst Clemens VII. im J. 1525 in seiner Engelsburg von dem Cardinal Colonna belagert wurde, ließ er seinen Bart wachsen und sich in dieser Gestalt auf einer Münze abbilden, deren Rückseite den Apostel Petrus darstellt, wie er von dem Engel aus dem Kerker geführt wird. Vgl. 1 Chron. 20, 5 und 2 Sam. 10, 5; desgl. die Redensart: sich graue Haare um etwas wachsen lassen.

122. Um des Kaisers Bart streiten.

S. v. w. sich um Dinge streiten, die des Streites nicht wert sind. — Die Redensart geht zurück auf einen Streit, der von Gelehrten darüber geführt worden ist, ob Karl der Große einen Bart getragen habe oder nicht. Diese Unter-

suchung war nun keineswegs so unwichtig und lächerlich, wie sie uns heute wohl scheinen mag. Es fanden sich nämlich Urkunden vor, von deren Echtheit große Privilegien abhingen. Auf einigen Siegeln stand das Bildnis des Kaisers mit Bart, auf andern ohne einen solchen. Darüber entstand der Verdacht, daß entweder diese oder jene untergeschoben sein müßten. Die Frage nach der Echtheit der Dokumente konnte aber nur entschieden werden, nachdem man festgestellt hatte, ob Kaiser Karl der Große einen Bart getragen habe oder nicht.

Nach andern soll der Gegenstand des Streites gewesen sein, ob die römischen Kaiser Bärte getragen hätten oder nicht, da auf alten römischen Münzen die Kaiser teils mit Bärten, teils ohne solche abgebildet waren. Da dieser Streit für das praktische Leben ohne alle Bedeutung war, auch zu keinem Ergebnis führte, so könnte er wohl auch den Anlaß zu unsrer sprichwörtlichen Redensart gegeben haben.

Auf seine Weise, aber gewiß sehr ansprechend hat Geibel die Redensart in dem bekannten hübschen Gedicht „Von des Kaisers Bart" verwertet.[1]

123. Wissen, wo Barthel Most holt.

Von jemand, den man als besonders gewandt und schlau bezeichnen will, der Mittel und Wege kennt, seinen Zweck zu erreichen; auch von einem Mädchen, das jungfräulich thut, aber die Liebe näher kennt, als sich ziemte. — Es ist ein schon im 17. Jahrh. geläufiges Wort; seine Erklärung

[1] Vgl. die entsprechende Redensart des Altertums: de asini umbra rixari, d. i. um des Esels Schatten streiten. Ein junger Athener hatte einst einen Esel gemietet, um nach Megara zu reisen; da ihn jedoch auf der Reise die Sonne brannte, stieg er ab, um sich in des Esels Schatten zu erfrischen. Der Eseltreiber aber, der ihn begleitete, behauptete: der Platz gehöre ihm; denn er habe nur den Esel und nicht dessen Schatten vermietet. Es kam zum Wortwechsel, zu Thätlichkeiten und endlich zum Prozeß. Wieland hat diese Geschichte in seinen „Abderiten" verwertet. Ital.: disputar dell' ombra dell' asino. — Dasselbe sagt auch das lateinische de lana caprina rixari, vgl. Horaz, Epist. I, 18, 15; ital.: disputar della lana caprina; engl. to contend about a goat's wool.

hat viel Kopfzerbrechens gemacht. Hier alle Deutungsversuche zu wiederholen wäre zwecklos; aller Wahrscheinlichkeit nach stammt es aus der Gaunersprache, wo Barthel das Brecheisen und Moos das Geld bedeutet (vgl. die Redensart: Moses und die Propheten haben). Lehrreich ist, wie die verschiedenen Mundarten die unverstandene Redensart umgedeutet haben: am verbreitetsten ist die auch der Schriftsprache geläufige Umbildung von Moos zu Most; in Westfalen sagt man: dat es ne annere stie as ba Bartels den mostert hält, in der Altmark: he wet, wo Bartel Most woant. Vgl. das ital. Sprichwort: sapere a' quanti dì è San Biagio, wissen, auf welchen Tag St. Blasius fällt.

124. Und damit basta!

S. v. w. und damit genug! Basta ist eine Imperativform von dem spanischen Zeitwort bastar (ital.: bastare) d. i. hinreichen, hinreichend sein, vermutlich während des Dreißigjährigen Krieges in die deutsche Sprache eingedrungen.

125. Einen alten Baum versetzen.

Der Mensch wird oft mit einer Pflanze verglichen, und so wollen diese Worte sagen: einen alten Mann zwingen oder doch dazu bringen, sein Heim, in dem er gleichsam wurzelt, zu verlassen und sich noch einmal wo anders einzugewöhnen. Aber es ist eine böse Sache mit dem Verpflanzen eines alten Baumes: gewöhnlich geht er dabei ein. Syll. 38: „Annosam arborem transplantare. Einen alten Baum versetzen."

126. Zwischen Baum und Borke stecken.

Allitterierende Redensart zur Bezeichnung einer kritischen Lage, in der man weder vor noch zurück kann, wohl von dem Beil entlehnt, das sich beim Behauen des Baums zu Bauholz oft derartig einklemmt, daß es der Zimmermann weder vor- noch rückwärts bewegen kann. — Vgl. das frz. Sprichwort: il ne faut pas mettre le doigt entre l'arbre et l'écorce, mit dem man davor warnt, sich in Zwistigkeiten zu mischen zwischen Mann und Frau, überhaupt zwischen Personen, die eng miteinander verbunden sind.

Vgl. ferner: zwischen Hammer und Amboß, zwischen Thür und Angel.

127. Das klettert auf Bäume.

So sagt man von einem unerhörten Beginnen, einer unglaublichen Frechheit. Die Redensart ist eine komische Übertreibung der Worte: das geht weit.

128. Er kann Bäume ausreißen.

Übertreibende Redensart, s. v. w. er hat sehr viel Kraft. Wird oft im Scherze angewendet von einem Wiedergenesenen, der sich wieder in rüstigstem Wohlsein befindet; vgl. lat. pancratice atque athletice (auch pugilice atque athletice) valere. Plautus, Bacch. 2, 3, 14.

129. In Bausch und Bogen.

Allitterierende Redensart, s. v. w. alles in allem, im Großen und Ganzen, ohne Unterschied zu machen, z. B. etwas in Bausch und Bogen berechnen, bezahlen[1], abschätzen, verurteilen. Bausch bezeichnet bei Grenzen das auswärts Gehende, sich gewissermaßen Bauschende, Bogen dagegen das einwärts Gehende. So bekam die Verbindung den Sinn: eins ins andre gerechnet, ohne das Einzelne genau abzuschätzen. Vgl. die juristische Redensart im Lat.: aversione oder per aversionem aliquid emere, vendere, locare etc., d. h. abgewandt, ohne genauere Erörterung; — frz.: acheter quelque chose en bloc et en tâche: — ital.: comperare a staglio.

130. Er wirft das Beil zu weit.

S. v. w. er ist ein Großsprecher, er schneidet auf, er lügt. — Das Beilwerfen spielt in der altdeutschen Rechtssymbolik eine große Rolle. Besonders bei Grenzbestimmungen war es üblich, die Entscheidung über die Entfernung der Grenze von einem gewissen Punkte dem zukünftigen Besitzer in die Stärke seines Armes zu legen. Oft begegnet in Urkunden z. B. die Bestimmung, daß ein Müller in dem Bache, der die Mühle treibt, so weit abwärts und aufwärts

[1] Die Kanzleisprache hat nach dieser Redensart den barbarischen Ausdruck Bauschal(Pauschal-)summe gebildet (vgl. Austrag).

fischen dürfen soll, wie er von der Mühle aus ein Beil zu werfen vermag.

Es ist leicht erklärlich, daß man, diesen Brauch vergleichend, von einem, der sich viel anmaßt, und dann weiter übertragen von einem, der Unglaubliches von sich berichtet, sagen konnte, er wirft das Beil zu weit. Grimmelshausen sagt von einem, der von seinen Reisen erzählt, Simpl. III, 411, 1: „warffe auch bißweilen das Beyl so weit, daß ich selbst vor ihn sorgte, wo ers wieder finden würde".

Ein altes Wort für Beil ist Barte (wir haben es noch in Hellebarte, d. i. Helmbarte, ein Beil zum Durchschlagen des Helms); daher bei Schottel: die Barte zu weit werfen.

131. Sich die Beine nach etwas ablaufen.

Eine Übertreibung der Redensart: sich die Hacken (nämlich des Schuhzeugs) nach etwas ablaufen. Wird zunächst von dem gesagt, der sich viele Wege macht, um ein Amt oder eine Stelle zu erhalten (vgl. lat. ambire). Dann überhaupt s. v. w. sich viel Mühe um etwas geben.

132. Etwas ans Bein binden.

Namentlich eine Geldsumme, z. B.: die 100 Mark binde ich ans Bein, d. h. ich opfere sie, gebe sie verloren, verschmerze sie.

Zur Erklärung ist verschiedenes vorgebracht worden; die richtige Deutung ist folgende. Man sagte und sagt scherzend: ich binde etwas ans Bein, unters Knie, wenn man es sich nicht zu Herzen gehen lassen will (vgl. einem etwas auf die Seele binden, daß er es sich angelegen sein lasse, sich darum kümmere). In einer Breslauer Leichenrede von 1638: „Er hat nicht einen schlechten oder geringen Kummer, der bald zu vergessen, oder den man unter den Knien zubindet, wie man im sprichwort redet." Und noch älter und deutlicher in dem Liederbuch der Hätzlerin:

sie sprach: far hin mein lieber Knecht ....
laß dir das laid dein haubt auch nit zerbrechen.
Der Knab der sprach: gern ich das tu,
bei dem Knie so bind ichs zu,
das es mir in das Herz nit mag geschlagen.

Ja schon bei Walther von der Vogelweide: min leit bant ich ze beine.

133. Jemand auf die Beine helfen.

S. v. w. jemand aus dürftigen Vermögensverhältnissen aufhelfen. Das Wort wird angewendet, wenn ein wirklich Bedürftiger unterstützt, aus einer Verlegenheit gerettet und — gleichsam ein Liegender — aufgerichtet und zum Stehen gebracht wird.

Wieder auf die Beine kommen,

s. v. w. wieder zu Wohlstand gelangen oder auch gesund werden. Es liegt die Vorstellung des Gefallenen zu Grunde oder dessen, der auf dem Krankenlager gelegen hat. So wird ein Genesener gefragt: „Bist du wieder auf den Beinen?" Ebendahin gehört die Redensart:

Auf eignen Beinen stehen,

s. v. w. selbständig sein, keiner Unterstützung bedürfen.

Sich auf die Beine machen

ist dagegen s. v. w. aufbrechen; eigentlich: vom Lager aufspringen mit der Absicht, davon zu gehen. Vgl.: sich auf die Strümpfe, sich auf die Socken machen.

134. Jemand Beine machen.

Wenn einer aus bloßer Trägheit nicht vom Flecke kommt, als ob er keine Beine hätte, so ruft man ihm drohend zu: „Wart, ich will dir Beine machen!" So schon in Fischarts „Gargantua": „wolt den schelmischen juden wol füß gemacht haben". In Grimms „Rechtsaltertümern", S. 350, wird von einem Diener, d. i. einem Leibeigenen, gefordert, daß er zu dem Willen seines Herrn gleich bereit sei: „Mancipium ire debet, quoquo jubetur, was in der alten Sprache hieß: einen heizen springen".

135. Die Beine unter den Arm nehmen.

S. v. w. so schnell als möglich laufen. Eigentlich die Beine wie einen fremden Körper, wie ein Gepäckstück behandeln und ganz außer Thätigkeit setzen, also — fliegen.

136. Einem ein Bein stellen.

S. v. w. jemand in heimtückischer Weise dadurch zu Falle bringen, daß man ihm plötzlich ein Bein vorhält; in übertragenem Sinne: jemand Schaden zufügen. „Der Teufel stellt dir nächstens doch ein Bein." Goethe, Faust, II, 2.

137. Hinter dem Berge halten.

Von jemand, der mit seinen Meinungen, Ansichten und Urteilen nicht zum Vorschein kommt, nicht redet, wie er wirklich denkt, überhaupt der nicht offen zu Werke geht. — Die Redensart ist aus dem Kriege entlehnt, wo man Mannschaften und Geschütz hinter Berge und Gebüsche legt, um sie vor den Augen des Feindes zu verbergen, und erst im günstigen Augenblick hervorbricht, um dem Gegner in den Rücken oder in die Seite zu fallen und ihm so desto größern Schaden zuzufügen. Ein wenig anders in der Form, aber deutlich dieselbe Lage bezeichnend heißt es in Dedekinds „Christlichem Ritter": „Solt denn wol nicht ein frommer mann hinder dem busche dörfen haltn?" Dasselbe Bild steckt auch in der Redensart: mit etwas herausrücken.

138. Über den Berg sein.

S. v. w. das Schlimmste überwunden haben, wobei ursprünglich an eine mühsame Wanderung über eine Bergkuppe zu denken ist. Dagegen meint: über alle Berge sein s. v. w. weit fort sein, von einem gesagt, der nicht mehr einzuholen ist, etwa von einem Entflohenen, dessen Verfolgung nicht lohnt.

139. Goldene Berge versprechen.

So sagt man von einem, der unglaublich große und darum voraussichtlich nichtige Versprechungen macht. So in der Zimmerischen Chronik (III, 427, 35): „die warden mit wartgelt versehen, auch darneben von guldinen bergen vertröst". Und in der „Gudrun" drückt Irold seine Begierde, zwei Helden wie den wilden Hagen und Waten den Alten sich messen zu sehen, mit den Worten aus:

und waere ein berc golt,
den naem ich niht darumbe, so der strit geschaehe,
deich Waten minen oheim bi dem wilden Hagenen
niht ensaehe.

Im Phormio des Terenz (I, 2, 18): montes auri polliceri; Sallust (Cat. 2, 3) fügt den Bergen noch das Meer bei: maria montesque polliceri, und Persius, 3, 63,

sagt: magnos montes promittere. Frz.: promettre des montagnes d'or, oder: promettre monts et merveilles. Ital.: promettere mari e monti, oder: promettere Roma e Toma.

140. Berge versetzen.

Das Bild bezeichnet eine ungeheure That. So klagt in der Zimmerischen Chronik (IV, 231, 35) ein Liebender, der vergebens um Erhörung fleht:

Wenn ich trüeg ain großen berk
In ain tiefes thal, es hülf mich nit.

Wer sich wirklich vermißt, Berge versetzen zu wollen, ist ein Prahler, ein Großsprecher, ein Aufschneider, ein Bramarbas und Eisenfresser. Bei Bojardo im Orlando innamorato und bei Ariost im Orlando furioso kommt so ein prahlerischer Held vor, dem der Name Rodomonte (eigentlich rodamonte) beigelegt wird, d. i. Bergfortwälzer, einer, der sich gleichsam vermißt, Berge von der Stelle zu bewegen und fortzurollen; von dem lombardischen Worte rodare, im Kreise herumdrehen und wie ein Rad fortrollen, und ital. monte, der Berg.

Der Gedanke selbst ist viel älter; am frühesten erscheint er, an eine bestimmte Sage festgewachsen, in der Gigantomachie der griechischen Mythologie. Hier werden die Giganten geschildert als ungeheure Riesen, furchtbaren Antlitzes, mit langem Haupt- und Barthaar und mit geschuppten Drachenschwänzen statt Füßen. Um den Olymp, den Sitz ihrer Feinde, zu ersteigen, türmen sie Berge auf Berge, setzen den Pelion auf den Ossa. Allein Zeus spaltet den Olymp, den Pelion und den Ossa mit seinen Blitzen und begräbt die Stürmenden unter den Bergtrümmern (vgl. Ovid, Metam. 1, 151).

Was hier von den Titanen, wird in der Bibel (Hiob 9, 5) von Gottes Allmacht gesagt: „Er versetzt Berge, ehe sie es inne werden, die er in seinem Zorn umkehrt".[1]

[1] In dem veränderten Sinne von: „das Unmögliche möglich machen" begegnen wir unsrer Redensart vielfach im Neuen Testament. Matth. 17, 20 sagt Jesus: „Wahrlich, so ihr Glauben

141. Der Berg hat eine Maus geboren.

Auch in der Form: die Berge kreißen, um ein Mäuslein zu gebären! Bei Luther: „Die Berge gehen schwanger, und wird eine Maus draus.“ Von ungeheuern Anstrengungen, denen der Erfolg nicht entspricht; von hochfliegenden Plänen und Hoffnungen, bei denen schließlich eine winzige Kleinigkeit herauskommt. Wir haben die Redensart aus dem römischen Altertum übernommen. Bei Horaz, De arte poet. 139, steht der Vers:

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Und Horaz hat den Gedanken wieder den Griechen entlehnt. — Vgl. Lafontaines Fabel: La montagne qui accouche, und die frz. Redensart: C'est la montagne qui accouche d'une souris.

142. Berserkerwut.

Die Berserker sind Gestalten der nordischen Mythe. Von ihnen wird erzählt, daß sie in eine tierische Wut verfallen und sich dann auf alles Lebende stürzen, um es zu vernichten: nichts widersteht ihrer Gewalt, sie scheuen weder Eisen noch Feuer. Eigentlich bedeutet „Berserker“ Bärenhemd, Bärenkleid und bezeichnet dann Männer, die sich in ein Bärengewand gehüllt haben, als Bären erscheinen, also ähnliche Zwitterwesen wie die Werwölfe. (Vgl. E. Mogk im „Grundriß der germ. Philol.“ I, 1019.)

143. Jemand berücken.

S. v. w. ihn durch Lockungen oder Reizmittel zu fangen suchen. Das Bild ist hergenommen von den Vögeln, die man durch Lockspeisen in ein Netz lockt, das hernach über ihnen zusammengezogen oder zusammengerückt wird.

---

habt als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin, so wird er sich heben, und euch wird nichts unmöglich sein.“ Vgl. Matth. 21, 21; Marc. 11, 23; Paulus im ersten Brief an die Korinther 13, 2: „Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse, und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“

144. Beschert für bedacht nehmen.

S. v. w. einen glücklichen Zufall als den Ausdruck einer höhern Vorsicht auffassen und demgemäß handeln, d. h. die günstige Gelegenheit beim Schopfe fassen.

145. Gut beschlagen sein.

S. v. w. in einer Sache wohl ausgerüstet, geübt, erfahren sein. Der Ausdruck ist hergenommen von dem Roß, dessen Huf der Schmied mit einem Eisen beschlägt, um ihm sicherern, festern Gang zu verschaffen. Im Volksmund noch deutlicher, z. B. im siebenbürgischen Deutsch: di äs af alle väreu beschloen. — Frz.: c'st un homme bien ferré; cet homme est ferré à glace.

146. Laufen wie ein Besenbinder.

S. v. w. tüchtig rennen; besonders in Nieder- und Mitteldeutschland gebräuchlich. Die Besenbinder sind hier ebenso unschuldig hergeraten, wie die armen Bürstenbinder in die Redensart: saufen wie ein Bürstenbinder. Ein niederd. Dialektwort für rasches Laufen ist nämlich bersten, dies ist offenbar mit Bürste zusammengebracht worden, indem man einen rechten Berster, einen rechten Läufer einen Berstenbinder genannt hat. Der Bürstenbinder aber und der Besenbinder sind eine Person.

147. Einen Besenstiel im Rücken haben.

Von einem Menschen, dessen Körperhaltung steif und hölzern ist, der sich nicht bücken und höflich erzeigen kann, wo es Anstand und Höflichkeit erfordern. Dasselbe sagen die scherzhaften Redensarten: einen Ladestock oder ein Lineal verschluckt haben. Ähnlich schon in dem Liederbuch der Hätzlerin: „Tregt ainer den leib vffgestrackt, Man seyt Im steck ain scheytt Ym ruck, wa er get oder reit."

148. Zum Besten geben.

S. v. w. in einem geselligen Kreise einen Beitrag spenden zum leiblichen oder geistigen Genuß; z. B. eine Flasche Wein zum Besten geben, eine Anekdote zum Besten geben.

Die Redensart stammt aus den alten Kampfspielen. Da hieß das „Beste" der Preis, der für den besten Mann, d. h. für den Sieger, z. B. den besten Schützen, ausgesetzt

war. So erzählt Fischart im „Glückhaften Schiff" V. 99 fg. von dem Straßburger Schießen im Jahre 1576, daß Basler Schützen gefahren seien

zu eim hauptschießen schön mit lust
zugleich mit büchsen und armbrust.
zu deren jedem war das best
hundert gulden, on sonst den rest

d. h. abgesehen von den andern Preisen. Und so gebrauchen noch Goethe und Schiller das „Beste", auf alte Zeit angewandt, im „Götz": „wie der Schneider von Heilbronn, der ein guter Schütz war, zu Köln das Beste gewann und sie's ihm nicht geben wollten" und im „Tell":

aber heute will ich
den Meisterschuß thun und das Beste mir
im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

Die Redensart bedeutet also eigentlich: bei einem Feste etwas als Preis, dann als Beitrag oder Hauptbeitrag zu den Kosten beisteuern. (Vgl. Rudolf Hildebrand, Gesammelte Aufsätze und Vorträge, S. 45 fg.)

Einen zum besten haben
bedeutet eigentlich: ihn als besten behandeln. Aber der beste muß einen Spaß verstehen, muß es ertragen, die Zielscheibe des Spottes zu sein; wen man zum besten hat, den neckt man also. Bei Goethe:

Ich lobe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen:
Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

Preisgeben ist zunächst ungefähr dasselbe wie zum besten geben; in weiterer Entwicklung berührt es sich dann aber auch mit: zum besten haben.

149. An den Bettelstab kommen.

S. v. w. zum Bettler werden; daneben: an den Bettelstab bringen s. v. w. zum Bettler machen. — Seb. Franck sagt, daß Germania „seer vil arm volks und betler" habe und „daß es meer auß seim müessiggang und stätem zören und wolleben an bettelstab kummen ist, dann auß übelstand

des lands und tuerung der narung". Noch sinnlicher in dem Leben der heiligen Elisabeth V. 6518: zu grifene an den bedelstab.

150. Sich in den Beutel lügen.

So sagt man von einem, der etwas billiger gekauft zu haben behauptet, als er es wirklich gekauft hat, der also seinen eigenen Beutel anlügt. Denn der Beutel muß es doch genau wissen, um wieviel er leichter geworden ist. Vgl. Lehm. 91 (Betrügen 15): „Einer kaufft vnd sagt, er habs noch (d. h. noch einmal) so wolfeil, vnd belengt sich vnd sein Seckel."

151. Beutelschneider.

So nennt man heute einen Geschäftsmann, der große Rechnungen macht, daß die Beutel seiner Kunden bluten müssen. Eigentlich ist aber ein Beutelschneider, wer Beutel abschneidet, nämlich die Geldbeutel andern heimlich vom Gurt abschneidet, also ein Gelddieb. Im spätern Mittelalter waren die Beutelschneider ebenso häufig wie unsre Taschendiebe: fort und fort begegnen sie in alten Gerichtsbüchern. In dem ältesten Leipziger Urfehdenbuch z. B. wird S. 33 gemeldet: „Nickel Nonberg .. was inkomen (d. h. ins Gefängnis), das er villicht bewtell het sneyden wollen, des er sich vast entschuldigt hat." Vgl. Syll. 32: „Alii sementem faciunt, alii metent. Einer macht beutel, der ander schneidt sie abe."

152. Der Biehn muß!

Die Entstehung dieses Ausdrucks wird auf folgende Geschichte zurückgeführt. In Frankfurt oder in Offenbach hatte ein Händler einen Kunden von zweifelhafter Zahlungsfähigkeit in seiner Kundschaft. Dieser führte den besonders in Offenbach häufig vorkommenden Namen „Biehn" (nicht Bien). Als nun eines Tages jener Händler einem seiner Handlungsdiener den Auftrag gab, den Stand des Biehnschen Kontos nachzusehen, berichtete der Kommis seinem Herrn in der hierfür üblichen kaufmännischen Ausdrucksweise: „Der Biehn Soll" (so und so viel Mark), worauf der Kaufherr, ohnehin schon ärgerlich über die schlechte Zahlungsweise

Biehns, seinem Kommis zurief: „Wie heißt «Soll», der Biehn muß!“

153. Wie sauer Bier ausschreien.

Eine Ware so anpreisen, daß der Verdacht erweckt wird, sie bedürfe des Geschreies und Gerühmes, sie sei zu schlecht, um ohne das gekauft zu werden.

Daß im Munde der Baiern diese Redensart nicht die einzige ist, die vom Bier und Biertrinken stammt, wird niemand wunder nehmen; hier seien wenigstens noch zwei vom sauern Bier erwähnt (nach Schmellers baierischem Wörterbuch, I, 265): „bei'n sauen Bier zsamkeme“ bedeutet: auf eine unvermutete, oft auch unbehagliche, unangenehme Weise zusammenkommen, und „'s Gris habn wie's saue Bier“: nicht beliebt sein.

154. Einer (eine) aus der siebenten Bitte.

Die siebente Bitte des Vaterunsers lautet: „Und erlöse uns von dem Übel!“ Daher nennt man „einen aus der siebenten Bitte“ einen Menschen, den man verabscheut, mit dem man nichts zu thun haben mag, „eine aus der siebenten Bitte“ ein widerwärtiges Frauenzimmer, besonders eine öffentliche Dirne. Eine höchst gelungene Erweiterung der Redensart steht in Seumes „Spaziergang nach Syrakus“ 1, 22: „ein Muster von einem alten häßlichen, keifischen Weibe, die schon seit vierzig Jahren aus der sechsten in die siebente Bitte getreten war“.

155. Einen Bittern haben.

Scherzhaft für: verstimmt sein, ärgerlich sein; z. B.: „Wenn ich den nur sehe, so habe ich schon einen Bittern“, d. h. so regt sich mir die Galle, habe ich ein bitteres Gefühl. In weiterer Entwicklung bedeutet daher: einen Bittern auf jemand haben s. v. w. ihm nicht gewogen sein.

156. Blank mit einem stehen.

S. v. w. auf Kriegsfuß mit ihm stehen, gespannt mit ihm sein; eigentlich: ihm mit blanker, d. h. mit gezogener Waffe gegenüberstehen.

157. Sich kein Blatt vor den Mund nehmen.

S. v. w. alles gerade heraussagen, reden wie einem der Schnabel gewachsen ist; dann auch: derb und grob sein. Zur Erklärung der Redensart hat man daran erinnert, daß, wer leise sprechen will, wohl ein zufällig vorhandenes Papierblatt vor den Mund hält. Andre haben an das antike „Feigenblatt" gedacht; aber auch das ist bloße Vermutung. Vgl. Bebel Nr. 579: nullum folium ori apponere; id est: libere loqui. Seb. Franck 1, 88: „Der wein nimpt keyn blat fürs maul."

158. Mir schießt das Blatt.

Ausdruck zur Bezeichnung der Ahnung von etwas Schlimmem, aber auch allgemeiner s. v. w. ich begreife, ich verstehe. „Blatt" soll in dieser Redensart eine medizinische Bezeichnung für die vordere der Fontanellen am Kinderkopfe sein. Wenn in hitzigen Krankheiten, bei denen besonders das Gehirn entzündet war, dieser Teil sich gesenkt und eingedrückt zeigte, so sagte man: „das Blatt ist geschossen" und bezeichnete mit diesen Worten ein Zeichen des wahrscheinlichen Todes.

159. Das Blatt wendet sich.

S. v. w. die Verhältnisse ändern sich, das Glück schlägt um. Ob zur Erklärung der Redensart eine Hinweisung auf die bekannte Vorstellung vom Schicksalsbuche genügt, oder ob ihr Ursprung in den Taschenspielereien des fahrenden Volkes zu suchen ist, bleibt zweifelhaft. Doch vgl. auch den Ausruf: „Ein ander Bild!", der aus dem Munde der Guckkastenmänner stammt. Beim Umwenden eines Blattes, beim Übergehen zu dem nächsten Bilde könnten sie sich auch recht wohl der Worte: „Das Blatt wendet sich" als Einleitung eines neuen Teils ihrer grausigen Geschichte bedient haben. — Vgl. Syll. 27: „Adastria Nemesis. Es wird sich das blat einmahl umbkehren. Er wird der straffe nicht entgehen." (Syll. 206 steht die Redensart als Übersetzung der lateinischen: Rhamnusia Nemesis.)

160. Ins Blaue hinein

reden oder handeln, d. h. ohne bestimmten Plan und Zweck,

gedankenlos, wie im Traume. Wirklich ins Blaue hinein schießen spielende Kinder ihre Pfeile, starrt der Träumer, dessen Geist in weite Ferne schweift. — Der Ägypter sagt: „Der verschießt seine Pfeile umsonst, der sie gen Himmel richtet, um Allahs Haupt zu treffen", der Araber: „Schieße deine Pfeile nicht nach dem Himmel; denn das Haupt Allahs erreichst du nie". — Lat.: in cassum, z. B. jactare tela, Livius 10, 29; mittere preces, Pers. 2, 49; disserere aliquid, Tacitus, Ann. 1, 4; fundere labores, Virgil, Aen. 7, 421.

161. Jemand blauen Dunst vormachen.

S. v. w. ihn am richtigen Sehen verhindern, ihm die Wahrheit verhehlen und ihn irre leiten, ihn täuschen oder betrügen wollen.

Mutmaßlich ist die Redensart zurückzuführen auf die Geisterbeschwörungen, die der Volksaberglaube des Mittelalters Zauberern und Hexenmeistern zuschrieb. Namentlich standen die Nekromanten in dem Rufe, die Geister der Verstorbenen oder Dämonen heraufbeschwören zu können. Dabei bedienten sie sich mit Vorliebe fremder, barbarisch klingender Anrufungen und wandten auch stark narkotisch wirkende Dämpfe an, machten also in der That, um ihre Zuschauer zu „benebeln", einen Dunst, der wohl graublau ausgesehen haben wird.

Daß schon die alten Juden und Griechen derartige Beschwörungen kannten, beweisen Stellen wie im ersten Buche Samuelis das 26. Kapitel, wo erzählt wird, wie König Saul durch eine Zauberin zu Endor den Schatten des Propheten Samuel aus dem Grabe heraufbeschwören ließ, und die Beschwörung des Schattens des Teiresias (Odyssee XI, 23 fg.). Vom Altertum vererbten sich diese Gebräuche zunächst auf die altchristliche Zeit und dann auf das Mittelalter, wo später namentlich die fahrenden Schüler als Träger dieser Kunst erscheinen. Sehr häufig war der Grund solcher Beschwörungen die bloße Neugierde; vgl. die Citierung des Schattens Alexanders des Großen und seiner Gemahlin vor Kaiser Karl V. durch Doktor Faust (im Faustbuch vom

J. 1587, Kap. 33). — Vgl. auch die Redensart: sein blaues Wunder sehen.

162. Blauen Montag machen.

S. v. w. auch den Montag als Sonntag feiern. — Der Name „Blauer Montag" wird gewöhnlich abgeleitet von dem Montag vor Aschermittwoch, der blau hieß, weil man die Kirchen in den Fasten mit blauem Tuch auszuschlagen pflegte. Dieser Montag wurde dann zum Tage der größten Ausgelassenheit, und so soll es gekommen sein, daß später alle Montage, die als Feiertage behandelt wurden, blau genannt wurden.[1]

163. Blaustrumpf.

Der Ausdruck „Blaustrumpf" war in Deutschland — und ist es stellenweise noch in der Rede des Volkes — eine spöttische Bezeichnung nicht für Angehörige des schönen Geschlechts, sondern — für Aufpasser und Angeber, weil an vielen Orten die Polizeidiener und Lakaien großer Herren blaue Strümpfe trugen. In Schillers „Räubern", II, 3, findet sich der Ausdruck noch in dieser Bedeutung: „Der höllische Blaustrumpf muß ihnen verrätscht haben." Aber damit hat der Ausdruck Blaustrumpf zur Bezeichnung eines gelehrten Frauenzimmers nichts zu thun. Das ist vielmehr erst um 1800 als Übersetzung des englischen blue-stocking (danach franz.: bas-bleu) aufgekommen.

Boswell erzählt in seinem „Leben Johnsons", es sei unter den englischen Damen des vorigen Jahrhunderts Sitte gewesen, zu ihren Gesellschaften hauptsächlich Männer der Wissenschaft einzuladen. Man bildete litterarische Klubs, bei denen das Kartenspiel verbannt und geistvolle Unterhaltung die Hauptsache sein sollte. In einer dieser Gesellschaften, die sich um 1750 in London im Hause einer Frau

[1] Nach dem Kirchenkalender kommt freilich nicht erst am Montag vor Aschermittwoch, sondern schon am Sonntag Septuagesimä, d. i. 14 Tage vor dem ersten Fastensonntage, die blaue Farbe als Symbol der Buße in der Kirche zum Vorschein. Und die sächsischen Landesordnungen des 15. und 16. Jahrh. kennen keinen blauen, sondern nur einen „guten Montag"; sie verbieten den Handwerksgesellen, guten Montag zu machen.

Montague versammelte, ragte besonders der gelehrte Mr. Benj. Stillingfleet († 1771) hervor, der sich höchst sonderbar zu kleiden pflegte und obendrein blaue Strümpfe trug. Das soll die Veranlassung gewesen sein zu dem Witze des holländischen Admirals Boscawen, diese Versammlungen Blue-Stocking-Societies zu nennen.

164. Blech reden.

S. v. w. dummes Zeug schwatzen. Blech steht hier als geringes Metall für geringwertige Worte. Vgl. dagegen „goldene Worte".

In der Studentensprache bedeutet Blech s. v. w. Geld, daher blechen s. v. w. bezahlen. Dieses Blechen taucht gegen Ende des 18. Jahrhs. in studentischen Wörterbüchern auf (vgl. Kluge, Etymol. Wörterb., 5. Aufl.) und gehört offenbar zu dem schon von 1691 verzeichneten Blech = Plappart (eine alte Bezeichnung für Groschen), das wiederum schon aus der Mitte des 16. Jahrhs. als ein rotwelsches Wort überliefert ist.

165. Mir liegt es wie Blei in den Gliedern.

So sagt der, der sich vor Mattigkeit kaum bewegen kann, als ob ihm die Glieder durch einen Zauber (ausgedrückt durch das verhüllende es) schwerer geworden wären. Blei ist im Volksmund ein vielgebrauchtes Bild zur Bezeichnung des Schweren. Auch ein drückender Kummer, eine lastende Sorge oder sonst eine Beschwerung des Gemütes oder des Herzens wird als ein bleiernes Gewicht bezeichnet. Walther von der Vogelweide klagt (76, 3):

der wintersorge han ich dri,
des bin ich swer alsam ein bli.

166. Das sieht ein Blinder!

Übertreibende (hyperbolische) Redewendung, um auszudrücken, daß etwas sehr leicht einzusehen sei. — Bebel, Nr. 97: Caeci hoc vident: Lapides loquuntur: Canes in macello produnt: Hoc tympanis pueri canunt: dicitur de re manifesta. Tunnicius, Nr. 945: „Dat sût wol ein blinde", mit der lateinischen Übersetzung: Vel caecus videat, qui nullo lumine gaudet. Erasmus, Ad. I, 8,

93: Vel caeco appareat. Proverbialis hyperbole frequens apud auctores, de re vehementer perspicua. Vgl. Plato im Sophistes, Kap. 29.

167. Wie der Blinde von der Farbe urteilen.

Da die Farbe nur durch den Gesichtssinn erkannt werden kann, der dem Blinden mangelt, so ist der übertragene Sinn der Redensart: urteilen, ohne die geringste Fähigkeit dazu zu haben. Schon im 16. Jahrh.: „also der blinde von der farve" z. B. in der Chronik Johann Oldekops S. 138.

168. Wie ein Blitz (Schlag) aus heiterm Himmel!

Der Vergleich dient zur Bezeichnung eines völlig unerwarteten, meist niederschmetternden Ereignisses. Denn es blitzt gewöhnlich erst, nachdem die Gewitterwolken am Himmel aufgezogen sind. Vgl. Lehm. 398 (Hoff 19): „Zu Hof donnerts offt, vnd schlägt ein beym hellen Himmel, da doch kein Blitz vorher gangen. Ante ferit, quam flamma micat." Schiller hat die ungeheure Schnelligkeit eines hereinbrechenden Verderbens in den ahnenden Worten Theklas gemalt (Piccolomini III, 9):

> O! Wenn ein Haus im Feuer soll vergehn,
> Dann treibt der Himmel sein Gewölk zusammen,
> Es schießt der Blitz herab aus heitern Höhn,
> Aus unterirdschen Schlünden fahren Flammen,
> Blindwüthend schleudert selbst der Gott der Freude
> Den Pechkranz in das brennende Gebäude!

wobei man die beiden scheinbar widersprechenden Zeilen durch die Vorstellung vereinigen kann, daß der zündende Strahl herniederfährt, ehe sich noch die ansteigenden Wolken über dem bedrohten Hause gesammelt haben.

169. Sich eine Blöße geben.

S. v. w. einen Fehler machen, eine Schwäche verraten. — Vom Fechter entlehnt; eigentlich die Deckung aufgeben und sich dadurch dem Angriffe des Gegners aussetzen. Daher dann auch: Blößen aufdecken s. v. w. Schwächen, Fehler nachweisen.

170. Durch die Blume sprechen; oder: etwas verblümt sagen.

S. v. w. etwas nicht mit deutlichen Worten, sondern verhüllt aussprechen. — Zur Erklärung der Wendung ließe sich verschiedenes heranziehen, aber einen sichern Weg weist nichts davon. Nahe liegt von selbst der Ausdruck verblümt, d. h. eigentlich mit Blumen geschmückt; dann wäre durch die Blume ursprünglich dasselbe wie blumig, mit „Floskeln" reden. Jedenfalls fernzuhalten ist sub rosa (d. i. unter dem Siegel der Verschwiegenheit, vgl. Rose); vielleicht aber ist der alte poetische Sprachgebrauch im Spiele, Blume verhüllend für Jungfrauschaft zu sagen (vgl. die Redensart Rosen brechen und den Jungfernkranz und den Rosengarten des volkstümlichen deutschen Liebesliedes). Wenig wahrscheinlich ist die Erklärung, daß man wirklich eine Blume vor den Mund gehalten habe, wenn etwas nicht deutlich gesagt werden sollte (doch vgl. kein Blatt vor den Mund nehmen), am nächsten scheint uns die aus der symbolischen Bedeutung der Blumen zu liegen. Wem man eine Rose giebt, dem will man damit sagen: „ich liebe dich", und so haben eine ganze Menge Blumen ihre Bedeutung; zum Teil zeigt sich schon ihr Name an: Vergißmeinnicht, Männertreu, u. s. w.

171. Mir wird ganz blümerant.

S. v. w. ich gerate in Angst und Schrecken, falle in Ohnmacht. Aus dem Französischen, durch Entstellung von bleu mourant, eigentlich sterbend-blau, matt- oder blaßblau entstanden, einer kaufmännischen Bezeichnung, die im Dreißigjährigen Kriege nach Deutschland gekommen ist. Die Redensart bezeichnet demnach ursprünglich dasselbe wie die andre: mir wird grün und blau vor den Augen.

172. Das macht böses Blut.

Frz.: cela fait de mauvais sang, d. h. das erhitzt die Gemüter, erbittert die Leute. Erklärt sich aus dem Glauben, daß böses Blut schuld sei an bösen Thaten. Denn böse Thaten befürchtet, wer davor warnt, böses Blut zu machen.

173. Blut geleckt haben.

„Er hat Blut geleckt" sagt man von einem, der einen Genuß gehabt hat und nun nicht mehr darauf verzichten will. Die Redensart stammt vom Wolfe, der gierig Menschen auflauert, selbst Leichen aufgräbt, wenn er einmal Menschenblut gekostet hat.

174. Blut weinen.

Sprichwörtliche Hyperbel, von Thränen, die der heftigste Schmerz auspreßt. — Bei Erasmus: sanguine flere: sic enim antiquitus loquebantur: Haud flectes illum, ne si sanguine fleveris. Durat hoc adagium in hodiernum diem. — In dem Eddischen Helgiliede sagt der Begrabene seiner weinenden Gemahlin, jede ihrer Thränen falle ihm als bitterer Blutstropfen auf die Brust[1], und in Heiligenlegenden wird vielfach erzählt, daß sogar Bildsäulen Blut geweint haben.

175. Er ist blutarm.

S. v. w. ganz arm. Blut in dieser Zusammensetzung (ebenso in blutjung, blutwenig) hat mit dem Blute nichts zu thun, sondern ist ein naher Verwandter von bloß. (Vgl. Brants „Narrenschiff", 99, 124: „Ob joch das rich sy blutt vnd bloß.") Aber schon frühe ist die Verwechslung mit Blut eingetreten, und schon mittelhochd. findet sich geschrieben bluotarm nicht in dem Sinne von arm an Blut, sondern von sehr arm. Vgl. noch Syll. 191: „pomarius Hercules. Der Hercules ist ein Gärtner, das ist, er ist blut adel und gut arm."

176. Blutegel.

So nennt man einen Menschen, der Land und Leute aussaugt. Das Bild findet sich schon in der Bibel: Spr. Sal.

---

[1] Nach germanischem Glauben nimmt man dem Toten die Ruhe, wenn man ihm zu lange nachweint. So beauftragt auch der sterbende Nibelunge Wolfhart seinen Neffen, daß er die Totenklage um ihn abbestelle. Daher rührt auch die Sitte der sogenannten Totenmahle und die dabei zu Tage tretende Heiterkeit, die uns aller Pietät für die Verstorbenen zu entbehren scheint, aber im Heidentum begründet ist.

30, 15: Sanguisugae duae sunt filiae dicentes „affer, affer“, was Luther übersetzt: „Der Egel hat zwo Töchter, bring her, bring her“. Seb. Franck 30^{b}: „die egel lasst nit nach, si sei dann voll.“ Vgl. Horaz, De arte poëtica, 476: Non missura cutem, nisi plena cruoris hirudo.

177. Den Bock melken.

Lucian erzählt in seiner Vita Demonactis, wie Demonax einst zwei Philosophen gesehen habe, die, beide gleich unwissend, sich in gelehrtem Streit befanden, wobei der eine immer lächerlichere Fragen und Behauptungen aufstellte als der andre. Da soll Demonax ausgerufen haben: „Nicht wahr, Freunde, melkt nicht einer den Bock, und hält nicht der andre das Sieb?“

Dieser Ausdruck gehört zu den sprichwörtlichen Unmöglichkeiten, wie: einen Mohren weiß waschen, den Krebs vorwärts gehen lehren, beim Esel Wolle suchen, einem Nackenden die Kleider ausziehen. Vgl. ital.: cavar sangue da una rapa, cavar l'olio di Romagna: span.: sacar de piedras panes.

178. Den Bock zum Gärtner setzen (machen).

S. v. w. eine Sache einem übertragen, der dazu ganz untauglich ist. — Der Ausdruck kommt schon in einer Priamel des sechzehnten Jahrhs. vor; vgl. A. Keller, Alte gute Schwänke (Leipzig 1847), S. 22. Der Bock ist bekanntlich sehr genäschig und frißt besonders gern Grünes. Hundertmal ist er abgebildet worden, wie er aufrecht an einer hohen Staude oder an einem Strauch steht und die jungen Spitzen abfrißt. So ist es auch eine alte Geis, die in Rückerts Gedicht „Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt“ dem armen Bäumchen die über Nacht gewachsenen grünen Blätter mit Stumpf und Stiel abfrißt.

Gereimt steht die Redensart bei Lehm. 70 (Behüten 5): „Glaub, wo der Bock ein Gärtner wird, die jungen Bäwme er wenig ziert.“ Vgl. noch Lehm. 397 (Hindernuß 15): „Man muß den Hund nicht so weit in die Küchen, den Bock nicht in Garten, die Katz nicht zur Milch kommen lassen.“ Syll. 182: „Ovem lupo commisisti. Du hast den Bock zum Gärtner gesetzt. Dem Wolff hast du die Schäff be-

sohlen. Der Katzen ist der Keeß befohlen." Noch anders bei Simrock, Sprichw. 221: „wenn man den Habicht über die Hühner setzt, dann ist ihr Tod gewiß". So schon im Altertum, z. B. in Ovids Ars amandi 2, 363:

Accipitri timidas credis, furiose, columbas!
Plenum montano credis ovile lupo!

Vgl. engl.: to give a wolf the wether to keep; frz.: donner la brebis à garder au loup; ital.: dar la lattuga in guardia di paperi u. s. w.

179. Den stößt der Bock.

So sagt man von einem, der bei starkem Weinen und Schluchzen ruckweise den Kopf vorwirft. „Mich stößt der Bock" bedeutet auch: ich habe den Schlucken.

180. Die Böcke von den Schafen sondern.

Allgemein: eine Scheidung von Guten und Schlechten vornehmen; eigentlich bezeichnet die Redensart — und so wird sie auch noch heute häufig gebraucht — die Scheidung der Verdammten und Seligen beim Jüngsten Gericht. Sie stammt aus Matth. XXV, 32 fg.: „Und er wird sie von einander scheiden, gleich als ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet; und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken."

181. Einen Bock schießen.

S. v. w. ein Versehen begehen, einen Fehler, einen Schnitzer machen. Die Redensart wurde früher aus einer Jagdgeschichte erklärt: ein Edelmann sollte einen auf der Schnepfenjagd unversehens aufgestörten Ziegenbock geschossen haben; heute gilt wohl im allgemeinen noch die von Jacob Grimm gegebene Deutung, daß Bock eine Verkürzung aus Purzelbock sei, wobei sich freilich eine nicht leicht auszufüllende Lücke zwischen dem muntern Purzelbaum und dem ärgerlichen Versehen ergiebt.

Nun steht aber fest, daß das Wort Bock für Fehler viel öfter allein gebraucht wird als in der Redensart; und ähnlich nennt man ja ein Versehen auch einen Pudel, spricht von einer Sau statt von einem Kleckse, und der Engländer

braucht bull wie wir Bock, der Pariser canard, um einen falschen Ton auf einem Blasinstrument zu bezeichnen. Kluge (Etymol. Wörterb., 5. Aufl.) meint, Bock in diesem Sinne sei wohl eine scherzhafte Umdeutung, die durch neuhochd. Verstoß, Fehler, veranlaßt worden sei, was nicht unwahrscheinlich, aber neben den Pudeln, Säuen u. s. w. doch wohl unnötig ist. Einen Bock „schießen" endlich ist nicht anders zu verstehen als fehl schießen oder, wie man früher auch sagte, einen Fehler schießen; bedeutet doch eigentlich das Wort Fehler eben einen Fehlschuß, einen Nichttreffer.

182. Bocksbeutelei; ein alter Bocksbeutel.

Die Ausdrücke sind in ganz Niederdeutschland gebräuchlich und bedeuten hier s. v. w. Anhänglichkeit an veraltete, unzweckmäßige Gebräuche und Gewohnheiten. Mit den bekannten fränkischen Bocksbeuteln, den Flaschen, in denen in Würzburg der Steinwein verkauft wird, haben sie nichts zu thun. Vielmehr ist durch Volksetymologie das niederdeutsche „Bookbüdel", d. i. hochdeutsch „Buchbeutel", zu Bocksbeutel entstellt worden. In Buchbeuteln trugen einst die vornehmern Bürgersfrauen Niedersachsens, wenn sie zur Kirche gingen, das Gesangbuch; aber auch die Hamburger Ratsherren bedienten sich ihrer, um die Stadtgesetze hineinzuthun, wenn sie sich auf das Rathaus begaben.[1] Das ursprünglich niederdeutsche Wort, das auch in Hamburg schon die Bedeutungsverschiebung durchgemacht hat, nach der es nun das zähe Festhalten besonders der Frauen am Überkommenen bezeichnet, ist wahrscheinlich zugleich mit einem beliebten Hamburger Lokalstück weiter verbreitet worden, dem „Bookesbeutel" von H. Borckenstein, in mehrern Auflagen (1742, 1746, 1747, 1748) erschienen.

183. Jemand ins Bockshorn jagen.

S. v. w. ihn einschüchtern, in Furcht versetzen. — Gewöhnlich wird die Redensart aus einem altdeutschen Osterbrauch erklärt, wie es zuerst in den „Mecklenburgischen Jahrbüchern" von 1855 S. 202 bei einer Besprechung des

[1] Vgl. Zimmermann in seiner „Chronik Hamburgs", S. 384.

Wortes Bocksdorn geschehen ist. An der angeführten Stelle heißt es: „Höchst merkwürdig ist der altertümlich mystische Name «Bocksdorn» für das Osterfener, den Grimm nicht zu erklären weiß. Wahrscheinlich ist in der von ihm angeführten Belegstelle Bockshorn zu lesen; wenn man sich aber erinnert, daß die Götter häufig durch die ihnen geheiligten Tiere vertreten wurden, so scheint der Vergleich der heiligen Flamme des Thor mit dem Horne des Bocks nicht gerade sehr fern zu liegen. Ist das richtig, so würde zugleich das rätselhafte Sprichwort «jemand ins Bockshorn jagen» durch die Hinweisung auf die durch das lodernde Notfeuer getriebene Herde eine sehr passende Erklärung finden."

Die Redensart findet sich zuerst bei den Dichtern des 16. und 17. Jahrhs., z. B. bei Bartholomäus Ringwald in dessen Lehrgedicht „Die lautere Wahrheit" (1585), wo geschildert wird, „wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann in seinem Beruf verhalten soll". Da heißt es:

Als werdet ir auf allen Seitn
Mit Christo gar glücklich streitn,
Und ewre Feind, das mag ich sagn,
Für Leide in ein Bockshorn jagn.

Da es aber im 16. und 17. Jahrh., also in den ältesten Belegen, immer heißt: in ein Bockshorn jagen, daneben auch: in ein Bockshorn zwingen (d. i. eigentlich: drücken), so ist kaum zu bezweifeln, daß man damals bei den Worten an ein wirkliches Bockshorn gedacht habe. Ob das aber nicht am Ende die ursprüngliche Vorstellung gewesen ist? Ein Eingeschüchterter kriecht ja auch in ein Mauseloch, in Leipzig sagt man: er wärd ganz kleene; in Schwaben ist gebräuchlich: einen in einen Strohhalm schwätzen. Moritz Haupt wird wohl Recht gehabt haben, als er unsre Redensart verglich mit den Worten Walthers von der Vogelweide (76, 13):

min herze swebt in sunnen ho:
daz jaget der winter in ein stro.

Auch zwei Kraftstellen aus Schillers Räubern gehören hierher. I, 2 sagt Spiegelberg von sich selbst: „Spiegelberg,

wird der König sagen, du hättest die Österreicher durch ein Knopfloch gejagt", und IV, 5 Schweizer zu Spiegelberg von Karl Moor: „schon der Klang seiner Nase, wenn er sich schneuzte, könnte dich durch ein Nadelöhr jagen". Ja in Lohensteins Cleopatra heißt es gradezu von Lepidus:

> Der in ein Bockshorn kroch, als ich den Brutus trieb
> Und Cassius aus Rom.

184. Das sind mir böhmische Dörfer.

S. v. w. es sind mir unbekannte, unverständliche Dinge; es ist mir eine terra incognita, weil die slavischen Namen der Dörfer in Böhmen unsern Ohren fremd klingen und uns oft schwer auszusprechen sind; ferner weil dort böhmisch gesprochen wird.

Eine weniger wahrscheinliche Erklärung führt die Redensart auf die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurück. Damals wurde Böhmen besonders hart von den Verheerungen betroffen, und viele Dörfer und Städte, die vordem allgemein bekannt und im blühendsten Wohlstande waren, lagen in Trümmern und Asche, sodaß man sie kaum noch dem Namen nach kannte. Darum hätte man von Dingen, die einem andern völlig unbekannt sind, gesagt: „es sind böhmische Dörfer für ihn".

Schon Simpl. I, 25: „es waren mir nur Böhmische Dörffer, und alles eine gantz unverständliche Sprache". Verblaßt in der „Insel Felsenburg": „Ihm kamen alle diese Dinge nicht anders als ungewisse Dörfer vor", und mit einer andern Redensart (das kommt mir spanisch vor) vermischt in Goethes „Werther": „Das waren dem Gehirne spanische Dörfer". Vgl. noch Syll. 79: „Davus sum, non Oedipus. Rede daß ichs verstehe, ich kan kein Böhmisch. Ich habe kein Prophetenbeer geßen. Ich bin kein Prophet, sondern ein Hirt, spricht Amos. Ich hebbe gheinen Prophetendreck geschlocken."

185. Er hat die Bohne gefunden!

S. v. w. er hat den richtigen Fleck getroffen. Frz.: il a trouvé la fève au gâteau. — Die Entstehung dieser Redensart soll mit dem Bohnenfest zu Epiphanias zu-

sammenhängen. Unsre heidnischen Vorfahren begingen die Zeit der Wintersonnenwende, die Tage von Weihnachten bis zu den heiligen drei Königen, besonders feierlich, weil nach ihrer Meinung in dieser Zeit die Sommerwesen, die schon tot, verwünscht oder verzaubert schienen, nun wieder erwachten. Und weil diese Zeit für ganz besonders heilig galt, durfte man sie nicht durch Arbeit entweihen, durfte man nicht spinnen, nicht waschen, nicht flicken u. s. w. Auch der Genuß mancher Hülsenfrüchte, u. a. der Bohnen, war verboten; dafür durfte vom Schweinskopfe gegessen werden, denn der Eber war dem Wotan heilig. Am Tage der heiligen drei Könige war ein Bohnengericht wieder freigegeben und kam nun auch in der Regel gleich auf den Tisch. In der Freude darauf versammelte man sich schon am Vorabend des Dreikönigsfestes in munterer Gesellschaft. Es ward ein Kuchen aufgetragen mit einer Bohne drin, der wurde in so viele Teile zerschnitten, wie Personen zugegen waren. Wer nun in seinem Stück „die Bohne fand", der hatte einen großen Treffer gethan und wurde zum Bohnenkönig des Jahres ernannt.

186. Nicht die Bohne, nicht eine Bohne wert!

Die deutsche Sprache hat eine Menge derartiger Ausdrücke, die an die Stelle des abstrakten „nichts" ein nichtiges Ding setzen. Gerade die kleinen Hülsenfrüchte waren da besonders im Schwange; man sagte: nicht eine Erbse, eine Wicke, eine Linse u. s. w. geb ich drum. Von diesen ist die Bohne heute allein übriggeblieben (vgl. Germania XVIII, 19). Schon Gottfried von Straßburg gebraucht sie so in seinem Tristan, V. 16880:

si nehaeten umb ein bezzer leben
niht eine bone gegeben.

Bei Luther (Heuseler Nr. 367): „Der Wahlen Andacht und Deutschen Fasten möchte man beide mit einer Bohne bezahlen." Und der Humanist Bebel rechnet gar die schwäbischen Nonnen unter die Dinge, die keine Bohne wert sind: Pons Polonicus : Monachus Boemicus: Suevica monia-

lis : Miles Australis : Italorum devotio et Allemannorum ieiunio: fabam valent omnia.

Andre Ausdrücke zur Umschreibung des Nichts sind: keinen (roten) Heller, keinen Deut, keinen Pfifferling, keinen Batzen wert; nicht eine taube Nuß, nicht einen Schuß Pulver wert; nicht die Spur, nicht ein Schatten, nicht ein Bissen u. s. f.; vgl. Grimm III, 726.

Das lateinische nihil ist nichts anderes als ne filum: nicht ein Fädchen. Vgl. non assis, non flocci, non nauci, non pensi facere: ciccum (eigentlich das Kerngehäuse im Obst) non interduim, ich gebe nicht das Geringste darum. Ähnlichen Bildern begegnet man vielfach in den romanischen Sprachen. Beispiele bei Diez III, 431 fg.

187. Er hat Bohnen gegessen.

So sagt man von einem Menschen, der schwer begreift. Die Redensart ist medizinisch zu erklären und zurückzuführen auf die Eigentümlichkeit aller Hülsenfrüchte, daß sie Blähungen verursachen. Dadurch wird unter Umständen Beängstigung, Herzklopfen und in geringerm Maße auch Verhinderung des freien Denkens verursacht. Das wußte schon Pythagoras, denn er verbot seinen Zuhörern den Genuß der Bohne (daher der Spott des Horaz, Sat. 2, 6, 63). Derselben Meinung scheint auch Cicero gewesen zu sein, der in seinem Buche De divinatione, I, 30, 62 sagt: Jubet igitur Plato sic ad somnum proficisci corporibus affectis, ut nihil sit quod errorem animis perturbationemque adferat. Ex quo etiam Pythagoras interdictum putatur, ne faba vescerentur, quae res habet inflationem magnam. Is cibus tranquillitatem mentis quaerentibus constat esse contrarius. In den Adagia des Erasmus: A fabis abstineto, ne allia comedas et fabas.

188. Das geht noch übers Bohnenlied.

S. v. w. das ist zu toll, das ist eine unglaubliche Albernheit. — Das Bohnenlied, ein altes vielgesungenes Volkslied, ist in verschiedenen Fassungen überliefert (vgl. Böhme, Altd. Liederb., S. 435). Die älteste und verbreitetste davon zählt in sechs Strophen alle möglichen Thorheiten auf und ruft dem, der sie begeht, als Kehrreim zu: „nu gang

mir aus den Bohnen!" D. h. geh deiner Wege, mit einem solchen Thoren will ich nichts zu thun haben. Was nun noch über diese Häufung von Albernheiten geht, also ein ganzer Rattenkönig von Dummheiten ist, das „geht übers Bohnenlied".

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Walther von der Vogelweide auf das Bohnenlied anspielt, wenn er fragt:

Waz eren hat fro Bone
daz man so von ir singen sol?

(Ganz ähnlich wie das Bohnenlied in unsrer Redensart findet sich ein andres vielgesungenes Volkslied „Der Habersack" in Murners „Gäuchmatt" verwendet. Da rühmt der Narr: Wenn mir die Liebste etwas kocht,

so hat die selbig spyß ein gschmack
Vnd ist wyt über den Habrensack.)

189. Grob wie Bohnenstroh.

Mit einem Geschlinge von dürren Bohnenranken ersetzten früher arme Leute ein Strohbündel; freilich ein harter Ersatz, denn Bohnenstroh ist grob und fest. In Murners „Mühle von Schwindelsheim" klagt der Wirt, d. h. der Müller, daß ihm die Leute seinen Esel verwöhnten, V. 1499:

Bey mir war er von hertzen fro,
wenn ich in legt ins bonen stro.

Wie man nun übertragen von groben Worten, groben Menschen spricht, so wendet man auch den Vergleich „grob wie Bohnenstroh" übertragen an, um eine ganz besondre Höhe von Grobheit zu bezeichnen. Vgl. Lehm. 350 (Grob 5): „Von ungeschickten Reden und Schrifften sagt man: Es seynd grobe Hobelspän. Es ist grob Dieng wie Bonenstroh." Syll. 223: „Stupidior Praxillae Adonide. Du bist gröber dann Bonenstro."

190. Böhnhase.

S. v. w. Pfuscher. — Böhnhase (d. i. die niederd. Form eines hochd. Bühn[en]hase) heißt im niederdeutschen Volksmund zunächst die Katze, wie man sie anderwärts als Balkhasen, Dachhasen, den Igel als Zaunhasen, das Kaninchen

als Kuhhasen bezeichnet. Die niederd. Zunftsprache hat dann das Wort übertragen auf die unzünftigen Schneider, die ähnlich wie die Katzen auf den Böhnen, d. i. Boden, versteckt ihrem unerlaubten Gewerbe nachgehen. Diese zünftische Bezeichnung ist schon im 16., die Redensart einen Böhnhasen jagen (d. h. Pfuschern nachstellen) erst im 18. Jahrh. bezeugt.

191. Brach liegen.

Ein dem Ackerbau entlehnter Ausdruck. Brach heißt unbebaut; der Acker liegt in der Brache, wenn er ein Jahr oder länger nicht bestellt wird. In übertragenem Sinne sagen wir z. B. von einem begabten Menschen, der nichts schafft: er läßt sein Talent brach liegen.

192. Jemand brandmarken.

Der Ausdruck bezieht sich in seiner ursprünglichen Bedeutung auf eine heute nicht mehr übliche Strafe, Verbrechern Buchstaben, Wörter oder Figuren, z. B. einen Galgen, auf den Arm, die Stirn oder den Rücken einzubrennen. Diese Brandmarkung als entehrende Strafe war schon den Griechen und Römern bekannt, und zwar wurden diese Zeichen (stigmata) Übelthätern, entlaufenen und wieder eingefangenen Sklaven eingebrannt.

Bildlich heißt einen brandmarken s. v. w. ihn als schlechten Menschen, als Übelthäter kennzeichnen. Vgl. den Ausdruck Brandmal.

193. Den Braten riechen.

Frz.: sentir la fricassée, sentir de loin. — Sinn: etwas Angenehmes oder Unangenehmes schon von ferne merken. — Lat.: nasum nidore supinor. Horaz, Sat. 2, 7, 37.

Gerade der Geruchsinn wird gern angewendet, um das Ahnen einer Sache zu bezeichnen, die man nicht hören oder sehen kann. So wird auch wittern gebraucht, und in gemeiner Rede schnüffeln. Hübsch deutlich sagt einmal der Hildesheimer Chronist Oldecop: „Aber de Fresen hadden unvorstoppede nese und roken wol" u. s. w. Vgl. die Zimmerische Chronik III, 472, 36: „Aber wiewol die

Königin Leonora sonst keins scharpfen verstands gewesen, iedoch kunt sie den braten wol schmecken" (d. i. riechen). Lehm. 41 (Argwohn 20): „Argwohn wület im Dreck, der nicht gepferdt ist, vnd kan die Kunst, daß er einen Wind riecht, ehe er außbricht, vnd den Braten riecht, ehe das Kalb gestochen ist."

194. Etwas breit treten.

Derber Ausdruck für: etwas weitläufig, breitspurig behandeln, mit breiten, umständlichen Worten besprechen. Goethe: „Getretner Quark wird breit, nicht stark."

195. Sich breit schlagen lassen.

S. v. w. sich überreden lassen zu etwas, wo man hätte widerstehen sollen. Das Bild erklärt sich von selbst; fraglich ist, ob es sich von einem bestimmten Vorgange herschreibt.

196. Sich weiß brennen wollen.

S. v. w. sich als unschuldig hinzustellen suchen. — Der Ausdruck verdankt seine Entstehung der Thatsache, daß das ins Feuer geworfene Metall von seinen Schlacken gereinigt wird und am Ende dieses Vorgangs weißglühend erscheint. Sich weiß brennen bedeutet also eigentlich: sich von Schlacken rein machen und zeigen. Diese äußere Wirksamkeit des wirklichen Feuers übertrug man auch auf das innere Leben und glaubte, daß Feuer auch im stande sei, die Seele von ihren Schlacken zu reinigen, die Sünde von ihr abzusondern und sie in ihrer Reinheit darzustellen. Daher die Lehre von einem Reinigungs- oder Fegefeuer. Vgl. anschwärzen.

197. Wo brennts denn?

So fragt man einen, der es sehr eilig hat, der wie besessen rennt, nicht als ob er zum Feuer rennte, sondern als ob er vorm Feuer davonliefe, als ob es ihm schon „auf den Nähten brennte". Auch im siebenbürgischen Deutsch sagt man: E lieft, wa won et hangder em bra. Ein andres Zeugnis für das hohe Alter der Redensart ist Wolframs Parzival, wo 647, 6 einer so thun soll, als ob er es sehr eilig hätte:

als du gahest uzem fiure
gebar mit rede und ouch mit siten.

198. In die Bresche treten.

S. v. w. einstehen für einen andern auf einem gefährdeten Punkt, von dem dieser hat weichen müssen. Die Redensart ist dem Kriegshandwerk entlehnt: da bedeutet Bresche die Lücke, die vom Angreifer in einen Wall, eine Mauer gerissen worden ist. Das Wort ist zu Anfang des 17. Jahrhs. aus dem Französischen herübergenommen; das französische brèche wiederum stammt wahrscheinlich vom deutschen brechen. Die Redensart sagte also dann ganz dasselbe wie die andre: vor den Riß treten.

199. Bei jemand hoch am Brette sitzen.

S. v. w. in großem Ansehen stehen; dazu die Redensart: an das Brett kommen, s. v. w. eine einflußreiche Stellung erhalten. — Agricola Nr. 419: „Er ist nahe am brett, Er ist hoch am brett. Das ist, er ist lieb vnd werdt gehalten, Wir sagen auch, Er sitzt oben am brett, das ist, hoch erhaben, Er ist zu hohen wirden vnd regiment komen."

Unter dem Brette ist hier der Tisch zu verstehen mit seinem obern und untern Ende. Wer „hoch am Brett sitzt", nimmt einen Ehrenplatz ein. Im Gegensatz zu derartiger Scheidung führt König Artus seine table ronde (daraus Tafelrunde) ein, an der alles gleich im Range sitzt (vgl. die zwölf Pairs, d. s. die Gleichen Karls des Großen). Niedriges Volk darf überhaupt nicht mit am Tische sitzen. Vgl. Lehm. 135 (Edel 15): „Was auff der Banck gemacht ist, das tracht ans Brett." In Murners „Narrenbeschwörung" ist das 26. Kapitel überschrieben: „an das bret kumen". Darin heißt es:

Ist es, als ich hab vernummen,
das die stül auf die Bänk sind kumen,
so will ich unverzweifelt han,
ich kumm ans bret mit andern an.
Wer ans bret nit kummen kan,
der ist nit ein geschickter Mann.

In Brants „Narrenschiff" steht 72, 19 die Redensart: Niemand zu Brette kommen lassen: „Die wüst rott hatt wißheyt vertrungen Vnd laßt sie nyeman zů dem brett." Vgl.: „Ir habt lang genug innen gehabt Gewalt herschaft

u. regiment Das nun alles wurd sein end, Wir haben doch so lang geharrt, Piß sich begeben hat ein fart Das wir auch kumen sein zum pret." Fastnachtsspäße, 171, 29 fg. — „Von den vorigen Haderlenten nun die Abtey wurde keiner mehr zum Bret gelassen" (d. i. zum Abt genommen). Stumpf, Chronik, Bl. 312a. — „Die kinder Zebedäi lugeten mit irer bitte, daß sie auch zu dem Bret kämen." Geiler, Postill, Bl. 49b.

Zarncke dachte in seinem Commentar zum Narrenschiff an eine Herleitung der Redensart vom Brettspiel, wobei der Gewinner wie im Toccadille hoch zählen und die Steine hoch auffsetzen muß. Noch anders will Müller (Lyons Zeitschr. 5, 116) die Redensart erklären: er versteht unter dem Brett das schwarze Brett, wo der erste am höchsten angeschrieben wäre. Aber beide Deutungsversuche scheitern an den klaren Worten Agricolas.

200. Bei jemand einen Stein im Brett haben.

S. v. w. gut bei ihm stehen. — Diese Redensart ist dem Brettspiel entlehnt. Beim „Damenspiel" kommt es darauf an, mit den eigenen Steinen in die erste Reihe des Gegners am gegenüberliegenden Rande des Bretts zu kommen, wodurch der Stein, mit dem dieses gelungen ist, zur Dame wird und dadurch freiere Bewegung in seinen Zügen erhält. In übertragenem Sinne bedeutet die Redensart: bei jemand etwas vermögen, in Ansehen, in Gunst stehen. — Namenlose Sammlung (von 1532) Nr. 579: „Ich hab einen gutten steyn im brette." Ebenso Agricola Nr. 418 mit folgender Erklärung: „Das ist aber ein Deutsche Metaphora, Wer auff dem spiel einen guten bundt ym brett hat, darnber ein ander sein steine spielen muß; der hat das spiel halber gewunnen, Also auch, wer vor grossen herren vnd Redten zuschaffen hat, vnd hat yemand, der sein sache trewlich fordert vnd treibt, der hat einen guten stein ym brette, einen guten freunde, der yhm zu seiner sachen redt vnd hilfft."

201. Ein Brett vorm Kopfe haben.

Ist eine der vielen satirischen Umschreibungen für „dumm sein"; vom Zugochsen entlehnt.

202. Das Brett bohren, wo es am dünnsten ist.

S. v. w. sich die Arbeit leicht machen. Ganz ähnlich sagt man auch: der bohrt nicht gern hartes Holz. Vgl. Simpl. II, 267, 16: „Grobe Arbeiten zu verrichten, war mir ungelegen, weil ich nie gerne dicke Bretter geboret.“ Lehm. 40 (Arbeit 66): „Wer sieben vor vngrad kan zehlen, der schneidt die Port am dünsten Ort. Vnd läst die grobe Port den Zimmerman bohren.“

203. Einem Brief und Siegel geben.

S. v. w. ihm die größte Gewißheit geben. — Aus der Gerichtssprache, wo Brief (vom lat. breve) im altertümlichen Sinne als Urkunde zu nehmen ist, wie es in gleicher Bedeutung noch in den Ausdrücken: Kaufbrief, Lehnbrief, Geburtsbrief, Lehrbrief, Frachtbrief enthalten ist. „Brief und Siegel“ ist eigentlich eine rechtskräftige Urkunde, uneigentlich eine kräftige Versicherung. — In Brants „Narrenschiff“, 76, 51: „Vil haut des brieff vnd sygel guot Wie das sie sind von edelm bluot.“ Vgl. Agricola Nr. 369: „Ein briefflein were gut darbei.“ Mit der Erklärung: „Wenn wir einen heymlich lugen straffen, sagen wir, wo er etwas saget, das wir nicht glauben, Ein briefflin were gut darbey, damit man solchs beweysen vnd warmachen mochte, Denn brieffe vnd sigil glaubt man gern, denn es sind viler leutte zeugnis vnd kundschafft darynnen.“ In Westfalen sagt man: Se hat de elsten braiwe (Ansprüche); du hester noch kaine braiwe (Gewißheit) van.

204. Einem eine Brille aufsetzen.

S. v. w. ihn täuschen. — Der Kluge bedarf nach einer volkstümlichen Vorstellung, die noch heute lebendig ist, der Brille nicht; er sieht mit eigenen Augen und läßt sich keine Brillen verkaufen; andern setzt man die Brille auf die Nase. Bekannt ist Goethes Abneigung gegen die Brillenträger; sie entstammte zunächst diesem Gefühl, wenn er sie auch in den Gesprächen mit Eckermann von andrer Seite her schön begründet hat. — Reizend erzählt Oldecop von den Bürgern von Bologna, „dat se de veste, de Julius vor de stat gebuwet, mit undergebrachtem pulver umme-

geworpen und den bril von der nese brohten". Und anderwärts sind aus dem 16. Jahrh. Redensarten bezeugt wie es seind Brillen, s. v. w. es sind faule Fische, Brillen reißen, s. v. w. Flausen machen (wohl nach Possen reißen). Vgl. Murners „Narrenbeschwörung", o 7:

Die frow gibt antwurt lieber man
Nit sihe vns für semliche an
Du miest ein ander brill vff setzen.

Etwas durch die Brille ansehen bedeutet deshalb: eine Sache mit fremder Hilfe, nach fremder Eingebung, mit einem Vorurteil, einer vorgefaßten Meinung betrachten. Ohne gelehrte Brille lesen heißt: mit gesundem Menschenverstand urteilen.

205. Einem zu Brote verhelfen.

S. v. w. ihm Unterhalt, Verdienst verschaffen. — Das tägliche Brot ist allgemein die für den Menschen unentbehrliche Nahrung und weiter gefaßt der Inbegriff alles dessen, was man zum Leben braucht; daher auch Redensarten wie: er hat sein gutes Brot; er hat nicht das liebe Brot, nicht das trockene Brot dabei; sein Brot verdienen; im Brote stehen bei jemand. Vgl. auch den Ausdruck Brotstudium.

206. Dem ist sein Brot gebacken.

D. h. sein letztes Brot, s. v. w. es ist aus mit ihm. Z. B. in einer Komödie Christian Weises: „nun wo die Frau auch rasend wird, so ist unser Brot gebacken". — Es ist nicht unmöglich, daß die Redensart mit ihrem Ursprung in heidnisch-germanische Zeit zurückreicht. In der Edda wird erzählt, wie Odin, von bösen Träumen Baldrs um diesen besorgt gemacht, in das dunkle Reich der Todesgöttin Hel hinabreitet und hier erfährt:

Für Baldr steht hier gebraut der Met,
ein Schild bedeckt den schimmernden Trank.

Baldr war also sein Met gebraut, d. h. seine Ankunft im Reiche der Toten wurde sicher erwartet. Vgl. den Pariser Ausdruck: avoir ses carottes cuites, d. i. im Sterben liegen.

207. Er kann mehr als Brot essen.

S. v. w. er ist klug und weise; vgl. lat.: ultra peram sapit; ferner die Redensart: dazu gehört mehr als Brot essen!

208. Brot bieten und Steine geben;

auch in der Form: einem Steine statt Brot geben. Von einem hinterlistigen Menschen, der jemand durch Versprechungen an sich lockt, um ihn zu verderben, wie wenn man einem Hunde ein Stück Brot zeigt, um ihn zu locken, und dann mit dem Steine wirft oder mit dem verborgenen Stocke schlägt. — Die Redensart findet sich schon im Lateinischen bei Plautus, Aulularia, 2, 2, 18: lapidem ferre altera manu, altera panem ostentare (d. i. öffentlich schmeicheln, um heimlich zu schaden). Vgl. auch Matth. 7, 8: „Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet ums Brot, der ihm einen Stein biete?" (desgl. Luc. 11, 11) und die griechische Sage von Kronos, der von seiner Gemahlin Rhea statt des Knaben Zeus einen Stein in ein Tuch geschlagen bekommt, um ihn zu verschlingen.

209. Einem den Brotkorb höher hängen.

S. v. w. einen knapper halten, ihm den Verdienst sauer machen. — Zunächst von übermütigen Pferden gesagt, denen man weniger Futter geben will. Vgl. „Laster der Trunkenheit" (a. 1528; Exemplar zu Nürnberg, Bl. 4^b; vgl. Latendorf, Seb. Franck, S. 315): „Wir sollen den faulen Adam mit sporen reitten, inn zaum halten, das futter hocher schütten, daz er nit zu geil werde." In „Wallensteins Lager" mahnt der erste Kürassier zur Einigkeit mit den Worten:

Lassen wir uns auseinander sprengen,
Werden sie uns den Brotkorb höher hängen.

210. In die Brüche gehen.

S. v. w. in Schwierigkeiten geraten. Die Redensart wird auf verschiedene Weise erklärt. Zunächst hat man an die Brüche beim Rechnen gedacht, und dazu stimmt trefflich, wenn als Bedeutung des westfälischen: dat get in de brücke angegeben wird: das ist mir zu hoch. Dagegen meint Dunger (Fleckeisens Jahrb. 1877, S. 515) — und

er trifft wohl das Richtige —, die Redensart beziehe sich auf den Weg, der in den bruoh, d. i. Sumpf, führe, und vergleicht: auf Abwege geraten, auf dem Holzwege sein, in die Patsche geraten, hereinreiten, hereinfallen. Noch andre erinnern an das niederd.: dat kümet in de brüeke = kostet Strafgelder, und an die alte Wendung: in die Brüche nehmen, s. v. w. strafen.

211. Wenn das Wort eine Brücke wär!

Zu ergänzen ist: so würdest du nicht darübergehen, denn dann brächest du ein Bein! So sagt man zu einem Lügner oder Aufschneider. Das Sprichwort ist von Gellert verwertet in der Fabel „Der Bauer und sein Sohn", wo der Junge, soeben aus der Fremde heimgekehrt, seinem Vater weismachen will, er habe einen Hund gesehen, von der Größe etwa eines Pferdes. Der Junge nimmt jedoch nach und nach seine Lüge zurück, je näher er mit seinem Vater an eine Brücke kommt, von der ihm sein Vater erzählt, ein Lügner, der darüber gehe, breche ein Bein. — Vgl. Lehm. 360, 12: „Wenn die Wort brücken weren, so könt man nicht sicher drauff gehen." Die Fabel dazu weist Büchmann in dem 1548 erschienenen Esopus (3, 88) des Burkhard Waldis nach.

212. Dem Feinde goldene Brücken bauen.

S. v. w. ihm die Flucht leicht machen, eigentl.: ihm möglich machen, daß er mit Gepränge über den Fluß abzieht, der ihm ein Hindernis hätte sein sollen. Schon in Fischarts „Gargantua":

mach jm ein gulden prucken,
daß er fort mög rucken.

213. Einem die Brücke treten.

S. v. w. ihm in Bedrängnis Vorschub leisten, besonders: sich eines Gescholtenen oder Beschuldigten annehmen, zu seinen Gunsten sprechen. Unter der Brücke wird ursprünglich die Zugbrücke zu verstehen sein, die der Thorwärter durch Treten auf ein Gegengewicht (etwa wie beim Bälgetreten?) herabließ und so dem, der die Burg betreten wollte, vielleicht einem Flüchtling, Eingang in die Burg und damit den

Burgfrieden, d. h. die Sicherheit der Burg, verschaffte. Vgl. Hildebrand in Lyons Zeitschr. 5, 260.

214. Unter Brüdern.

S. v. w. in ehrlichem Handel, z. B. die Ware ist unter Brüdern ihre zwanzig Mark wert. So sagt man mit der Voraussetzung, daß Brüder einander nicht betrügen; nur einem Fremden gegenüber schlägt man auf eine Ware, erhöht man ihren Kaufpreis.

215. Den Brunnen zudecken, wenn das Kind hineingefallen ist.

S. v. w. Maßregeln zur Abwendung eines Unglücks ergreifen, wenn es zu spät ist. — Die Redensart geht auf eine der Schildbürgergeschichten zurück, ebenso wie die Redensarten: den Stall zuschließen, wenn das Pferd, die Kuh gestohlen ist; die Spritzen kommen, wenn das Haus abgebrannt ist (s. v. w. zu spät Hilfe leisten).

Auch in andern Sprachen finden sich derartige Wendungen. Vgl. engl.: to shut the stable-door, when the steed is stolen; franz.: fermer l'étable, quand les chevaux n'y sont plus, quand les vaches sont prises; lat.: grege amisso septa claudere, sapere post factum, sero sapiunt Phryges, mus picem gustans, post festum; clipeum post vulnera sumere, Ovid, Trist. 1, 3, 35; navem mortuo applicare, Quintilian, Declamat., 8, 6, 47.

216. Sich in die Brust werfen.

S. v. w. stolz thun, sich ein Ansehen geben. Die Redensart ist zunächst ganz wörtlich zu nehmen: den innern Menschen in die Brust werfen, daß diese anschwillt. Vgl. die Brust aufwerfen, und verblaßt: sich brüsten. Den Kopf im Nacken und die Brust „heraus" zu tragen, sind Zeichen freien Mannesstolzes.

217. Er redet wie ein Buch.

So sagt man von einem, der sich selbstgefällig und ohne andre zu Wort kommen zu lassen, in fließenden und tönenden Auseinandersetzungen ergeht über Dinge, von denen er nichts versteht.

218. Das Buch der Könige aufschlagen.

Scherzhafte Umschreibung für Karten spielen. Wegen der Bezeichnung der Spielkarten als eines Buches sei an „des Teufels Gesangbuch" erinnert.

219. Ein Bücherwurm.

So nennt man einen, der von früh bis abends über Büchern sitzt, sich durch ein Buch nach dem andern durchfrißt. Schon in einer Meistersingerfassung der Parabel von den drei Ringen (vgl. Lessings „Nathan") aus dem 16. Jahrh.: „Nun war ein gelehrter Jud zu Brag, welcher gar Mancherley schrifften durchkrach", was in eigentlichem Sinne doch nur von einem wirklichen Wurm gesagt werden kann. Dem Ausdruck läßt sich ein ähnlicher aus der Zimmerischen Chronik zur Seite stellen, wo es I, 272 von einem Grafen von Zollern heißt: „nachdem er dan ein rechter erdenwurm und dem nit erden und lands gnug werden konnte".

220. Der Buckel juckt ihm.

Wer ein Jucken auf seinem Buckel, seinem Rücken, verspürt, den reizt es, sich an der juckenden Stelle zu kratzen oder zu reiben, und alte Leute bitten wohl, wenn sie selbst nicht mit der Hand hin können, einen andern um den Liebesdienst. Nun verstehen wir aber heute unter jenen Worten s. v. w.: er hat das Bedürfnis, einmal durchgeprügelt zu werden. Die Vermittlung zwischen dem Kratzen und dem Schlagen ergiebt sich aus der Redensart: mit Kolben lausen. Denn die Thätigkeit des Lausens ist es ja wohl früher hauptsächlich gewesen, die den juckenden Schmerz beseitigte.

221. Buridans Esel.

Diese Bezeichnung wendet man an auf jemand, dem zwischen zwei Dingen die Wahl schwer wird, oder der überhaupt zu keinem Entschlusse kommt.

Buridan (1300—58) war ein französischer Philosoph und erwarb sich durch seine Erklärung des Aristoteles Verdienste. Ihm wird nun folgende Parabel zugeschrieben: „Ein Esel, der, von Hunger gequält, sich zwischen zwei

Bündeln Heu von gleicher Entfernung, Größe und Beschaffenheit befände, würde verhungern müssen." Oder: „Ein Esel, der gleich hungrig und durstig wäre, würde, zwischen einen Haufen Hafer und ein Gefäß mit Wasser gestellt, unbeweglich stehen bleiben und vor Hunger und Durst sterben." Durch diese Parabeln soll der Gegensatz des Determinismus zur Willensfreiheit klar gemacht werden, soll bewiesen werden, daß keine Handlung möglich sei, sobald nicht der Wille durch irgendetwas bestimmt werde.

Der Erfinder dieses Beispiels ist aber nicht Buridan; schon vor ihm war es in der Schule bekannt und vor allem angewandt schon von Dante in der Divina Commedia (Paradies IV, 1):

> Intra duo cibi, distanti e moventi
> D'un modo, prima si morria di fame,
> Che liber' uomo l'un recasse a' denti.

Buridan verdankt also seine Berühmtheit nur dem Umstande, daß er statt des Menschen den Esel eingesetzt hat. Da übrigens Aristoteles der Hauptvertreter des Determinismus ist (Quidquid fit, necessario fit), und Buridan ihn erläutert hat, so lag nahe, was Schopenhauer über die Herkunft des Wortes festgestellt hat: „Es findet sich schon bei Aristoteles, «Über den Himmel», 2, 13 in diesen Worten: «Ebenso was über einen heftig hungernden und dürstenden gesagt wird, wenn er gleich weit von Speise und Trank absteht, denn auch dieser muß in Ruhe verharren». Buridan, der aus diesen Quellen das Beispiel überkommen hatte, vertauschte den Menschen gegen einen Esel, bloß weil es die Gewohnheit dieses dürftigen Scholastikers ist, zu seinen Beispielen entweder Sokrates oder Plato oder asinum zu nehmen."

222. Trinken wie ein Bürstenbinder.

Auf den mittelalterlichen Universitäten wohnten die Studenten gewöhnlich beisammen, entweder mietweise bei einem Magister oder in besondern Stiftungshäusern. Nach dem gemeinsamen Säckel (bursa, frz. bourse, Börse), aus dem sie infolgedessen verpflegt und beherbergt wurden, nannten sie ihr Wohnhaus Burse, und dieser Ausdruck wurde dann

auch auf die gemeinsam hausende Schar selbst angewendet. Sein Äußeres veränderte sich dadurch, daß das Wort den Wandel von ſ zu sch nach r mitmachte (wie Hirsch und Arsch auf die ältern Formen hirs und ars zurückgehen und mundartlich auch heute Forsche für force, Wursch für Wurst, Bürschte für Bürste, wirschte für wirst du gesagt wird). Endlich begann man das Wort als einen Plural zu verstehen, weil es eine Mehrheit bezeichnete, und bildete nun den Singular: der Bursch.

Eine Hauptbeschäftigung der studentischen „Bursche" war aber das Trinken; das nannte man deshalb auch kurz: bürschen. Dieses Wort aber wurde im Volksmund mit bürsten, das man ja bürschten sprach, zusammengeworfen[1], und nun war es nicht mehr weit dahin, einen, der sich auf das Handwerk des „Bürstens" gründlich verstand, einen Bürstenbinder zu nennen.[2]

Fast diese ganze Entwicklung ist im Laufe des 16. Jahrhs. vor sich gegangen: da heißt noch die gemeinsame Studentenwohnung Burse, man redet aber auch schon von der Bursche als der Gemeinschaft ihrer Bewohner und dann weiter übertragen schon von einer Handwerksbursch; bürsten kommt neben burschiren auf, und Fischart schließlich nennt sich „mit züchten eynen unschuldigen Bürstenbinder" und sein Grandgoschier ruft in der berühmten „Trunckenenlitanei": „Mir zu: ich bin ein Bürstenbinder!"

223. Auf den Busch klopfen.

S. v. w. versuchen, ob man etwas aus einem herauslocken könne. Bei Tunnicius Nr. 515: „Ein ander kloppet

---

[1] Daher in Uhlands „Schenk von Limburg":

Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gieb mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell.

Und in seinem „Metzelsuppenlied":

Es reimt sich trefflich: Wein und Schwein
Und paßt sich köstlich: Wurst und Durst,
Bei Würsten gilt's zu bürsten.

[2] Auch laufen wie ein Bürstenbinder wird gesagt; die Erklärung dafür s. unter Besenbinder.

up den busch, mer du krichst den vogel"; mit der Übersetzung: cepisti volucres, alius sed rete tetendit. Engl.: One beats the bush and another catches the bird. Frz.: Il a battu les buissons et un autre a pris les oisillons. — Eigentlich klopft man auf den Busch, um zu erfahren, ob eine Frucht herabfalle, ob sich Vögel oder andre Tiere im Laube versteckt halten. So bei Uhland („Der weiße Hirsch"):

Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch husch.

und noch ausführlicher, wenn auch in etwas andrer Form, in dem mittelhochd. Gedicht „Daniel von dem blühenden Thal", wo von Daniels Kampfesweise gesagt wird:

rehte als ein jegere
ob eines hasen tegere
uf den busch drischet
und der hase hinwischet,
also sluoc er uf den man
daz diu sele kume entran.

Diese zunächst also wohl der Jägersprache eigentümliche Sache und Bezeichnung wird dann übertragen in dem oben angegebenen allgemeinen Sinne gebraucht.

224. Bestehen wie Butter an der Sonne.

Butter, der Sonne ausgesetzt, besteht eben nicht, sondern zerfließt. Übertragen gebraucht man das Bild von einem, der mit seiner Klugheit, seinem Mute oder ähnlichem zu Schanden wird. So schon in der Komödie „Hans Pfriem" von Martin Hayneccius V. 2029:

Da du mit deiner weisheit kunst,
Wie butter an der Sonne bestunst.

Etwas anders in Goethes „Götz" der Ritter: „Es macht warm in der Nähe, und wir stehen da wie Butter an der Sonne." Vgl. Lehm. 89 (Bestehen 26): „Von einen der nicht bestehet, sagt man, er ist bestanden wie ein Pfeiffer, der den Tantz hat verderbt, wie ein halber Dreifuß, wie Schnee an der Sonn, wie ein Kuhfladen im Regen, wie der lahm auff den Füssen."

225. Mir fällt die Butter vom Brote.

S. v. w. ich werde ärgerlich enttäuſcht, verliere den Mut, fange an, eine Sache für ausſichtslos zu halten. Wem die Butter von der Brotſcheibe herab auf den ſchmutzigen Boden fällt, der verliert das Beſte an ſeinem Butterbrote, und es vergeht ihm die Luſt, weiter zu eſſen.

Goethe in den Xenien:

Heilger, lieber Luther!
Du ſchabteſt die Butter
Deinen Kollegen vom Brod,
Das verzeih dir Gott!

Auch in andern bildlichen Zuſammenſtellungen bedeutet Butter das Angenehme, wodurch etwas Nützliches beſonders willkommen wird. In niederd. Gegenden fragt man: „Hat dai ok bueter bi de fiſche?“ in dem Sinne von: hat er auch Geld? In Leipzig ſagt, wer nicht viel Umſtände mit einem andern machen will: „da werd geene braune Butter dran gedan!“ Der Pariſer gebraucht die Wendung: avoir l'assiette au beurre für: mit Gütern geſegnet ſein.

Recht verächtlich wird das Butterbrot behandelt in der Redensart: etwas für ein Butterbrot hingeben, d. h. für einen lächerlich geringen Preis; dafür auch öfter: für einen Pappenſtiel, für ein Linſengericht, mit Beziehung auf die bibliſche Erzählung von Eſau, der an Jakob das Recht ſeiner Erſtgeburt für ein Linſengericht verkaufte.

C.

226. Unſicherer Cantoniſt.

Iſt eigentlich ein Rekrut, der ſich der Aushebung zu entziehen ſucht. Zur Zeit Friedrich Wilhelms I. war ganz Preußen in Rekrutierungsbezirke, Cantons, eingeteilt, von denen jeder eine beſtimmte Zahl Rekruten liefern mußte, die alle am Tage ihrer erſten Muſterung gekennzeichnet wurden; ſo mußten ſie z. B. eine rote Halsbinde tragen. Der Sinn hat ſich dann erweitert und bezieht ſich jetzt allgemein auf jemand, auf den man ſich nicht verlaſſen kann.

227. **Das ist Caviar für ihn.**

S. v. w. das weiß er nicht zu würdigen, das versteht er nicht, es geht über seinen Horizont. Noch gewöhnlicher: Caviar fürs Volk!

228. **Laufen wie ein Chaisenträger.**

Chaise ist die französische Bezeichnung für den Tragstuhl, der lange Zeit ungefähr die Dienste der heutigen Droschken oder Fiaker verrichtet hat: ein hoher Kasten mit Sitz, rechts und links mit einer Stange, woran er von zwei Trägern, einem davor und einem dahinter, getragen wurde. Diese beiden Chaisenträger durften nicht im Schritt gehen, sondern mußten gleichmäßig nacheinander auftreten, um die Erschütterungen des Kastens möglich auszugleichen. Vor allen Dingen aber waren sie an tüchtiges Ausschreiten gewöhnt, und deshalb sagt man noch heute von einem, der tüchtig läuft: er läuft wie ein Chaisenträger.

229. **Chamäleon.**

So nannte man schon im Altertum einen Menschen, der ohne feste Grundsätze sich in seinen Ansichten und Meinungen den augenblicklichen Verhältnissen so anzubequemen sucht, wie es sein augenblicklicher Vorteil gebietet. Vgl. Erasmus, Ad. III, 4: Chamaeleonte mutabilior. Veranlassung zu diesem Vergleiche gab der ehemalige Glaube, dieses merkwürdige Geschöpf könne seinem Körper die Farbe jedes beliebigen Gegenstandes geben, auf dem es gerade sitze. Die neuere Forschung hat jedoch dargethan, daß es nur eine bestimmte Farbenreihe annehmen kann, die wieder durch verschiedene Umstände, z. B. durch Temperatur, Licht und Schatten, sowie die verschiedenen Seelenzustände des Tieres beeinflußt wird.

230. **Der Charybdis entfliehen und in die Scylla geraten.**

S. v. w. von einer Gefahr in die andre, vom Regen in die Traufe (s. d.) kommen. — Die altertümliche Redensart verdankt ihren Ursprung einer Erzählung aus der Odyssee. Odysseus gerät auf seiner Irrfahrt aus Furcht vor dem Schlunde der Charybdis zu nahe an die Scylla, durch die er

aber auch schwer geschädigt wird: sie entreißt ihm (nach der Sage in Gestalt eines sechsarmigen Hundes) sechs seiner Begleiter. — Charybdis und Scylla sind heute die Namen von zwei hohen, steilen, ins Meer hinausragenden Felsen an der bruttischen Küste, unweit des Hafens von Messina. Bei der mangelhaften Schiffahrtskunde früherer Zeit kann es nicht wunder nehmen, daß diese Felsen als Verderben bringend von den Schiffern allgemein gefürchtet wurden, während man heute davon kaum noch etwas zu sagen weiß. Vgl. Erasmus, Ad.: Evitata Charybdi in Scyllam incidi.

231. Ein toller Christ.

Es ist schwerlich richtig, den Ausdruck auf den aus dem Dreißigjährigen Kriege bekannten Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg zurückzuführen, wie man es für notwendig gehalten hat. Wir sagen auch: ein wunderlicher Christ, ein wunderlicher Heiliger, lauter Bezeichnungen, die neben dem Stich ins Komische oder gar Tadelnde doch auch eine Anerkennung enthalten.

232. Ein großer Christoph.

So nennt man einen langen Menschen nach dem heiligen Riesen Christophoros, der den Heiland durchs Wasser trug. Vgl. Lehm. 439 (Klein 7): „Wenn ein kleiner einem grossen Christoff auff den achseln sitzt, so siehet er weiter als der groß." Ähnlich wird gebraucht: ein langer Laban. (In beiden Bezeichnungen sind Substantiv und Adjektiv durch den Stabreim aneinander gebunden.)

D.

233. Einem aufs Dach steigen.

Auch: einem zu Dache wollen. — Zu erklären aus dem alten Rechtsbrauch, dem Manne, der sich so schwach und weibisch erwiesen hatte, daß er sich seines Weibes nicht erwehren konnte, in Wirklichkeit auf das Dach zu steigen, ihm den First einzuhauen und das Dach von oben bis unten herabzureißen. Nachweise in Grimms „Rechtsaltertümern"

S. 723. Vgl. folgende, auch bei Grimm mitgeteilte Bestimmung aus den „Blankenburger Statuten" vom Jahre 1594: „Ist ein man so weibisch, daß er sich von seinem eignen weibe raufen, schlagen und schelten läßt und solches nicht eifert und klaget, der soll des raths beide stadtknechte mit wüllen gewand kleiden, oder da ers nicht vermag, mit gefängnis gestraft und ihm hierüber das dach auf seinem hause abgehoben werden." Diese Strafe soll im Fürstentum Fulda noch in den Jahren 1768 und 1769 vollzogen worden sein. Grimm, a. a. O., S. 724. Der Betreffende war gleichsam nicht würdig, ein Obdach zu haben.

Heute ist die Redensart so abgeblaßt, daß man auch sagt: „einem auf dem Dache sein" in dem Sinne von: überwachen, während die Wendung eigentlich die Ausführung einer beschimpfenden Strafe an jemand bezeichnet. So Otto Ludwig im „Fräulein von Scüderi": „Ich bin ihm immer auf dem Dach."

234. Dahinterkommen.

S. v. w. etwas erraten, verstehen lernen; eigentl. hinter die bergende Schutzmauer gelangen, hinter der etwas versteckt ist. Wer „dahintergekommen" ist, weiß nun, ob überhaupt „etwas dahinter ist" und wer oder was etwa „dahinter gesteckt hat". Eigentlich noch mehr, nun aber dasselbe, ist: etwas herauskriegen. In der ältern Sprache heißt es an ein ende komen, wobein ein ein ganz bestimmtes, nämlich das eine Ende, das hintere Ende meint (vgl. ein hoher Magistrat). Im „Meier Helmbrecht" erzählt der Dichter, daß Helmbrecht den Eltern Geschenke mitgebracht habe, und bemerkt dazu (V. 1071):

ob erz roubte oder staele
vil ungerne ich daz haele,
waer ich sin an ein ende komen.

Auch in dem Sinne von: Herr werden, sich bemächtigen ist dahinterkommen gebraucht worden. In Behaims „Buch von den Wienern" wird (129, 16) von einem hungrigen Kriegsknecht erzählt, der den jungen Prinzen Max essen sieht:

Er gedacht „ai wy! helff mir got,
daz ich kem hinder dises brot!"

235. Auf dem Damme sein.

S. v. w. munter und thätig sein, dann auch tüchtig aufpassen, seine Schuldigkeit thun. Von einem Krankgewesenen: er ist wieder auf dem Damme, d. h. er ist wieder gesund. Zur Erklärung braucht man nicht mit Hildebrand (Vom deutschen Sprachunterricht, 3. Aufl., S. 114) an den gegen die Fluten errichteten Schutzdamm zu denken. Damm ist hier, wie so oft, nichts weiter als die (aufgeschüttete) Straße. Wer auf dem Damme ist, hockt nicht zu Hause, sondern ist draußen, mitten im Verkehr.

236. Damoklesschwert.

Sprichwörtlich für eine Gefahr, die den Genuß irdischen Glücks bedroht. — Aus einer Geschichte, die Cicero in den Tuskulanen V, 21 erzählt und die auch Gellert in seinen Fabeln unter dem Titel „Damokles" bearbeitet hat.

Einst rühmte Damokles, ein Höfling des ältern Dionys von Syrakus, seinen König als den Glücklichsten aller Sterblichen. Dieser bot ihm darauf sein Glück an, wies ihm einen Platz an der königlichen Tafel an und stellte ihm alle Herrlichkeiten und Genüsse zur Verfügung. Damokles war entzückt über dieses Los. Als er aber, über sich blickend, ein Schwert bemerkte, das von der Decke herab über seinem Haupte nur an einem Pferdehaar hing, beschwor er den Tyrannen, ihn zu entlassen, da er seines Glückes satt sei.[1] Vgl. Horaz, Od. 3, 1, 17; Persius, 3, 40; Boëthius, De consolat. phil. III, 5.

237. Dampf kriegen (haben).

S. v. w. Angst bekommen (haben). In dieser Wendung hat sich Dampf noch in der alten Bedeutung Bedrängnis erhalten, ebenso in der Formel: jemand Dampf anthun (ihm einen Schabernack spielen), im Mitteld. auch mit Stabreim: einem allen Tort und Dampf anthun. Dasselbe alte „Dampf" steckt in der aus Baiern bezeugten Redensart:

[1] Ähnlich sagen wir: „Sein Leben hängt nur noch an einem Faden", d. h. es schwebt in größter Gefahr. Auch dieser Ausdruck ist schon im Lateinischen sprichwörtlich.

im Dampf bleiben, d. i. in der Bedrängnis bleiben (wie in einer Schlacht), zu Grunde gehen.

Aber das, was wir heute unter Dampf verstehen, ist gemeint in den Worten: Dampf dahinter machen, wofür wir auch sagen: Feuer dahinter machen.

238. Jemand einen Dämpfer aufsetzen.

Die Redensart stammt aus der Musik: der Dämpfer ist eine mechanische Vorrichtung, wodurch der Klang eines musikalischen Instruments abgeschwächt wird, sodaß es sanfter tönt. Bei der Geige z. B. besteht er aus einer kleinen Klammer, die auf den Steg gesetzt wird, über den die Saiten laufen, und diesen und damit den Leib der Geige verhindert, voll mitzuschwingen.

239. Ein Danaergeschenk.

S. v. w. ein Unheil bringendes Geschenk. Lat.: Danaum fatale munus. Seneca, Agam. 624. Entlehnt aus Virgil, Aen. 2, 49, wo Laokoon, als er das Riesenpferd vor den Mauern Trojas erblickt, warnend ausruft:

Quidquid id est, timeo Danaos, et dona ferentes.

Mit den Danaern sind die hellenischen Feinde der Trojaner gemeint.

240. Eine Danaidenarbeit.

S. v. w. eine mühsame und trotzdem erfolglose Arbeit. — Die Danaiden waren die fünfzig Töchter des Danaos, die zur Strafe für die Ermordung ihrer Männer in der Unterwelt fortwährend in ein durchlöchertes Faß Wasser schöpfen mußten. Auch im Französischen ist das Danaidenfaß (le tonneau des Danaïdes) in den Volksmund übergegangen; dasselbe Bild, wenn auch nicht in Verbindung mit dem sagenhaften Namen, war im Lateinischen gebräuchlich: in pertusum ingerimus dicta dolium. Plautus, Pseud. 1, 3, 135; auch: in vas pertusum congerere. Lukrez, 3, 949. Vgl. hierzu unsre Redensart: Wasser in ein Sieb schöpfen (s. d.).

241. Jemand etwas zu danke machen.

S. v. w. es ihm recht machen, daß er damit zufrieden ist. Dank hat hier nicht den Sinn, den wir heute mit dem

Worte sonst verbinden, sondern bedeutet noch, wie früher häufig, Anerkennung. Brunhild ruft, von Siegfrieds starkem Speerwurf getroffen — Siegfried steht unsichtbar ihrem Widerpart Gunther bei —: Gunther, ritter edele, des schusses habe danc! Den Habedank nannte man dann in der Turniersprache geradezu den Preis, den die schönste, edelste Dame dem besten Kämpen des Tages zuerkennt. Dunkel liegt diese Vorstellung noch den stolzen Abschiedsworten des Ritters Delorges in Schillers „Handschuh" zu Grunde: „Den Dank, Dame, begehr ich nicht!"

242. Für einen den Daumen halten.

S. v. w. jemand zu einer Unternehmung, namentlich in der Stunde der Entscheidung, gutes Gelingen wünschen. So bittet z. B. wer sich einer Prüfung unterzieht, seine Freunde: Haltet den Daumen für mich!

Die Redensart ist zunächst aus einem Gebrauch bei den römischen Gladiatorenspielen erklärt worden. War nämlich während des Gefechts ein Kämpfer so stark verwundet, daß ihn die Kräfte verließen, so senkte er die Waffen und streckte den Zeigefinger in die Höhe, wodurch er das Volk anflehte, ihn von der Fortsetzung des Kampfes zu entbinden und ihm das Leben zu schenken. Das antwortende Zeichen nun, wodurch die Zuschauer dem bittenden Gladiator ihre Gnade bezeigten, war das Niederdrücken des Daumens (pollicem premere).

Eine andre Erklärung giebt Wilhelm Grimm im „Deutschen Wörterbuch". Er führt aus, daß die Finger die geschicktesten, lebhaftesten Glieder, gleichsam belebte Wesen[1], alpartige Geister seien, der Daumen aber als der wichtigste mit besonders starken übernatürlichen Kräften begabt sei. Der Redensart läge dann die Vorstellung zu Grunde: den schädlichen Geist, den Alp, festhalten, damit er nicht den guten Verlauf hindere. Dazu stimmt, daß nach deutschem

[1] Vgl. die Kinderreime:
Das ist der Daumen,
der schüttelt die Pflaumen u. s. w.
und: Der ist ins Wasser gefallen,
der hat ihn rausgeholt u. s. w.

Volksglauben während der Nacht nicht vom Alp gedrückt wird, wer vorm Einschlafen den Daumen unter die vier andern Finger steckt.

Zu einer glatten Erklärung verhilft, wie man sieht, keine der beiden Deutungen. Wir halten den Daumen für einen andern, wie das römische Volk für den Gladiator, nicht wie der Einschlafende sich selbst, wollen ihm aber damit glücklichen Erfolg in seinem Vorhaben verschaffen, fast könnte man sagen, heraufbeschwören helfen, also nicht wie das römische Volk, um dem schon darniederliegenden, um Hilfe flehenden Rettung zu bringen, sondern um unvorhergesehenes Mißgeschick, schädliches Dazwischenfahren böser Geister abzuwenden. In unserm Gebrauch der Redensart scheint das Wesentliche von dem alten deutschen Glauben erhalten zu sein, aber beeinflußt durch die antike Vorstellung.

Rein deutsch ist die Redensart z. B. in einer Strophe Frauenlobs überliefert. Da ruft der Sänger den Fürsten zu, sich vor falschen Dienern zu hüten:

habt in den dumen in der hant,
seht uf, wem ir bevelhet lip und eren pfant!

243. Du hast wohl den Diebsdaumen in der Tasche?

Diesen Ausdruck wendet man an auf einen, der im Spiele großes Glück hat. Er beruht auf der abergläubischen Vorstellung des Mittelalters, daß dem Daumen eines Diebes zauberische Kraft inne wohne. Man schnitt deshalb dem Gehenkten einen Daumen ab oder stahl wohl auch die ganze Leiche, um sie nachträglich des wichtigen Fingers zu berauben. Wer einen solchen Diebsdaumen besaß, hatte zugleich damit das Glück gewonnen, und um ihres hohen Wertes willen wurden solche Daumen sogar in Gold und Silber eingefaßt. Auch bei Krämern konnte man sie sich zuweilen verschaffen, und Wirte hielten sich manchmal einen, um Gäste anzuziehen. Selbstverständlich war es, daß namentlich Spieler in den Besitz eines solchen Glückbringers zu gelangen suchten. Meyer, Aberglaube, S. 64.

244. Einem den Daumen aufs Auge setzen (drücken).

S. v. w. einen durch ein äußerstes Gewaltmittel zu etwas zwingen. In alter Zeit drohte man dem Unterworfenen

(d. h. den man im Zweikampf unter sich geworfen hatte), ihm das Auge mit dem Daumen auszudrücken, wenn er nicht den Willen des Siegers erfüllte, etwa das Versteck seines Geldes oder sonst ein Geheimnis verriete, und setzte ihm dabei gleich den Daumen ans Auge. Daß es oft nicht bei dieser drohenden Bewegung geblieben ist, lehren z. B. die Worte des wüsten Meiersohnes Helmbrecht, mit denen er „sich der Künste rühmt, die er in der Schule der Raubritter gelernt, um die Bauern zu quälen" (vgl. Hildebrand in Lyons Zeitschrift 5, 25):

dem ich daz ouge uz drücke,
disen howe ich in den rücke,
disen binde ich in den ameizstoc u. s. w.

245. Den Daumen rühren.

S. v. w. zahlen. Von der fortwährenden Bewegung des Daumens beim Geldaufzählen, die ja auch als Geste gebraucht wird, um einen zum Zahlen aufzufordern.

246. Jemand Daumschrauben aufsetzen.

S. v. w. ihm derb zu Leibe gehen, hart zusetzen; ihn durch moralische Zwangsmittel zu etwas bestimmen. — Die Redensart ist von der Folterung entlehnt. Die Daumschrauben, auch der Daumenstock genannt, waren das erste von den vielen Mitteln, die man früher in Kriminalprozessen gegen Angeschuldigte, namentlich gegen Hexen, anwandte, um ein Geständnis herbeizuführen.

247. Sich nach der Decke strecken.

S. v. w. seinen bescheidenen Verhältnissen entsprechend leben. Wer eine große Decke auf seinem Bett hat, kann sich während des Schlafens frei ausstrecken; wer nur eine kleine hat und doch nicht an die Füße frieren will, muß eben zusehen, wie er auskommt. Ursprünglich liegt also in der Verbindung des Ausstreckens und der einschränkenden Bestimmung nach der Decke ein Scherz, den aber heute kaum noch jemand empfindet. „Vnd strecken sich noch der gedeckt." Brant, Narrenschiff 18, 20. Vgl. Syll. 57: „Bovem si nequeas, asinum agas. Man muß mit den Pferden pflügen, die man hat. Streck dich nach der Deck." Frz.: se régler sur sa bourse; régler sa dépense sur

son revenu. Engl.: cut your coat according to your cloth; stretch your legs according to your coverlet. Lat: Metiri se quemque suo modulo ac pede verum est. Horaz, Epist. 1, 7, 98.

248. Mit jemand unter einer Decke ſtecken.

S. v. w. gleiche Intereſſen mit jemand haben, im (geheimen) Einverſtändniſſe mit ihm ſein. Es war in alter Zeit üblich, daß zwei, die ſich nahe ſtanden, zuſammen unter einer Decke ſchliefen. Die höfiſchen Ritterepen erzählen oft, daß die tapfern Helden zu zweien geſchlafen haben, Waffengenoſſen zuſammen, Buſenfreunde zuſammen, Paar um Paar. Zumal dann geſchah das, wenn eine größere Schar zu Beſuch auf einem befreundeten Herrenſitz eintraf.

In beſonderm Sinne gehören die Ehegatten unter eine Decke; ja der rechtliche Begriff der Ehe hing an dieſem Brauch. „Wenn am erſten Hochzeitstage die Nacht herankam, ward die Braut von den Eltern oder Vormündern und dem Brautführer und der Brautfrau, oft aber von der ganzen Geſellſchaft in die Brautkammer geleitet und dem Bräutigam übergeben. Sobald eine Decke das Paar beſchlug, galt die Ehe als rechtsgiltig angetreten, und die Braut war nunmehr Ehefrau.“ Weinhold, Deutſche Frauen im Mittelalter, S. 268. Dieſe ſymboliſche Handlung, die ſogenannte Beſchlagung der Decke, bildet nach dem Sachſenſpiegel und andern Zeugniſſen den Anfang der Ehe und damit der vermögensrechtlichen Einigung.[1] Vgl. Lehm. 328 (Gleichheit 50): „Die ſich mit einander vergleichen können, die ſchlagen einander den ballen zu. Sie ſeynd in eine Schul gangen, ſie tragen Waſſer an einer Stangen, ſie liegen mit einander vnter einer Deck.“

249. Jemand einen Denkzettel geben.

S. v. w. ihm eine fühlbare Erinnerung geben, damit er in Zukunft einer Sache oder einer Perſon beſſer eingedenk

[1] Vgl. Sprichwörter wie: „Iſt das Bett beſchritten, iſt das Recht erſtritten“, oder wie es im Sachſenſpiegel I, 45, 1 heißt: „it wif trit in des mannes recht ſvenne ſi in ſin bede gat“. Ferner: „Iſt die Decke über den Kopf, ſo ſind die Eheleute gleich reich.“

-fei. Einen Denkzettel (oder ein Memorial) erhielt in früherer Zeit, wer mit einem wichtigen, umfänglichen Auftrage an einen andern abgeschickt wurde, z. B. ein städtischer Ratsherr, der als Abgesandter zum Landesherrn ging; auf dem Denkzettel standen kurz die einzelnen Punkte, die er vorzubringen hatte. In den Jesuitenschulen wurde früher auch Schülern, die sich irgendwie vergangen hatten oder an denen der Lehrer irgendeine schlechte Neigung bemerkte, Denkzettel ausgefertigt, auf denen der betreffende Fehler verzeichnet stand. Diesen mußten die Schüler stets bei sich tragen, um hierdurch stets an die Pflicht der Selbstbesserung gemahnt zu werden.[1] Vgl. lat.: aliquem monumentis bubulis commonefacere. Plautus, Sticho 1, 2, 6.

250. Der hat sein Deputat!

Deputat heißt das Zugewiesene, dann ganz bestimmt: alles, was ein Beamter außer dem jährlichen Gehalte an gewissen Dingen, z. B. an Holz, Früchten u. s. w. als einen Teil seiner Besoldung bekommt. So haben z. B. die Bauern ihrem Geistlichen, bei dem sie eingepfarrt sind, Deputatwürste u. s. w. zu liefern. Die Redensart bedeutet also dasselbe wie: seinen Dezem haben.

251. Der und jener.

So verhüllt man den Namen des Teufels, weil man ihn nicht auszusprechen wagt: denn er kommt, so wie er sich nennen hört, wie Rübezahl. Vgl. den Ausruf der Isebel (1 Kön. 19, 2): „Die Götter thuen mir dies und das, wo

[1] Auch an den jüdischen Denkzettel wollen wir hier erinnern. Dies war ein Pergamentstreifen, worauf nach der Verordnung 5 Mos. 6, 8 die Bibelsprüche 2 Mos. 13, 9—16; 5 Mos. 6, 4; 11, 13—15 verzeichnet standen. Dieser Pergamentstreifen ward in ein Kästchen gethan und dieses dann mit einem langen Riemen entweder an die Stirn oder an den linken Arm gebunden und so getragen. Später schrieb man folgende Stellen auf die Denkzettel: 2 Mos. 13, 3—10; 11—17; 5 Mos. 6, 4—10; 11, 13—22. Beschrieben werden diese Denkzettel noch jetzt von einem eigens dazu bestimmten Schreiber (Sophrim), und zwar mit außerordentlicher Genauigkeit und besonderer Tinte, worauf sie unter mancherlei feierlichen Gebräuchen angelegt werden.

ich nicht morgen deiner Seele thue, wie dieser Seelen einer!" und in Rebhuns „Susanna" (III, 329) die Worte: „Sagten, wie ich die und dise wer" (d. h. eine Hure).

252. Das ist keinen Deut wert!

Von einer geringfügigen, fast wertlosen Sache. Deut, aus niederländ. duit (engl. doit), ist der Name einer niederländischen Kupfermünze (= 2 Pf.), die früher auch in Deutschland umlief.

253. Deutsch mit jemand reden.

S. v. w. ohne Umschweife und Hintergedanken, frei heraus, kurz, klar und ehrlich grob. — „Und sag dir tütsch wie ich das meyn, Man heuckt die kleynen dieb alleyn" u. s. w. in Brants „Narrenschiff", 83, 21. Bei Hans Sachs: „Wilt das ichs Teutscher sagen soll?" „Also daß Grippepinhalt von Strobeldorn jhm gut rnnd Teutsch vnter die Nasen sagt: Herr" u. s. w. in Fischarts „Gargantua".

Es verbindet sich hier in dem Worte deutsch das, was wir heute als unsre nationale Eigentümlichkeit fühlen (grade heraus, ehrlich, grob), mit einem Rest von dem alten etymologischen Werte des Wortes. Denn deutsch (diutisk) bedeutet zunächst volksmäßig (von diot, Volk) und ist ursprünglich von der Sprache gesagt worden im Gegensatz zu der lateinischen Umgangssprache der gebildeten Kreise, der Kirchensprache, der Juristensprache, die keinem Volke eigen war, sondern sich über das ganze Abendland erstreckte. Deuten aber heißt eigentlich: volksmäßig machen, sodaß es jeder versteht, und *deutsch mit einem reden* nun zugleich deutlich[1] und so wie es unsre Art ist. Auch der Franzose sagt: je parle français, moi!

254. Er hat sein (oder seinen) Dezem bekommen.

S. v. w. er hat das Teil das ihm zukommt, erhalten; meist: er ist seiner Strafe nicht entgangen. Der Zehnte,

[1] Früher verstand man darunter nur: deutlich reden. Noch Schiller läßt in den „Räubern" (IV, 5) Razmann zu Spiegelberg sagen: „Wo will das hinaus — rede deutscher!"

die an die Kirche abzuführende Steuer[1], wurde im Mittelalter, wo das Lateinische die allgemeine Kirchensprache war, ganz gewöhnlich auch die oder das Dezeme (aus lat. decimus) genannt. Das Wort wurde dann übertragen auf jeden Pflichtteil, den jemand an etwas hat oder bekommt oder zu etwas steuert. Daher die Redensart. Auch sagt man: der muß überall sein(en) Dezem (Däzen) dazu geben, wie: seinen Senf, seinen Dreier dazu geben. Vgl. auch Deputat.

255. Etwas dick haben.

S. v. w. es satt haben, seiner überdrüssig sein. Erklärt sich aus der ursprünglichen Bedeutung von dicke: oft. In Baiern sagt man: „Heut gehts mir dick ein" in dem Sinne von: heute habe ich viel zu thun.

Anders sich dick thun mit etwas, wo gemeint ist: sich wichtig machen, sich aufblähen; hier ist dick in dem heutigen Sinne zu verstehen: von großem Umfang.

[1] Die Sitte, den zehnten Teil an Landesprodukten oder sonstigen Erzeugnissen als Abgabe zu entrichten, ist sehr alt und in der christlichen Kirche seit dem 4. Jahrhundert nach dem Beispiele der Juden aufgekommen. 1 Mos. 14, 20 giebt der von einem Feldzuge heimkehrende Abraham dem ihm segnend entgegenkommenden Priester Melchisedek den zehnten Teil der gemachten Beute; ebenso gelobt Jakob (1 Mos. 28, 22) Gott den zehnten Teil von allem, womit er ihn in Mesopotamien segnen würde. Eine gesetzliche Feststellung erhielt der Zehnte durch Moses. Nach 3 Mos. 27, 30—33 und 4 Mos. 18, 21—24 sollte jeder Israelit jährlich den zehnten Teil seiner Land- und Baumfrüchte, wie auch je das zehnte Stück des Rind-, Ziegen- und Schafviehes an die Leviten, die bei der Landesverteilung unberücksichtigt geblieben waren, entrichten, und von diesem Zehnten sollten wieder die Leviten den zehnten Teil an die Priester abgeben. Vgl. noch 5 Mos. 12, 6 fg.; 14, 22 fg.; ebenda 14, 28; 16, 22 fg.; 1 Sam. 8, 15. Ferner Matth. 23, 23; Luc. 11, 42. — Der Koran der Mohammedaner bestimmt, daß jeder Gläubige den zehnten Teil seines Einkommens den Armen geben oder zu wohlthätigen Zwecken verwenden soll. In der christlichen Kirche fand die Einführung des Zehnten anfänglich viele Schwierigkeiten, bis die Bischöfe so viel Macht gewannen, diese Abgabe bei Strafe der Exkommunikation durchzusetzen, obgleich der Kaiser Justinian ein Gesetz dagegen gab.

256. Guter Dinge sein.

S. v. w. sich wohl befinden, froh sein; oft in der Verbindung: lustig und guter Dinge sein. — Das ältere Deutsch kennt eine ganze Reihe von adverbiellen Ausdrücken, gebildet durch den mit einem Eigenschaftswort verbundenen Genitiv Pluralis von Ding, z. B. aller Dinge (daraus allerdings mit unnatürlichem -s, wie öfters für öfter u. v. a.), einziger Dinge, ungeforderter Dinge, gültiger Dinge, platter Dinge, schlechter Dinge (heute: platterdings, schlechterdings). Überall dient hier „Ding" nur zur Substantivierung des sächlichen Adjektivbegriffs. Aber ein solcher absoluter Genitiv mit diesem nichtssagenden „Ding" will sich mit „sein" verbunden nicht denken lassen; in der Redensart guter Dinge sein ist in Ding eine bestimmte Bedeutung zu suchen, etwa Laune, Stimmung. Und da liegt es am nächsten, an „Geding" anzuknüpfen, das in der ältern Sprache und noch jetzt in oberd. Mundarten Hoffnung bedeutet. Der eigentliche Sinn der Wendung wäre dann: (voll) guter Hoffnung sein. In der Postille Geilers von Kaisersberg: „Dornoch so kümpt die Wynachten, so seind wir dann wider froelich. Es heisset yetz guotts dings sein." In einer Münchener Handschrift (Cgm. 811, Bl. 43):

Den Armen ist nie mer gegeben
denn guet geding und übel leben.

257. Einen dingfest machen.

S. v. w. ihn verhaften. Ding bedeutet ursprünglich die Gemeinschaft der zum Rechtsprechen versammelten Männer, die Gerichtsversammlung. Einen dingfest machen heißt daher eigentlich: ihn fest machen, ihn in Banden legen, um ihn vor dieses Gericht zu führen. Im Gegensatz dazu hieß dingflüchtig, wer sich dem Gericht durch die Flucht entzog.

Merkwürdigerweise fehlt dingfest in den meisten Wörterbüchern, auch im Grimmschen; Weigand erklärt nur: „rechtlich, gerichtlich festgesetzt, überhaupt s. v. a. haltbar, fest".

258. Doppelzüngig

nennt man einen, der bald so, bald so redet, dessen Worten also nicht zu trauen ist. Der Ausdruck ist eine Übersetzung

von bilinguis, das in der klassischen lateinischen Litteratur oft in demselben Sinne begegnet und sich wohl eigentlich auf die gespaltene Zunge der Schlange bezieht. Freilich nahm ihn Murner (Schelmenzunft XV, 15) ganz wörtlich: „Zwo zungen dragen in eim halß". Redensarten, die auf dasselbe hinauskommen wie die Doppelzüngigkeit, sind: kalt und warm aus einem Munde blasen (s. kalt), vorne lecken und hinten kratzen.

259. Unter Dornen wohnen (sitzen).

S. v. w. Trübsal ausstehen. — Tunnicius Nr. 858: „Och, och, ik wone unter den dornen!" mit dem Hexameter: In spinis versor, vepres mea corpora laedunt. Luther in den Tischreden: „Wir Sachsen sind schwach, sitzen unter den Dörnen." Dasselbe bedeutet: nicht auf Rosen gebettet sein; Rosen und Dornen gelten schon in der ältesten Zeit als Sinnbilder von Glückseligkeit und Sorge und werden als solche gegenübergestellt. So nennt Horaz (Ep. 1, 14, 4) seine Sorgen spinae, und bei Ammian 16, 7, 4, begegnet das Sprichwort: inter vepres rosae nascuntur. In unserm Sprichwort: Keine Rose ohne Dornen ist dieser Gegensatz am schärfsten ausgeprägt; in der ältern Dichtung erscheint er noch in umständlicherer Form, z. B. beim Marner: Swa sich diu rose erzeiget, da reiget der dorn an daz zwi. — Dorn allein wird übertragen oft für Schwierigkeit, Unannehmlichkeit gebraucht (vgl. ein dornenvolles Amt, eine dornenvolle Laufbahn; spinös, épineux); schon in Freidanks „Bescheidenheit" (17, 14): disiu frage ist ein dorn; alte Redensarten, die hierher gehören, sind: in den Dorn fallen (in Sünde geraten), einem einen Dorn in den Fuß stecken (ihm etwas Böses anthun), auf Dornen wandern (heimliche Nachstellungen ertragen).

260. Das ist ihm ein Dorn im Auge.

S. v. w. es ist ihm unleidlich, er kann es nicht ersehen. — Der Ausdruck steht 4 Mos. 33, 55: „Werdet ihr aber die Einwohner des Landes nicht vertreiben von euerm Angesicht, so werden euch die, so ihr überbleiben lasset, zu Dornen werden in euern Augen und zu Stacheln in euern Seiten." Aber längst vor dem Bekanntwerden

einer deutschen Bibel lebte er im Volksmunde; vgl. Konrads von Würzburg „Trojanerkrieg" V. 22871:

Paris was ouch niht ein dorn
Helenen in ir ougen.

Die Dornen stechen ins Auge (vgl. Auge); noch gewaltsamer früher, z. B. bei einem Prediger des 17. Jahrhs.: „weil mir sein Wohlfahrt ohne daß ein Spieß in den Augen ist", und ins Groteske gesteigert einmal in Heinrichs von Freiberg „Tristan" (V. 5283 fg.):

daz vorvluochte getwerc,
daz im was sam ein blierzberc
in ougen und in herzen.

Vgl. ital.: un pruno negli occhj.

261. Sein Maul geht wie eine Dreckschleuder.

So sagt man, wenn jemand so hastig redet, daß es den Eindruck macht, als ob er Schmutz im Munde hätte, den er so schnell wie möglich ausspucken möchte. Giebt es irgendwo wirkliche Dreckschleudern? — In Leipzig sagt man von solchem Sprechen auch: „'s fliegt ihm raus wie schimmlig Brot". Wie die Sprache sonst noch im Volke aufgefaßt wird, als Erbrechen[1], als Husten, Niesen, Fisten, darüber hat Kleinpaul viel beigebracht in dem „Stromgebiet der Sprache".

262. Nicht bis drei zählen können.

S. v. w. ein großer Dummkopf sein. Für das Gegenteil vgl. Syll. 24: „Acetum habet in pectore. Er ist nicht gar ein Narr. Er kann wol fünf zehlen. Er hat viel Flöhe hinter den Ohren."

263. Seinen Dreier dazu geben.

S. v. w. seine Meinung zu etwas äußern, so unbedeutend sie auch sein mag. Dasselbe Bild steckt in der Redensart sein Scherflein beitragen, die freilich nicht Verachtung, sondern Anerkennung der geringen Beisteuer ausdrückt. In der Zimmerischen Chronik heißt es öfter (z. B. III, 457, 36): „Do redt ain ieder sein pfenwärt (d. i. Pfennig) darzu."

[1] Vielleicht ist sprechen mit brechen eines Stammes wie spreiten und breiten.

264. Dreimännerwein.

Der Volkswitz teilt die schlechten Weine in drei Sorten: Der erste und beste heißt Sauerampfer, schmeckt etwas besser als Essig und verzieht den Mund kaum bis zu den Ohren. Die zweite Sorte ist der Dreimännerwein, so genannt, weil zwei Männer nötig sind, den, der ihn trinken soll, festzuhalten, und ein dritter, ihm die Brühe einzugießen. Die dritte Sorte ist der Rachenputzer. Wer mit diesem Wein schlafen geht, muß sich in der Nacht wecken lassen, damit er sich umkehre; denn sonst würde ihm der Rachenputzer ein Loch in den Magen fressen. (Eiselein, S. 407.)

265. Sich drücken.

Zunächst s. v. w. sich schmal machen, klein machen; so bei Goethe:

Weiß sich in Zeit und Art zu schicken,
Bald sich zu heben, bald zu drücken.

Dann aber auch kurz für: sich wohin drücken, sich davon drücken, d. h. sich unbemerkt entfernen. In Brants „Narrenschiff" 103, 88:

sie dunt in selber schad und schand:
mancher der drückt sich uß dem Land.

Wie die Tillysche Armee seit der Schlacht bei Breitenfeld ihre Achtung verloren hatte, beschreibt der erste Jäger in „Wallensteins Lager" mit den Worten:

Wo wir erschienen und pochten an,
Ward nicht gegrüßt noch aufgethan.
Wir mußten uns drücken von Ort zu Ort.

266. Drunter durch sein.

Wer „drunter durch" ist, mit dem ist's aus, der ist verloren, meist weil er sich selbst unmöglich gemacht hat. Vielleicht geht die Redensart auf denselben Vorgang zurück wie der Ausdruck durchfallen, der sich aus der Sitte des Korbgebens erklärt (vgl. Korb). Freilich müßte sie dann schon früh im Sprachbewußtsein davon abgelöst worden sein; denn schon in der Zimmerischen Chronik heißt es (I, 49, 20): „Die graffen von Lützelstein waren irer gueter halben in deutschen landen hindurch."

267. Dünn gesät sein.

Ein viel gebrauchtes Bild für: selten sein. Syll. 188: „Phoenice rarior. Sy syn dünne gesayet.“ Was für eine Saat, und ob überhaupt eine bestimmte Saat ursprünglich damit gemeint ist, ist schwer zu sagen. In einem Lied aus dem Dreißigjährigen Kriege (Ditfurth S. 135) heißt es von rechten, offenen, deutschen Biedermännern Str. 55:

Doch weil man diese Rüben
Gar dünn gesäet findt.

268. Durcheinander wie Kraut und Rüben.

Dieser Vergleich, der einen hohen Grad von Unordnung bezeichnet (es liegt alles durcheinander wie Kraut und Rüben) stammt wahrscheinlich von einem viel gegessenen Gemüse, worin Kraut und Rüben untereinander gemengt wurden, auf keinen Fall aber von einem Lieblingsgericht der Kosaken, wie man gemeint hat, denn dazu ist er viel zu alt.

269. Durchstecherei treiben.

Volkstümlicher Ausdruck für schwindeln; von den ebenfalls im Volksmunde lebenden Riemenstechern, die Adelung kennt als „eine Art betrügerischer Landläufer, welche einen Riemen mit gemachten Krümmen zusammenrollen und andere darein stechen lassen, da sie denn machen, daß der Stich allemahl neben den Riemen geht“. Dieselbe Jahrmarktsgaukelei ist offenbar schon gemeint in Murners „Schelmenzunft“ (VI, 15):

Das heißt die rechte meisterkunst
Und die rechten riemenzogen:
Vmb sunst verraten und verlogen!

E.

270. Du bist mein getreuer Eckart.

Bei Agricola Nr. 667: „Du bist der trew Eckhart, du warnst yederman.“ Mit der Erklärung am Schlusse: „Wir brauchen dises worts, wenn yemand einen andern trewlich vor schaden warnet, vnd wir wollens nach rhumen, so sagen

wir, Du thust wie der trew Eckhart, der warnet auch yederman vor schaden."

Diese schöne Gestalt der deutschen Sage nimmt mit Dietrich von Bern teil an der wilden Jagd, doch so, daß sie mit Holda zusammen ihr still voranzieht. Als ein alter Mann mit langem Barte und weißem Stabe schreitet der treue Eckart voran, um alle Begegnenden zeitig zu warnen, daß sie aus dem Wege gehen und sich dem Verderben entziehen können.

Einmal begegneten ihm zwei Kinder, die eben einen Krug Bier für ihre Eltern aus dem Wirtshause geholt hatten. Das wütende Heer hielt sie an, riesige Männer nahmen ihnen den Krug ab und leerten ihn. Die Kleinen weinten bitterlich. Aber der getreue Eckart beruhigte sie und sagte, sie sollten nicht bange sein, der Krug würde sich wieder füllen und niemals leer werden, solange sie verschwiegen hielten, wodurch die Wundergabe gekommen sei. Als die Kleinen auf die Fragen der Eltern und Nachbarn schließlich doch schwatzten, versiegte das Bier. Goethe hat diese Erzählung für immer in klassische Formen gegossen in seiner Ballade „Der getreue Eckart".

271. Um die Ecke sein.

Ein höchst bezeichnendes Bild für schnelles Hinwegsterben: lautlos verschwindet der um die Straßenecke Biegende aus dem Gesichtskreis. Ebenso bedeutet einen um die Ecke bringen s. v. w. still aus dem Wege räumen, meist s. v. w. vergiften.

272. Ehren-Ludwig.

So gebrauchen wir, halb ironisch, den Ausdruck „Ehren" vor irgend einem Personennamen. Z. B. sagt Bürger in seinem Gedicht „Frau Schnips":

Hierauf sprang Ehren-Lot herbei
Mit Brausen und mit Schnarchen,

und aus der Shakespeare-Übersetzung von Schlegel und Tieck ist ein „Ehren-Matthias" bekannt. Diese „Ehrenmänner" sind aber ganz gewöhnliche „Herren". Das Wort her (Herr) nämlich vor einem Namen (z. B. her Sifrit) erscheint in

älterer Zeit oft auch in der Schrift so verstümmelt, wie es in der Umgangssprache thatsächlich verstümmelt worden war, als er. Die besonders häufige Form der casus obliqui ern nun hat man dann als „Ehren"= gedeutet, als man „Herr" nicht mehr erkannte. Den ironischen Sinn verdankt der Zusatz in seiner neuen Form dem Umstand, daß durchaus nicht jeder, den die Kanzleisprache Ern titulierte, ein Ehrenmann war.

273. Sich gleichen wie ein Ei dem andern.

Wird von der größten Ähnlichkeit gesagt. — Tunnicius Nr. 474: „Eier sint eieren gelyk" mit der Übersetzung: Ovis ova, vitrum vitroque simillima semper. Auch im Lateinischen bezeichnen ganz gewöhnlich zwei Eier ein paar Dinge, die sich bis aufs Haar gleichen, vgl z. B. Cicero, Quaest. acad. 4, 18: Non tam ovo ovum simile.

274. Wie aus dem Ei geschält.

S. v. w. äußerst sauber, dann auch lecker und daher reizend. In der That läßt sich kaum etwas Sauberes denken, als das frisch geschälte, unberührte Ei in seiner tadellosen Form und seinem Glanze. Auffällig ist, daß Syll. 96: Ex ovo prodiit übersetzt wird: „Er ist so schön als ein Engel", als ob der Sammler die uns so geläufige Wendung nicht gekannt hätte.

Wer weiche Eier schält, faßt sie vorsichtig an; daher bedeutet die Redensart: einem weiche Eier schälen s. v. w. seine Angelegenheiten zart anfassen, ihm schön thun.

275. Sich um ungelegte Eier kümmern.

S. v. w. sich um Dinge Sorgen machen, die es garnicht oder noch garnicht giebt; dann auch: sich um Dinge kümmern, mit denen man sich nicht zu befassen hat, die einen nichts angehen. Die Redensart wird schwerlich auf einen gelehrten Streit in einem talmudischen Traktat zurückgehen (wo wirklich einmal die Frage erörtert wird, ob Eier, die an einem Festtage gelegt werden, als Neugewordenes an demselben Tage gegessen werden dürfen oder nicht), Hühner und Eier liegen uns nahe genug, als daß wir die Redensart nicht selbst hätten bilden können. Noch um eine Stufe

gesteigert erscheint die Ironie der Worte bei Lehm. 834 (Ungewiß 1): „Vngelegte Eyer, sind vngewisse Hüner. Die Eyer sind nicht gelegt, darauß die Hüner gebrüt werden sollen."

276. Wie auf Eiern gehen.

S. v. w. langsam und vorsichtig gehen; wird von lauen, ängstlichen Menschen gesagt, die überall anzustoßen fürchten und deshalb keines offenen Wortes und keiner entschiedenen Handlung fähig sind. Lehm. 69 (Behutsamkeit 20): „Der Behutsame geht als wenn er auff Eyern oder Kohlen gieng, geht leiß, er fürcht, er trett in ein Glas." Frz.: il passerait sur des œufs sans les casser: ähnlich das deutsche Sprichwort: Neutral will auf Eiern gehen und keins zertreten. Vgl. noch lat.: Junonis sacra ferre, Horaz, Sat. 1, 3, 11 und das frz.: porter des bouteilles.

Etwas Ähnliches meinen wir mit dem Worte „Eiertanz". Es bezeichnet eigentlich einen schwierigen italienischen Nationaltanz, der zwischen regelmäßig auf dem Boden verteilten Eiern ausgeführt wird, ohne daß eines davon zerbrochen werden darf. Einen solchen wirklichen Eiertanz führt Mignon vor Wilhelm Meister auf.

277. Das Ei des Columbus.

Ist sprichwörtlich zur Bezeichnung von etwas, was man nicht hat ausführen können, hernach aber, wenn es einem gezeigt worden ist, sehr einfach findet. — Bekanntlich wurde dem großen Genuesen oft die Bedeutung seiner Entdeckung abgesprochen. Als nun eines Tages die Sache in seiner Gegenwart an der Tafel eines spanischen Granden wieder aufs Tapet gebracht wurde, und man die Behauptung aufstellte, daß seine Entdeckung durchaus nicht so schwierig zu machen gewesen wäre, wenn man nur früher daran gedacht hätte, soll Columbus ein Ei genommen und alle Anwesenden gefragt haben: „Wer von Ihnen, meine Herren, ist im stande, dieses Ei auf einem seiner beiden Enden zum Stehen zu bringen?" Keinem gelang es. Da nahm Columbus das Ei, schlug es an einem Ende so auf den Teller auf, daß sich die Spitze eindrückte, und nun stand es. Vgl.

Humboldt, Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt, II, 394.

In Spanien sagt man für unser „Ei des Columbus" huevo de Juanuelo, d. i. Hänschens Ei. Im zweiten Aufzug von Calderons auch in Deutschland bekanntem Schauspiel „Dame Kobold" heißt es:

Das andre (Geheimnis)
Kennst du doch mit „Hänschens Ei"?
Womit viele hoch erhabne
Geister sich umsonst bemühten,
Um auf einem Tisch von Jaspis
Solches aufrecht hinzustellen:
Aber Hänschen kam und gab ihm
Einen Knicks nur, und es stand.

Das scheint älter als Columbus, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser das schon damals bekannte Geschichtchen gewissermaßen aufführte, als er sein Ei vor den spanischen Granden auf den Tisch stellte. Vgl. Büchmann, S. 218.

278. **Sich etwas einbrocken.**

S. v. w. eine Thorheit begehen, die schlimme Folgen hat; vgl. die Redensarten: „sich eine Suppe einbrocken" und „die Suppe ausessen müssen", d. h. büßen müssen. — Schon im Lat. ist sprichwörtlich: tute hoc intristi, das hast du dir eingebrockt, eingerührt. Terenz, Phorm. 2, 2, 4.

279. **Das Eine thun, und das Andre nicht lassen.**

Nach Matth. 23, 23 und Luk. 11, 42: „Dies sollte man thun und jenes nicht lassen." — Lessing gebraucht die Redensart in der „Emilia Galotti" II, 7.

280. **Eingezogen leben.**

S. v. w. den Umgang mit andern möglichst meiden und sich auf sein Haus beschränken. Der Lateiner sagt dafür: cochleae vitam agere, eigentlich das Leben einer Schnecke führen, d. i. immer zu Hause bleiben.

281. **Tapfer einhauen**

in der Bedeutung von tüchtig essen, bezieht sich eigentlich auf den Eber, der mit seinen Hauern ins Zeug geht.

Vgl. Murners „Schelmenzunft" XXI, 18: „Houwendt drein, alß dut ein eber." Der Pariser nennt das: ne pas laisser enrouiller ses dents.

282. Eintagsfliege.

So nennt man eine flüchtige, vorübergehende Erscheinung, eine Tagesgröße. — Die Eintagsfliegen (Ephemerides) verdienen ihren Namen in der That, da sie mitunter kaum 24 Stunden leben. Vgl. Brehms „Tierleben", IX (Insekten), S. 507.

283. Es einem einträuken.

S. v. w. einem etwas vergelten, sich an ihm rächen, ihn strafen. „Es" steht, wie so oft, hier verhüllend, für etwas Schlimmes. Gemeint ist eigentlich: einem einen schlimmen Trank, einen Gifttrank beibringen. Das wird deutlich z. B. aus folgender Stelle der Zimmerischen Chronik (IV, 185, 27): „Grave Gottfridt Wernher pflag zu sagen, es sollte ain ieder sein beichtvatter in guten eren haben, deßgleichen auch den arzeten, den scherern oder wundarzten und dann den apoteker; dann es weren vier sorten leut, die zu fürchten und da sie erzürnt, aim wol kündten was eindrenken, wie man spricht." Doch könnte auch eine andre Vorstellung zu Grunde liegen. Unsre volkstümliche Überlieferung aus alter Zeit, besonders die historischen Volkslieder, lehren durch zahlreiche Stellen, daß die Feinde einander im Kriege drohten, das Blut des andern trinken zu wollen.[1] Höhnisch wurde darauf geantwortet: Unser Blut wollt ihr trinken? Euer eignes wollen wir euch zu trinken geben. Wie nun Kampf und Schlacht, nach der Art unsers Volks, sich auch großer Dinge durch ein Scherzwort zu bemächtigen, oft unter dem Bilde einer Mahlzeit bezeichnet werden, so nannte man das Blutvergießen — vielleicht in der Erinnerung an den alten wilden Brauch, jedenfalls im Anschluß an die furchtbare Drohung —: Einschenken. In einem Lied auf die Bilmerger Schlacht (1656):

[1] Noch in Schillers „Räubern" sind Reste dieses Gedankens erhalten.

Sie pankerierten in Übermuth
Man schenkt ihnen ein, dunkt sie nit gut,
Daran band sie zu schnaufen.

Nach der Niederlage der Türken vor Wien (1683) sang man:

Jetzund kann man fröblich lachen,
Weil der Türkenhund gestillt,
Seinen blutgewohnten Rachen
Mit selbsteignen Blut gefüllt

und gleichzeitig — freilich mit völliger Verdunkelung der ursprünglichen Vorstellung — von dem Grafen Rüdiger von Stahremberg, der den Türken nicht in die Stadt hereingelassen hatte:

Sieh, Bluthund, er hat dich g'laden
Auf ein gutes Glasel Wein!
Aus Kartaunen und Granaten
Schenkt er dir gar herzhaft ein;
Dan du in dem Sturemlaufen
Hast zu trinken oft begehrt,
Gab er dir ja gnug zu saufen,
Daß entschlafnst auf der Erd.

Und in voller Deutlichkeit wieder nach der Eroberung von Ofen (1686) vom Sultan:

Den Bluthund hat dürstet, man gab ihm zu trinken,
In seinem Blut muß er ganz rauschig hinsinken.
Emanuel Kurfürst, der weiß dir einschenken,
Den Willkomm und ersten Trunk reicht er dir dar.
Was gilt es? er wir dir's heur doppelt eintränken!

In der letzten Zeile steht unsre Redensart in unmittelbarem Zusammenhang mit jenem Schlachtenbrauch.

Es liegt aber auch nahe, zur Erklärung andre Redensarten zu verwenden wie: jemand eine Suppe einbrocken, es ausfressen müssen u. s. w., sodaß das verderbliche Getränk weder Gift noch Menschenblut zu sein brauchte. Heißt es doch schon im Renner V. 8363 fg. ganz allgemein:

Der tiufel uns allen vil verhenget
Daz er hie nach uns trenket in
So wir sicher vor im wellen sin.

284. Jemand aufs (Glatt-)Eis führen.

S. v. w. ihn in Gefahr bringen. — Das Eis ist hier wegen seiner Glätte (slipfec alsam ein îs. Winsbeke 32,

10) das Bild des Unsichern, Gefahrbringenden, weil man leicht darauf straucheln kann. Einen ûf ein îs leiten. Livl. Chronik 6501. — Ein Sprichwort des 12. Jahrhs. (bei Haupt, VI, 305, 45) lautet: Qui currit glaciem, se non monstrat sapientem.

285. Zum alten Eisen werfen.

S. v. w. als abgenutzt bei Seite thun, auch von altmodischen Menschen und veralteten Ideen gesagt. Unter dem alten Eisen ist hier das alte Gerümpel zu verstehen, das sich im wesentlichen aus Trümmern des Hausrats zusammensetzt und, aus Bequemlichkeit nicht vernichtet, oft noch lange ein verachtetes Dasein in einem dunkeln Winkel des Hauses führt. Vgl. Lehm. 780 (Verachtung 18): „Man hält offt einen, alß hätt man jhn auffm Grempelmarck kaufft, oder vnter den alten Eysen funden, hält jhn vor ein Noll: vor ein Schuhbürst, würfft jhn hin wie alte Kartenblätter."

286. Einen zusammenhauen wie kalt Eisen.

Von den Schmieden entlehnt; ein absichtlicher Widerspruch, da sich kaltes Eisen, alles Hauens und Schlagens ungeachtet, nicht zusammenfügen oder schweißen läßt. Es ist ein hyperbolischer Ausdruck und bedeutet: über alle Maßen hauen.

Etwas anders ist mit dem kalten Eisen gemeint in der Redensart: am kalten Eisen sterben, d. h. durchs Schwert sterben.

287. Eisenfresser.

So nennt man einen Prahler, eigentlich einen, der sich vermißt, Eisen fressen zu wollen. In dem Gedicht von Meier Helmbrecht brüstet sich wirklich der Sohn Helmbrecht seinem alten Vater gegenüber (V. 408 fg.):

ich bizze wol durch einen stein,
ich bin so muotes raeze.
hey waz ich isens fraeze!

Und ähnlich heißt es in einem Liede aus derselben Zeit und Gegend (d. h. aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhs. und aus Österreich) von einem protzigen Bauerntölpel:

er ist geheizen Ungenant
und dünket sich so raeze;
er springet an froun Geppen hant:
hei waz er isens aeze!

In Murners „Schelmenzunft" (IV) stellt sich ein Eisenfresser vor mit den Worten:

Ich bin der eissen beisser knecht,
Der weit und breit groß lob erfecht.
Landt und leut hab ich bezwungen,
Doch thun ichs fast nur mit der zungen.

Dazu ist ein Landsknecht abgebildet, der in das Eisen einer Hellebarde beißt. In „Wallensteins Lager" in der Kapuzinerpredigt: „So ein Bramarbas und Eisenfresser!"

288. Einen ins Elend stoßen.

In dieser Redensart hat Elend noch seine ursprüngliche Bedeutung erhalten: es ist zusammengezogen aus Eli-land, älter Ali-land, d. h. andres, fremdes Land, Ausland. Kann es einen sprechendern Beweis für die Liebe des Deutschen zum Vaterlande geben als die Bedeutungswandlung, die das Wort durchgemacht hat? Auch: ins Elend gehen, das Elend bauen kann man noch im Volksmunde hören; in einem vielgesungenen Volksliede heißt es:

Eh ich mein Buhlen wolt fahren lan,
eh wolt ich mit ihr ins Elend gan.

289. In elftausend Jungfrauen verliebt.

S. v. w. in jedes Mädchen verliebt; ferner die Redensart: Davor behüten mich die elftausend Jungfrauen von Köln samt allen Heiligen! — Beide Redensarten beziehen sich auf die Legende von der heiligen Ursula, die mit ihren „elftausend Jungfrauen", vor Attila fliehend, Deutschland durchwanderte, den Rhein hinauf bis nach Basel und von dort nach Rom kam. Auf der Rückkehr wurden sie in Köln von einem hunnischen Belagerungsheer alle ermordet und von den Einwohnern der Stadt feierlich bestattet. Ihre Gebeine werden bis auf den heutigen Tag in einer der dortigen Kirchen gezeigt. Die Ursache jener Wanderung soll nach der Legende die Werbung eines heidnischen Fürsten um die Hand Ursulas gewesen sein, die, eine wunder-

schöne britannische Königstochter, sich schon mit Christus verlobt hatte. Um aber ihr Vaterland durch Abweisung jenes Antrags nicht ins Unglück zu bringen, erbat sie sich eine Frist von drei Jahren, übte sich während dieser Zeit in der praktischen Nautik und rettete sich dann mit zehn edeln Gefährtinnen, von denen jede tausend Jungfrauen im Gefolge hatte, zu Schiffe nach der deutschen Küste, wo sie die oben beschriebene Fahrt unternahmen.

Leider ist die ganze Geschichte nur um eines Mißverständnisses willen erfunden worden. In dem katholischen Heiligenalmanach steht nämlich neben der Ursula eine Undecimilla. Diesen Namen haben die Mönche „geschlimmbessert" zu undecim milia, dann aus der bloßen Zahl elftausend elftausend Jungfrauen gemacht und diese durch die erzählte Geschichte mit der hl. Ursula verbunden.

290. Zänkisch, spöttisch, geschwätzig wie eine Elster.

Im Volksglauben bedeutet das Schreien einer Elster Zank. Auch für eine verwandelte spöttische Hexe gilt die Elster. So erzählt man (nach Henne am Rhyn, S. 47) in der Schweiz, daß einmal ein Jäger von einer Elster, die auf einem Baume saß, wegen fortwährender Fehlschüsse ausgespottet wurde, sodaß er zornig die Flinte anlegte und sie mit Schrot ins Bein schoß, worauf sie einer nahen Hütte zuflog. Als er nach der Jagd dort einkehrte, fand er die Hausflur voll Blut und die Wirtin mit verbundenen Füßen am Ofen sitzen. Ähnliches findet sich schon im Altertum. Ovid erzählt in den Metamorphosen (V, 296 fg.), wie die Pieriden, die neun Töchter des Pierus und der Euippe, die neun Musen zu einem Wettkampf herausforderten, und als sie, besiegt, sich in Schimpfreden ergingen, in Elstern verwandelt wurden. — Oft werden böse Frauen wegen ihrer Schwatzhaftigkeit mit Elstern verglichen. In Brants „Narrenschiff" 64, 19: „Eyn frow ist worden bald eyn hätz" (d. i. Elster). Daselbst 19, 11: „Mancher verlaßt sich vff syn schwätzen Das er eyn nuß redt von eynr hätzen", d. h. daß er dem schwatzhaftesten Vogel eine Nuß abreden könne. Auch in Scheffels „Ekkehard": disputiren wie eine alte Elster.

291. Nicht von schlechten Eltern sein,

wird, um die gute Abkunft, die gute tüchtige Art auszudrücken, zunächst von Menschen gesagt. Vgl. die Ankunft des Rekruten in „Wallensteins Lager“:

Zweiter Jäger: Seht mir, das ist ein wackrer Kumpan!
(Sie begrüßen ihn.)
Bürger: O, laßt ihn! er ist guter Leute Kind.
Erster Jäger: Wir auch nicht auf der Straße gefunden sind.

In einem alten Volkslied, worin sich das Deutsche Reich und die von ihm abtrünnige Stadt Colmar streiten, rühmt Colmar seinen neuen Herrn, Ludwig, den Franzosenkönig. Aber das Reich entgegnet:

Mein Herr Leopold hat auch ein Kron,
Und ist auch keines Bauern Sohn.

Dann aber auch scherzhaft von allen möglichen Dingen, z. B. von einer feinen Weinsorte: der Wein ist nicht von schlechten Eltern.

292. Wahre Enakssöhne

oder Enakskinder nennt man ungewöhnlich große, starke Menschen. 4 Mos. 13, 29 berichten die Kundschafter über Kanaan, daß es ein schönes, fruchtbares Land sei, daß aber starkes Volk darin wohne, „und sahen auch Enaks Kinder daselbst“.

293. Das ist das Ende vom Liede.

S. v. w. so ist die Geschichte ausgegangen, abgelaufen. Bezeichnend ist das Wort Lied in dieser Wendung: alle erzählenswerten Ereignisse brachte einst das Volk in poetische Form und verbreitete sie im Liede. Der treffliche Mann, der uns von dem Leben und den Thaten Wilwolts von Schaumburg berichtet hat, begründet in seiner Einleitung, daß er diese Geschichten aufschreibe, mit den Worten: „Man sagt, als es auch war ist, das die Teutschen ir guete tat singen, die Franzosen spilen (das alles bald vergessen), aber die Lateinischen beschreiben, das beleibt in ewiger gedechtnus.“

294. Du hast einen guten Engel gehabt!

oder: das hat dir dein guter Engel eingegeben sagt man zu jemand, der im Begriff, eine Thorheit zu begehen,

sich noch im letzten Augenblick eines bessern besinnt. Namenlose Sammlung vom Jahre 1532 Nr. 595: „Du hast einen gutten Engel gehabt.“ Mit der Erklärung: „Wer in einem vnglück vnd schwinden vnfall gewent ist, vnd jm würt geholffen, do all menschen verzagten, von dem sagt mann, Der hat einn gutten Engel gehabt, der jm geholffen hat.“ Zu vergleichen Agricola, Nr. 555; Lehm. 176 (Engel 4).

Die alte deutsche Vorstellung von der Aufgabe der Engel, die Menschenkinder zu behüten, zeigt sich z. B. in der Zimmerischen Chronik IV, 140, 30: „Die allmechtigkeit Gottes hat mancherlei officia und dienst von engeln, den gueten und bösen.“ Dazu IV, 129, 12: „es beschieht etwa wunderbarlich, das die kinder in irer jugendt von ihren engeln und hüetern bewart werden.“ Diese Vorstellung scheint mit dem Genius der Alten verquickt worden zu sein, von dem man glaubte, daß er dem Menschen gleichsam als Gefährte schon bei der Geburt mitgeteilt werde, seine Schicksale leite und seinen Tod bewirke, ja sogar den Zustand nach dem Tode bestimme.

295. Es geht ein Engel durchs Zimmer.

So sagt man, wenn in der lebhaften Unterhaltung einer Gesellschaft zufällig eine plötzliche allgemeine Stille eintritt. Die Redensart ist von höchstem Alter. Schon Passow hat sie mit dem griechischen Ἑρμῆς ἐπεισῆλθε verglichen, und Reinhold Köhler hat in der „Germania“ (X, 245) drei Stellen aus der modernen spanischen Litteratur angeführt, die die Geläufigkeit des Ausdrucks auch für den spanischen Volksmund bezeugen. In der Novelle Un verano en Bornos z. B. heißt es: Acaso habrá, segun la poética creencia religiosa del pueblo, pasado un ángel entre nosotros, causando el aire de sus alas el silencio, esa incontestable señal de respeto.

296. Die lieben Engelchen singen (pfeifen) hören.

Hier liegt dieselbe Vorstellung zu Grunde wie in der Redensart: Der Himmel hängt ihm voller Geigen, nämlich die Vorstellung von einem Orchester der Engel, die man musizieren hört (vgl. die Harmonie der Sphären bei den

Alten), wenn sich einem der Himmel aufthut. Das aber widerfährt eigentlich nur dem selig Gestorbenen; und so singt der Archipoet, der Meister der fahrenden Kleriker der Stauffenzeit: Dem Wirtshaus will ich treu bleiben,

donec sanctos angelos
venientes cernam,
cantantes pro mortuis
„Requiem aeternam".

Also ein Requiem hören wir, wenn wir die lieben Engelchen singen hören. Aber es geschieht schon im höchsten Entzücken (dann hängt eben der Himmel voller Geigen) und bei betäubendem Schwindel, bei einem Hinweggerissensein[1] aus dieser Welt.

297. Erpicht sein.

S. v. w. begierig sein auf etwas, nicht davon lassen können; eigentlich wie mit Pech an etwas kleben, daran oder darauf angepicht sein (wobei aber nicht etwa an den Vogel auf der Leimstange zu denken ist, wie man wohl gemeint hat). Vgl. Lehm. 872 (Wahrheit 3): „Die Menschen sind an die Lügen so verpicht, das" u. s. w. und Simpl. III, 17, 2: „auf das Jagen verbicht".

Nicht ganz so kräftig im Bilde, aber in der Hauptsache dasselbe ist: auf etwas versessen sein, eigentlich: sich auf etwas abseits Liegendes festgesetzt haben.

298. Er ist ein Esel.

Schon bei den Römern war asinus sprichwörtlich für einen dummen und störrischen Menschen. Vgl. Plautus, Psend. 1, 2, 4: neque ego homines magis asinos unquam vidi; Terenz, Heaut. 5, 1, 4: caudex, stipes, asinus, plumbeus; Cicero, In Pisonem 30, 73: Quid nunc te, asine, litteras doceam?; vgl. Terenz, Eun. 3, 5, 50; Cicero, Ad Att. 4, 5, 3. — Ebenso bezeichnet auch in der altdeutschen Sprache der Name Esel, wie die Tiernamen Affe und Gauch, den Tölpel. Schon bei Notker: Er lebet in Esiles wise; Freidank: Esels stimme und

[1] Entzücken, verzücken ist ja nichts andres als ein plötzliches entziehen, wegziehen, d. h. aus der Welt in höhere Sphären.

gouches sanc Erkenne ich ân ir beider danc, 140, 9; Boner: Der mag zeim esel werden wol Bi den oren man in erkennen sol, 67, 61; der Renner, 1456 fg., setzt gegenüber Edelinge und Eselinge. Bebel Nr. 513: Multi sunt asini bipedes; Nr. 514: Non omnes asini portant saccos. Seb. Franck 1, 88: „Es sind vil Esel auff zweyen füssen." — In den mittelalterlichen Klosterschulen befand sich ein hölzerner Esel (asinus), auf den sich Schüler zur Strafe setzen mußten, um nachher von ihren Mitschülern verspottet zu werden; daher noch die Ausdrücke: auf dem Esel sitzen (zornig sein), und auf den Esel setzen (ärgern, erzürnen), vgl. Simpl. I, 145, 14: „Den dollen Fähnrich zoge ich gleich herüber und setzte ihn auf den Esel." Auch als militärische Strafe war das Sitzen auf dem hölzernen Esel gebräuchlich.

299. Ein Esel in der Löwenhaut.

S. v. w. ein Dummkopf, der sich ein wichtiges Ansehen zu geben sucht, wie der hoffärtige Esel in der Fabel, der im Walde eine Löwenhaut fand, sich darin als Löwe darstellte und Menschen und Vieh erschreckte.

300. Es ist ein Esel auf dem Dache.

Von einer seltenen unerhörten Erscheinung; aus dem Lat.: asinus in tegulis! Petron 63, 2.

301. Er paßt dazu, wie der Esel zum Lautenschlagen.

D. h. nicht im geringsten; zunächst gesagt von einem rohen, ungeschickten Menschen, der für alles, was Künste und Wissenschaften betrifft, kein Verständnis besitzt. Schon im Altertum ὄνος πρὸς λύραν, πρὸς αὐλόν; vgl. lat.: asinus ad lyram.

Von den Alten haben wir die Redensart schon früh herübergenommen; in der spätmittelalterlichen deutschen Didaktik wird sie oft gebraucht, z. B. in Hugos von Trimberg Renner V. 22574:

> Ein man mac sich wol selben touben,
> der ein esel wil herpfen leren
> und so getane liute bekeren.

In des Ackermanns Gespräch mit dem Tode, Kap. 30: als vil ain esel leiern kan, als vil kanstu die warheit vernemen.

In Brants „Narrenschiff" wird von jungen Geistlichen gesagt, daß sie so viel wissen „von kyrchregyren, als Müllers Esel kan gwintieren" (d. h. auf der Quinterne, einem Saiteninstrument, spielen). Für den Esel tritt zuweilen der Bär ein: so mac man einen wilden bern noch sanfter harfen leren (Spervogel), Man lerte einen beren e den salter (Wolframs Titurel 90, 4). Noch anders engl.: a sow to a fiddle.

302. Den Esel zu Grabe läuten.

So nennt man es, wenn sitzende Kinder mit den Beinen bammeln, also gewissermaßen ein stummes Geläute machen.[1] Die Redensart ist ein Scherz, der sich aus einem alten Begräbnisbrauch erklärt. Ketzern, die im Kirchenbann verstorben waren, Selbstmördern und gewissen Verbrechern wurde früher ein unehrliches Begräbnis zu teil. Sie wurden auf den Schindanger gebracht und dort ohne Sang und Klang gleich verendeten Tieren eingegraben. Das nannte man ein Eselsbegräbnis nach Jerem. 22, 18. 19: „Man wird ihn nicht klagen: Ach Bruder, ach Schwester! Man wird ihn nicht klagen: Ach Herr, ach Edler! Er soll wie ein Esel begraben werden und hinausgeworfen vor die Thore Jerusalems."

303. Jemand einen Esel bohren (stechen).

S. v. w. ihm andeuten, daß man ihn für einen Esel hält, indem man ihm den Zeige- und den kleinen Finger entgegenstreckt, während die drei übrigen eingebogen werden; dann: ihn veralbern, äffen. Ein Vokabular von 1735 erklärt: asininis auribus manu effictis illudere. Mephistopheles im „Urfaust":

---

[1] Offenbar als Übersetzung der Redensart ist ein schon im 11. Jahrh. bezeugter Hexameter gebraucht worden (vgl. Germania 18, 315):

In scamno fatuus tibias per inania vibrat.

Encheiresin naturae nennts die Chemie,
Bohrt sich selbst einen Esel und weis nicht wie.

Spiegelberg in den „Räubern“: „Unterdessen daß Spiegelberg hangt, schleicht sich Spiegelberg ganz sachte aus den Schlingen, und deutet der superklugen Gerechtigkeit hinterrücks Eselsohren, daß 's zum Erbarmen ist.“

304. Einen Esel suchen und eine Krone finden.

Aus der Bibel (1. Sam. 9—10). „Saul hat so lange Esel gesucht, bis ihn Gott zum Könige erwählte. Bei jetziger Zeit findet man die Esel weit leichter, und man darf nicht so lange herumlaufen wie Saul, man kann sie gleich bei den Ohren ertappen.“ Abraham a Sancta Clara. — Goethe: „Es finden nicht alle eine Krone, die einen Esel suchen.“ — Frz.: Saül cherchait des ânesses et il trouva une couronne.

305. Eselsbrücke.

So nennt man einen Notbehelf, der angewendet wird, um Schwierigkeiten zu überwinden, z. B. eine deutsche Übersetzung, die der Schüler benutzt, um den griechischen oder lateinischen Text zu verstehen. Solche Brücken sind nötig für den Esel, der nicht über einen Graben kann, den ein Pferd mit Leichtigkeit überspringt. Der Ausdruck soll auf Buridan (s. d.) zurückgehen: ihm wird eine Erfindung in der Logik, wahrscheinlich zur Auffindung der Mittelbegriffe, zugeschrieben, die später Eselsbrücke (pons asini) genannt worden wäre.

Französisch entspricht dieser Eselsbrücke une clef. C'est le pont aux ânes dagegen sagt man von trivialen Antworten, die man sich hätte selbst geben können; der Esel wird nämlich einfach über die Brücke geprügelt, wenn man ihn nicht auf vernünftige Weise hinüberbringen kann (vgl. Winter, Unbeflügelte Worte, S. 63).

306. Er zittert wie Espenlaub

d. h. er zittert heftig; frz.: il tremble comme la feuille. Der Vergleich ist alt. Dabei braucht ursprünglich nicht, wie heute gewöhnlich, Angst die Ursache des Zitterns zu

sein; in dem Gedicht vom „Meier Helmbrecht“ wird von einem der Bauern, die dem blinden Helmbrecht heimzahlen wollen, was er ihnen früher zu Leide gethan hat, gesagt (V. 1850): der bidemt vor girde sam ein loup (vgl. unser „ganz zapplig sein auf etwas“).

Die eigentümliche Stellung des langen, feinen, merkwürdig drehbaren Stiels des Espenblattes mit einem schmalen Fuß auf dem Holze ist die Ursache, daß es bei dem leisesten Luftzug in Zittern gerät. Nach einer Legende aber ist das Zittern des Espenlaubes eine Strafe für den Hochmut des Baums. Als noch der Herr auf Erden wandelte, beugten sich alle Bäume vor ihm, nur die Espe nicht; dafür ist sie mit ewiger Unruhe bestraft worden. Die Schottländer und Schweden glauben, der Baum könne deshalb nicht ruhen, weil das Kreuz Christi aus seinem Holze gefertigt worden sei.

307. In seinem Esse sein.

S. v. w. sich in seinem Elemente fühlen, sich wohl befinden. Man hat geglaubt, daß dieses Wort dem französischen être à son aise nachgebildet sei, es ist aber wahrscheinlich nichts andres als der lateinische Infinitiv esse, der in der Bedeutung „Wesen“ in der Juristensprache des 17. Jahrhs. vorkommt. In einer Urkunde von 1639 heißt es z. B. von Äckern und Häusern: „in gutem esse und Stande“. Eine dritte Erklärung: Esse sei das mittelhochd. esse = Aß im Kartenspiel (vgl. Müller in Lyons Zeitschrift 5, 167) wird durch die Form wie die Bedeutung der Redensart gleich unwahrscheinlich.

308. Zu Essig werden.

Von einer Sache, die sauer, verdorben, ungenießbar und darum wertlos, unbrauchbar geworden ist (ursprünglich vom Wein im Keller?). Einen ähnlichen Gedanken drückt auch die Redensart zu Wasser werden aus; hergenommen vom Eis und Schnee, den Bildern der Unbeständigkeit: Der welte prîs zerschmilzt als ein îs in der Colmarer Sammlung von Meistersingerliedern 94, 36; „Es flüht vnd smyltzt glich wie der schne“ in Brants „Narrenschiff“ 31, 20.

309. Eulen nach Athen tragen.

S. v. w. etwas ganz Unnötiges, Überflüssiges thun; von thörichten Kaufleuten, die ihre Waren dorthin zu Markte bringen, wo schon Überfluß davon vorhanden ist; vgl. Ablaß nach Rom, Wasser in den Rhein, in die Elbe tragen. Die Redensart stammt aus dem Altertum: wir verdanken sie den Römern, diese wieder den Griechen. Cicero, Ad fratr.: Et tibi versus quos rogas, id est, Athenas noctuam mittam; vgl. Erasmus, Ad. I, 2: Ululas Athenas: γλαῦκ' εἰς Ἀθήνας. Den Alten galt die Eule, weil sie auch im Dunkeln sieht, als ein Sinnbild der Klugheit und war daher ein Attribut der Athene (Minerva), der Schutzgöttin Athens. In Athen aber waren nicht nur Abbildungen des klugen Vogels, sondern auch das Tier selbst sehr häufig; wer also Eulen hintrug, that etwas sehr Überflüssiges.

In den verschiedenen Gegenden Deutschlands sind verschiedene Bilder für dieselbe Sache geläufig (s. o. Rhein und Elbe). In Niederdeutschland sagt man: Water in die See dragen, aus Siebenbürgen ist bezeugt: Hulz än de Bäsch drou, weit verbreitet ist: Wasser in den Brunnen tragen. Vgl. Syll. 125: „In sylvam ligna ferre. Holtz in den Wald tragen. Den fröschen trincken geben."

F.

310. Nicht gefackelt.

S. v. w. nicht gezaudert! — Wenn wirklich die Fackel nichts andres ist als das lat. facula, so ist doch ein Zeitwort fackeln schon sehr früh daneben bezeugt und zwar (gelöst von dem Begriff der Fackel[1]) in der Bedeutung: hin und herschüttern; Matth. 12, 20 arundinem quassatam findet sich übersetzt: rorea gafaclida. Dazu gehört jedenfalls unser fackeln, nicht zu der Redensart: einem heimleuchten, wie man gemeint hat.

[1] Wahrscheinlich aber steht es als urdeutsches Wort von vornherein neben der fremden Fackel, auf deren Begriff es sogar eingewirkt haben wird.

311. Den Faden verlieren.

S. v. w. aus dem Zusammenhang kommen. Das Bild könnte auf den Faden der Ariadne (s. d.) zurückgehen; näher liegt aber doch wohl, es aus den Handarbeiten unsrer Frauen zu erklären (z. B. dem Garnwickeln), wobei es darauf ankommt, einen und denselben Faden immer weiter zu verfolgen, ihn nie im Gewirre der Menge zu verlieren. Wieland:

> Ich weiß nicht, wie ich da ins Phantasieren kam:
> Und Psyche — In der That, der Faden ist verloren.

312. Seinen Faden spinnen.

S. v. w. auf seine Weise dahinleben. Man sagt auch: einen guten Faden spinnen, und fragt: „Was spinnt denn der für einen Faden?“, wenn man ganz allgemeine Auskunft über seine Lebensführung haben will. Vgl. Lehm. S. 13 (Ampt 25): „Gott hat jedem in seinem Beruff einen Rocken angeleget, daran er soll schaffen vnd gut Garn spinnen.“ S. 216 (Frombkeit 34): „Mancher hat den Nahmen, als spinne er das beste Garn, da er doch nur Sack Garn spinnt.“ Der 15. Abschnitt in Murners „Schelmenzunft“ geißelt Leute, die überall gut Freund sein wollen, sodaß jedermann von ihnen urteile, sie spännen einen guten Faden; er ist überschrieben: Gut Garn spinnen. — In den „Räubern“ (IV, 5) Schweizer zu Grimm von Spiegelberg: „Was wohl dieser Windkopf hier an der Kunkel hat?“

313. Es zieht sich ein roter Faden hindurch.

S. v. w. das Ganze wird durch einen einheitlichen Grundgedanken zusammengehalten. Dieses jetzt so gewöhnliche Bild ist durch Goethe in unsre Sprache eingeführt worden. Es gehört zu den eigentlich gelehrten Bildern, d. h. es ist nicht aus unmittelbarer Beobachtung, sondern aus vermittelnder gelehrter Kenntnis geflossen. Denn bevor es Goethe auf Ottiliens Tagebuch („Wahlverwandtschaften“, II, 2. Kap.) anwendet, muß er seine Leser erst mit der besondern Einrichtung der Tauwerke bei der englischen Marine bekannt machen. Er sagt dabei: „Wir hören von einer besondern Einrichtung bei der englischen Marine. Sämtliche

Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein roter Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören. Ebenso zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet."

314. Jemand eine Falle stellen.

S. v. w. ihm auf hinterlistige Weise nachstellen, ihn ins Verderben zu locken suchen. Die Falle ist eigentlich nur die Klappe, die niederfällt, wenn die Maus den Fangbrocken berührt, ist aber dann auf das ganze Gerät übertragen worden. Schon im Lat. ist sprichwörtlich: casses tendere alicui. Tibull 1, 6, 5; Ovid, De arte am. 3, 554; ebenso Psalm 140, 6.

315. Jemand Fallstricke legen.

Bezeichnet ebenso wie die vorige Redensart: jemand unvermuteterweise zu einem Fehltritt verleiten, wodurch ihm Schaden gebracht werden soll. Schon Hiob 40, 19 sind Fallstricke das Sinnbild eines unerwarteten Verderbens. Im „Froschmäusler" (1, 23) heißt es:

So schadet meist der böse Rat
Dem selbst, der ihn gegeben hat,
Denn wer einem andern Fallstricke legt,
Sich selbst darin zu fangen pflegt.

Vgl. lat.: laqueos disponere, Ovid, De arte am. 2, 599; laqueos alicui obtendere, Ammian, 14, 11; bei Cicero, Tusc. 5, 27, bedeuten laquei Stoicorum verfängliche Beschlüsse.

316. Falsch wie Galgenholz.

Diese Redensart wird auf einen Hessen, Fritz Galgenholz genannt, zurückgeführt, der unter der Maske eines treuen Dieners seinen Fürsten, Landgraf Ludwig I. oder den Friedfertigen (1413—58), bei einer Fehde mit dem Grafen von Nassau-Dillenburg, Johann mit der Haube, verriet, indem er diesem Kundschafterdienste leistete. Galgenholz starb,

1414 gefangen genommen, den Tod eines Verräters. Die hessische Reimchronik erzählt davon:

Den Hessen auch das bracht ein Freud,
daß sie fingen in selbem Streit
Fritz Galgenholz, ein Reisigknecht,
der ein geborner Hesse recht
und des Grafen Kundschafter war,
von dem das Land leid't groß Gefahr.

Vgl. Justi, Taschenbuch der deutschen Vorzeit, 1825, S. 180, und Kuchenbeckers „Annalen von Hessen", II, 43; VI, 332. Alle solche Geschichten erwecken leider nur das Vorurteil, dem Ausdruck zuliebe erfunden zu sein, ohne daß die Fälschung nachzuweisen wäre. Vielleicht hat man ursprünglich an das Galgenholz Christi gedacht, oder die Redensart ist ebenso übertragen zu verstehen wie Galgenstrick (s. d.).

317. Farbe bekennen.

S. v. w. seine Meinung offen darlegen. Die Redensart stammt aus dem Kartenspiel. Wenn man da z. B. nicht weiß, ob einer der Mitspielenden Grün in seiner Karte hat, so fordert man die grüne Farbe; dann muß der andre „zugeben", wenn er von derselben Farbe hat, er muß „Farbe bekennen".

318. Farbe halten.

S. v. w. treu, beständig sein; ist seiner Herkunft nach streng von der vorhergehenden Redensart zu scheiden: es ist zunächst von gefärbtem Tuch gesagt worden, das auch in der Wäsche die künstliche Farbe behält. Vgl. Lehm. S. 88 (Bestehen 18): „Was Farben halten soll, muß man etlich mal tuncken." S. 815 (Unbeständigkeit 2): „Mancher hält nicht Farb. Ist ein Wetterhan[1], der sich mit allem wind vmbrehen läßt. Wetterwendisch. Gibt ein Monden.[2] Hat ein Dorn im Fuß, das er nicht lang auff einem Fuß stehen kan."

[1] Landgraf Hermann von Thüringen, der Pfleger deutscher Dichtkunst, war „eine politische Wetterfahne".

[2] Aus lat. luna (Mond) ist unser Laune geworden.

319. Das schlägt dem Fasse den Boden aus.

S. v. w. das macht das Maß voll, zerreißt den lange angespannten Geduldsfaden, führt die Katastrophe herbei. Die Redensart stammt von der Thätigkeit der Faßbinder selbst, bei denen es die letzte Stufe der Herstellung des Fasses bedeutet, die Reifen von dem schmälern Rande nach der Mitte der Wölbung zu treiben. Dazu bedarf es manches Schlages, aber am Ende keines zu starken, sonst werden die Reifen gesprengt und dem Faß der Boden ausgeschlagen. Vgl. Lehm. S. 302 (Gesundheit 20): „Mancher treibt eins vmbs andre so lange, biß dem Faß der Boden außgehet." S. 951 (Zwang 24): „Man kan am Faß lang klopffen, das der Boden gar ausgehet."

320. Auf eigne Faust.

S. v. w. auf eigne Gefahr; auch: auf eigne Hand, wobei Hand und Faust sinnbildlich für Thatkraft gebraucht sind. Ähnlich ist lat. sprichwörtlich: suo (nostro, vestro) Marte aliquid facere; z. B. bei Cicero, Philippica 2, 37, 95: suo Marte res suas recuperavit.

321. Es paßt, wie die Faust aufs Auge.

D. h. sehr schlecht; denn das Auge will zart angefaßt sein. Bei Luther z. B. in der Auslegung des ersten Kapitels des zweiten Buchs Mosis: „Es reimt, wie eine Faust auf ein Auge" (Heuseler 130). Vgl. frz.: cela rime comme hellebarde et miséricorde (miséricorde ist ein kleiner Dolch, mit dem die Ritter den gestürzten Gegner töteten, wenn er nicht um Gnade flehte).

Schriftgemäß ist im Deutschen nur dieser eine Vergleich für zwei Dinge, die schlecht zueinander passen; aber der Volksmund kennt noch eine Menge andre. In Niederdeutschland z. B. kann man dafür hören: dat paßt as'n Haspel upn Kohlpott, in Siebenbürgen: et paßt derzea wa der igel zem orschwäsch. In Daniel Stoppes „Teutschen Gedichten" (1722) heißt es von alten Leibern:

Die schicken sich zur Liebes-Pflicht
Beynahe wie die Faust aufs Auge,
Wie braunes Wurtzner Bier
Und Seiffensiederlauge.

Vgl. Syll. 66: „Chius ad Coum. Er schicket sich wie einer auß Chio zu einem auß Coo, daß ist, wie ein Faust auf ein Aug.“ Lehm. 823 (Ungereimbt 1): „Von widrigen ungereimbten Dingen, pflegt man zu sagen: Es rennet sich zur Sach, wie ein alts Weib zur Haasenjagt. Wie ein Muschel zum Jacobsmantel. Wie ein Igelshaut zum Küssen. Wie ein Storcken Nest eim Gäns Kopff zum Hut. Wie ein Pflug zum Fischergarn.“

322. Sich ins Fäustchen lachen.

Bedeutet eigentlich s. v. w. heimlich lachen; hergenommen von jemand, der sein Lachen dadurch zu verbergen sucht, daß er die Hand vor den Mund hält, wie es besonders kleine Kinder thun: wenn sie sich einer Heimlichkeit bewußt sind und darum gefragt werden, bringen sie halb schämig, halb verschmitzt lachend die zusammengelegte Hand an den Mund. Die Redensart hat sich dann nach der schlechten Seite gewendet und bedeutet nun meist: sich boshaft, heimtückisch über etwas freuen. Vgl. lat.: in sinu gaudere. Cicero, Tusc. 3, 23; Tibull 4, 13, 8; u. ö.

323. Fechten.

Als Handwerksgesellenausdruck s. v. w. bettelnd von Haus zu Haus ziehen. Man hat geglaubt, fechten stehe für „bechten“, das ursprünglich bedeutete: zur Feier der heidnischen Frau Berchta, schlechtweg Frau Bechte genannt, zwölf Tage nach dem Weihnachtsfeste Gaben zu einem Freudenschmause zusammenbetteln. Diese ursprünglich nur um Weihnachten übliche Sitte wäre dann von den wandernden Handwerksburschen auch zu andrer Zeit geübt worden, was sie „bechten gehen“ genannt hätten, und durch volksetymologische Entstellung wäre später aus „bechten“ „fechten“ geworden. Eine sonderbare Herleitung dieses Bechtens von Bacchus versucht Brant im 66. Kapitel des „Narrenschiffs“:

Aber was wart Bacho dar von
Er müst zů letst von gsellen gon
Vnd faren hyen do er yetzt bringt
Das jm me durst, dann wollust bringt
Wie wol die heyden jn dar noch
Erten als gott, vnd byeltten hoch,

Von denen kumen ist sytthar
Das man jm landt vmb bächten far
Vnd dût dem ere noch synen dott
Der vns vil übels hat vff brocht.

Wahrscheinlich ist aber das Fechten der reisenden Handwerksburschen kein andres Wort als unser gewöhnliches fechten. Fraglich bleibt nur, ob es von den fahrenden Kriegsknechten, die sich wirklich fechtend durchs Land schlugen, auf alles fahrende Volk und damit auch auf die oft bettelnden Handwerksburschen übertragen worden ist, oder diesen ursprünglich eigen gewesen ist, insofern sie hier und da zu Fechtspielen und auf Fechtschulen zogen, wozu sie sich gewöhnlich einen Zehrpfennig erbettelt hatten. Das erste ist das wahrscheinlichere.

324. Die Federn aus dem Himmel werfen.

Das thut Frau Holle, wenn es schneit. Man sagt auch: „dem Federmann ist der Sack aufgebrochen"; oder: „der Federsack ist aufgebrochen". In Norddeutschland: „Frau Holle schüttelt die Federn", oder sie „macht ihr Bett, daß die Federn fliegen". Holda, ursprünglich Beiname der Frigg, der Gemahlin des Himmels- oder Windgottes, im Volksmund Holle, ist zunächst die Göttin der Toten, des Seelenlebens. Mit den Toten wohnt sie und fährt sie durch die Lüfte, von ihr kommen die neugeborenen Kinder. Ihre Thätigkeit aber zeigt sich besonders im Wetter. Wenn weiße Schäfchen am Himmel stehen, heißt es: „Heute treibt Frau Holle ihre Schafe aus". Wenn es während eines großen Teils der Woche geregnet hat, so erwartet man am Ende schönes Wetter; denn „Frau Holle muß zum Sonntage ihren Schleier trocknen" — sie hängt ihn auf Rosensträuche, und darum blühen die Rosen so schön. Ist ein Berg von Nebeln umwölkt, so macht Frau Holle darin Feuer.

325. Seine Federn wohin blasen.

S. v. w. sich wohin begeben, seinen Weg nach einer bestimmten Richtung nehmen. „Wohin bläst du deine Feder?" fragt man einen Ausreißenden. Er weiß nicht, wohin er seine Federn blasen soll. In Aventins „Bairischer Chronik", 98b: „Es ist auch sonst ein gemein Sprichwort vorhanden, das gemeiniglich diejenigen brauchen, so fremde Lande bauen

wollen oder sollen, ich will eine Feder aufblasen, wo dieselbig hinaus fleugt, will ich nachfahren." Vgl. „Altdeutsche Wälder", 1, 91. In der Vorsage der Schmiedegesellen heißt es: Wenn du zum Thor hinaus kommst, so nimm drei Federn in die Hand und blas sie auf in die Höhe; die eine wird fliegen über die Stadtmauer, die andre wird fliegen über das Wasser, und die dritte wird fliegen gleich aus. S. Grimms „Rechtsaltertümer". Ähnliches in Freytags „Ahnen", V, 13. In Nr. 63 der „Kinder- und Hausmärchen", gesammelt durch die Brüder Grimm, wird erzählt von einem König, der drei Söhne hatte. Und da er nicht wußte, welcher von ihnen nach seinem Tode das Reich haben sollte, so legte er ihnen gewisse Arbeiten auf. Damit jedoch kein Streit entstünde, führte er sie vor sein Schloß, blies drei Federn in die Luft und sprach: „Wie die fliegen, so sollt ihr ziehen." Die eine Feder flog nach Osten, die andre nach Westen, die dritte aber flog geradeaus und flog nicht weit, sondern fiel bald zur Erde. Dasselbe wiederholte sich dann noch zweimal.

„Solche Motive", sagt Grimm (Rechtsaltertümer, S. 84), „enthalten beinahe alle Sagen von alten Auswanderungen. Die Ziehenden wollten nicht ganz aufs Ungefähr ihren Weg einschlagen, sie überließen sich der Leitung eines Tieres, dem Fluge eines Vogels, oder der unbelebten Sache, die vor ihnen in der Luft oder in den Fluten trieb. Es war ihnen geheime Führung Gottes. Nahten die Norweger dem Land, so warf der Schiffsherr die «setstockar» oder «öndvegis súlur» (mitgenommene ausgeschnittene Thürschwellen oder Pfähle) ins Wasser; wohin sie ans Land trieben, wurde sich niedergelassen." Bekannt ist, daß sich auch bei Beginn des ersten Kreuzzuges die zusammengelaufenen Scharen der Führung einer Gans überließen, die vor ihnen herlaufend als Wegweiser angesehen wurde. Und noch heute ist der Brauch des Federblasens bei unsern fahrenden Handwerksburschen nicht ausgestorben.

326. Fliegen wollen, ehe die Federn gewachsen sind.

S. v. w. etwas thun wollen, ehe man die Kräfte dazu hat; von den jungen Vögeln entlehnt.

327. Sich mit fremden Federn schmücken.

S. v. w. mit fremdem Gute prahlen; sich anderer Verdienste zueignen, um dadurch selbst Vorteil zu haben. Vgl. Lehm. S. 15 (Ampt 48): „Man muß einmal der Hatzel (d. i. Elster) die entlehnten Federn ausrupffen." Nach der Fabel des Phädrus (I, 3) „Die stolze Krähe und der Pfau", wo die entsprechende Stelle deutsch lautet:

Von eitlem Stolz geblendet, suchte eine Krähe
Die Federn auf, die einem Pfau entfallen waren,
Und schmückte sich mit ihnen. Ihresgleichen höhnend
Vermischte sie sich mit der stolzen Schar der Pfaue.
Doch diese reißen ihr die Federn wieder aus
Und jagen sie zurück.

Gegen das Ende des 17. Jahrhs. wird die Redensart oft im deutschen Volksliede passend auf den gallischen Hahn angewendet, den Räuber Colmars, Straßburgs, des ganzen Elsasses. Er tritt auf und rühmt sich: „Mein Haupt verblümäschieret (von plumage) von fremden Federn viel", und nach der Besiegung der Türken droht man:

Wann man hat die Hund geklopft,
Kann seyn, daß man Vögel ropft,
So dermals ungerochen
In fremden Federn pochen.

328. Mit fremden Federn fliegen.

S. v. w. mit anderer Hilfe etwas thun. Bei der Redensart kann man an die Geschichte vom Zaunkönig denken, der sich bei der Königswahl der Vögel vom Adler mit in die Luft tragen läßt und schließlich diesen überfliegt. Ohne Federn fliegen wollen heißt: etwas wagen, wozu die Mittel fehlen.

329. Nicht viel Federlesens machen.

S. v. w. nicht viel Umstände machen, kurzen Prozeß machen. Bei Sebastian Franck (I, 236[a]): „Liebkoser vnnd fäderleser, die jren herren die oren melckend, lupffend vnd vnder alle ellenbogen küßlin schübend", und Geiler von Kaisersberg zählt auf: „adulatores nominantur multis nominibus: Den falwen hengst streichen: kutzen streicher: kreidenstreicher: federleser: schmeichler"; vgl. Zarncke zu Brants „Narrenschiff", Kap. 100. Statt Federleser wird in der alten

Sprache auch häufig Federklauber als Epitheton für Schmeichler gebraucht; so in Brants „Narrenschiff", 100, 8 fg.:

Der eyn klubt fädern, der stricht krydeu,
Der liebkoßt, der runnt jun die Ohren,
Daß er vff kum jn kurtzen joren.

In einem Fastnachtsspiel werden Federklauber und Ohrenkrauer zusammen genannt. Die Federn las man vornehmen Herren und Damen vom Kleide ab, um sich durch solche Dienste bei ihnen beliebt zu machen. Vgl. dazu Locher (Zarncke a. a. O.): Alter ab excultis sparsas scit vellere plumas vestibus, und Kaisersberg in den Predigten über Brants „Narrenschiff": „Wann der narr neben ir sitzet, so liesset er ir helmle oder federlin ab". Einen entsprechenden griechischen Ausdruck, allerdings in dem Sinne von Kleinigkeitskrämerei, gebraucht Lessing am Schlusse des „Laokoon": „Doch ich enthalte mich, dergleichen Kleinigkeiten auf einen Haufen zu tragen. Tadelsucht könnte es zwar nicht scheinen; aber wer meine Hochachtung für den Herrn Winckelmann kennt, dürfte es für Krokylegmos halten." Ein ganz ähnliches, nur etwas derberes Bild hat auch der Pariser, wenn er für: allzu peinlich bei der Arbeit sein, zuviel heraustüfteln wollen sagt: chercher la petite bête.

330. Jemand den Fehdehandschuh hinwerfen.

S. v. w. mit ihm Streit anfangen. — Der Ausdruck, der heute nur noch in bildlichem Sinne angewandt wird, beruht auf der alten Sitte, daß sich Ritter zum Zeichen der Herausforderung zum Kampfe einen Handschuh vor die Füße warfen, was als Sinnbild eines Schlages galt, den auszuführen von der ritterlichen Sitte verboten war. So z. B im „Tristan" V. 6451:

Sinen hantschuch zoh er abe,
er bot in Morolde dar

und noch heute auf alte Zeit angewendet, z. B. von Schiller im „Tell" (III, 3):

Und ständet ihr nicht hier in Kaisers Namen,
Den ich verehre, selbst wo man ihn schändet,
Den Handschuh würf' ich vor euch hin, ihr solltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.

Das Aufheben des Handschuhes war das Zeichen der Annahme des Kampfes. Der Handschuh, aus Leder mit Eisenschuppen besetzt, galt in der Ritterzeit als Sinnbild des Standes. Beim Ritterschlag wurde er als Zeichen der Ritterwürde verliehen. Heute hat er seine sinnbildliche Bedeutung verloren; nur bei Leichenbegängnissen von Offizieren legt man noch die Handschuhe mit dem Helm und dem Degen auf den Sarg, eine Erinnerung an die alte Bedeutung des ritterlichen Handschuhes.

331. Feierabend machen.

S. v. w. aufhören zu arbeiten, eigentlich am Abend; dann überhaupt: eine Beschäftigung nicht weiter fortsetzen. Aus der Handwerkssprache allgemein geworden. Simpl. I. 237, 6: „Da ich allerdings Feyrabend gemacht hatte" (fertig war mit — Stehlen). Vgl. Syll. 23: „Ego meum pensum absolvi. Ich hab außgesponnen. Ich hab feyrabend."

332. Einem die Feige weisen.

S. v. w. ihn derb abtrumpfen, ihn höhnisch zurückweisen. Unter der Feige ist in der Redensart die geballte Faust zu verstehen, aus der der Mittelfinger oder der Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger dem verachteten Feind entgegengestreckt wird (wobei eine Obscönität zu Grunde zu liegen scheint). Ebenso frz.: faire la figue; ital.: far la fica. Vgl. Syll. 145: „Medium ostendere digitum. Die Feigen weisen." Ziemlich deutlich wird die Geberde in dem Fastnachtspiel von Hans Sachs „Der böß Rauch". Da antwortet das Weib dem Mann, der künftig Herr im Hause sein will, mit allerlei höhnischen Worten und Zeichen, von denen eines beschrieben wird: „Das weyb zeygt jm die feigen". Dazu ruft sie (V. 70):

Zeuch mir den Herdurch allers tropffen
Und knüpff mir einen Knoden dran!

Bei Rabelais, im 45. Kap. des 4. Buches des „Gargantua", wird erzählt: „Der Bürgermeister, der Syndikus und der Oberrabiner der Skalken waren eines schönen Tages zu einem der jährlichen Stabsfeste nach der nahe gelegenen Insel Papomanien gefahren, um sich dort zu amüsieren und das Fest mitzumachen. Als aber einer von ihnen das Bild-

nis des Papstes zu Gesicht bekam (das nach einem löblichen Gebrauch an solchen großen Stabsfesten öffentlich ausgestellt wurde), machte er ihm die Feige, was in jenem Land für ein unzweideutiges Zeichen der Verachtung und Verhöhnung angesehen wird."

333. Die letzte Feile anlegen.

S. v. w. eine Sache zum letzten Mal bearbeiten, sie vollständig fertig machen, was etwa noch unausgeglichen war, völlig glätten, ausfeilen. Ebenso schon im Lateinischen; Ovid, Trist. 1, 7, 30: defuit et scriptis ultima lima meis; und bei Martial 10, 2: carmina rasa lima recenti. Vgl. hierzu: die letzte Hand anlegen. Im Pariser Argot heißt das: donner le coup de fion.

334. Das steht noch im weiten Felde.

S. v. w. es steht noch nicht nahe bevor, ist von der Ausführung noch weit entfernt; es kann noch lange dauern, bis die Sache entschieden ist. Müller führt (Lyons Zeitschrift 5, 119) aus dem „Alamodischen Politikus" von 1671 an: „Obwol das Fräulein ihm etliche Dänke in wärenden Ritterspielen zuerkannt hatte, so blieb doch alles übrige in weiten Bergen." Vgl. Syll. 192: „Praesens abest. Er ist mit seinen Gedanken in dem Gerstenfeld." Anders im Lat.: Et adhuc tua messis in herba est, d. h. im Halm, noch nicht weit gediehen, Ovid, Heroid. epist. 17, 263; emole, quid metuis? occa et seges altera in herba est, Persius in der sechsten Satire; vgl. Tacitus im Dialogus de oratore 9: omnis illa laus, velut in herba vel flore praecepta.

335. Es ist noch viel Feld zur Nachlese da.

S. v. w. auf einem Gebiete menschlicher Thätigkeit ist, obgleich es schon abgeerntet ist, noch manch kleiner Gewinn zu machen; der Gegenstand ist noch nicht erschöpft. Das Gegenteil ist: hier ist schon alles abgegrast!

336. Einem das Fell über die Ohren ziehen.

S. v. w. ihn betrügen; besonders von Kaufleuten gesagt, die einen arglosen Käufer ausbeuten, auch von harten Herren, die ihre Unterthanen schinden. Das Bild wird aus der

Jägersprache stammen: der Weidmann streift dem erlegten Wild die Haut oder den Balg ab, ohne ihn aufzuschlitzen, bis an die Ohren und schließlich, nachdem diese gelöst worden sind, wo sie am Kopfe angewachsen sind, auch noch über den Kopf. — In der Zimmerischen Chronik auch: „einem sein fell übers aug ziehen". Vgl. lat.: detegitur corium de tergo meo bei Plautus, Epid. I, 1, 63 u. ähnl. Merkwürdig Lehm. 808 (Versuchen 28): „In der Prob streifft man die Haut dem Esel vber die Ohren", wo auf die Fabel vom Esel in der Löwenhaut angespielt zu sein scheint, der als Betrüger entlarvt wird, indem man ihm das Fell über die Ohren zieht. Daß das der ursprüngliche Gedanke der Redensart sei, ist nicht zu glauben.

337. Ferſengeld geben.

S. v. w. entfliehen, sich davonmachen. Die Redensart soll ihren Ursprung einer alten gesetzlichen Bestimmung verdanken (z. B. im alemannischen Recht erhalten), daß wer seinen Mitstreiter schimpflich verließ und dem Feinde die Ferse gezeigt hatte, eine Strafe (im alemannischen Recht 160 Solidi) zu zahlen hatte. Damals wurde also wirklich ein Ferſengeld gegeben.

In Wahrheit wird der Ausdruck nichts als ein Witz sein; Ferſengeld geben heißt: dadurch bezahlen, daß man die Ferse zeigt, davonlaufen, ohne die Zeche zu bezahlen. Vgl. Murners „Schelmenzunft" VII, 23 fg.:

Do der wirt wolt haben gelt,
Do draff ichs loch weyt vbers feldt,
Mit meynen ferſſen bzalt ich das,
Was an der kerben zeichnet was.

Es ist gar nicht nötig, daran zu erinnern, daß auch ein Kampf als Abrechnung aufgefaßt werden kann; die heutige Verwendung des Ausdrucks erklärt sich zur Genüge so, daß der Begriff des Zahlens einer Schuld zurückgedrängt worden ist durch den sinnlichern des Davonlaufens.

338. Sein Fett kriegen.

S. v. w. Schelte bekommen. Kluge sagt in der fünften Auflage seines etymologischen Wörterbuchs: „Über den Ursprung der neuhochd. Redensart «sein Fett haben, jem.

sein Fett geben» sind die Ansichten geteilt; obwohl Hinweis auf «einbrocken, jem. etwas einbrocken» ꝛc. gut deutschen Ursprung anzunehmen empfiehlt, denkt man an halbe Übersetzung und Entlehnung aus frz.: donner à qn. son fait, avoir son fait, andre gar an ironische Anknüpfung an frz.: faire fête à qn. «jem. viel Ehre anthun».“

In der That wird bei der so deutsch wie nur etwas klingenden Redensart nicht an französischen Ursprung zu denken sein, aber auch nicht an unser einbrocken. Es giebt eine ältere, in der Schriftsprache heute nicht mehr übliche Wendung: einen Schinken bei jemand im Salze liegen haben, mit der Bedeutung: noch etwas (ironisch gewendet: etwas Unangenehmes, einen Tadel, eine Strafe) von ihm zu erwarten haben. So erzählt Oldekop, daß die Florentiner die Venetianer vergebens gebeten hätten, Fürbitte bei Kaiser Karl für sie zu thun: die Venetianer „hadden sulvest eine schinken im solte liggende“. Vom Schinken ist der Sprung zum Fett nicht weit. Wem ich prophezeie: „du wirst schon noch dein Fett kriegen!“ der hat eigentlich eine bestimmte Menge Fett zu erwarten. Zu Grunde liegen wird beiden Ausdrücken die Voraussetzung, daß die beiden, die noch nicht fertig miteinander sind, ein Schwein zusammen geschlachtet haben, aber die Teilung ist noch nicht reinlich aufgegangen, weil einer das Einpökeln für den andern mit übernommen hat. Wirklich finden sich nun auch beide Redensarten, wenn auch nicht mehr mit klarer Vorstellung des ursprünglichen Verhältnisses, miteinander verbunden bei Fr. Müller (I, 276): „Der Amtmann soll dir sein Fett kriegen, hat ohnehin schon etwas bei mir im Salz“.

339. Bei jemand ins Fettnäpfchen treten.

S. v. w. durch eine Ungeschicklichkeit, eine unbedachte Äußerung mit ihm verderben. Dem Sinne nach entspricht genau der Ausdruck: es bei jemand verschütten, vielleicht haben beide auch denselben Ursprung. Man braucht sich nur den beliebten Inhalt des Napfes noch flüssig zu denken. Ihn durch Ungeschicklichkeit eines andern verdorben, den leckern Vorgeschmack künftiger fetter Mahlzeiten vernichtet zu sehen, kann einen das nicht gegen den Missethäter auf-

bringen? Die Redensart ist jedenfalls von Anfang an im Scherz gebraucht worden, hat aber doch auch ihren Hintergrund.

340. Feuer dahinter machen.

S. v. w. eine Sache beschleunigen, eigentlich indem man ein Feuer dahinter anbrennt, damit die Beteiligten vom Flecke zu kommen suchen. Ähnlich in Schillers „Räubern" II, 3: „Haben sie so lange gewartet, bis wir ihnen die Streu unter dem Steiß angezündet haben."

341. Feuer im Dach.

Diesen Ausdruck gebrauchen wir in übertragenem Sinne, wenn jemand zornig auflodert. Bei Geiler von Kaisersberg: „Wo das nit geschehe, so wer das füer im dach." Im Dach: d. h. im Kopf, wie der ganze Mensch oft als ein Haus vorgestellt, ein alter Knabe z. B. „altes Haus" genannt wird. In einem alten medizinischen Buche aus Schlesien[1] wird bildlich von der Behandlung des Körpers gesagt: „Was nun aber dem obersten Stockwerke dienlich ist, wird wol auch dem Mittel und Untergadem zu passe kommen." Vgl. Häuschen, Oberstübchen und Sparren.

342. Er ist gleich Feuer und Flamme.

So sagt man von jemand, der sich schnell für etwas begeistert, überhaupt dessen Leidenschaft schnell aufwallt, der im Nu Feuer fängt, wie leicht entzündbare Stoffe, z. B. Werg oder Stroh. Dieses Feuer brennt gleich lichterloh, hält aber meist nicht lange an; daher der Ausdruck Strohfeuer (Ovid, Trist. 5, 8, 20: flamma de stipula nostra brevisque erit). In Schillers „Kabale und Liebe" I, 1: „Wie du doch gleich in Feuer und Flammen stehst!"

Das Feuer wird sehr häufig zu bildlichen Vergleichungen sittlicher Begriffe, sowohl der Tugend wie des Lasters, angewandt. Man spricht von dem Feuer der Liebe, der Hingebung, der Tapferkeit, der Frömmigkeit, der Beredsamkeit; wie von dem Feuer des Ehrgeizes, der Wollust, des Hasses

[1] Auszüge daraus in Zachers „Zeitschrift für deutsche Philologie", Bd. 26.

u. s. w. Die heilige Flamme der Vaterlandsliebe wird ebenso „entzündet" und „unterhalten", wie die wilde Fackel der bösen Leidenschaften „angefacht", das verborgen glimmende Feuer des Hasses „geschürt" wird.

343. Feuer und Flammen speien.

S. v. w. äußerst zornig sein, Wut und Rache schnauben; auch frz.: jeter feu et flamme. — Das Bild ist von den sagenhaften Drachen entlehnt, die Rauch und Feuer speien und die ganze Landschaft mit ihrem giftigen Atem versengen. Der Typhon der Griechen war ein solches Ungetüm; Gäa, die Erde, hat ihn dem Tartaros, der Unterwelt, geboren, aber Zeus hat ihn besiegt und unter den Ätna gebannt, aus dem er noch immer seine Flammen speit (Virgil: absistunt scintillae ab ore).

344. Öl ins Feuer gießen.

S. v. w. das Übel ärger machen, die flammenden Leidenschaften noch mehr anfachen. Ebenso: ins Feuer blasen. Namenlose Sammlung (1532) Nr. 646: „Laß den Hund schlaffen, schüt nit œl ins fewr, richt teynn hader an, erzürne teynen bœsen." Tappe 49, 6: oleo incendium restinguere. Vgl. engl.: to add fuel to the fire: frz.: mettre le feu aux étoupes, aux poudres; jeter de l'huile sur le feu. — Schon bei Horaz (Sat. II, 3, 321): Adde poëmata nunc, hoc est, oleum adde camino. Ebenso schreibt der heilige Hieronymus (ad Eustachium): Vinum et adolescentia duplex est incendium voluptatis. Quid oleum flammae adjicimus? Sehr gebräuchlich ist im Lateinischen auch die Formel: ignem igni addere.

345. Für jemand durchs Feuer gehen (ins Wasser springen).

S. v. w. das Schwerste ihm zu Liebe thun. — Die Redensart wird aus dem mittelalterlichen Feuerurteil (judicium ignis) erklärt, das neben dem Wasserordal, dem judicium offae (s. Abendmahl) und dem Zweikampf besonders in Gebrauch war. Wer sich von der ihm zur Last gelegten Schuld reinigen wollte, mußte im bloßen Hemd, nach einigen Sagen sogar im Wachshemde, durch einen in Flammen stehenden Holzstoß gehen. Auf diese Art soll Richardis,

Karls des Dicken Gemahlin, nach Chroniken des Mittelalters ihre Unschuld bewiesen haben; Grimm, Rechtsaltertümer, S. 912. Dieses Gottesurteil war eingeschränkt auf Unfreie, die nicht streitbar waren, ferner auf Frauen; diese aber konnten einen andern das Gottesgericht für sich bestehen lassen. Fand sich freilich niemand dazu, so blieb der Frau nichts übrig, als sich selbst einem Feuer- oder Wasserurteil zu unterziehen. Ebd. S. 929.

Notwendig ist jedoch die Ableitung der Redensart aus diesem Gerichtsbrauch nicht; es wäre ganz gut denkbar, daß sie sich aus den Feuersgefahren entwickelt hätte, denen jeder — z. B. beim Brande des Hauses — ausgesetzt sein kann.

346. Zwischen zwei Feuer kommen.

S. v. w. von zwei Seiten der Gefahr ausgesetzt sein. Die Redensart stammt aus dem Kriegsleben und bezieht sich zunächst auf die beiden feindlichen Feuer, denen sich ein Soldat aussetzt, wenn er sich zu weit von seiner Linie weg zwischen die feuernden Gegner begiebt. Man wendet das Bild oft auf einen an, der zwei Gegner zu versöhnen sucht, es aber dabei mit beiden verdirbt.

347. Er hat die Feuerprobe bestanden.

S. v. w. er hat sich unter den schwierigsten Verhältnissen bewährt. Diese Redensart ist nicht auf das mittelalterliche Feuerurteil zurückzuführen, sondern von der Läuterung des Goldes hergenommen. Sprüche Salomonis 17, 3: „Wie das Feuer Silber, und der Ofen Gold, also prüfet der Herr die Herzen.“ Vgl. Sacharja 13, 9; 1. Petr. 1, 7; Offenb. 3, 18. Auch im Altertum war das Bild geläufig: Ovid, Trist. 1, 4, 25:

Scilicet, ut fulvum spectatur in ignibus aurum,
Tempore sic duro est inspicienda fides.

Ebenso bei Cicero, Ad fam. lib. 9; vgl. Erasmus, Ad. IV, 1: aurum igni probatum.

348. Etwas aus dem ff verstehen.

Für die Entstehung dieser Redensart giebt es mehrere Erklärungen. Die Juristen bedienten sich früher sehr häufig beim Zitieren des Justinianischen Rechts für Digesta des

Zeichens D. Da nun diese Abkürzung geschrieben große Ähnlichkeit mit doppelten f hatte, so schrieb man wohl auch ff. Wer nun viel aus dem ff, d. i. eigentlich aus den Digesten, brachte, galt für einen grundgelehrten Juristen, eben weil er die Sachen „aus dem ff" beurteilte. Später erweiterte sich die Bedeutung und diente nun allgemein zur Bezeichnung eines hohen Grades von Gründlichkeit, Tüchtigkeit u. s. f.

Die zweite Erklärung ist aus der Tonkunst entnommen. Sie lehnt sich an die musikalischen Bezeichnungen für forte (f) und fortissimo (ff) an. Dann wäre der übertragene Sinn des Ausdruckes aus dem ff: mit vollster Stärke, was sich ziemlich weit verschoben haben müßte, ehe der heutige Sinn der Worte gewonnen worden wäre.

Am wenigsten für sich hat die Erklärung, die sich auf die ziemlich junge Bezeichnung von Waren als fein (f), feiner (ff), sehr fein (fff) beruft.

349. Fiasko machen.

S. v. w. keinen Erfolg haben, durchfallen. Aus dem ital. far fiasco[1], dessen Ursprung freilich rätselhaft ist. Tommaseo erinnert an die Zerbrechlichkeit der Flasche, an die aufgeblasene Gestalt ohne Inhalt u. a., was alles nicht helfen will.

350. Durch die Finger sehen.

S. v. w. Nachsicht üben. In Brants „Narrenschiff" stehen die Verse:

Wer durch die fynger sehen kan
Vnd loßt eyn frow eym andern man
Do lacht die katz die müß süß an.

Ein Holzschnitt dazu stellt einen am Tische sitzenden Narren dar, der durch die Finger sieht, während seine Frau ihm mit einem Hälmchen auf der Nase spielt. Vgl. Bebel Nr. 583: Per digitos videre; est surda aure et sciens aliquid praeterire. Bei Luther (Heuseler, Nr. 81): „Wer nicht kann durch die Finger sehen, der kann nie regieren."

[1] Ital. fiasco und unser Flasche sind ein und dasselbe Wort, für beide vermutet man Herkunft vom lat. vasculum.

Val. Holl. 131b: „Mein geſellen ſahen all durch die hend Als ob ſy mich nit kantten.“ Auch in der klaſſiſchen Sprache nicht unwillkommen; in Goethes „Taſſo“ ſagt Leonore zu dem Fürſten: „Wir wollen freundlich durch die Finger ſehn.“

Wer die Finger vor die Augen hält und zwiſchen ihnen durchſieht, ſieht nicht genau und will nicht genau ſehen, übertragen: will es nicht genau nehmen, läßt etwas Ungehöriges hingehen, faßt es nicht, ſondern ſieht ihm ruhig nach, übt Nachſicht.

351. Lange Finger machen.

S. v. w. ſtehlen. — Wer etwas möglichſt vorſichtig ergreifen will, faßt nicht mit der ganzen Hand zu, ſondern mit den Fingerſpitzen, und dazu ſtreckt er die Finger, macht er lange Finger. In Behaims „Buch von den Wienern“ heißt es z. B. (5, 8):

ain arez, der yeglichem man
tieff in den hindern greiffen kan.
Auch ainem kalb odr ainr ku,
wann er hat lang vinger darzu.

Wir wenden die Redensart nur noch auf Diebe an, beſonders auf Taſchendiebe, deren eigentlichſtes Geſchäft es iſt, lange Finger zu machen, um in andrer Leute Taſchen etwas zu ergabeln. Wer in dieſem Punkte verdächtig iſt, dem ſieht man oder paßt man auf die Finger. Vgl. lat.: acutas manus habere.

In Schillers „Räubern“ II, 3 ſtreiten ſich Spiegelberg und Razmann, ob Spiegelbergs oder Moors Räubertrupp geriebener ſei; Spiegelberg: „Die meinen! die meinen — Pah —“ Razmann: „Nun ja! ſie mögen hübſche Fingerchen haben —“

352. Mit Fingern auf einen zeigen.

S. v. w. ihn verſpotten, verachten; etwa wie es Schulknaben machen, wenn ſie einen Betrunkenen auf der Straße ſehen. Eine ganz entgegengeſetzte Bedeutung hat die Redensart im Lateiniſchen: monstrari digito bedeutet ſ. v. w. allgemein gerühmt werden. So ſagt Horaz in den Oden IV, 3, 22:

Quod monstror digito praetereuntium.

Und Persius I, 23:

At pulchrum est digito monstrari et dicier: hic est.

Ebenso bei Tacitus, De orat. 7: digito demonstrari.

353. Sich um den Finger wickeln lassen.

So bezeichnet man die Nachgiebigkeit, Gefügigkeit eines willenlosen Menschen, der alles mögliche mit sich machen läßt, der, wie ein ähnliches Bild sagt, weiches Wachs in den Händen andrer ist. „Den kann ich um den kleinen Finger wickeln" heißt: den habe ich völlig in meiner Gewalt.

354. Sich etwas an den Fingern abzählen können.

S. v. w. etwas ohne große Überlegung begreifen können. An den Fingern haben die Menschen zählen und rechnen gelernt, lernen es die Kinder noch jetzt, und so sagen wir auch noch heute von einer leichten Aufgabe: das ist sehr einfach, das kannst du dir an deinen fünf Fingern abzählen.

Dagegen bedeutet etwas an den Fingern herzählen s. v. w. es genau wissen und aufsagen können.

355. Sich etwas aus den Fingern saugen.

S. v. w. sich etwas ausdenken, gewöhnlich von einer aus der Luft gegriffenen Behauptung. Ob wirklich unwahre Menschen, wie behauptet wird, die Gewohnheit haben, beim Erzählen an den Fingern zu kauen, mag dahingestellt sein; das Bild bezieht sich weniger auf das Erzählen, als auf das Ausdenken einer Lüge.

356. Den Finger auf etwas legen.

Z. B. auf einen wunden Punkt, auf eine faule Stelle. Das Bild meint: das Schlechte, Bedenkliche an einer Sache deutlich aufzeigen, sodaß es mit Händen zu greifen ist. Ebenso sagt der Pariser: appuyer sur la chanterelle, was dann auch bedeutet: eine Aufforderung empfindlich wiederholen.

357. Die Finger kürzer binden.

S. v. w. die Flügel verschneiden, einen einschränken, daß er nicht „zu weite Sprünge macht", zunächst wohl im Gegensatz zu dem Ausdruck lange Finger machen ge-

sagt, z. B. bei Oldekop (134, 20): „De wile aver den fürsten de fingere korter gebunden sin scholden".

358. Sich die Finger verbrennen.

S. v. w. schlechte Erfahrungen bei etwas machen, Schaden von einer Handlung haben. Vgl. das Sprichwort: der Gebrannte scheut's Feuer, auch die Redensart: die Kastanien aus dem Feuer holen; überall ist unter dem Feuer das gefährliche Unternehmen verstanden, an das man sich trotz der Warnungen andrer wagt. Ähnlich auch in Götz von Berlichingens Lebensbeschreibung: „daß ich Sorg hatte, ich schlug die Hand in die Kohlen". — Vgl. frz.: se brûler les doigts.

359. Alle fünf Finger nach etwas lecken.

Diese Redensart gebrauchen wir in dem Sinne von: begierig auf etwas sein. Aber da ist der ursprüngliche Sinn der Worte verschoben. Wir können ihn noch herausfühlen, wenn z. B. jemand, wie es auch bräuchlich ist, sagt: „Wenn der den fetten Bissen schluckt, leckt er alle fünf Finger danach." Die Präposition nach ist nämlich eigentlich zeitlich zu verstehen: wer etwas Wohlschmeckendes genossen hat, leckt sich darnach noch die Finger ab, um ja nichts von dem Genusse zu verlieren. Vgl. Lehm. 51 (Artzney 45): „Zu Kranckheiten hat man keine Artzney, daß man die Finger darnach lecket."

Dasselbe schon viel früher nur wenig anders; der von der Pilgerschaft heimkehrende Neidhart trägt dem vorauseilenden Boten auf:

Bote, nu sage den kinden an der straze
daz si niht enzürnen uz der maze
wir suln ein niuwez briuwen,
dar nach si die vinger kiuwen.

360. Mein kleiner Finger hat es mir gesagt.

S. v. w. ich weiß es auf geheime Art. In den beweglichen Fingern stecken nach altem Volksglauben Kobolde, die auch Geheimnisse zu verraten wissen. In Shakespeares „Macbeth" (IV, 3) sagt die dritte Hexe:

Juckend sagt mein Daumen mir:
Etwas Böses naht sich hier!

Der kleine Finger aber ist der schlaueste, wie im Märchen der Däumling der klügste von den sieben Brüdern, er kann am tiefsten ins Ohr hineinkriechen und dort die geheimsten Dinge ausplaudern. In Frankreich heißt er darum geradezu l'auriculaire (vgl. Winter, Unbeflügelte Worte, S. 126). Auch der Römer sprach von der manus loquax (Petron) und den linguosi digiti (Cassiodor).

361. Jemand einen Fingerzeig geben.

Die Finger sind der ausdrucksvolle Teil der Hand; man giebt Zeichen damit und kann sich so ohne Worte verständigen. Übertragen nennt man einen Fingerzeig jede kurze Andeutung, etwa über den Weg, der bei einer geistigen Arbeit einzuschlagen ist, oder der zur Lösung irgend eines Rätsels führt.

362. Ägyptische Finsternis.

Sprichwörtliche Bezeichnung für die tiefste, schwärzeste Finsternis, bei der man nicht die Hand vor den Augen sehen kann. Nach 2 Mos. 10, 22: „Da ward eine dicke Finsternis in ganz Ägyptenland drei Tage." Vgl. lat.: Cimmeriae tenebrae, ein Ausdruck, der auch bei uns halbes Bürgerrecht erlangt hat; er stammt von dem sagenhaften Volke der Kimmerier, die im fernsten Norden in steter Nacht lebend gedacht wurden.

363. Stumm wie ein Fisch.

Schon bei den Pythagoräern genoß der Fisch eine gewisse Verehrung, weil er als ein Sinnbild des Stillschweigens galt, für sie eine der größten Tugenden. In demselben Sinne war er bei den Ägyptern symbolisch, und fast alle spätern Kulturvölker haben in dem stummen Tier ein Bild der Schweigsamkeit gesehen. Horaz singt in einer der schönsten seiner Oden (IV, 3) Melpomene an:

O mutis quoque piscibus
Donatura cygni si libeat sonum.

Vgl. Erasmus in den Adagia: Magis mutus quam pisces.

364. Faule Fische.

S. v. w. verdächtige Handlungen, unwahrscheinliche Ausreden. Vgl. Lehm. 488 (Lügen 61): „Ein lügner ver-

kaufft faule Fische, hawet vber die Schnur, wirfft das Beil zu weit, das ers nicht kan wieder holen." In einem gleichzeitigen poetischen Gespräch auf den nordischen Krieg, 1700—1709, sagt der König von Dänemark:

Glaubte Schleswig zu erwischen
Und noch etwas anders mehr;
Doch da warens stinkend Fische,
So mir gar nicht schmecken sehr.

Ein deutsches Sprichwort heißt: Frische Fische, gute Fische; ein lateinisches: piscis, nisi recens, nequam est (Plautus, Asin. 1, 3, 26).

365. Nicht Fisch, noch Fleisch.

S. v. w. nichts Ordentliches. Bei Erasmus: Dicunt et hodie, „neque caro neque piscis" de homine qui sibi vivit, nec ullarum est partium. So wird in der Zimmerischen Chronik (III, 370) von einem französischen „Orator" erzählt: „der hab ain lange und zierliche lateinische redt gethon, die aber so wunderbarlich und varia gewest, daß der verordneten kainer was gründlichs oder bestendigs darauß hab künden nemmen und weder fisch oder flaisch, wie man sprücht, gewest". Vgl. Syll. 31: „Albus an ater sis, nescio. Ich weiß nicht, ob du fisch oder flaisch seiest." Ein mittelhochdeutsches Sprichwort lautet: halp visch halp man ist visch noch man; Hugo von Trimberg fügt in seinem Renner hinzu: halp pfaffe, halb leie ist pfaffe noch man. — In der alten Sprache sind Fisch und Fleisch auch häufig formelhaft verbunden zur Bezeichnung von köstlicher Speise; z. B. in Murners „Narrenbeschwörung":

Da fressen wir dann fleisch vnd fisch
Vnd hond vil me trachten erdacht
Dann Cleopatra hat gemacht.

Und in seiner „Gäuchmatt":

Das selbig brot schmackt fleisch vnd fisch
Wenn sy dem gouch bereyt den disch.

366. (Gesund) wie ein Fisch im Wasser.

Wenn sich der Fisch im Wasser, „in seinem Elemente" tummelt, so ist er ein Bild frischen, gesunden Lebens, wie es wenige geben wird. Das hat man schon früh em-

pfunden. In Konrads von Würzburg „Trojanerkrieg" heißt es V. 10808:

er wart gesunt reht als ein visch
der vert in einem wage.

Schillers „Räuber" beginnen: Franz: „Ist euch wirklich ganz wohl, mein Vater?" Der alte Moor: „Wie dem Fisch im Wasser!" Am schönsten kann man das Bild ausgenießen in den lockenden Worten der Nixe in Goethes „Fischer":

Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

367. Im Trüben fischen.

S. v. w. heimlich seinen Vorteil suchen, eine allgemeine Verwirrung benutzen, um ungesehen, wie der Fischer, wenn das Wasser trübe ist, etwas zu gewinnen. Der eigentliche Sinn wird ganz deutlich aus einer Stelle in den „Rittern" des Aristophanes, wo der Wursthändler zu Kleon sagt:

Gleich ja wie Fischer, wenn sie Aal' einfangen wollen, thust Du:
So lange ruhig steht der See, bekommen sie durchaus nichts;
Doch wenn sie aufwärts und hinab den dicken Schlamm gerührt,
Dann giebt es was. — Auch Du bekommst nur, wenn die Stadt
Du aufwühlst!

Bei Lessing: „Wenn Ihr euch in den Haaren liegt (es ist die Rede von Streit über freigeisterische Meinungen), so fische ich im Trüben. Da fällt manche Brocke ab, die keiner von euch brauchen kann, die ist für mich." Vgl. engl.: to fish in troubled waters; frz.: pêcher en eau troublée; auch im Ital., Span., Holl. u. s. w.

368. Fissematenten machen.

S. v. w. nichtige Einwände machen, Ausflüchte suchen. Das seltsame Wort ist noch nicht sicher erklärt. Wie gewaltsam man gesucht hat, dafür nur ein Beispiel: Jacob Grimm hielt es für eine Entstellung von Vicesuperintendent! Nicht viel besser ist der neuerdings von Schrader[1] vor-

[1] Bilderschmuck der deutschen Sprache, S. 263.

gebrachte Deutungsversuch, das Wort sei aus φύσιν μαθέντα (für φυσικὰ μαθήματα!) hervorgegangen. Vielleicht trifft Hildebrand das Richtige, wenn er erklärt[1]: „Die fissimatenten sind von gelehrtem Ursprung, aus der Heraldik oder der geheimnisvollen Heroldswissenschaft des 14. Jahrhs.; da heißt es im Sing. fisiment, geheimnisvoller Zug oder Zierrat im Wappenwesen, womit man den Leuten auch Sand in die Augen streute, eigentlich lat. visamentum, wie wir noch vom visieren im Wappenwesen sprechen. Die heutige Form ist eine scherzende oder spottende Verdrehung der lat. Form.“ Wenn aber schon einmal künstliche Erweiterung am Schluß zugegeben wird, warum dann nicht an das mittelhochd. fisel anknüpfen, das sich in der Bedeutung vollkommen mit unserm Worte deckt? Oder an fispern, was vielleicht die im 16. Jahrh. mehrfach bezeugte Form „visepetenten“ empföhle? In der Schweiz heißt es noch heute Fisperementli. Dann verglichen sich Geflunker und der Ausruf: Nicht gefackelt! Allen gemeinsam wäre der Begriff des unsteten Zauderns und Ausweichens. Vgl. auch den Ausdruck Sperrenzien machen für: sich sperren, sich sträuben.

369. Die Flagge streichen.

S. v. w. sich überwunden bekennen, sich ergeben. Aus der Schifferſprache: ein Schiff zieht seine Flagge ein zum Zeichen, daß es überwunden und bereit ist, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

370. Flausen machen.

S. v. w. schwindeln, Ausflüchte suchen. Die Redensart ist aus älterer Zeit nicht zu belegen und daher die eigentliche Bedeutung des Wortes Flausen zweifelhaft. Wahrscheinlich ist es verwandt mit althochd. giflôsida Blendwerk und flôsâri Lügner (vgl. Kluge, Etym. Wörterb., 5. Aufl., S. 110).

371. Sich nach den Fleischtöpfen Ägyptens sehnen.

So nennt man es, wenn einer wieder nach den Annehmlichkeiten einer frühern Lage Verlangen trägt, aus der er

[1] In dem Vorwort zu K. Albrechts „Leipziger Mundart“.

sich erst mit allen Kräften loszumachen getrachtet hat, weil er nur ihre schlechten Seiten gesehen hatte. Der Ausdruck stammt aus 2 Mos. 15, 3. Dort wird von den Israeliten erzählt, wie sie auf ihrem Auszuge Hunger leiden und gegen Aaron murren, ja wünschen, durch die Hand des Herrn in Ägypten gestorben zu sein, wo sie „bei den Fleischtöpfen saßen und hatten die Fülle Brot zu essen".

372. Sich über die Fliege an der Wand ärgern.

So sagt man von einem, der bei den harmlosesten Handlungen mißtrauisch eine gegen ihn gerichtete böse Absicht wittert, sich über jede unschuldige Kleinigkeit ereifert. Vgl. Syll. 244: „Zoili. Neidige Gallenkrämer. Er mag nicht leiden, daß die Sonne ins Wasser scheint."

373. Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

S. v. w. einen doppelten Zweck durch ein Mittel erfüllen, zweierlei mit einem Mal erreichen. Das ist die einzige Redensart, die heute von einer Menge ähnlicher noch übriggeblieben ist, und sie wird die jüngste aller ihrer Schwestern sein. Vgl. Syll. 89: „Duos parietes de eadem dealbare fidelia. Von einem Krug zwo wände weissen. Zween Füchs in einer höle fahen. Zween Brey in einer pfannen kochen. Du wilt mit einer dochter zween eydam machen. Twee appelen mit eenen stock afwergen." Die älteste ist die an vorletzter Stelle genannte: sie findet sich schon in einer Handschrift des 11. Jahrhs. in der Form: Tune maht nieht mit einero dohder zeuuena eidima machon, und ist auch als volkstümlich schwedisch bezeugt, könnte also bis in die urgermanische Gemeinschaft zurückgehen.

Der Pariser nennt das caramboler, sonst ist im Französischen gebräuchlich: faire deux coups d'une pierre. Vgl. engl.: to kill two birds with one stone; ital.: prendere due colombi con una fava. Aber das ist alles keine Kunst gegen die That des tapfern Schneiderleins: sieben auf einen Streich!

374. Die Flinte ins Korn werfen.

S. v. w. den Mut verlieren. — Die Redensart ist verhältnismäßig jung, sie stammt von dem zum Schlachtfelde

gewordenen Kornfeld her und ist wohl gebildet nach früher schon vorhandenen Redensarten, die ebenfalls bedeuten: den Mut sinken lassen; vgl. lat.: hastam abjicere, d. h. alles verloren geben, Cicero, Pro Murena 21, 45; und mit einem vom Steuermann entlehnten Bilde: clavum abjicere.

375. Flitterwochen.

So nennen wir die ersten Wochen der Ehe und verstehen dabei unter den Flittern den fröhlich glänzenden Schimmer, der über dieser Zeit liegt. Im Germanischen Museum in Nürnberg werden kunstvolle Hauben gezeigt, die mit lauter kleinen flitternden Goldblättchen bedeckt sind, und dabei wird erklärt, von ihnen stamme der Ausdruck Flitterwochen. Dazu stimmt, daß Flitter in Henischs Wörterbuch (von 1616) u. a. auch als ornatus capitis gedeutet wird, und noch Frisch erklärt 1741: „Die jungen Frauen trugen die mit Flittern gezierten Hauben und Bändlein noch eine zeitlang nach der Hochzeit".

Dagegen ist behauptet worden, daß das Wort mit unserm Flitter in Flitterstaat, Flitterwerk nichts zu thun habe, sondern daß es die Zeit meine, in der geflittert werde; mittelhochd. flitern (dazu althochd. flitarezzen) bedeutet: flüsternd kosen, kichern, schmeicheln. Dann ließen sich Ausdrücke wie Trutelwochen (in der Schweiz gebräuchlich), Zärtelwochen, Kußmonat, auch Honigmonat vergleichen. Vielleicht liegt eine Vermengung beider Begriffe vor, sodaß die Flitterwochen ursprünglich nach jenem flitern genannt worden, dann aber im Sprachgefühl mit dem von Frisch beschriebenen hochzeitlichen Flitterstaat in Verbindung gebracht worden wären.

376. Einem einen Floh ins Ohr setzen.

Auch frz.: on lui a mis la puce à l'oreille, s. v. w. einem eine beunruhigende, aufregende Mitteilung machen.

377. Er hört die Flöhe husten.

Von einem, der sich sehr klug zu sein dünkt. Vgl. die Redensart: das Gras wachsen hören. Sebastian Franck 1, 78: „Er hört die flöh husten, das graß wachsen."

378. Flöhe hüten.

S. v. w. Unnützes, Vergebliches thun. Ein Sprichwort sagt: „Lieber eine Wanne voll Flöhe, als ein hübsches Mädchen hüten.“ Bebel Nr. 84: Difficillima dicitur esse custodia mulierum: adeo ut mille pulices ex proverbio facilius contineantur in uno loco, quam castitas unius mulieris pravae et libidinosae. Bei Sebastian Franck 1, 27: „Weiber hüten. Einer wannen vol flöh hüten“, und bei Burkhard Waldis:

. . . Wolt lieber jar vnd tag
fünfhundert flöhe in einem sack
zu velde tragen alle morgen,
schütten ins graß, vnd dafür sorgen,
das ers brecht wieder all zu mal
vnd jm nicht einr fehlt an der zal.

Vgl. in Brants „Narrenschiff“ die Verse:

Der hütt der hewschreck an der sunn
Vnd schüttet wasser jn eyn brunn
Wer hüttet das eyn frow blib frum.

Auf dem Holzschnitt zu diesem Kapitel: „Von frowen huetten“ ist dargestellt, wie ein Narr Wasser in einen Brunnen gießt, ein andrer Ziegelsteine wäscht, endlich ein dritter mit einer Keule hüpfende Tierchen hütet, die wohl Heuschrecken darstellen sollen.

379. Flöten gehen.

S. v. w. verloren gehen. So sehr man auch nach andern Erklärungen sucht, die wahrscheinlichste Erklärung dieser Redensart bleibt immer noch die: mit seiner Flöte davongehen, um sich als Musikant durch die Welt zu schlagen. Vgl. in die Pilze, in die Brüche gehen. Daß in flöten eine niederd. Form für fließen stecke, ist lautlich unmöglich. Ganz unhaltbar ist auch die Deutung, flöten sei aus valeten entstanden (die Handwerksburschen z. B. gehen valeten, d. h. Valet sagen, wenn sie ihre Wanderschaft antreten); denn die Redensart ist zunächst niederdeutsch bezeugt und heißt da: fleuten gehn.

Wenn in der Wetterau *plete gehn* gesagt wird, so läßt sich das allerdings an hebr. pletah entfliehen, pleto Flucht anknüpfen, wovon auch *pleite* abgeleitet wird.

380. Flügel bekommen.

S. v. w. die Kraft, sich zu Thaten aufzuschwingen. Gegensatz: noch nicht flügge sein. Von dem Geflügel im eigenen Hofe ist entlehnt: einem die Flügel beschneiden, d. h. seine Freiheit einschränken. Vgl. Syll. 30: „Alas accidere. Die flügel kürtzen. Alas addere. Einem flügel geben oder machen, das ist einen in seiner Rede stärcken und bekräfftigen."

381. Die Flügel hängen lassen.

S. v. w. matt und mutlos sein. Vom Vogel, der, durch langes Fliegen oder durch Krankheit ermattet, die Flügel hängen läßt und nicht weiter zu fliegen vermag, wird der Ausdruck übertragen auf einen Menschen, dessen Mut und Kraft durch Mißlingen einer Arbeit oder durch andre Unfälle so gesunken ist, daß er sich nicht mehr zu neuen Anstrengungen fähig fühlt. Als Montecuculi 1664 die Türken besiegt hatte, ließ ihn ein Soldatenlied singen:

Türk, itzt hangt dir Schwanz und Feder
Wie eim nassen Gogelhahn.

382. Zur Folie dienen.

S. v. w. durch eigene Unscheinbarkeit den Glanz von etwas anderm neben sich desto heller leuchten machen. In Schillers „Kabale und Liebe" IV, 7 Luise zur Lady Milford: „Hat Ihre Wonne die Verzweiflung so nötig zur Folie?" Der Ausdruck stammt aus der Goldschmiedekunst: der Goldschmied versteht unter Folie (von mittellat. folium) das Blättchen, das als Unterlage für einen Edelstein dient. So schon bei Mathesius (1562): „die folien oder bletlein, so man unter die edlen gestein legt".

383. Sich französisch empfehlen (drücken).

Halb scherz-, halb boshafter Ausdruck für: sich heimlich davonmachen, ohne sich zu verabschieden, namentlich aus einer geladenen Gesellschaft. Auch sich auf polnisch verabschieden kann man hören. Der Pariser sagt: s'esbigner (oder pisser) à l'anglaise, der Engländer giebt es ihm aber derb zurück mit seinem to take french leave, d. h. durchbrennen, ohne zu bezahlen. Alle diese Redensarten ver-

danken ihre Entstehung einem lebhaften Mißtrauen gegen die Sitten und die Art des feindlichen Nachbars.

384. Das ist ein gefundenes Fressen.

S. v. w. das kommt mir gerade recht. In der ersten Scene des „Götz" erfahren die beiden Berlichingischen Reiter von einem Bauern, daß der Weislingen, auf den ihr Herr fahndet, in der Nähe auf einem Schloß sei; da ruft der eine dem andern zu: „Peter! das ist ein gefunden Fressen!" Dafür Simpl. II, 294, 15: „So war dieses meinem Knan eine gemähete Wiese."

385. Einen vor Liebe fressen wollen.

Ein hyperbolischer Ausdruck zur Bezeichnung höchster, tollster Verliebtheit, der schon im späten Mittelalter gebraucht wurde, wie Wackernagel in Haupts Zeitschrift VI, 194 fg. dargethan hat. Damals sagte man: Einen vor lieb verkiuwen. (Liedersaal I, 395.) Für zucker niezen. — Die bekannten Sagen von Liebhabern, deren ausgeschnittenes und geröstetes Herz ihren Damen von den beleidigten Gatten zu essen vorgesetzt wird, können nicht zur Erklärung der Redensart herangezogen werden. Das richtige Verständnis des Ausdrucks ergiebt sich aus der ganz natürlichen Empfindung, daß einem beim Anblick von ein paar frischen roten Backen das Wasser im Munde zusammenläuft. Von demselben Gefühl ist beherrscht, wer von solchen Backen sagt, sie seien „zum anbeißen".

386. Ich traue dem Frieden nicht.

Fast noch gebräuchlicher: ich traue dem Landfrieden nicht. Diese Redensart schreibt sich aus der Zeit her, wo die kaiserlichen Landfrieden die Fehden, die Deutschland verheerten, einschränken sollten. Schon 1085 erließ Heinrich IV. einen Gottesfrieden zu Mainz, und unter den Staufern gehören die Landfrieden Friedrichs I. (1156) und Friedrichs II. (1234) zu den wichtigsten Reichsgesetzen. Aber der Arm der weltlichen Gerechtigkeit war schwach; es gab noch kein Beamtentum, also auch noch keine Polizei; jeder konnte ungehindert mit seiner Freunde Beistand gegen andre Fehden erheben, Rache nehmen oder Sühne erzwingen.

Vergeblich suchte auch die Goldene Bulle das Fehdewesen gesetzlich zu regeln, sodaß alle ungerechten Fehden überhaupt unterbleiben sollten, gerechte aber wenigstens dem Befehdeten da, wo er Haus und Hof hielt, drei Tage vor Eröffnung der Feindseligkeiten angesagt werden sollten. Auch der große Landfriede Maximilians zu Worms 1495 war nur ein Gebot und war nicht auf eine kaiserliche Macht gestützt, die die Übertreter sofort gezüchtigt hätte. Und so war lange Zeit Grund genug, „dem Landfrieden nicht recht zu trauen".

Derselbe Hintergrund erklärt die alte Redensart: dem Geleit nicht trauen, eigentlich s. v. w. sich nicht auf die durch unsicheres Gebiet geleitende Schutztruppe verlassen. Im „Froschmäuseler" warnt der alte Sperling seine Jungen unter anderm auch:

Spür ich an einem dicken strauch,
das sich herauswindet der Rauch,
als wenn ein feur darunter wer,
so trau ich dem geleit nicht mehr.

387. Mit jemand die Friedenspfeife rauchen.

Friedenspfeife (frz. calumet) heißt die buntverzierte, hölzerne Tabakspfeife, die bei den Friedensverhandlungen der nordamerikanischen Indianer eine wichtige Rolle spielt. Ein Häuptling raucht sie mit einigen Zügen an und reicht sie dann dem Abgesandten des feindlichen Stammes sowie den übrigen Vornehmen, und nun geht sie während der ganzen Friedensverhandlung im Kreise herum. Von diesem Gebrauch der Rothäute, an dem auch Europäer teilgenommen haben, stammt die deutsche Redensart.

388. Das ist für den alten Fritzen.

S. v. w. das ist vergebliche Arbeit. Eine Lampe brennt für den alten Fritzen, wenn niemand im Zimmer ist. Schon Voltaire soll abgelehnt haben, für Friedrich den Großen zu arbeiten, und noch heute sagt der Franzose in dem Sinne unsrer Redensart: travailler pour le roi de Prusse.

389. Front machen gegen jemand.

S. v. w. eine verteidigende oder angreifende Stellung einnehmen. Aus der Militärsprache.

390. Dem Fuchs beichten.

S. v. w. seinem Feinde Geheimnisse anvertrauen; ital.: confidare i suoi segreti al nemico. Der Fuchs, der alte Schlauberger, ist am wenigsten als geistlicher Berater, als Beichtvater oder Seelsorger, an seinem Platze. Wer dem Fuchs beichtet, bringt seine Geheimnisse also nicht an den Rechten. Ebenso ist der Ausdruck zu verstehen: „Der Fuchs predigt den Hühnern", d. h. der Schlaue überlistet die Arglosen.

391. Den Fuchs nicht beißen.

S. v. w. feige sein, nicht angreifen. Von den Jagdhunden, dann in die Soldatensprache übertragen. So öfter in der Lebensbeschreibung des tapfern Ritters Wilwolt von Schaumburg, z. B. S. 89: „den sie (die Bürger) merkten, das si (die feindlichen Soldaten) den fuchs nit bißen, stets fluhen." S. 94: „Der von Rafenstein wolt den fuchs nit beißen."

392. Einen Fuchs schießen.

S. v. w. sich erbrechen. Simpl. I, 107 steht als Kapitelüberschrift: „Simplex sieht, wie sein Herr einen Fuchsen schiesset", und I, 108, 26: „Demnach befahl er mir, den Fuchs hinweg zu tragen". Im 44. Kap. des 4. Buches des Rabelaisischen „Gargantua" wird eine ganz ähnliche Redensart zu einem Geschichtchen verwertet. Es ist von einem großen Fresser die Rede, der Windmühlen samt den darin eingesperrten Hühnern verschlingt. „Außerdem liefen ihm alle Füchse des Landes, die hinter den Hühnern her waren, in den Rachen hinein, sodaß er jeden Augenblick zu sterben meinte, hätte er nicht bei einem heftigen Anfall, so wie ihm ein lustiger Hexenmeister riet, einen Fuchs geschunden. Späterhin wurde er noch besser beraten, und jetzt setzt man ihm in solchen Fällen ein Klystier von Weizenkörnern und Hirse, wodurch die Füchse nach hinten gelockt werden; auch schluckt er Pillen von Wind- und Dachshunden."

393. Das (die Meile) hat der Fuchs gemessen (und den Schwanz zugegeben).

Die Redensart wird angewandt, wenn das wirkliche Maß (besonders einer Wegstrecke) über ein angegebenes weit

hinausgeht. Die ursprüngliche Vorstellung ist die: der Fuchs will eine gewisse Strecke nach seiner Körperlänge ausgemessen haben, in Wahrheit hat er aber seinen langen Schwanz mit eingerechnet.

394. Er denkt, der Fuchs hat ihn geleckt.

S. v. w. er glaubt wunder was für ein großes Glück zu haben, er täuscht sich aber. Daß einen ein Fuchs leckt wie ein treuer Hund, wäre allerdings eine unerhörte Freundlichkeit des Fuchses: mit Recht ist er sonst als bissig verschrien, besonders vor dem bissigen Fuchs in der Falle warnt der Volksmund; doch vgl. Hase.

395. Den Fuchsschwanz streichen.

S. v. w. einem schön thun, schmeicheln, nach dem Munde reden. Geiler von Kaisersberg sagt einmal (vgl. Zarnckes Kommentar zum „Narrenschiff" 36, 1): „Christus hat den Juden nit den Fuchsschwanz durch das Maul gezogen, sunder ihnen gestrelet mit der Hechel." Da ist aber die ursprüngliche Vorstellung schon verwischt, und es spielt eine zweite Redensart herein: das Hälmlein durchs Maul ziehen. Eigentlich heißt mit dem Fuchsschwanz streichen den Fuchsschwanz als Rute benutzen, eine Züchtigung, die wegen der Weichheit des Fuchsschwanzes natürlich keine ist. Zwei Redensarten verquickt Hans Sachs, indem er die Metzen im Venusdienst sagen läßt:

> Da wir den Armen vnd den Reichen
> Mit einem Fuchsschwantz die Federn abstreichen.

Simpl. III, 15, 29: „ich wuste meinem Rittmeister so trefflich zu Fuchsschwäntzen"; I, 374, 12: „mit diesem Fuxschwantz" (d. i. mit dieser Schmeichelei). Vgl. Lehm. 341 (Glimpff 9): „Zu Hoff vnnd im Regiment muß man den staub vnd vnrath mit Fuchßschwäntz abkehren."

396. Er kann nicht bis fünf zählen.

S. v. w. er versteht nichts, ist ein großer Dummkopf. Schon im Altertum war sprichwörtlich: nescit, quot digitos habet in manu. Plautus, Persa 2, 2, 5. Noch ärger ist, wenn einer nicht bis drei zählen kann.

397. Fünf gerade sein lassen.

Wer fünf für eine gerade Zahl gelten läßt, nimmt es nicht genau, geht nicht streng zu Werke. Vgl. Lehm. 786 (Vergleichen 4): „Man muß das krumme ins schlim[1] schlagen, so wirds eben. Man mus bißweilen lassen fünff gerad seyn." In der Zimmerischen Chronik wird (II, 255) erzählt, daß einem sein Weib untreu geworden sei und daß er sie deshalb hätte anklagen sollen. „Aber derselbig guet herr het ein verdewigen magen, sahe durch die finger, ließ fünfe gerad sein." Welche Freude an bildlichen Ausdrücken!

398. Das fünfte Rad am Wagen.

So nennt man jemand, der bei einer Sache nicht nur überflüssig, sondern ein lästiges Zuviel ist, für den kein Platz und keine Verwendung ist. Das Bild ist alt und längst geläufig. Schon Freidanks „Bescheidenheit" erklärt:

Der wagen hat deheine stat
da wol ste daz fünfte rat.

Und Ulrich Boner, der Verfasser der ältesten größern gereimten Fabelsammlung in deutscher Sprache, meint:

Ein klosterlugner bœser ist
und arger, denn des tiuvels list:
er verirt daz kloster, hœr ich sagen,
recht als daz vünfte rat den wagen.

Wohl den ältesten Beleg, freilich in lateinischem Gewande, bietet eine Sprichwörtersammlung des 11. Jahrhs. (Germania XVIII, 315):

Quem fastidimus, quinta est nobis rota plaustri.

399. Auf großem Fuße leben.

S. v. w. viel Aufwand machen. Die Redensart wird gern auf eine mittelalterliche Modethorheit zurückgeführt. Um das Jahr 1090 lebte Gottfried von Plantagenet, Graf von Paris, einer der schönsten und geistreichsten Lebemänner seiner Zeit. Der hatte auf der großen Zehe seines rechten Fußes einen starken Fleischauswuchs, der seinen zierlichen Fuß verunstaltete. Um dieses Gebrechen zu verbergen, verfiel er

[1] schlimm heißt eigentlich schief, so auch noch hier.

auf den Gedanken, Schuhe mit aufwärtsgebogenen Schnäbeln zu tragen. Die höfische Mode bemächtigte sich sofort dieser auffälligen Fußbekleidung, à la poulaine genannt, und so fand sie bald allgemeine Verbreitung. Die hervorragenden Spitzen waren mit Werg ausgestopft und bei Stutzern manchmal von solcher Länge, daß sie mit einer Kette oder Agraffe, wohl auch mit einer Schelle versehen, ans Kniebund oder an den vordern Lappen des Schuhes selber festgebunden wurden. Im 14. Jahrh. hatten die Schuhe ein bestimmtes Längenmaß nach dem Range der Personen, die sie trugen. Die Bürgerlichen trugen Schuhe mit sechs Zoll langen Schnäbeln; die Ritter und Barone hatten Schnäbel bis zu einem Fuß, während die Grafen und Fürsten Schuhschnäbel von zwei Fuß Länge tragen durften.

Der kleine Beitrag zur Trachtengeschichte des ausgehenden Mittelalters, der sich an diese Erklärung knüpft, hat sie wohl allein gehalten. In Wahrheit steht Fuß (und ebenso Hand), wie in vielen andern Redensarten so auch hier, bildlich für Lebenshaltung, Verhältnisse, Art und Weise. Vgl. auf vertrautem Fuße, auf gutem Fuße, auf gespanntem Fuße mit jemand leben, auf freien Fuß gesetzt werden (wobei allerdings auch an einen Gegensatz zu dem wirklich gefesselten Fuß des Gefangenen gedacht werden kann), etwas auf den alten Fuß bringen u. s. w.

400. Einem etwas unter den Fuß geben.

S. v. w. jemand etwas heimlich beibringen, ihn heimlich zu etwas veranlassen. Die ursprüngliche Vorstellung ist die, daß man etwa einen Zettel unter dem eigenen Fuße bis an den Fuß des zu Unterrichtenden spielt, worauf ihn dieser sofort wieder mit seinem Fuße deckt. Merkwürdig ist, daß dazu genau das lat. suppeditare stimmt.

Durch Treten auf den Fuß wird geheimes Einverständnis bezeichnet; zwei Liebende, die sich nicht über dem Tisch die Hand reichen dürfen, treten einander verstohlen auf den Fuß. Einen treten in dem Sinne von: ihm eine Mahnung zukommen lassen, ihn an eine Schuld erinnern, ist eigentlich weiter nichts, als ihm einen für andere unbemerkbaren, für ihn aber nicht mißzuverstehenden Wink geben.

Ganz allgemein bedeutet schließlich einen auf die Füße treten: ihm wehe thun, ihn beleidigen; man sagt dafür auch: jemand auf die große Fußzehe, auf die Hühneraugen treten.

401. Mit einem Fuß im Grabe stehen.

S. v. w. seinem Ende nahe sein, besonders von todkranken Menschen gesagt. Früher war gebräuchlicher auf der Grube gehen (z. B. Simpl. II, 157, 3: „Auch wisset ihr, daß gedachter mein Herr Vatter allerdings auf der Grube gehet"); wer das thut, ist am Ziele seines Lebensweges angelangt, jeden Augenblick kann er hinabsinken. Maaler erklärt: „der auf der gruben gadt, in abgendem alter, declivis aetate, capularis senex." Vgl. Syll. 33: „Alterum pedem in cymba Charontis habere. Er gehet auff der Gruben. Er gehet auff der Baar. Er hat einen fuß schon im Grab. Er gehet auff grabes bort. He stippet nae sinem grave."

402. Stehenden Fußes.

Diese stehende Formel für augenblicklich, sogleich, spielt eine wichtige Rolle im alten deutschen Rechtsleben. Wer mit seinem Urteil nicht zufrieden war, mußte es gleich auf der Stelle, unverwandten Fußes (stante pede) anfechten oder, wie es in der alten Sprache hieß, schelten; denn sonst wurde es rechtskräftig. In einem Kenchen Weistum von 1430 (vgl. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 866) heißt es: „Auch waz vor dem dorfgreven und den nachgeboren gewiset wird, wolde sich imant des berufen gein Kenchen an das oberste gerichte, der mag iß thun unverzogelich, unberaden und standes fußes, e er hinder sich trede." Und schon der Sachsenspiegel schreibt vor: Stande sal man ordel scelden. Fast noch sinnlicher oder doch noch enger gegriffen ist in der Zimmerischen Chronik: „gleich im fueß stapfen" und so noch heute in Oberdeutschland im Volksmund; dagegen verwirrend gehäuft einmal in Heinrichs von Freiberg „Tristan" (V. 6140 fg.), wo König Rampotenis seinem treulosen Weibe zuruft:

ich enlaze iuch nimmer genesen,
ob ir die ganzen warheit
mir nicht an stender stete seit.

Wie so viele Ortsangaben, ist auch diese auf die Zeit

übertragen worden. Wir rufen: „Auf der Stelle kommst du her!“ Wer aber auf der Stelle etwas thun soll, soll es eigentlich da thun, wo er gerade steht, kann also eigentlich nicht herkommen. Und ebenso kann Schiller nur in übertragenem Sinne Stauffacher sagen lassen (Tell I, 2):

Nach Uri fahr ich stehenden Fußes gleich.

403. Ein Koloß auf thönernen Füßen.

So nennt man ein Ding, eine Einrichtung, deren Gewicht und Bedeutung in keinem Verhältnis steht zu den Stützen, auf denen sie ruht, die auf zu schwachen Füßen steht, die aufrecht zu erhalten Mühe macht. Die Bezeichnung ist veranlaßt worden durch die Worte des Propheten Daniel (2, 31—34): „Du König sahest, und siehe, ein sehr großes und hohes Bild stand gegen dir, das war schrecklich anzusehen. Desselben Bildes Haupt war von feinem Golde, seine Brust und Arme waren von Silber, sein Bauch und Lenden waren von Erz. Seine Schenkel waren Eisen, seine Füße einesteils Eisen und einesteils Thon. Solches sahest du, bis daß ein Stein herabgerissen ward ohne Hände, der schlug das Bild an seine Füße, die Eisen und Thon waren, und zermalmete sie.“ Solche Statuen, halb Eisen, halb Thon, hat es wirklich gegeben.

Pius IX. drohte am 24. Juni 1872, daß dem Koloß des neuen deutschen Kaiserreichs ein Steinchen den Fuß zerschmettern werde.

404. Fußangeln legen,

damit jemand hineinfällt, s. v. w. einem versteckte Hindernisse und Gefahren bereiten, wie sie eigentlich dem heranschleichenden Diebe oder Feinde zugedacht sind. Reinmar von Zweter sagt einmal (75, 11) von denen, die der „Ehre“ abgesagt hätten:

sie zihent dich, vuozisen ligen
uf dinem hove ze schaden dem ingesinde.

405. Futsch sein.

S. v. w. hin sein, verloren sein. Was in dem futsch steckt, ist zweifelhaft. Söhns[1] erklärt es als eine Verbildung

[1] Die Parias unserer Sprache, S. 8.

des Partizips des Passivs von ital. fuggire, das genau wie unser futsch gebraucht werde; Kluge (Etym. Wörterb., 5. Aufl.) nimmt einen Anlauf, es mit dem oberd. futi, fudi zu verbinden, für das er Ableitung von frz. foutu (zum Teufel) für möglich hält. Sollte nicht futsch (wie futschen, fitscheln u. s. w.) eine onomatopoetische Bildung sein, ähnlich dem mit einem t abgeschlossenen Pfiff, die das schnelle Hingleiten bezeichnet?

G.

406. Das ist nur eine Galgenfrist.

Ursprünglich bedeutet der Ausdruck die Gnadenfrist, die einem zum Galgen verurteilten Übelthäter gewährt wird, dadurch daß die Todesstrafe um ein kleines hinausgeschoben wird. Jetzt wendet man den Ausdruck nur noch in dem Sinne an: jemand einen Aufschub zugestehen in einer unangenehmen Sache, die doch zu schlimmem Ausgang führt.

407. Ein Galgenstrick.

S. v. w. ein Lump, der gleichsam den Strick verdient, wert ist, an den Galgen gehängt zu werden. Auch Galgen selbst diente als Schimpfwort, z. B. in Behaims „Buch der Wiener" 275, 4:

Grünspamlein, diser mörder
der pos diep und beukmässig galk.

Vgl. Galgenschwengel (eigentl. einer, der schon baumelt), Galgenvogel u. a.

Galgenhumor nennt man es, wenn einer in verzweifelter Lage noch Witze macht, sich heiter stellt.

408. Die Galle läuft ihm über.

S. v. w. er wird zornig. Die Galle ist hier rein sinnlich gedacht als ein Gefäß mit einer bittern Flüssigkeit. Die Galle geht über, wie ein Topf mit Milch überläuft, wie einem die Augen übergehen: überall ist es eigentlich nicht das Gefäß, das übergeht, sondern der flüssige Inhalt, der über den Rand des Gefäßes tritt.

Wem die Galle überläuft, der wird grün und gelb

im Gesicht, denn die herausquellende Bitterkeit, so glaubte man, ergießt sich durch den ganzen Körper. Gallenkrämer, auch bloß: Galle, sind Schimpfworte für einen Neidhammel oder für einen, der sich gern ärgert, also für gallige Leute. Vgl. Syll. 244: „Zoili. Neidige Gallenkrämer." Adolf von Nassau redet in Ottokars österr. Reimchronik von seinem Feinde Wenzla von Böhmen als von derselben beheimischen gallen, und Gerlind ruft Gudrun (1278, 1) zu: Nu swic, du übele galle!

409. Einen am Gängelbande führen.

S. v. w. ihn nach seinem Willen leiten wie ein Kind, das noch nicht allein gehen kann und das man an einem unter den Armen durchgezogenen Bande laufen läßt. Auch bloß: gängeln. Fiesko schwelgt in dem Gedanken (III, 2), „tief unten den geharnischten Riesen Gesetz am Gängelbande zu lenken". Vgl. die Redensarten: jemand an die Leine nehmen[1], und: jemand am Narrenseil haben; ferner das lat.: funem ducere und sequi, den Strick leiten und ihm folgen, also: gebieten und gehorchen; Horaz, Epist. I, 10, 48:

Imperat aut servit collecta pecunia cuique,
Tortum digna sequi potius, quam ducere, funem.

410. Es ist gäng und gäbe.

S. v. w. es ist gebräuchlich, geläufig. Gänge ist, was geht; gäbe ist, was sich giebt, gegeben wird. Beide Wörter verbunden — wobei dann gänge vor und zu gäng abgeschleift worden ist — sind zunächst vom Gelde gesagt worden und bezeichnen da: augenblicklich giltig, in Umlauf. Das wird verständlich, wenn man sich erinnert, wie schnell früher eine neue Münze eine alte ablöste.

Einen Komparativ zu dem Ausdruck bildet Grimmelshausen Simpl. IV, 340, 11: „so seye ohne daß das auffhängen gangbarlicher und geber als der Monatsold".

[1] Hergenommen von dem ersten Unterricht junger Pferde oder Reiter, wobei die Longe angewandt wird, d. i. eine Leine, woran man Pferde den Rundlauf machen läßt. — Fuhrleute haben ihre Pferde am Leitseil oder Leitriemen.

411. Dumme Gans!

Ebenso wie andre Tiernamen (Esel, Rind, Ochse, Pferd — dafür auch Heupferd! — das Schaf nicht zu vergessen) ein Schimpfwort für Thoren, besonders für dumme Frauen.[1] Aber auch Parzival wird schon Gans gescholten, weil er vor dem leidenden Gralkönig die rettende Frage nicht gethan hat. In Brants „Narrenschiff" heißt es: „Manchen dunckt, er wer witzig gern, vnd ist ein ganß doch." Der erzürnte Stadtmusikant Miller bringt es fertig, in einem Atem von seiner Frau zu sagen (Kabale und Liebe, I, 2): „Das Weib ist eine alberne Gans. Wo soll eine gnädige Madam herkommen (d. h. bei Luise)? Was für ein Esel streckt sein Langohr aus diesem Geschwätze?" Ein altes Sprichwort, im 18. Jahrh. oft zur Verspottung der Reisemode und der Franzosennachäfferei angewendet, lautet:

Er flog als Gänsrich übern Rhein
Und kam als Gigak wieder heim.

412. Soweit gehen seine Gänse nicht.

S. v. w. das geht über seinen geistigen Gesichtskreis, davon versteht er nichts, wie ein Bauer, der nur das nächste Fleckchen Erde um sich herum kennt, nicht weiter gekommen ist, als seine Gänse täglich watscheln, um ihr bischen Gras zu finden.

413. Eine Gänsehaut kriegen.

Bei heftigen Gemütsbewegungen, auch bei plötzlicher Einwirkung von Kälte auf die Haut geschieht es leicht, daß diese über und über frieselig wird, auf einmal mit lauter kleinen Knötchen dicht übersät ist. Dann sieht sie in der That der Haut einer gerupften Gans so ähnlich, daß die Redensart ohne weiters verständlich wird.

414. Im Gänsemarsch.

S. v. w. einer hinter dem andern in einer Reihe, wie die Gänse des Dorfes früh auf den Anger und abends wieder heim ziehen. An vielen Orten setzt man einen be-

[1] Ihr dümmstes Gesicht machen die Gänse, wenn es wetterleuchtet; daher ein bekannter Vergleich.

kannten Ortsnamen als Ziel der Gänsewanderung hinzu, also: sie gehen wie die Gänse nach Dingsda. In Siebenbürgen aber heißt es: Sie gehen wie die Hunde nach Blasendorf.

415. Einem den Garaus machen.

S. v. w. ihn töten. Früher sagte man: es gar aus, d. i. ganz aus, mit einem machen; daneben hatte sich das Substantivum der Garaus entwickelt in Redensarten wie den Garaus trinken[1], den Garaus läuten, und so wurde nun auch gesagt: einem den Garaus machen. In Lessings „Nathan" (I, 5) enthüllt der Klosterbruder den eigentlichen Auftrag seines Patriarchen an den Tempelherrn mit den Worten:

Was wäre da
Wohl leichter, als des Saladin sich zu
Bemächtigen? den Garaus ihm zu machen?

Der Garaus ist aber schon früher mit dem Kehraus (s. d.) vermengt worden, daher nun gar im Volksliede:

Weil ich dann nit getaugt zu Sachen
Thät man mit mir bald Staubaus machen.

416. Jemand eine Gardinenpredigt halten.

S. v. w. ihm Vorwürfe machen, gleichsam wie eine Ehefrau ihrem Manne hinter den Gardinen (d. h. den Bettvorhängen) im Bett, dann überhaupt ohne Zeugen. Wenn auch nicht als Gardinenpredigt[2], so doch als Predigt werden solche weibliche Vorwürfe im Ehebett schon in Brants „Narrenschiff" bezeichnet:

Der eeman selten frid do hett
muß hören predig ouch gar oft,
so manch barfüßer lit und schloft.

417. Einen ins Garn locken.

S. v. w. ihn zu fangen suchen. Vom Vogelsteller, der mit der Pfeife die Vögel in sein Netz, sein Garn lockt.

[1] Den Rest trinken, sagt heute der Student; das alte Garaus ist von uns deutschen Trinkern auch ins Französische hinübergedrungen: bei Rabelais: boire carrous et alluz, d. i. gar aus und all aus!

[2] Gardine aus frz. courtine, es ist um 1600 von Niederdeutschland her im deutschen Sprachgebiet eingedrungen.

Schon bei Ezechiel 12, 13: „Ich (der Herr) will mein Netz über ihn werfen (den König), daß er in meiner Jagd gefangen werde.“ Vgl. Syll. 123: „In laqueum inducere. In das Garn bringen.“ Hans Pfriem klagt, wie er die Richter herankommen sieht (V. 975):

Die sind so abgericht auff mich,
Das sie mich fangen listiglich,
Ist gar ein ausgelegter Karn (d. i. Garn).

Schiller läßt seinen Fiesko den ankommenden Mohren begierig fragen (III, 4): „Ist was ins Garn gelaufen?“ und Rückert beutet das Bild aus — weder besonders schön gereimt noch gedacht — in den „Östlichen Rosen“:

Wein und schöne Mädchen
Sind zwei Zauberfädchen,
Die auch die erfahrnen
Vögel gern umgarnen.

418. Gassenhauer.

S. v. w. ein Lied, das allgemein auf den Gassen gesungen wird. Adelung hielt den letzten Teil in Gassenhauer für dunkel; Frisch glaubte, es sei dabei auf das Hauen oder Wetzen auf den Steinen gesehen worden, das man wahrnehmen könne, wenn fröhliche Haufen singend auf den Gassen umherziehen.[1] In Baiern und Österreich bedeutet hauen s. v. w. laufen, aufhauen ist in Wien ein Kraftwort für tanzen. Gassenhauer bezeichnete also eigentlich einen Tanz auf der Gasse, dann das Lied auf der Gasse, das Volkslied. Daß eine ganz bestimmte Art Lied ursprünglich damit gemeint gewesen ist, geht schon daraus hervor, daß in den vielen alten Liedersammlungen: „Gassenhawer und Reuterliedlein“, „Gassenhawer, Reuter- und Bergliedlein“, von Hans Sachs „geistliche Lieder, Gassenhauer, Kriegslieder und Buhllieder“ unterschieden werden. Jedenfalls sind es Lieder.

[1] Ein Zeugnis dafür sind die Verse Moscheroschs:
bursa studentorum finstri sub tempore nachti,
cum sterni leuchtunt, monus quoque scheinet ab himlo,
gassatim laufent per omnes compita gassas
cum geigis, cytharis, lautis, harphisque spilentes,
haujuntque in steinos, quod feurius springet ab illis.

419. Jemand ins Gebet nehmen.

S. v. w. ihn zur Rechenschaft ziehen; ihn vornehmen, um ihm etwas zu verweisen. Die Redensart stammt entweder von den Sittenpredigern, die den Tadel für jemand mit ins Gebet oder gar in den Text ihrer Predigt einflechten, oder von dem Beichtiger, der nach empfangener Beichte dem reuigen Sünder vorbetet. Die zweite Erklärung verdient den Vorzug.

420. Von des Gedankens Blässe angekränkelt sein.

Nach Shakespeares „Hamlet" III, 1:

And thus the native hue of resolution
Is sicklied o'er with the pale cast of thought.

Delius erklärt diese Verse: „Der natürlichen Hautfarbe (hue) in ihrer gesunden Frische wird hier die blasse aufgetragene Farbe (cast), welche jener ein kränkliches Aussehen giebt, ebenso entgegengestellt, wie der Entschlossenheit zur That (resolution) die Bedenklichkeit des Zauderns (thought)." Bisweilen sagt man auch im Scherze von einem, der noch nicht denken gelernt hat: er ist noch nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt.

421. In Gedanken sein.

Heißt eigentlich in seine Gedanken vertieft oder verloren sein, sodaß man auf die äußern Dinge nicht achthat; doch sagt man auch von „Zerstreuten"[1], die nicht eigentlich denken, sondern nur träumen, daß sie in Gedanken seien. Umgekehrt ist der Sinn des Wortes „Gedanken" gesteigert in der Redensart: sich Gedanken machen, s. v. w. voll Sorgen über etwas nachdenken; auch: das macht mir Gedanken, d. h. es giebt mir zu denken, es macht mir Sorge.

422. Gut gegeben!

S. v. w. gut geantwortet, er ist ihm nichts schuldig geblieben! So schon Simpl. III, 403, 14: „Wol geben! sagte

[1] Zerstreut sein, ein „Zerstreuter", ist rein nach dem Französischen gebildet. „Wir wollen nicht untersuchen, wer das Recht hatte, diese Worte zu machen." Lessing. Noch J. E. Schlegel übersetzt distrait mit Träumer.

jener." Entweder Abkürzung für: zu hören geben, oder aus der Fechtersprache.

423. Das ist weder gehauen noch gestochen!

So wird eigentlich einem schlechten Fechter zugerufen, der so ungeschickt mit der Waffe zufährt, daß man nicht weiß, ob er hauen oder stechen will. Übertragen bezeichnen die Worte dasselbe wie: nicht Fisch noch Fleisch, d. h. nichts ordentliches. Im 9. Auftritt von Kleists „Zerbrochenem Krug" ruft Walter dem Dorfrichter Adam zu:

Wenn ihr doch eure Reden lassen wolltet.
Geschwätz, gehauen nicht und nicht gestochen.

In Siebenbürgen sagt einer, der nicht weiß, woran er ist: ich wiß net, ben ich gekocht awer gebroden; in Schwaben auch: das ist weder Heu noch Stroh.

424. Einem ins Gehege kommen.

Bedeutet eigentlich: in sein umzäuntes Gebiet einbrechen; dann übertragen: sich auf dem Arbeitsfelde eines andern zu schaffen machen (auch in schlüpfrigem Sinne), überhaupt: einem in die Quere kommen. Ähnlich bei Luther: „Wenn dir jemand on dein willen über das geleit feret, so scheußest du mit büchsen hernach", wo geleit s. v. w. Geleitsgebiet ist. Anders gemeint ist das lateinische Noli turbare circulos meos!

425. Ein öffentliches Geheimnis.

Mit diesem Oxymoron (vgl. S. 19 Anm. 2) bezeichnet man eine Sache, um die alle Welt weiß, die aber von allen als Geheimnis behandelt wird, sei es weil sie amtlich noch nicht veröffentlicht worden ist oder weil man sich sonst aus irgend welchen Gründen scheut, offen davon zu sprechen. In „vornehmen" Kreisen heißt es auch: die Sache ist „publik".

426. Das ist gehuppt wie gesprungen.

So drückt der Mitteldeutsche in gewöhnlicher Rede aus, daß zwei Wege zur Erlangung eines Ziels gleich gut und gleich schlecht sind. Eigentlich: der Unterschied zwischen beiden ist gerade so groß, wie der zwischen hüpfen und

springen. (Vgl.: das ist Hose wie Jacke, das ist Wurst wie Schale.)

427. Daß dich der Geier! Hol's der Geier! Zum Geier! Das mag der Geier wissen!

In allen diesen Verwünschungsformeln erscheint das Wort „Geier" als Glimpfform für „Teufel", dessen Namen man sich auszusprechen scheut, aber vermutlich mit Anknüpfung an die früher durchaus nicht seltene Thatsache, daß Lämmergeier in den Bergen auch Kinder überfielen und als Beute in ihren Krallen davontrugen. Vgl. Kuckuck.

428. Die erste Geige spielen.

S. v. w. der geistige Mittelpunkt eines Kreises sein, den Ton angeben (vgl. Ton). Das Bild stammt aus dem Orchester, wo unter all den Bläsern und Streichern die Musikanten hervorragen, die die erste Geige spielen; denn sie führen meist die Hauptstimme, d. h. die eigentliche Melodie durch — oder besser noch aus dem Streichquartett: hier hat der Spieler der ersten Geige zugleich die wichtigste, die schwerste und die schönste Aufgabe; die drei Mitspielenden haben sich in der Hauptsache nach ihm zu richten.

429. Nach jemandes Geige tanzen müssen.

S. v. w. nach seinem Wink handeln müssen; das Bild stammt vom Tanzboden: wie der Geiger oben den Takt streicht, so müssen sich die tanzenden Paare drehen. (Vgl. Pfeife.) Als Ludwig XIV. mit dem Sultan gemeinsame Sache gegen das Deutsche Reich machte, spottete man in Versen über den „französischen Kaufmann" und ließ ihn zum Sultan sagen:

Drum wünsch ich dir, daß dein Gewalt
Noch höher solle steigen;
Singst du den Baß, so sing ich Alt,
Tanzen nach einer Geigen.

430. Einem die Wahrheit geigen.

S. v. w. sie derb sagen. Der Ausdruck ist daher genommen, daß man beim Geigen mit dem Bogen wiederholt hin und her fährt. Was wiederholt geschieht, wirkt eindringlich. Vgl. Lehm. 872 (Wahrheit 3): „Wer die wahrheit geigt, dem schlägt man die Fiedel vmb den Kopff."

431. Wes Geistes Kind?

Biblischen Ursprungs: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?“ Luk. 9, 55.

432. Ein Gelbschnabel (oder Grünschnabel): er hat noch das Gelbe um den Schnabel.

Von einem jungen, unerfahrenen Bürschchen, das schon mitreden will, ohne das Recht dazu zu haben. Der spöttische Vergleich beruht darauf, daß die Schnäbel junger Vögel mit einer hellgelben Haut umsäumt sind. Goethe in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ 2, 3: „mit der Kühnheit eines waghalsigen Gelbschnabels“, aber dem Rhythmus zuliebe im zweiten Teil des „Faust“:

Wenn man der Jugend reine Wahrheit sagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt.

Auch der Franzose redet von béjaunes (aus bec jaune): schon im 14. Jahrh. hießen auf Pariser Lateinschulen die jungen Ankömmlinge becani. Vgl. grün.

433. Kein Geld, kein Schweizer.

S. v. w. nichts ohne Gegenleistung. Auch gereimt: Kein Kreuzer, kein Schweizer. Aus Frankreich in der Übersetzung zu uns gekommen. Als Franz I. von Frankreich bei der Belagerung von Mailand durch Karl V. im Jahre 1521 die schweizerischen Hilfstruppen nicht bezahlen konnte, verließen sie sein Heer mit den Worten: Point d'argent, point de Suisse. Ebenso heißt es: Kein Geld, kein Paternoster!

434. Die Gelegenheit beim Schopfe fassen.

S. v. w. den günstigen Augenblick wahrnehmen und ausnutzen, als ob die Gelegenheit ein vorübereilendes Weib wäre, das man im Nacken nicht mehr fassen kann. Eine der berühmtesten Statuen des griechischen Bildhauers Lysippos war die Allegorie des Kairos oder des günstigen Augenblicks. Der Künstler hatte ihn dargestellt auf einer Kugel stehend, in der einen Hand die Wage, in der andern das Schermesser (weil die Entscheidung auf der Schneide des Messers ruht), am Hinterkopfe geschoren und vorn mit flatterndem Schopfe.

435. Einem ins Gepäck fallen.

S. v. w. ihn an einer empfindlichen Stelle angreifen. Aus dem Kriegsleben: wenn der Feind ein dahinziehendes Heer nicht von vorn angreift, sondern da, wo das Gepäck geführt wird, so ist der Angriff besonders empfindlich und verdrießlich, da man ihm nicht gleich mit voller Kraft entgegentreten kann.

436. Auf ein Gericht Gerngesehen einladen.

S. v. w. auf eine einfache Mahlzeit bitten, bei der mehr der liebreiche Empfang, als das Essen in Betracht kommt. Ähnliche Ausdrücke der Bescheidenheit sind: jemand zu einem Löffel Suppe, zu einer Tasse Thee einladen. Der Römer sagte in demselben Sinne: aquam praebere (Horaz, Sat. I, 4, 87), der Grieche: ὕδωρ παρέχειν, als ob das Wasser, das teils kalt, teils warm bei Gastmählern gereicht wurde, die Hauptsache wäre.

437. Zu gutem (in schlechtem) Geruche stehen.

Das Wort Geruch hat eigentlich nichts zu thun mit Gerücht; Gerücht ist nichts als eine niederd. Form für hochd. Gerüft und gehört zu rufen; (vgl. niederd. achter mit hochd. after, Lachter mit Klafter u. v. a.); Geruch dagegen gehört zu riechen und wird nur übertragen in einem ähnlichen Sinne gebraucht wie Gerücht. Vgl. 2 Mos. 5, 21: „Daß ihr unsern Geruch habt stinken gemacht für Pharao." Häufig gebrauchen wir das Bild in der Wendung: im Geruche der Heiligkeit stehen. Noch rein sinnlich zu verstehen und doch nicht wörtlich gemeint in Schillers „Don Karlos" V, 4: „Dein Geruch ist Mord."

438. Gesagt, gethan.

Von der raschen Ausführung eines Gedankens, eines Befehls. Ebenso lat.: dictum ac factum; dictum, factum. Terenz, Andria 2, 3, 7; Heautont. 5, 1, 31; vgl. hierzu das häufige sprichwörtliche: dicto citius.

439. Ins Geschirr gehen; sich ins Geschirr legen.

S. v. w. angestrengt (im eigentlichsten Sinne: angestränt) thätig sein; von dem mit voller Kraft anziehenden Wagenpferd hergenommen.

440. Es hat geschnappt.

S. v. w. es ist glücklich gelungen. Wer eine schwierige, kitzliche Sache vorgehabt hat, z. B. eine Unterredung, durch die viel erreicht werden sollte, den fragt man, wenn es vorbei ist: Nun, hat's geschnappt? Offenbar wird dabei an ein Schloß gedacht, das zu schließen oder zu öffnen Mühe gemacht hat.

Aber auch in anderm Sinne: es ist aus, es wird aufgehört! Hier denkt man wohl an die aushebende Schlaguhr. Oder an die gesprungene Saite? In einem sogenannten Theatrum mundi von 1657, einem Jahresbericht der jüngsten Weltgeschichte in Versen, wo die größten Herren zu Worte kommen, klagt der König von Polen, daß das Glück ihn verlassen habe:

Dann bei Warsau in dem Streite,
So drei ganzer Täg gewährt,
Schnappt der Fidel ab die Saite,
Heißt: Valet, nach Haus gekehrt.

441. Viel Geschrei und wenig Wolle.[1]

S. v. w. Aufhebens um einer unbedeutenden Sache willen. Ursprünglich von der Schafschur; dann scherzhaft von dem Scheren eines Schweines (durch den Teufel) gesagt. Schon in den Kolmarer Meistersingerliedern (14, 26) Geschreies vil und lützel wolle gap ein su. Und noch heute sagt man in Niederdeutschland: „Veel Geschree un wenig Wull — sä de Düwel, do scheer he en Swin." Vgl. Syll. 45: „Asini caput ne laves nitro. Es ist nicht recht, daß man die Hunde mit den Bratwürsten werffe, dieweil man Bengel hat. Es ist nicht not, daß man die saw schiert, man pflückt oder senget sie doch wol."

Natürlich giebt es auch hier ein Geschichtchen, das die Veranlassung zu der Redensart gegeben haben soll. Der Teufel ging einst damit um, von einer Herde ein Schaf zu stehlen. Da es ihm aber wegen der Wachsamkeit der Menschen nicht gelang, so begnügte er sich mit einer Ziege und floh mit dieser auf einen Berg, um sie zu scheren. Als ihm auch

[1] Auch in der Form: „Viel Geschrei und doch kein Ei!" Ähnlich im Sprichwort: Hennen, die viel gackern, legen wenig Eier

hierhin eine tobende Volksmenge nachdrängte, die ihm seinen Fang abjagen wollte, ließ er die Ziege fahren mit den Worten: „Viel Geschrei und wenig Wolle!“ und erhob sich in die Lüfte.

442. Grobes Geschütz anfahren.

S. v. w. einem Gegner mit groben Worten entgegentreten. Aus dem Kriegsleben: wo der Feind so feststeht, daß ihn bloße Gewehrsalven nicht vertreiben, läßt der Feldherr grobes, d. i. großes, schweres Geschütz anfahren, um die Reihen des Gegners zu zerschmettern.

443. Gesetzel.

Man sagt: sein Gesetzel abkriegen oder dazu geben, sein Gesetzel heulen, lügen u. s. w., alles in dem Sinne von sein Teil, sein Stückchen. Diese Ausdrücke erklären sich daher, daß Gesetz früher auch Strophe eines Liedes bedeutete. Bei einem Rundgesang sang jeder sein Gesetz und der Chorus zu jeder Strophe den Kehrreim. „Sein Gesetz“ bekam so die Bedeutung von: seinen Anteil. In Fischarts „Gargantua“: „er hab dann vor ein gesetzlin gepfiffen“. Simpl. I, 221: „Das zweite Gesetzel der Tagweis.“ Lessing in den „Juden“ 19: „Nicht wahr, Sie lögen selber ein Gesetzchen?“

444. Ins Gesicht schlagen.

Bedeutet auch übertragen: widersprechen, z. B. das schlägt allen Regeln des Anstands ins Gesicht. Bei Luther dafür oft: in die Backen hauen.

445. Gestiefelt und gespornt.

Auch substantivisch: mit Stiefeln und Sporen, d. h. vollständig angekleidet, eigentlich vollständig gerüstet oder gewappnet. Hergenommen von dem Ritter, dem Bilde gerüsteter Mannhaftigkeit, wenn er bereit ist, das Roß zu besteigen. — „Kämen die erben binnen 30 jahren zu lande und wolten dem gute folgen und das gesinnen, so soll der abt ihnen das gut wieder zukommen lassen; doch wenn einer zu pferde (heim) kompt, soll er bei den herrn reiten in stiefeln und sporn und das gut gesinnen.“ Berkhofer Hofrecht (a. 1566). Grimm, Rechtsaltertümer, S. 99.

446. Gestriegelt und gebügelt.

Ursprünglich vom Pferde, dann auf einen geputzten Menschen angewendet; besonders von jemand, der sein Haar stark pomadisiert hat; auch: geschniegelt und gebügelt. Vgl. lat.: juvenes barba et coma nitidi, de capsula toti, ganz wie aus dem Schmuckkästchen, Seneca, Phil. epist. 115, 2.

447. Gevatter stehen

wird in der Studentensprache von verpfändeten und versetzten Sachen gesagt. Denn so wie die Gevattern Bürgschaft leisten, daß der Täufling als Mensch und Christ seine Pflicht thun werde, so giebt auch die verpfändete Sache Sicherheit, daß der Schuldner seine Verbindlichkeit erfüllen werde.[1] Schon bei Günther:

Der Stiefel lauft schon von den Füßen,
und muß nun zu Gevattern stehn.

448. Gewicht auf etwas legen.

Eigentlich etwas beschweren, schwerer machen, wobei ursprünglich das Bild der Wage vorgeschwebt haben wird: man legt Gewicht auf eine Aussage, auf einen Grund, wie auf einen Wertgegenstand in der einen Schale der Wage, damit diese Schale sinke, damit das Zünglein nach dieser Seite ausschlage. Ebenso: Nachdruck auf etwas legen.

449. Weder Gicks noch Gacks wissen.

S. v. w. ganz unerfahren sein; eigentlich: dümmer sein als eine Gans, denn gicks und gacks macht die Sprache der Gänse aus. Früher sagte man auch oft: „er kann weder gatzen[2] noch Eier legen". Geradezu in der Bedeutung „so gut wie nichts" ist gicks und gacks bezeugt Syll. 210: „Scarabaei umbrae. Die Schatten eines Goldkäfers. Gückes Gäckes." Vgl. Murners „Schelmenzunft" XXXVII, 7 fg.:

Wen wir kriechent vnd sindt alt,
vnd ist vns lyb vnd blut erkalt,
Vnd mügent weder guck noch gack.

[1] Vgl.: Seine Uhr ist ein Waisenkind geworden, d. h. sie ist im Leihamt und wird von andern aufgezogen.

[2] gatzen für älteres gagezen, wie blitzen aus blikezen, d. h. heftig blicken.

450. Dran glauben müssen.

Der hat nun auch dran glauben müssen — so sagt man, wenn einer eine schmerzliche Erfahrung gemacht hat, eine große Einbuße erlitten hat, auch wohl, wenn er gestorben ist. Die Worte sind ursprünglich durchaus religiös gemeint; zu ergänzen ist etwa: daß es einen stärkern Herrn giebt. Vgl. auch beten lernen, zu Kreuze kriechen; in einem Volkslied auf den Sieg Montecuculis über die Türken bei St. Gotthard (1664, Ditf. S. 33) die an den Türken gerichteten Worte: Lernest bei St. Gotthard beten.

451. Gleiches mit Gleichem vergelten,

der Grundgedanke des jus talionis, des Wiedervergeltungsrechts, des Auge um Auge, Zahn um Zahn, wie es aus dem mosaischen Gesetz (2 Mos. 21, 24) bekannt ist, ist ein allgemeiner Rechtsgrundsatz, der Menschheit, kann man sagen, angeboren. Erst bei Völkern ganz hoher Kultur pflegt er überwunden zu werden: erst Sokrates hat die Griechen, erst Christus die Juden gelehrt, wie ein höheres, edleres sittliches Gefühl vergilt. Unsre ältesten deutschen Volksrechte wenden den Grundsatz zuweilen an, auch für die Römer hat er gegolten, vgl. par pari respondere, referre, Plautus, Merc. 3, 4, 44; Truc. 5, 47 u. s. w.

Ein derber Ausdruck für dieselbe Sache ist: Wurst wider Wurst (Nr. 1252). So schon in einem Volkslied aus dem Dreißigjährigen Kriege:

Gleich wie wir sie vor kauzten,
Wann sie uns jetzt auch dauzten,
Das wäre Wurst um Wurst.

452. Gleiche Brüder, gleiche Kappen.

S. v. w. gleiche Rechte und gleiche Pflichten gehören sich für Personen desselben Standes, derselben Gattung. Die Redensart ist hergenommen von den Mönchen: in jedem Mönchsorden haben alle Brüder dieselbe Tracht.

453. Etwas ins Gleis bringen.

S. v. w. in Ordnung bringen, in seinen alten, gleichmäßigen Gang bringen; zunächst von einem entgleisten Wagen gesagt.

454. Die große Glocke läuten.

S. v. w. sich mit einer Angelegenheit unmittelbar an den wenden, der die entscheidende Stimme darüber abzugeben hat. Die Redensart erklärt sich aus dem Umstande, daß an den Sonn- und Feiertagen, wo der Bischof, der Abt oder der Prior in der Kirche, der Abtei oder im Kloster das Amt hat, die größte Glocke beim Beginn des Gottesdienstes geläutet wird.

455. Etwas an die große Glocke hängen.

S. v. w. etwas ausposaunen, in aller Leute Mund bringen, namentlich Privatsachen, die nicht vor die Öffentlichkeit gehören. Bei M. Claudius, Ein silbern ABC, heißt es:

Häng an die große Glocke nicht,
Was jemand im Vertrauen spricht.

Man vermutet, daß die Redensart aus dem alten Rechtsleben stamme, wo die Glocke allerdings eine Rolle gespielt hat. Daß es freilich üblich gewesen sei, Klagezettel oder dergleichen an eine Glocke zu hängen, ist nirgends überliefert. Das einzige alte Zeugnis, das hierher schlägt, ist ein Verbot Karls des Großen gegen eine Gewohnheit seiner Zeit, Zettel (perticae) an den Glockenstangen propter grandinem aufzuhängen. Aber das erlaubt keinen sichern Schluß auf die Herkunft unsrer Redensart.

In alter Zeit heißt es gewöhnlich: an die große Glocke laufen. Mit diesen Worten ist z. B. das zweite Kapitel von Murners „Mühle von Schwindelsheim" überschrieben; darin heißt es dann V. 249:

Lauff hin, stürm an die gröste glocken,
Das wir domit znosamen locken
Allen guoten lieben gsellen.

Das Zeitwort hängen in der Redensart scheint jünger zu sein. An der Glocke oder richtiger in der Glocke hängt ja nur der Klöppel. Vielleicht wäre also die Redensart so aufzufassen, daß das, was die Glocke laut verkündet, gleichsam mit dem Klöppel an die Glocke gehängt ist?

456. Die Glocke ist gegossen.

S. v. w. die Sache ist abgemacht, eine schwierige Aufgabe ist glücklich gelöst. Im „Froschmäuseler": „endlich ward nach vielem Gezenk die Glock von allen so gegossen." Zusammen mit gleichbedeutenden Redensarten in einem Spottgedicht von Burkhard Waldis auf den Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig V. 390 fg.:

Ich halts, die glock sei schon gegossen,
Die axt ist scharpff vnd wol gewetzt,
Dem bawm schon an die wurtzeln gsetzt,
Der knüttel drawt den bösen hunden,
Vnd ist der besem greyt (bereits) gebunden.

Das Gelingen eines Glockengusses war ein solches Ereignis, daß zuweilen ein Tedeum dafür gesungen wurde. Daher meint in einem Volkslied aus dem Dreißigjährigen Kriege der Stier von Uri von einem, der zu früh triumphiert:

Ist schon „Gottlob" bestellt,
Zuletzt der Guß noch fehlt.

457. Glossen machen.

S. v. w. Bemerkungen, gewöhnlich tadelnde oder spöttische, zu etwas machen. „Der muß wieder seine Glossen machen" sagt man von einem, der wie gewöhnlich so auch diesmal etwas zu nörgeln, etwas auszusetzen hat. Glosse bedeutet Erklärung oder Erläuterung, Randglossen sind eigentlich erläuternde Bemerkungen, wie sie früher zum Text eines Buches mit kleiner Schrift an den Rand gedruckt wurden.

458. Das Gnadenbrot erhalten.

Eigentlich von Menschen und Tieren gesagt, die im Alter für früher geleistete Dienste aus Gnaden erhalten werden. Schiller sagt: „Mich unter den Hofschranzen stehen lassen, stundenlang, als wär' ich da, um Gnadenbrot zu betteln."

459. Seine Worte auf die Goldwage legen.

Auf der Goldwage werden die Goldmünzen aufs genaueste abgewogen; wer seine Worte auf die Goldwage legt d. h. die verschiedenen Möglichkeiten, sich auszudrücken, genau

gegeneinander abwägt, ermißt ihren Sinn bis aufs Haar und will sie dann auch in diesem peinlich abgemessenen Sinne verstanden wissen. Das Bild findet sich schon bei Sirach 21, 27: „Die Weisen wägen ihre Worte mit der Goldwage", und 28, 29: „Du wägest dein Gold und Silber ein; warum wägest du nicht auch deine Worte auf der Goldwage?" Umgekehrt sagt von sich, wer in seinen Worten nicht wählerisch ist, wer derb und geradezu spricht: Ich kann die Worte nicht erst auf die Goldwage legen. Vgl. Lehm. 953 (Zweiffel 27): „Mancher wigt alles auf der Goldwag, vnd so das Gewicht gleich stehet, so weiß er doch nicht, was er wehlen sol."

460. Den gordischen Knoten lösen.

S. v. w. eine Schwierigkeit, statt sie zu überwinden, gewaltsam beseitigen. Das Bild ist, wenn auch ohne den antiken Namen, häufig in unsrer Dichtung verwendet worden. Vgl. Goethes „Tasso" 412: „Die Knoten vieler Worte löst das Schwert." — Die Redensart bezieht sich auf den künstlichen Jochknoten an dem uralten Wagen der phrygischen Könige in Gordion: wer diesen Knoten löse, sagte man, werde Herr von Asien werden. Alexander der Große durchhieb ihn, oraculi sortem vel illusit vel implevit fügt sein Geschichtschreiber Curtius hinzu. Nach andrer Überlieferung löste er ihn durch Ausziehen des Pflockes wirklich. Arrian 2, 3, 1; Curtius 3, 1, 15.

461. Leben wie der liebe Gott in Frankreich.

Diese Redensart wird gewöhnlich aus der Zeit erklärt, wo der liebe Gott in Frankreich abgesetzt war, aus den ersten Jahren der Republik, wo der Kultus der Vernunft an die Stelle des katholischen Gottesdienstes getreten war. Damals hätte der liebe Gott in Frankreich nichts mehr zu thun, nichts zu sorgen gehabt, und so sei damals (zwischen 1792 und 1794[1]) für einen, der es sich bequem macht, die

[1] Im Mai 1794 ließ Robespierre durch den Konvent wieder festsetzen, daß das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele eine Wahrheit sei. Darauf dichtete Pfeffel die Verse:

Redensart aufgekommen: „Er lebt wie der liebe Gott in Frankreich".

Eine andre Erklärung geht davon aus, daß man von einem, der herrlich und in Freuden lebt, auch sagt: „Er lebt wie ein Gott". „Wie der liebe Gott in Frankreich" sei nur eine Steigerung dieses Ausdrucks und erkläre sich daher, daß es sich nirgends so gut leben lasse wie in dem schönen, reichen, lustigen Frankreich.

462. Um einen Gotteslohn

z. B. arbeiten; d. h. nicht um einen Lohn, wie ihn Gott giebt, sondern den Gott geben soll statt des Menschen, der zunächst lohnen sollte, also indem der Arbeiter belohnt wird mit einem bloßen: „Vergelts Gott!"

463. Die Gottlosen bekommen die Neige.

Ein Scherzwort, das oft angewendet wird, wenn man beim Verteilen eines Getränkes auf dem Boden des Gefäßes anlangt; vgl. dazu das gereimte Gegenstück:

An die Frommen
Soll die Neige kommen.

Das Wort ist biblischen Ursprungs: Ps. 75, 9 heißt es: „Denn der Herr hat einen Becher in der Hand, und mit starkem Wein voll eingeschenket, und schenket aus demselben; aber die Gottlosen müssen alle trinken, und die Hefen aussaufen." Gottes Gaben erscheinen im Alten Testament oft unter dem Bilde eines Trunkes. Ps. 60, 5: „Du hast uns einen Trunk gegeben, daß wir taumelten." Jes. 51, 17: „Wache auf, stehe auf, Jerusalem, die du von der Hand des Herrn den Kelch seines Grimmes getrunken hast; die Hefen des Taumelkelchs hast du ausgetrunken, und die Tropfen geleckt"; vgl. auch Kap. 51, 22; Jer. 8, 14. Kap. 25, 15 reicht der Herr dem Jeremias den „Becher Weins voll Zorn" zum Ausschenken an alle Völker.

Darfst, lieber Gott, nun wieder sein,
So will's der Schach der Franken.
Laß flugs durch ein Paar Engelein
Dich schön bei ihm bedanken.

464. Noch nicht über dem Graben sein.

S. v. w. noch nicht am Ziele sein, noch nicht gewonnenes Spiel haben. Man gebraucht die Redensart, um einen vor allzu kühnen Hoffnungen zu warnen, solange es noch Schweres zu bewältigen giebt.

465. Etwas cum grano salis verstehen.

Wörtlich: mit einem Salzkorn, übertragen s. v. w. mit ein wenig Verstand oder Überlegung (vgl. Salz); von Aussagen, die nicht plump und äußerlich ihrem Wortlaut nach zu nehmen sind, sondern bei denen abzuziehen oder hinzuzuthun ist, was die Vernunft, der gesunde Menschenverstand erfordert. Stammt aus dem Lateinischen; bei Plinius (Nat. hist. 23, 8) in der Form: addito salis grano.

466. Das Gras wachsen hören.

S. v. w. überklug sein. Bebel Nr. 85: Ille audit gramina crescere; dicitur in eos, qui sibi prudentissimi videntur. Tappe Nr. 34: „Scit quomodo Jupiter duxerit Junonem Er hört auch das graß wachsen." Seb. Franck I, 78: „Er hört die flöh huosten, das graß wachsen." Ritzius, Florilegium Adagiorum (Basel 1728), S. 614: „Surgentem audit avenam. Er hört das Gras wachsen, den Klee besonders." In Bürgers Gedicht „Der Kaiser und der Abt":

Man rühmet, ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

Andre Ausdrücke, um Überklugheit zu verspotten, sind: die Spinnen weben hören, den Mücken zur Ader lassen können; in Siebenbürgen sagt man: E hirt de kripes (Krebse) nesen, ein Spintisierer heißt dann dort kurz: e kripesnéser. Vgl. Lehm. 914 (Witz 11): „Witz ist nicht blind vnd sihet doch nicht: ist nicht blind vnd auch nicht sehend, hörts Gras wachsen, die Flöh hupffen, die Mücken an der Wand niesen."

Von Heimdallr, dem treuen Wächter des Himmels, erzählt die Edda, daß ihm alles, was ist, offenbar werde; denn er bedarf weniger Schlaf als ein Vogel, bei Tag und Nacht sieht er hundert Rasten (d. i. Tagereisen) weit, er

hört das Gras auf der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen.

467. Darüber ist Gras gewachsen.

So sagt man bildlich von einer längst vergessenen bösen Geschichte oder von einem alten Zank, der längst aus dem Gedächtnis gelöscht ist. Solche Sachen „begräbt" man, läßt man ruhen, und schließlich „wächst Gras darüber", sodaß keine Spur mehr davon zu finden ist. Eine etwas andre Vorstellung liegt der Redensart zu Grunde Lehm. 905 (Widerwertig 14): „Wer grosse Stümpff wil außwurtzeln, der verderbt das Geschirr, vnd thut sich selbsten wehe, es ist besser, man läßt das Gras darüber wachsen."

468. Ins Gras beißen.

S. v. w. sterben; ähnlich heißt im Französischen mordre la poussière s. v. w. im Kampfe fallen. Beide Redensarten werden aus der Thatsache erklärt, daß tödlich verwundete und zu Boden gestürzte Krieger häufig im letzten Todeskampfe Sand, Erde oder Gras mit dem Munde erfassen, um die heftigen Schmerzen in den letzten Augenblicken zu verbeißen. Das haben schon die Alten beobachtet und verwertet. So ruft z. B. Agamemnon (Ilias II, 416—418) den Zeus an, die Sonne nicht sinken zu lassen,

Eh ich vor Hektors Brust ringsher zerrissen den Panzer
Mit eindringendem Erz, und häufig um ihn die Genossen,
Vorwärts liegend im Staube, geknirscht mit den Zähnen das Erdreich!

Ebenda XI, 747 fg. spricht Nestor:

Und zween Kriegsmänner um jeden knirschten den Staub mit den Zähnen, von meiner Lanze gebändigt.

Vgl. Virgil, Aen. XI, 118: Procubuit moriens et humum semel ore momordit, und Ovid, Met. IX, 60:

. . . Tum denique tellus
Pressa genu nostro est, et arenas ore momordi.

Weigand (Wörterbuch der deutschen Synonymen I, 20) hat diese Erklärung zu Gunsten einer andern verwerfen wollen. In der mittelhochd. Litteratur wird oft erzählt, daß ein

Ritter an (in) daz gras erbeizt, d. h. vom Pferde ins Gras absteigt; eigentlich ist erbeizen s. v. w. bizen machen, nämlich das Pferd. (Ähnlich heißt es bei unsrer Kavallerie: „wir füttern", wenn eine kurze Rast für Mensch und Tier gehalten wird.) Der Ausdruck wird dann ironisch gebraucht, z. B.: da erbeizte manic man von den rossen nider in daz gras, weil sie nämlich verwundet worden waren, mußten sie absteigen. Schließlich seien die Worte gradezu in dem Sinne gebraucht worden: im Kampfe fallen. Die gewöhnliche Erklärung wird aber wohl die richtige sein.

469. Die Grazien haben nicht an seiner Wiege gestanden.

S. v. w. sie haben ihm nicht die Eigenschaften als Patengeschenk verliehen, wodurch sie sich selbst auszeichnen, nämlich Anmut, Lieblichkeit und Liebreiz. Gewöhnlich gebraucht man die Redensart nicht nur, um diesen Mangel angenehmer Gaben auszudrücken, sondern gradezu um einen häßlichen oder groben, unhöflichen Menschen zu bezeichnen. Tasso zur Prinzessin (II, 1):

Doch, haben alle Götter sich versammelt,
Geschenke seiner Wiege darzubringen?
Die Grazien sind leider ausgeblieben.
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn.

470. Grillen fangen.

S. v. w. grübeln, launisch, eigensinnig seinen Gedanken nachhängen. Schon bei Fischart: spitzfindige fremde Grillen. Die Grille (eine kleine Heuschrecke) ist hier nur eine Vertreterin eines großen Schwarmes von kleinen, beweglichen Tieren, die einem wie die Gedanken durch den Kopf schwirren. Solche kleine Gesellschaft hat man oben im Dachstübchen, dagegen den Narren, den Affen im Leibe.

Eins der ältesten Zeugnisse für diesen Sprachgebrauch bringt die Zimmerische Chronik (I, 130) aus der Ursperger (um 1220): Marchiam quoque Anconae et principatum Ravennae Conrado de Lützelhardt contulit, quem Italici Muscam-in-cerebro nominant eo, quod plerumque quasi demens videretur. Vgl. Zimmerische

Chronik III, 168: „so im dann die dauben ußgeflogen.“[1] Lehm. 442 (Kopff 31): „Wer Mäuß im Kopff hat, dem muß man ein Katz drein setzen, wer Tauben hat, dem muß man sie abfangen, wer Mücken hat, dem muß man mit Mückenpulver verhelffen: aber Narren wollen sie stracks mit Schwerten und Degen vertreiben.“ Haller warnt:

Und wer aus steifem Sinn, mit Schwermuht wohl bewehret,
Sein forschend Denken ganz in diese Tiefen kehret,
Kriegt oft vor wahres Licht und immer helle Luft
Nur Würmer in den Kopf und Dolchen in die Bruft.

In Ifflands „Jägern“ III, 8 sagt die Wirtin von Anton: „Es ist ein junges Blut, und wenn denen die Ratte durch den Kopf läuft —.“ Auch Mücken (oberd. Mucken), Raupen, Hummeln kann man im Kopfe haben. Der Pariser sagt: avoir une araignée dans le plafond.

Grillen fangen ist nicht anders zu verstehen, als: nach Einfällen haschen, hat aber vor diesem den Vorzug der deutlichern Bildlichkeit. In Wielands „Idris“ 1, 66: „Die Stirn in Falten ziehn und magre Grillen haschen“; Lessing schreibt: „Ich habe über dieses Gedicht einige Grillen gefangen.“

471. Etwas im Griffe haben.

Auch mit dem Zusatz: wie der Bettelmann die Laus, s. v. w. etwas unbewußt aus Gewohnheit richtig machen, wie der Handwerker so und so viele Handbewegungen und Griffe bei seiner Arbeit tausendmal des Tages unbewußt richtig ausführt, die ein andrer bewundert.

472. Jemand eine Grube graben.

S. v. w. ihm eine Falle stellen, ihn in Schaden zu bringen suchen. Dazu das Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Aus der Bibel volkstümlich geworden, vgl. Spr. Sal. 26, 27: „Wer eine Grube macht, der wird darein fallen.“ Ps. 7, 16: „Er hat eine Grube gegraben und ausgeführt, und ist in die Grube ge-

[1] Noch heute in Niederdeutschland: sik bunde vügel (hoffärtige Gedanken) in den kopp setten.

fallen, die er gemacht hat." Vgl. Pf. 35, 7; 9, 16. Doch schon um 1200 im Volksmunde, z. B. beim Spervogel:

vil dicke er selbe drinne lit,
der dem andern grebt die gruoben.

Auf einer Denkmünze von 1612, die auf die Entdeckung einer von den Bürgermeistern Canter und von Helsdingen angestifteten Verschwörung in der Provinz Utrecht geschlagen wurde, befindet sich vorn das Bild zweier Grabenden (1610) mit der Umschrift: Foveam foderunt, auf der Kehrseite sieht man beide Männer rückwärts in die Grube hineingefallen und die Umschrift (1611): In eam inciderunt.

473. Jemand nicht grün sein.

S. v. w. ihm nicht gewogen sein. Grün, als die Hauptfarbe des Lebens in der Natur, war in alter Zeit die Farbe der Freude, des Angenehmen; daher die Redensart. Schon in dem mittelhochdeutschen Passional (V. 67571) heißt es von der heiligen Katharina:

sus gienc die edele gotes dirn
so hin uf den palas
da die samenunge was
gegen ir vil ungrune.

Auch die grüne Seite (komm an meine grüne Seite!) ist wohl daher zu erklären.

Grün ist aber auch die Farbe des unreifen Obstes: daher Ausdrücke wie grüne Freundschaft, grüner Junge, Grünschnabel (statt Gelbschnabel). Endlich ist Grün auch wegen seines Überwiegens in der Natur die Farbe des Gewöhnlichen, Gemeinen; daher das Sprichwort: Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen, d. h. wer sich wegwirft, gar zu bescheiden ist, der wird schlecht behandelt.

474. Auf keinen grünen Zweig kommen.

S. v. w. kein Glück haben, nichts vor sich bringen. In Goethes „Sprüchen": „Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel Bürger." Schon in Brants „Narrenschiff" 83, 8, 9:

Erberkeyt muß verr hynden stan
Und kumbt gar kum vff grünen zwig.

Man hat die Redensart aus der symbolischen Sprache des alten deutschen Rechts erklärt. Dort bedeutet: den dürren Baum reiten s. v. w. als Verbrecher hängen; oft wurde das Urteil gefällt in der Form: „Man soll ihn an den dürren Baum henken, denn er ist des grünen nicht wert.“ „Den dürren Baum reiten“ decke sich logisch vollkommen mit der Redensart: auf keinem grünen Zweig sein, die ursprüngliche Bedeutung habe sich allmählich gemildert.[1] Aber gegen diese Erklärung spricht vor allen Dingen, daß sich der ursprünglich positive Sinn in einen negativen gewandelt haben müßte. Denn nach unserm Sprachgefühl ist das Vergebliche des Trachtens das Wesentliche, nicht das Erreichen eines bösen Ziels. Neidhart von Reuenthal besingt einmal die Ankunft des Frühlings:

Der walt hat siner grise gar vergezzen:
der meie ist uf ein grüenez zwi gesezzen
er hat gewunnen loubes vil.

Von diesen Versen läßt sich leicht die Brücke zu dem bildlich gebrauchten Ausdruck „grünen“ schlagen; bei Geiler von Kaisersberg heißt es gradezu einmal: „Sie mögent niemer begrünen oder vff grienen zweig komen“ und ganz in demselben Sinne Simpl. IV, 22: „Nach diesem bedachte ich, was ich thun und wie ich meine Händel anstellen wolte, damit ich wieder recht grün würde.“ Also wohl rein als Sinnbild des kräftig Gedeihenden ist der grüne Zweig aufzufassen. „Kommen auf“ ist dabei ebenso wenig wörtlich zu verstehen wie in den Redensarten: auf die Neige kommen, mit jemand ins Reine kommen u. s. w.

475. Er hat Grütze im Kopf.

S. v. w. er hat Verstand. Grütze heißen die von den Hülsen, dem Spelt befreiten und dann klein geschnittenen Getreidekörner; bildlich: wer Grütze im Kopfe hat, hat keine

[1] Wer von einem Grundstück Besitz ergriff, erhielt als Symbol einen grünenden Zweig; auch davon hat man die Redensart ableiten wollen.

gehaltlose Spreu darin, sondern den wertvollen Kern. Bei Günther:

Ein Kopf, der von Natur
Mehr Spreu als Grütze führt.

476. Aus einem Gusse sein.

Diese Redensart bezieht sich auf die Metallgießerei, insbesondere auf den Glockenguß, wo die Glockenspeise nicht in Absätzen, in verschiedenen Zwischenräumen, sondern in einem ununterbrochenen Gusse in die Form fließen muß. Übertragen sagen wir von einer Arbeit: sie ist wie aus einem Gusse, wenn sie einen vollkommen einheitlichen Eindruck macht.

H.

477. Es ist kein gutes Haar an ihm.

S. v. w. er taugt ganz und gar nichts. Die Redensart könnte wohl von dem Balg irgend eines Tieres stammen, doch ist Haar wahrscheinlich hier nichts anders, als in all den Ausdrücken, wo es etwas winzig kleines bedeutet: haarklein, haarscharf, sich nicht um ein Haar bessern, kein Haar breit nachgeben, einem nicht ein Härchen krümmen, d. h. ihm nicht das Geringste anthun. Auch haarspaltig und Haarspalterei im Sinne von Kleinigkeitskrämerei gehört in diesen Vorstellungskreis. Burkhard Waldis in dem Spottgedicht „Der Wilde man von Wolfenbüttel" S. 105 fg.:

Eyn glatten Aal beim schwantz kan halten,
Vnd in vier teyl eyn bärlin spalten,
Das graß hört auß der erden wachssen,
Steckt vier reder an eyne achssen u. s. w.

478. Haare lassen.

S. v. w. zu Schaden kommen, im Streite den kürzern ziehen. Von Raufereien entlehnt.[1] Ein Sprichwort sagt:

[1] Beiläufig sei erwähnt, daß wer in ältester deutscher Zeit vor Gericht Haare lassen mußte, dadurch aus dem Stande der Freien herabgewürdigt wurde zum Knecht. Die Gesetze verordneten auf unberufenes Abscheren der Haare schwere Strafen: si quis puerum crinitum sine consilio aut voluntate parentum totonderit

Wo sich der Esel wälzt, da muß er Haare lassen. Vgl. Syll. 200: „Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi. Wan die Herrn einander rauffen wollen, so müssen die bawren die haar darleichen.“ Gesteigert in dem alten Volksliede, das den 1686 besiegten Türken verspottet:

Gleichwohl mit deim großen erschröcklichen Haufen
Mußt Haar und Kopf lassen und spöttlich durch laufen.

479. Er hat Haare auf den Zähnen.

So wird von einem tüchtigen oder grimmigen Kerl gesagt, der sich nichts gefallen läßt, der sein Recht verteidigt. Es ist eine Weiterbildung der Ausdrücke: Haare haben, ein haariger Kerl sein, d. h. sich der vollen Männlichkeit erfreuen. Die Redensart darf also nicht so verstanden werden, wie etwa der studentische Ausdruck Rauhbein, sondern bedeutet nur: mit voller Kraft zubeißen können. Früher war gebräuchlich: Haare auf der Zunge haben; so in Sebastian Francks „Weltbuch“: „Es ist kein pfaff frumb, er hab dann haar auf der zungen.“ Noch in Schillers „Räubern“ (II, 1) redet Franz den Bastard Hermann an: „Du bist ein entschlossener Kerl — Soldatenherz — Haar auf der Zunge!“ Vgl. frz.:

Renard qui dort la matinée
N'a pas la langue emplumée.

Von den beiden Deutungen, mit den Haaren sei der Bart über den Zähnen gemeint, oder die Redensart stamme

(Lex Sal. 28, 2), so wird er mit 72 Solidi gebüßt. Für ein Verbrechen geschoren zu werden, war eine entehrende Strafe. Umgekehrt durfte man Knechten das Haar nicht wachsen lassen, damit sie auch wie Knechte aussahen. Vgl. Grimms „Rechtsaltertümer“, S. 284. In der Kaiserchronik heißt es von einem Bauer:

an dem sunnentage soll er ze kirchen gan,
den gart (eine Gerte) in der hant tragen;
wirt daz swert bi im vunden
man sol in vüeren gebunden
zuo dem kirhzune,
da habe man den geburen
und slahe im hut und har abe;
und ob er viantseaft trage
so were er sich mit der gabeln.

von Raubtieren, die sich das am Felle gepackte erbeutete Tier nicht wieder wollen entreißen lassen, ist eine so verkehrt wie die andre.

480. Es hängt an einem Haar.

S. v. w. es kommt auf den kleinsten Zufall an, die Entscheidung hängt von dem kleinsten Umstande ab. Vgl. Damoklesschwert.

481. Darüber lasse ich mir kein graues Haar wachsen.

S. v. w. darüber gräme ich mich nicht. Namenlose Sammlung (Seb. Francks a. 1532) Nr. 90: „Laß dir keyn graw har darumb wachsen." Vgl. Agricola Nr. 163. Seb. Franck erklärt: „Wer viel sorget, der wird leichtlich grau. Es geschieht aber das Grauen aus dreierlei Ursach, als: die aus Weisheit sorgen, die grauen auf dem Haupt; die um die Nahrung und zeitlich Gut sorgen, die grauen am Bart; die aber für andre Leut sorgen, die . . . Die mag man mit diesem Sprichwort warnen, daß sie ihnen kein grau Haar darum sollen wachsen lassen." — Das vorzeitige und plötzliche Ergrauen der Haare weist also auf Sorge und Kummer zurück; es ist beobachtet worden, daß unter solchen Umständen das Haar in kürzester Frist ergraut. So erzählt man von Marie Antoinette, daß sie in der Nacht, nachdem ihr das Todesurteil verlesen worden war, graue Haare bekommen habe. Die Haare Ludwig Sforzas, des Gegners Ludwigs XII. von Frankreich, ergrauten in der Nacht nach dem Tage, an dem er den Franzosen in die Hände fiel. Ein Herr von Andelot fand seinen Bart und eine Augenbraue da, wo der Druck seiner Hand hingewirkt hatte, ergraut, nachdem er, den Kopf auf seine Hand gestützt, das Todesurteil seines Bruders, eines Schicksalsgenossen der Grafen Egmont und Hoorn, vernommen hatte.

482. Die Haare steigen mir zu Berge.

Bezeichnet den höchsten Grad gewisser Erregungen, z. B. Schauder, Entsetzen, Furcht. In der That hat man bei großem Grausen ein Gefühl, als ob einem die Haare emporstiegen (daher: haarsträubend), während der Atem angehalten

wird und der Mund sich unwillkürlich öffnet. Schon bei Virgil:

Obstupui, steteruntque comae, vox faucibus haesit.

483. Ein Haar in etwas finden.

S. v. w. durch eine unangenehme Entdeckung von etwas abgeschreckt werden. „Soldaten, die ein Grauen haben vor dem Streit, als hätten sie einmal ein Haar darin gefunden, verdienen nichts.“ Abraham a Sancta Clara, Etwas für Alle, III. — Die Redensart soll ihren Ursprung einer Unsitte der Tuch- und Wollenwebereien des Mittelalters verdanken. Diese hatten seit dem Ende des 12. und 13. Jahrhs. besonders infolge der Einwanderung von Bläminger in vielen deutschen Städten einen großen Aufschwung genommen. Dadurch stellte sich bald ein Mangel an Material, d. h. an Wolle, ein, sodaß man auf den Gedanken kam, Haare, besonders Hundehaare, unter die Wolle zu mischen. Vgl. Bebel Nr. 586: Pilos lanae intermiscere: est fraudem committere. Seb. Franck 1, 27: „Har vnder woll schlagen.“ — Luther in den „Tischreden“: „Allerley Hundhaare mit hineinhacken.“

Jedermann kennt aber auch das unangenehme Gefühl, das einen überkommt, wenn man ein Haar in der Speise, im Brot, in der Suppe findet. Jedenfalls hat diese noch jetzt lebendige Vorstellung Einfluß auf die Redensart in unserm Sprachgefühl, vielleicht liegt sie ihr überhaupt zu Grunde. Vgl. Simpl. IV, 234: „Weil er auch in einem Ey ein Haar finden könnte, so solte er sagen, was dieser Tafel mangle.“ Auch frz. trouver un cheveu à qch., il y a un cheveu, die Sache hat einen Haken; voilà le cheveu, da liegt der Hase im Pfeffer; trouver des cheveux à tout, an allem zu mäkeln haben.

484. Etwas an den Haaren herbeiziehen.

S. v. w. mit Gewalt herbeiziehen, was nicht zur Sache gehört. Wenn ein Redner absonderliche, weit abliegende Beispiele einflicht, sagt man: er zieht seine Beispiele an den Haaren herbei. Syll. 63: „Capillis trahere. Bey oder mit den Haren herzuziehen.“

In älterer Zeit ist merkwürdigerweise nur bezeugt:

an einem Härlein, d. h. leicht heranziehen. Sebastian Franck 1, 84: „Man mag den willigen leicht winken. Mit eim härlin zöh man jn darzu.“ Tunnicius Nr. 748: „Der willige ys lychtelick te trecken.“ Mit der Übersetzung: Ultroneus nutu trahitur soloque capillo. Bebel Nr. 289: Uno crine trahitur voluntarius. Lehm. 907 (Will 16): „Wer willig ist, den kan man leicht erbitten, mit eynem Härlein herbey ziehen.“

485. Einen Haarbeutel haben.

Die wunderliche Mode, Perücken mit einem Haarbeutel zu tragen, ist unter Ludwig XIV. in Frankreich aufgekommen. Diese Haarbeutel waren aus schwarzem Taffet, platt und mit Watte oder Werg ausgearbeitet, unten breiter als oben und mit Schleifen besetzt. Sie dienten anfangs dazu, das hintere Haupthaar der Herren aufzunehmen. Bildlich bedeutet einen Haarbeutel haben s. v. w. einen leichten Rausch haben, eine Redensart, die zwar ihre Entstehung einem Major der alliierten Armee im Siebenjährigen Kriege verdanken soll, weil er im Rausche einmal einen Haarbeutel statt des Zopfes einband, in Wahrheit aber ein Scherzwort sein wird, das keines historischen Anlasses bedarf. (Auch Zopf wird für Rausch gebraucht.) Von Hebel stammt das Rätsel:

Ratet, lieber Leser, was hab' ich im Sinn?
Einer hat's am Kopfe, ein andrer hat's darin.

486. Der Hafer sticht ihn.

S. v. w. das gute Leben macht ihn übermütig. Die Redensart stammt vom Pferde. Wird ein Pferd gut genährt und hat es wenig zu verrichten, dann wird es bei der geringen Arbeit mutwillig, oft unbändig, schlägt aus, zerreißt die Stränge und geht durch.[1] Man sagt dann: das Pferd sticht der Hafer.

[1] Das lehrt schon Hugo von Trimberg im „Renner“, V. 4257 fg.:

Swelh pfert die lenge müezzic get
und bi vollem fuoter stet,
daz lecket, scherzet unde bizet.

487. Einem den roten Hahn aufs Dach setzen.

S. v. w. sein Haus in Brand stecken. Bei Schottel: „den roten Hahn zum Gibel ausjagen". Der Hahn kräht in der Frühe und kündet den Tag an; deshalb ist er ein altes Sinnbild des anbrechenden Lichts, der auflodernden Flamme. Besonders der rote Hahn bedeutet das flackernde Feuer. In der altnordischen Göttersage spielt ein roter Hahn eine ganz bestimmte Rolle: er heißt Fjalar und verkündigt mit seinem Krähen das Anbrechen der Götterdämmerung.[1]

Pröhle erzählt in seinen „Deutschen Sagen" S. 238: In der Dominikanergasse zu Würzburg steht ein Haus, das den Namen „Zum roten Hahn" führt. Auf das Dach dieses Hauses wurde von den Leuten des Wilhelm von Grumbach[2] nach dessen Überrumpelung der Stadt Würzburg ein roter Hahn gesetzt und das Haus angezündet. Der rote Hahn krähte und flog von einem Dach zum andern; das Feuer verbreitete sich weiter auf andre Häuser. Nach seiner Wiedererbauung erhielt dieses Haus den Namen „Zum roten Hahn". — In dieser Erzählung gehen ein bildlich und ein wörtlich zu verstehender Bericht nebeneinander her.

488. Wetterwendisch sein wie der Hahn auf dem Turme.

Von einem Menschen gebräuchlich, dessen Gesinnungs- und Handlungsweise jeder entschiedenen Richtung entbehrt, der heute so, morgen so denkt und handelt, auf den man sich daher nicht verlassen kann. Vgl. Syll. 74: „Cothurno versatilior. Unbeständiger als ein zweyfüßiger schuch. Unstäther, denn ein wetterhan."

---

[1] Dieses Wort, jetzt durch Wagners „Nibelungenring" allgemein verbreitet, beruht auf einem Mißverständnis, dem altnord. Worte Ragnarøkkr, d. i. Götterverfinsterung; in Wahrheit bricht Ragnarok, das Göttergeschick, über die Asen herein.

[2] Grumbach wollte, ein zweiter Sickingen, um 1560 die Fürstenaristokratie stürzen. Die wüsten Händel, die er deswegen in Mitteldeutschland gehabt hat, kosteten ihm schließlich das Leben. Der Überfall von Würzburg steht im Anfang seiner berüchtigten Thaten.

489. Es kräht kein Hahn darnach.

S. v. w. niemand bekümmert sich darum, die Sache ist ohne die geringste Wichtigkeit. Darnach ist hier nicht etwa zeitlich gemeint, sondern in übertragenem Sinne; es ist s. v. w. darum, deswegen (vgl. Ankratz). In Schillers „Räubern" I, 2: „Kann man nicht auf den Fall immer ein Pülverchen mit sich führen, das einen so in der Stille über den Acheron fördert, wo kein Hahn darnach kräht!"

Auch stabreimend erweitert: weder Huhn noch Hahn, woraus mißverständlich: weder Hund noch Hahn geworden ist. Zum Hund gehört aber die Katze, daher nun auch (z. B. in Kleists „Hermannsschlacht" III, 3): „Danach wird weder Hund noch Katze krähn." Und schließlich wieder gekürzt: „Da kräht keine Katze nach"; in dieser Form war die Redensart eine Lieblingswendung der Gräfin Voß, der einstigen Oberhofmeisterin am preußischen Hofe.

490. Hahn im Korbe sein.

S. v. w. der am meisten Begünstigte sein. Im Hühnerkorb steckt die ganze Hühnerfamilie beisammen, das beste Stück drin aber ist der Hahn, der pater familias, der einzige Mann.[1] Ein junger Bursche als einziges männliches Wesen in einer Gesellschaft junger Mädchen ist also recht eigentlich Hahn im Korbe.

Früher hieß es auch: der beste Hahn im Korbe; da ist also an ein Beisammenstecken von mehreren Hähnen gedacht, wie es z. B. bezeugt ist im Esopus des Burkhard Waldis 3, 28:

es hat ein bürger etlich han
zusammen in ein korb gethan.

[1] Schrader hat in seinem Buche „Der Bilderschmuck der deutschen Sprache" eine andre Erklärung gegeben. Er bezieht den Ausdruck auf ein Spiel: junge Mädchen, im Kreise um einen in einem Korbe versteckten jungen Hahn versammelt, versuchen bei verbundenen Augen mit einem Stock den Korb zu treffen; welcher das zuerst gelingt, die empfängt den „Hahn im Korbe" und wird binnen Jahresfrist glückliche Braut. — Das Spiel ist aber wohl erst nach der Redensart gemacht.

491. Sie muß den Hahnenklee scheuern.

Wird im Harz (besonders in Andreasberg) von einem jungen Mädchen gesagt, das keinen Bräutigam bekommt. Die Redensart beruht auf folgender Sage, die sich an den romantisch gelegenen Felsen „Hahnenklee" bei Andreasberg knüpft.

Es gingen einst an einem schönen Sonntagnachmittag drei junge Mädchen, sämtlich verlobt, nach einem Orte, der noch jetzt die drei Jungfern heißt. Unterwegs wurden sie aus ihrem traulichen Gespräch über Liebesglück und Ehe plötzlich durch eine furchtbare Schreckgestalt mit glotzenden Augen aufgeschreckt, die mit hohler, wie aus dem Grabe kommender Stimme sprach: „Welche von euch dreien diese Nacht zwischen 11 und 12 Uhr nach dem Hahnenklee kommt und ihn scheuert, die soll bald ihren Bräutigam heiraten." Darauf verschwand sie. Nachdem sich die Mädchen von ihrem Schrecken erholt hatten, gingen sie nach Hause und verabredeten, da alle drei gern heiraten wollten, daß sie zur befohlenen Stunde an einem Platze über Andreasberg zusammentreffen und thun wollten, was Frau Holle — denn sie war es gewesen — gesagt hatte. Der Abend kam heran; weder Mond noch Sterne waren am Himmel zu sehen, und der Eulen schaudererregendes Geschrei drang unheimlich durch die Nacht. Trotzdem machten sich die drei Mädchen still und voll ängstlicher Erregung auf den Weg nach dem Hahnenklee. Aber zwei unter ihnen wurden unterwegs von der Furcht übermannt, daß sie umkehrten. Nur das dritte Mädchen, fromm und gut, langte auf dem Hahnenklee an. Und wie sie eben Hand ans Werk legen wollte, erschien ihr Frau Holle und sagte freundlich: „Du hast Wort gehalten, ich halte auch Wort. Du als die Folgsame sollst belohnt werden. Bald wird dich dein Bräutigam zum Altar führen, aber die andern beiden losen Dirnen sollen nie zum Traualtar gelangen." Damit verschwand sie. Die Wolken teilten sich, und der Mond blickte freundlich durchs Gewölk und begleitete das überglückliche Mädchen nach seiner bescheidenen Wohnung. Die Mädchen nun, die umgekehrt waren, verloren bald

darauf beide ihre Verlobten. Der eine, ein Bergmann, stürzte in den Schacht, der andre, ein Kriegsmann, wurde von einer feindlichen Kugel getroffen. Beide Mädchen beweinten ihre Geliebten viele Jahre und härmten sich schließlich als alte Jungfern zu Tode. Die dritte aber, die muntig ausgeharrt und den Hahnenklee geschenert hatte, bekam bald ihren Bräutigam zum Manne. Bei der Hochzeit erschien abermals, gleich nach dem Hochzeitsmahl, Frau Holle, schaute über den Ofen herüber und reichte dem zunächstsitzenden Gaste für das Brautpaar eine silberne Wiege, die ganz mit blanken Andreasberger Sechsgroschenstücken gefüllt war. Daher sagt man da, wo der Ofen zwei nebeneinander liegende Stuben heizt und so in der Wand steht, daß man darüber wegsehen kann: „Schprach sachte, de Fra Holle horcht." Nach Pröhle, Deutsche Sagen, S. 39.

492. Das Ding hat einen Haken.[1]

Mit diesen Worten weist man auf eine halb versteckte Schwierigkeit hin bei einer Sache, die auf den ersten Blick ganz einfach erscheint: man kann scheinbar glatt daran hingleiten, in Wirklichkeit wird irgend eine Stelle ein Hemmnis bieten. Diese Erklärung ist einfacher als die, das Bild sei von der Angel entlehnt: wie der Fisch wohl den Köder, aber nicht den Angelhaken sehe, so sehe der Mensch gewöhnlich zunächst nur den Reiz des Vorteils bei einer Sache und nicht ihre schädlichen Folgen. Freilich wird diese Erklärung durch eine Stelle aus Fischarts „Gargantua" gestützt: „derhalben muß es ein ander häcklin haben, daran der fisch behang". Im Lateinischen sagt man sprichwörtlich von einer verborgenen Gefahr: vipera est in veprecula. Pompon. ap. Non. p. 231, 13.

493. Er hat ein Häkchen auf mich.

S. v. w. er trägt mir etwas nach, es droht mir noch etwas von ihm, ich werde noch einmal bei ihm hängen bleiben, komme nicht glatt an ihm vorbei. Vgl.: eine Pike auf jemand haben.

[1] Mißverstanden bei Philander von der Linde, gel. Gedichte 81: „jedoch das Ding hat einen Hang".

494. Einem das Hälmlein süß durch den Mund streichen.

S. v. w. ihm schmeicheln, schön thun (und ihn dabei betrügen). Simrock glaubte, die Redensart sei von Kindern oder gar von Vögeln hergenommen, denen man die erste Nahrung an einem Hälmlein reicht. Eiselein leitete sie von einem Kinderspiel ab, wobei man dem Neuling Rispen übers Kreuz zwischen die obern und untern Lippen und Zähne legt, die beim schnellen Herausziehen der Halme im geschlossenen Munde bleiben. Es scheint aber ein Scherz mit einem mit Honig bestrichenen Halm gemeint zu sein, was wahrscheinlich wird aus einer von Heyne aus der Margarita facetiarum von 1508 angezogenen Stelle: calamus factus est, quem trahere tibi nituntur per os, si dumtaxat mel haberent, quo linirentur. Die Absicht zu betrügen, die hinter der Schönthuerei steckt, wird ausgedrückt durch die Flüchtigkeit des erregten Wohlgeschmacks. Vgl. den Holzschnitt zu Kap. 33 von Brants „Narrenschiff": ein Narr sieht durch die Finger, während ihm die Frau das Hälmlein durch den Mund zieht. Ähnlich frz.: passer à quelqu'un la plume par le bec.

495. Es geht über Hals und Kopf.

Auch gekürzt: Hals über Kopf, s. v. w. in toller Hast, eigentlich: sich überschlagend. Vgl. Simpl. II, 273: „daß ich nicht unbehend auf den darbey stehenden Tritt sprang, aber in einem Hui über Hals und Kopf herunter purtzelte".

496. Etwas auf dem Halse (Nacken) haben.

In vielen Ausdrücken ist Hals (Nacken) bildlich als Träger eines Joches, als Träger von Lasten zu verstehen. Z. B. er liegt ihm immer auf dem Halse (Nacken) — einem über den Hals kommen (d. h. ihn unwillkommen überraschen) — bleib mir vom Halse! — sich etwas vom Halse schaffen. Ähnlich: einem den Nacken beugen (das ist eigentlich, wie einen jungen Stier zähmen, ihn unterjochen; seinen Starrsinn brechen) — Nackenschläge bekommen (d. h. sich Unannehmlichkeiten zuziehen).

Auch bei den Alten schon in bildlichem Sinne: in cervicibus esse, Livius, 44, 39 stare in cervicibus alicujus;

regnum in cervices accipere, Livius, 4, 12; legiones in cervicibus alicujus collocare; u. a.

497. In seinen Hals lügen.

S. v. w. sich selbst mit einer Lüge betrügen, z. B. in Rebhuhns „Susanna“:

Gots vrteyl sol dich recht erhaschen,
Dann du in deinen hals thust liegen,
Damit du dich wirst selbst betriegen.

Doch auch nur als Verstärkung des Begriffes lügen: wider besseres Wissen die Unwahrheit sagen. In Lessings „Sinngedichten“ 1, 78: „Das leugst du, Polt, in deinen Hals.“

498. Es geht ihm an den Hals.

S. v. w. er muß büßen, eigentlich: es kostet ihm das Leben. Ähnlich: das bricht ihm den Hals; sich um den Hals reden.

Wie diese Redensarten auf die Todesstrafe durch den Strang gehen, so ist die Redensart: „es wird den Kopf nicht kosten“ ursprünglich auf die Enthauptung zu beziehen.

499. Es hängt einem zum Halse heraus.

S. v. w. man ist einer Sache sehr überdrüssig. Ein rohes Bild, wohl den Tieren abgesehen; es kommt vor, daß sich Tiere so voll fressen, daß sie schließlich nichts mehr hinunterschlingen können und ihnen das letzte Stück in der That zum Halse heraushängt. Wenn sich das Federwild mit Fraß überladen hat und diesen wieder ausspeit, so nennt das der Jäger „das Geäß aushalsen“.

500. Um wieder auf besagten Hammel zu kommen.

So sagt, wer nach einer Abschweifung wieder zu dem zurückkehrt, wovon er eigentlich hat reden wollen. Die Redensart ist eine Nachahmung des frz. revenons à nos moutons (so seit dem 15. Jahrh. bezeugt); nach Heyne wäre sie besonders durch Kotzebues „Kleinstädter“ 3, 7, wo sie recht anschaulich komisch gebraucht wird, in Schwang gekommen. Büchmann giebt als letzte Quelle eine Stelle bei Martial an (6, 19); dort wird ein Advokat Postumus, der von Cannae, Mithridates, den Puniern, Marius und Sulla

und allem möglichen andern redet, aufgefordert, wieder auf seine drei gestohlenen Ziegen zu kommen, um die der Prozeß geführt wird.

501. Unter den Hammer kommen.[1]

S. v. w. öffentlich und von Gerichts wegen versteigert werden, weil hierbei der „Zuschlag" mit dem Hammer (oder einem ähnlichen Instrument) geschieht, wodurch der Verkauf erst rechtskräftig wird. Im Meraner Stadtrecht des 14. Jahrhs. (Haupt VI, 426): Unde daz si keinen kouf mit der hant dar slahen noch bestæten ... Bei Rosenplüt 77: „Jungker, das sei euch dargeslagen."

Der Hammerschlag war ein gerichtliches Zeichen. Durch Herumsendung eines Hammers wurde früher die Gemeinde berufen oder das Gericht angesagt. Der Wurf mit dem Hammer (vgl. die Redensart: das Beil zu weit werfen) diente zur Grenzbestimmung. So geboten die Herren von Mainz den Rhein hinauf und hinab so weit, als sie mit einem Hammer werfen konnten, nachdem sie zuvor in den Rhein geritten waren. Und noch heute weihen wir die Grundsteine unsrer Kirchen und andrer wichtiger öffentlicher Gebäude durch drei Hammerschläge.[2]

All dieser rechtssymbolische Gebrauch des Hammers wird darauf zurückgeführt, daß Donar (der nordische Thor), eigentlich der Gott des Gewitters, mit diesem gewaltigen Werkzeug, seinem steten Begleiter, nicht nur Blitze schlendert und Riesen zerschmettert, sondern auch friedliche Thaten festet, z. B. die Schließung der Ehe weiht.

502. Hammer oder Amboß sein.

S. v. w. entweder der Schläger oder der Geschlagene, der Bedrücker oder der Bedrückte, der Herr oder der Diener sein. Goethe in dem zweiten kophthischen Liede (V. 6 fg):

---

[1] Vgl. lat.: sub hasta venire, sub hasta vendere, hastae subjicere. Bei den Auktionen oder gerichtlichen Handlungen der Römer wurde eine Lanze in die Erde gesteckt. Aus dem römischen Recht stammt unser Gerichtsausdruck Subhastation.

[2] Die christliche Symbolik deutet den Hammer als Kreuz und bezieht die Dreizahl der Schläge auf die Dreieinigkeit Gottes.

Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer sein.

Auch zwischen Hammer und Amboß[1] wird sprichwörtlich gebraucht für eine sehr bedrängte Lage. Schon bei Origenes μεταξὺ τοῦ ἄκμονος καὶ τῆς σφύρας; vgl. lat. (z. B. bei Erasmus): inter malleum et incudem; frz.: être placé entre l'enclume et le marteau; ital.: essere tra l'ancudine e'l martello. Das vierzehnte der venetianischen Epigramme Goethes heißt:

Diesem Amboß vergleich ich das Land, den Hammer dem Herrscher
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech, wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

Der Ausdruck erinnert an deutsche Sagen, die erzählen, daß es einem von Teufeln geplagten Schmiede gelingt, seine Peiniger in einen Sacke zu fangen, worauf er sie auf seinen Amboß legt und nun mit den schwersten Hämmern auf sie losschlägt. Erst als sie versprechen, ihn fürder in Ruhe zu lassen (so heißt es in der Oberpfalz, vgl. Henne am Rhyn, Die deutsche Volkssage, S. 272), läßt er sie los, bis auf den schlimmsten, den er im tiefsten Walde mit dem Schwanz in einen Baum klemmt.

503. Etwas mit Hand und Kuß annehmen.

Gewöhnlich zusammengezogen: mit Kußhand, volksmäßig auch: mit geschmatzten Händen. S. v. w. etwas äußerst gern annehmen, eigentlich, indem man auf die innere

[1] Merkwürdig: es hat eine Zeit gegeben, wo man Hammer und Amboß in der Sprache nicht unterschied: beide waren eben weiter nichts als Steine, von denen einer auf den andern geschlagen wurde. Denn in Hammer steckt höchst wahrscheinlich derselbe Stamm wie in ἀκμών, dem griechischen Worte für Amboß: die ursprüngliche Bedeutung beider ist Stein. Amboß ist wie lat. incus (zu in-cudere) dasselbe wie Anschlag oder Anstoß, von einem heute verschwundenen Verbum boßen (im Englischen erhalten als to beat).

Seite der Finger küßt und diesen Kuß dann dem andern gleichsam zuwirft. Im deutschen Mittelalter findet sich häufig die ähnliche Formel: „mit Hand und Mund“ (vgl. frz.: main et bouche, dazu Grimms „Rechtsaltertümer“ S. 37), wo Mund so viel ist wie Kuß. Damals war es Sitte, nach Abschluß eines Vertrages oder zur Besiegelung eines Versprechens sich zu küssen. Ebenso war auch der Lehnskuß als Zeichen gegenseitiger Treue üblich, indem der Vasall bei Übernahme eines Lehens seinen Lehnsherrn küßte. Das Zusammenfügen der Hände, der Handschlag, galt dabei als eine Bestätigung der Treue, der Willenseinheit.

504. Die Hand aufs Herz!

rufen wir heute jemand zu, wenn wir ihn ermahnen wollen, ehrlich seine Meinung, seine Überzeugung auszusprechen. Früher war es eine symbolische Handlung bei der Eidesablegung, besonders von Geistlichen und Frauen, die Hand auf die linke Brust zu legen; Frauen mußten nach der Vorschrift einzelner Gesetze noch den über die Schulter hängenden Haarzopf berühren.

505. In jemandes Hand stehen.

S. v. w. in seiner Gewalt sein; früher auch von Personen gesagt, zunächst von Unmündigen; sie stehen in der Gewalt des Vaters, Bruders oder Verwandten, dem sie unterworfen sind. Der rechtliche Ausdruck für dieses Verhältnis ist das althochdeutsche munt, altniederdeutsch mund, ursprünglich Hand (manus) bedeutend; dann s. v. w. Schutz; daher Mundschaft, Vormund, Mündel, mündig.[1] Darnach

[1] Mündig bedeutet also gewaltig, der seiner selbst walten kann. Auch von dem Sprichwort Morgenstunde hat Gold im Munde hat man behauptet: „im Munde“ sei so viel wie: „in der Hand“. Doch verbietet das der poetische Schmuck, mit dem näher und ferner stehende Volkssagen die Morgenröte umkleiden. In der schwedischen Sage fällt ein Goldring aus ihrem Munde, wenn sie lacht, und unter ihren Tritten sprießen Rosen. In der norwegischen fallen Goldmünzen bei ihrem Reden aus ihrem Munde und aus ihrem Haare beim Kämmen. In der dänischen fallen Edelsteine aus dem Munde und Gold und Silber aus dem Haare. In der polnischen weint sie Perlen, wie in der böhmischen, lacht

spätlateinische Redensarten wie: in mundio (d. h. in tutela) esse; mundium in potestate habere (tutelam gerere) vgl. Grimms „Rechtsaltertümer", S. 448.

506. Die Hand auf etwas legen

bezeichnet sinnbildlich die Besitzergreifung durch Handauflegung, wie wir auch sagen: etwas beschlagen, oder gewöhnlich umständlicher: mit Beschlag belegen oder gar in Beschlag nehmen, beschlagnahmen. Juristendeutsch!

507. Etwas von der Hand weisen.

Eigentlich s. v. w. die Besitzergreifung eines Gegenstandes — die durch Berührung mit der rechten Hand, als der vornehmsten, geschah — durch eine verächtliche Bewegung mit der linken abweisen; dann übertragen: ein Ansinnen, eine Zumutung ablehnen.

508. Er hat eine lange Hand.

S. v. w. er vermag viel, er hat große Gewalt; Gegensatz: er hat eine kurze Hand. — Schon bei Ovid, Heroid. 17, 166: An nescis longas regibus esse manus? Als deutsches Sprichwort in Brants „Narrenschiff", 19, 76: „Dann herren hant gar lange hend"; bei Sebastian Franck: „Fürsten vnd herren habend lang hend".

509. Die letzte Hand anlegen.

S. v. w. eine Sache zum letztenmal vornehmen, um ihr den letzten Schliff zu geben. Vgl. Feile. — Schon lat.: ultimam manum addere, um die letzten Lichterchen aufzusetzen, wie Lessing von seinem „Nathan" sagt. Cicero, Brut. 33, 126: manus extrema non accessit operibus ejus; Petron, 118: carmen nondum recepit ultimam manum; Ovid, Trist. 1, 6, 28: summam abesse manum (a carminibus). — Erasmus in den Adagia: Summam

---

Rosen, und wenn sie sich die Hände wäscht, so entstehen goldene Fische im Wasser. In der welschtirolischen hat sie goldene Haare, Weizenkörner entfallen ihren Händen, wenn sie sich reibt, und sie hinterläßt goldene Fußspuren. In der rumänischen scheint die Sonne, wenn sie lacht, regnet es, wenn sie weint, entsteht Sturm, wenn sie hustet, und fällt Gold und Silber beim Kämmen aus ihrem Haare. Laura Gonzenbach, Sicilianische Märchen, II, 225.

manum addere. Mirum ni metaphora ab artificibus translata, qui primum rude quoddam operis simulacrum effingunt, atque hanc primam appellant manum, deinde formant expressius, postremo summa cura expoliunt, atque hanc supremam seu summam manum vocant.

510. Etwas vor der Hand thun.

S. v. w. eigentlich das, was augenblicklich zur Verfügung ist, sich vor der Hand befindet, zur Hand ist, thun, d. h. zunächst, vorläufig etwas thun, um später, zu geeigneterer Zeit etwas andres, besseres zu thun. Der Ausdruck ist vielleicht durch Vermittelung der Juristen aus dem Lateinischen in unsre Sprache gekommen; vgl. Dig. 13, 7, 27: petenti mutuam pecuniam creditori, cum *prae manu* debitor non haberet, species auri dedit; und Plautus, Bacch. 4, 3, 10: qui patri reddidi quo fuit prae manu; desgl. prae manu dare, zur Verfügung stellen.

511. Unter der Hand.

S. v. w. im stillen, heimlich; im eigentlichsten Sinne etwa in einem Beispiele wie: unter der Hand etwas beiseite bringen.[1] Umgekehrt ist, was auf der flachen Hand liegt, auch mit Händen zu greifen: beide Ausdrücke lassen sich wörtlich und bildlich verstehen. Doch kann handgreiflich werden auch übertragen eine recht konkrete Sache bezeichnen, dann ist es s. v. w. zur Prügelei übergehen.

512. Kurzer Hand

jemand abfertigen, sich verabschieden; eine bloße Umschreibung des reinen Adverbs, wie schon lat. brevi manu, longa manu. Dagegen: etwas von langer Hand vorbereiten, wie im frz. de longue main.

513. Eine Sache hat Hand und Fuß.

Namenlose Sammlung Nr. 510: „Es hat hende vnd fuesse was der man redet", und Nr. 511: „des fürgehenden worts widerspiel: Es hat weder hende noch fuesse." Ebenso

[1] Ganz anders lat.: sub manu esse, von dem, was bei der Hand ist, sich darbietet; übertragen auf die Zeit s. v. w. sofort. Seneca, Epist. 71, 1: sub manu, quod ajunt, nascatur.

bei Agricola Nr. 445 mit folgender Erklärung: „Ein gerader, vngestummelter leib hat sein art an henden vnd an fuessen, Mit den henden richtet er aus was er zuschaffen vnd zuhandeln hat, die fuesse tragen den leib vnd hende, wo der leib hyn wil, daß hende vnd fuesse sonil geldte bey uns Deutschen, als wolgestalt, wolgeziert, wolgethan, volkommen, vnd da kein mangel an ist. Also brauchen wir nun diß wort zum lobe vnd zur schande, Zum lobe, Es hat hende vnd fuesse was der thut vnd redet, das ist, es ist rechtschaffen, es hat einen bestand, es ist wolgestalt vnd wolgethan, Zur schande, Es hat weder hende noch fuesse, es ist vnnollkommen, es hat kein art noch bestandt, es ist flickwerk vnd gestummelt ding." — Ebenso bedeutet im Lat.: nec caput nec pedes habere s. v. w. gar nichts taugen, s. Livius, Epitom. libr. 50: dixit Cato eam legationem nec caput nec pedes nec cor habere. Plautus, Asin. 3, 3, 139 fg. Cicero, Fam. 7, 31, 2. Zu vergleichen ist noch bei Erasmus der Ausdruck: os inest orationi.

514. Von der Hand in den Mund leben.

S. v. w. das eben verdiente Geld immer wieder gleich für das tägliche Brot ausgeben müssen, nichts zurücklegen können. Vgl. Syll. 120: „(In diem vivere) Eth's all uth der hand in den tandt. He eth syn förneken gröne."

515. Hand von der Butte!

Dafür in Gegenden, wo man den Ausdruck Butte für Traggefäß nicht kennt, mißverständlich: Hand von der Butter! S. v. w. rühre nicht dran, laß die Finger davon, gewöhnlich von einer heikeln Angelegenheit gesagt, bei der man sich leicht die Finger verbrennen kann. Die Redensart geht zurück auf die Weinbutte, in der die Trauben gesammelt werden; Hand von der Butte! wird eigentlich einem zugerufen, der naschen will. In der „Insel Felsenburg": „Mein Vater (hätte) die Hand von der Butten ziehen und fernerem Unglücke vorbauen können." In Baiern sagt man noch vollständiger: „d'Hand vo de Buttn, es san Weibeerln drinn!"

Lat. entspricht manum de tabula! z. B. bei Cicero,

Ad. fam. 7, 25, das freilich einen ganz andern Hintergrund hat. Plinius erzählt nämlich, Apelles habe seinem großen Zeitgenossen Protogenes seine allzu ängstliche Sauberkeit bei der Ausarbeitung der Bilder mit den Worten vorgeworfen: er verstehe nicht zu rechter Zeit die Hand vom Bilde zu nehmen, manum de tabula tollere.

516. Die Hand im Sack erwischen.

S. v. w. einen auf frischer That ertappen, eigentlich den Dieb bei der Hand ergreifen, die eben aus dem Sacke stehlen will. Ganz abgeblaßt schon Simpl. IV, 77: „ruckte sie auß ihrem Hinterhalt hervor und erwischte der so schmerzlich weynenden Madamoiselleu die Hand im Sack, als sie weder den Lauff ihrer Seufftzen, noch den Fluß ihrer übermäßigen Zähren hemmen konte."

Dasselbe bedeutet: einen in flagranti (sc. crimine) erwischen, das aus der römischen Juristensprache stammt.

517. Jemandes rechte Hand sein.

S. v. w. sein thätigster Helfer sein, ohne den er nicht auskommen kann. In der ersten Szene von Goethes „Götz" wird Weislingen als „des Bischofs rechte Hand" bezeichnet, und schon bei Wolfram von Eschenbach nennt Willehalm (452, 20) den verlorenen Rennewart: min zeswiu hant.

518. Jemand auf den Händen tragen.

S. v. w. in der liebevollsten, zärtlichsten Weise für ihn besorgt sein. Die Redensart ist biblischen Ursprungs. Ps. 91, 11 fg.: „Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen, und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest." Und mit Berufung auf diese Stelle Matth. 4, 6, und Luc. 4, 11. Vgl. die ebenfalls biblische Redensart: „jemand auf den Achseln tragen", Jes. 49, 22.

519. Seine Hände in Unschuld waschen.

Frz.: je m'en lave les mains; ital.: me ne lavo le mani. Diese Redensart stammt von einer Sitte der Alten. Ein Angeklagter, der seine Unschuld beweisen wollte, nahm Wasser und wusch sich im Angesicht der ganzen Versammlung die Hände. Diese symbolische Handlung galt z. B.

bei den alten Juden. Ps. 26, 6 singt David: „Ich wasche meine Hände mit Unschuld" (Lavabo inter innocentes manus meas); desgl. Assaph Ps. 73, 13. Ja schon im mosaischen Gesetz findet sich diese Sitte angedeutet: 2 Mos. 21, 6 und 7 heißt es: „Und alle Ältesten derselben Stadt sollen herzutreten zu dem Erschlagenen und ihre Hände waschen über die junge Kuh, der im Grunde der Hals abgehauen ist. Und sollen antworten und sagen: «Unsere Hände haben dies Blut nicht vergossen, so haben es auch unsere Augen nicht gesehen»." Auch bei den Römern bestand der Brauch zu Recht. Pilatus wäscht sich vor der Verurteilung Christi die Hände, um dadurch anzuzeigen, daß er an dem Blute des Verurteilten unschuldig sei. Auch die christliche Taufe geht auf den alten Glauben von der sittlich reinigenden Kraft des Wassers zurück.

Liebrecht (Zur Volkskunde, S. 316) hat darauf aufmerksam gemacht, daß eigentlich nur Meerwasser zu diesem symbolischen Brauche habe dienen können. In der Not habe man daher Quellwasser für diesen Zweck durch einen Zusatz von Salz zu künstlichem Meerwasser gemacht, bei Euripides heiße es:

θάλασσα κλύζει πάντα ἀνθρώπων κακά,

und in Norwegen gelte noch heute das Salz für heilig, weil es vom Meere komme. Auch das Weih- und Taufwasser der katholischen Kirche enthält noch heute Salz.

520. Kein Handel ohne Weinkauf!

Es ist alte deutsche Sitte, jede wichtige Familien-, Gemeinde- oder Staatsangelegenheit durch einen Trunk abzuschließen. Konnten sich doch unsre heidnischen Vorfahren selbst die Wonnen Walhalls nicht anders denken, als entweder zu kämpfen oder, nach der Heimkehr vom Kampfe, mit den Asen zu schmausen und Ale (Bier) zu trinken. Und Tacitus berichtet uns von den Germanen ausdrücklich, daß sie über die Schlichtung von Streitigkeiten, über die Verlobung eines jungen Paares, über die Wahl von Fürsten, über Krieg und Frieden gewöhnlich bei Trinkgelagen verhandelten. So floß denn auch bei der Krönung eines Kaisers zu Frankfurt am Main für das Volk aus dem sogenannten

Römerbrunnen weißer und roter Wein, von dem jedermann trinken konnte, soviel er wollte. Und besiegeln nicht auch heute noch gern beide Teile den Abschluß eines wichtigen Kaufes oder sonst eines Vertrages durch einen guten Trunk?

Ähnlich unsrer Redensart heißt es in dem Sinne von abgemacht! schon in Murners „Schelmenzunft" (XXXVII, 35): „Warlich, der wynkouff ist getruncken!"

521. Jemand das Handwerk legen.

S. v. w. ihn an der Ausübung einer Beschäftigung der der Bethätigung einer Handlungsweise hindern. Die Redensart stammt aus den alten Innungsordnungen. Wer sich gegen gewisse Vorschriften der Ordnungen verging, dem konnte für immer oder auf eine gewisse Zeit das Handwerk gelegt, d. h. es konnte ihm die Ausübung des Handwerks verboten werden.

Andre Redensarten, die aus dem Innungswesen stammen, sind: das Handwerk grüßen, d. h. Fachgenossen besuchen (auf der Reise) und ins Handwerk pfuschen.

522. Sich nicht aus dem Hanse finden können.

S. v. w. sich nicht herausfitzen können, nicht klug aus etwas werden, auch: verworren reden. Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie": „Ohne das französische wird man sich schwerlich aus dem Hanse finden."

523. Hans,

gekürzt aus Hannes und dieses aus Johannes, war früher, namentlich vom 14. bis zum 17. Jahrh., der verbreitetste aller deutschen Vornamen. Ausführliches darüber bringt G. Steinhausen in Lyons Zeitschrift VII, 621 fg. Er kam schließlich so weit herunter, daß er, ebenso wie Peter, Matz (Matthias), Barthel (Bartholomäus), Grete, Liese u. a. (vgl. Schmutzbartel, Heulepeter, faule Grete, dumme Liese) gleichsam nur noch als substantivische Stütze für Verba und Adjektiva diente, mit denen alle möglichen Arten von Leuten bezeichnet werden sollen: Großhans und Kleinhans, d. i. großer, kleiner Hans, namentlich den Landsknechten geläufig

für jemand, der eine höhere oder niedere Stellung im Heere einnahm; große Hansen s. v. w. große Herren; Faselhans; Plapperhans; Gaffhans; Knapphans für einen Sparer; Prahlhans; Schmalhans, als Küchenmeister schon bei Schupp sprichwörtlich: „Wo man Holz umb Weinachten, Korn umb Pfingsten und Wein umb Bartholomäi kauft, da wird Schmalhans endlich Küchenmeister." Dem Tilly spottete man nach der Schlacht bei Breitenfeld nach:

Ein anders mal Bleib Hannes Schmal
Und nit so gierig schaue;
Denn wer zu voll Das Maul nimmt wol,
Hat übel zu verdauen.

Goethe benutzt derartige Ausdrücke öfter: „Weißt dus auch, Hans Küchenmeister?" (Götz) — „Du sprichst ja wie Hans Liederlich" (Faust) — „Hans Ohnesorge" (erste Epistel). Auch Tiere nennt das Volk gern Hans; der Teufel heißt auch Hans Urian, der Scharfrichter Meister Hans. Hans wird auch zum Typus der Dummheit [1] und erhält die bezeichnenden Zunamen: Hans Aff; Hans Affenschwanz (älter: affenzagel); Hans Dumm; Hans Narr[2]; — Hans Dampf; — Hans Tapp (ins Kraut)[3]; — Hans ohne Sorgen; — Hans in allen Gassen; bei Agricola Nr. 257, mit der Erklärung: „Er

[1] Im Französischen ist der Gros-Jean typisch für einen Einfaltspinsel und ist übergegangen in die sprichwörtliche Redensart: c'est le Gros-Jean qui veut en remontrer à son curé, s. v. w. das ist ein Dummkopf, der einen andern lehren will, was dieser viel besser weiß als er selbst. Durch Lafontaines Fabel: La laitière et le pot de lait ist dieses Wort aber in etwas anderm Sinne in allgemeinen Gebrauch gekommen und bezeichnet nun gewöhnlich einen Menschen, der sich zuerst mit hochfliegenden Plänen getragen hat, durch einen Zufall aber wieder zu sich selbst zurückgebracht worden ist und nun ein Hans ist wie zuvor.

[2] Der auf dem Holzschnitt zu Brants „Narrenschiff", Kap. 5, abgebildete Narr wird „Heintz Narr" genannt.

[3] Dergleichen imperativische Namenbildungen machen einen großen Bestandteil unsrer heutigen Familiennamen aus; (vgl. Brants „Narrenschiff", 85, 27: „Hans Acht syn nit"; ebenda 110ª, 70 fg.): Bleibtreu, Stehfest, Griepenkerl (Greif den Kerl), Thundichum, Suchenwirt, Schlichtegroll, Hebenstreit, Schöppenthaun. v. a.

ist Hans ynn allen gassen, Ein steyn, den man hyn vnd widder waltzet, bewechset selten, also lernet nichts redlichs, er gebe sich denn auff eines allein, vnd lerne das wol, Denn der ynn allen gassen wonet, der wonet vbel."

Hanswurst bezeichnet eigentlich einen Menschen, der sich von andern als Haus gebrauchen läßt, um bei ihnen zu schmarotzen (eine Wurst zu verzehren). Der Name erinnert an den französischen Jean potage, den Maccaroni in Italien, den Jack Pudding in England, den Pickelhering in Holland. Deutlich genug sind diese Namen nach den Lieblingsgerichten der niedern Volksklassen der verschiedenen Nationen gegeben worden. Der Name „Hanswurst" erscheint zuerst in der niederdeutschen Bearbeitung des „Narrenschiffs"; Brant selbst hat dafür (76, 83) haus myst. Dann findet sich der Name in einer gegen den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel gerichteten Schrift Luthers: „Widder Hannswurst" (Wittenberg 1541). Darin heißt es: „Wohl meinen etliche, ihr haltet meinen gnädigen Herrn darum für Hannswurst, daß er von Gottes Gnaden stark, fett und völliges Leibes ist."

524. Ich will dir zeigen, was eine Harke ist!

S. v. w. ich will es dir begreiflich machen in einer Weise, daß du dran denken sollst, ich will es dir gehörig klar machen. Schon im 16. Jahrh. bezeugt: „itzt weistu was eine harke heist." Die Redensart wird auf eine Anekdote zurückgeführt, was hier weniger bedenklich erscheint als sonst. Ein in der Fremde gewesener Bauernsohn sieht verächtlich auf die väterliche Bauernwirtschaft herab und thut so, als ob er nicht mehr wüßte, was eine Harke ist. Als er jedoch zufällig auf die Zacken einer Harke tritt und ihm der Stiel ins Gesicht schlägt, vergißt er alle städtische Bildung und ruft: Au, die verdammte Harke! — Daher soll auch die Redensart stammen: Er kennt die Harke nicht mehr, d. h. er hat seine Muttersprache verlernt. Doch vgl. Hechel.

525. Einen in Harnisch bringen.

S. v. w. ihn zornig machen. Daneben: in Harnisch geraten, s. v. w. zornig werden. Eigentlich ist, wer im

Harnisch steckt, bereit zum Waffenkampfe, dann in übertragenem Sinne: bereit, mit Worten loszufahren. Im ursprünglichen wörtlichen Sinne z. B. in Behaims „Buch von den Wienern" 185, 8:

All weg warn wir peraitet, so
man anslug und sturm lautet do,
im harnusch waren wir daz meist.

Schon halb übertragen und doch noch eigentlich vorstellbar z. B. in einem Volksliede von 1688 gegen die Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen:

Kaiser kannst die Not du sehen,
Und ihr Fürsten in dem Reich,
Daß solch Schandthat kann geschehen?
Und fahrt nicht in Harnisch gleich?

Vgl. Syll. 121: „In fermento jacere. Er fert leicht daher, wie ein zerbrochen Schiff. Er ist wenig zu heiß gebadet. Er ist bald im Harnisch." Syll. 129: „Irritare crabrones. Weßpen oder Hürnanssen zornig machen. In den harnisch jagen."

Der Zufall will es, daß entrüstet heute fast dasselbe bedeutet wie im Harnisch. An die Rüstung des Ritters ist aber dabei nicht zu denken, sondern an das stützende Gerüst: entrüstet ist, wer — mit einem ähnlichen Bilde gesagt — die Fassung verloren hat. Im ursprünglichen Sinne steht das Wort z. B. noch in einem Feuerwerkbuch von 1432: „das die büchs still stande und sin sich nit entrüst".[1]

526. Mir ist ein Hase über den Weg gelaufen.

Das bedeutet nach dem Volksaberglauben Unglück; nicht anders ist es, wenn einem eine Katze, besonders im Dunkeln, über den Weg läuft. Ebenso ist das Zusammentreffen mit Hinkenden und Einäugigen bedenklich, auch mit alten Weibern und Priestern: Bär, Wolf und Eber dagegen bedeuteten bei unsern Vorfahren Glück. Vgl. in Goethes „Götz" die Geschichte von den Wölfen, die in die Schafherde einbrechen

[1] Auch niederl. ontrusten wird in ähnlichem Sinne bildlich gebraucht, es bedeutet übertragen: beunruhigen.

vor den Augen Götzens, wie er eben über Weislingen herfallen will.

Dieser Aberglaube entspricht so recht der kriegerischen Natur unsrer Altvordern: Krieg und Jagd galten ihnen als die einzigen eines freien Mannes würdigen Beschäftigungen; die Begegnung von kampflustigen Tieren, ihr Angang, wie man es nannte, war für sie eine gute Vorbedeutung. Dagegen war die Begegnung mit unkriegerischen Wesen ein schlechtes Zeichen.

Die Furchtsamkeit des Hasen ist auch der Grund zu folgenden beiden Redensarten:

527. Einen Hasen im Busen haben.

S. v. w. in Furcht sein; mit derselben sinnlichen Vorstellung, die die Redensart: einen Narren an jemand gefressen haben (s. d.) geschaffen hat. Vgl. Zimmerische Chronik I, 200: „Do überkamen sie ainsmals den hasen in busen, wie man sprücht." Ebd. IV, 126: „Der von Seckendorf het den hasen im busen und rit widerumb haim, gieng in sich selbs." Auch den ganzen feigen Menschen nennen wir einen Furchthasen[1], einen Angsthasen, Banghasen oder Schellhasen; wenn er ausreißt, einen Hasenfuß.[2] Scherzhaft heißt es auch von einem Flüchtling, er habe Hasenschuhe an, habe seine Schuhe mit Hasenfett geschmiert.

---

[1] Schon in der lex Salica XXX, 5 (um 500 entstanden) wird eine Strafe darauf gesetzt, si quis alterum leporem clamaverit.

[2] Dieses Wort kann aber auch als Inbegriff aller möglichen Albernheiten gelten (gleich zu Anfang von Goethes „Mitschuldigen" nennt der Wirt seinen liederlichen Schwiegersohn Söller „König Hasenfuß", nachdem er ihm seine Streiche vorgeworfen hat), wie überhaupt der Hase wegen seines possierlichen Gebahrens, seiner Zickzacksprünge im Volksmund mit dem Narren ziemlich nahe verwandt ist. Einen Hasen im Busen haben kann daher auch bedeuten: den Schalk im Leibe haben, so z. B. Simpl. I, 316, 24: „Ich glaube, es sey kein Mensch in der Welt, der nicht einen Hasen im Busen habe." Darum auch von einem rechten Narren: er ist mit einem Hasen überzogen und mit einem Narren gefüttert.

Daß diese doppelte symbolische Bedeutung des Hasen alt ist, geht daraus hervor, daß schon in Hartmanns von Aue „Armem

528. Das Hasenpanier ergreifen.

S. v. w. davonlaufen. Panier, dasselbe Wort wie Banner (beide stammen aus frz. bannière) ist in verschiedenen Lebenskreisen für die urdeutsche Fahne üblich; unter der Fahne des Hasen aber versteht der Weidmann das Schwänzchen Lampes. Wenn der Hase Reißaus nimmt, sterlt sein Schwänzchen in die Höhe, und deshalb sagte man von Ausreißern: sie werfen das Hasenpanier auf, heute abgeblaßt und entstellt: sie ergreifen das Hasenpanier. Nach der Schlacht an der Dessauer Elbbrücke sang man:

Manch franzosch Cavalier
Folgete dem Hasen-Panier
Und rissen weidlich aus.

Auch der Hasenbalg ist sprichwörtlich: sich um den Hasenbalg zanken bedeutet s. v. w. um Kleinigkeiten streiten, die des Zankens nicht wert sind. Die Hausfrau weiß es, wie wenig ihr für das Fell des gebratenen Hasen gezahlt wird.

529. Wissen, wie Hase läuft.

S. v. w. gut Bescheid wissen; stammt ebenfalls aus der Jägersprache. Bei einer Sache mit zweifelhaftem Ausgang wartet ein Kluger ab, wie der Hase läuft. Auch der Ausdruck: wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen zur Bezeichnung eines sehr entlegenen Ortes wird zuerst von Jägern gebraucht worden sein.

Im vierten Buche von „Wahrheit und Dichtung" gebraucht Goethe einmal die Wendung: einen Hasen nach dem andern laufen lassen, und bemerkt dazu: „dieß war unsre sprichwörtliche Redensart, wenn ein Gespräch sollte unterbrochen und auf einen andern Gegenstand gelenkt werden." Anders Simpl. I, 290: „Ich war aber ein

---

Heinrich" das Mägdlein den zaudernden Arzt schilt: ir sint eines hasen genoz, während gleichzeitig Gotfrid von Straßburg seinem größern Zeitgenossen Wolfram von Eschenbach wegen seiner bizarren, sprunghaft witzelnden Art den Vorwurf macht, er sei des hasen geselle. Auch Jean Paul, darin selbst ein zweiter Wolfram, redet von den Hasensprüngen der Dichter.

schröcklich junger Narr, daß ich den Hasen so lauffen ließ", d. h. mein Geld so verschwendete.

530. Da liegt der Hase im Pfeffer!

S. v. w. da sitzt's, das ist das punctum saliens der Sache; das ist's, worauf es ankommt. Frz.: c'est là que gît le lièvre; engl.: that's where the shoe pinches. — Der Ton liegt auf dem Worte „da"; vgl. da liegt der Hund begraben. — Unter dem Pfeffer sind in dieser Redensart nicht die Pfefferkörner selbst zu verstehen, sondern eine früher gern daraus bereitete Brühe. In Fischarts „Gargantua" heißt es einmal: „Vber schwartz stinckend fleisch macht man sonst gern einen gelben Pfeffer", und von Geiler von Kaisersberg ist ein ganzer Predigtencyklus erhalten: „Ain geistliche bedeutung des Häßlins, wie man das in dem pfeffer bereyten soll." In einem lateinischen Tafellied endlich aus dem 12. Jahrh. singt gar die gebratene Gans:

Mallem in aquis vivere,
quam in hoc mergi pipere.

In Brants „Narrenschiff" 71, 12 fg. wird von streit- und prozeßsüchtigen Menschen gesagt, sie verließen sich darauf, das Recht zu ihren Gunsten zu drehen:

Als ob es wer eyn wächsin naß
Nit denckend, das sy sint der has
Der inn der schriber pfeffer kumt.

Der ursprüngliche Sinn der Redensart ist: da sitzt der Unglückspeter in der Patsche, und herauszuhelfen ist ihm nicht mehr; oder: das Unglück ist nun einmal angerichtet und nicht mehr zu ändern, wie dem toten Hasen, über den bereits die Pfefferbrühe gegossen ist, nicht wieder auf die Beine zu helfen ist. Ähnlich ist das Bild von der eingebrockten Suppe, die ausgegessen werden muß. Vgl. die Zimmerische Chronik IV, 68, 13: „Den fieng erst an sein fürnemen zu rewen, iedoch so war der has im pfeffer, er kem gleich darauß, wie er welte?"

Die Verschiebung der Bedeutung läßt sich daraus erklären, daß von Anfang an ein starker Ton auf das da gelegt worden ist.

531. Ich denke, es hat mich ein Hase geleckt.

S. v. w. ich hielt es für ein ungewöhnliches Glück, was mir widerfahren ist, aber bei Lichte besehen war es nichts Außerordentliches. Wenig für sich hat die Vermutung, die Redensart erkläre sich aus dem Volksglauben, daß der Hase seinen Jungen durch Lecken eine zierliche Gestalt beibringe. Vielleicht ist der Ausdruck ganz wörtlich zu nehmen (vgl. Nr. 394); die freudige Überraschung, die sich als nichtig erweist, wäre so ganz gut zu begreifen; vielleicht steckt hinter dem Hasen etwas Dämonisches.[1] Diese letzte Deutung würden auch die offenbar verwandten Redensarten vertragen: ich denke, der Fuchs hat mich geleckt, und: ich denke, der Affe kratzt mich.

532. In die Haseln gehen.

S. v. w. sein Liebchen aufsuchen. Die Nuß hat erotische Bedeutung, wahrscheinlich, weil sich die Haselnüsse oft gepaart vorfinden. In einem Stammbuch des 16. Jahrhs. findet sich:

Dum nux virescit et virgo crine pubescit:
Tum nux vult frangi et virgo stipite tangi.

Französisch sagt man: année de noisettes, année d'enfants, und ein alter weitverbreiteter Brauch ist, bei Hochzeiten Nüsse zu verschenken. Schon Festus versichert, daß Nüsse während der Hochzeit geworfen worden seien zum Zeichen guter Vorbedeutung für die Neuvermählten: ut novae nuptae intranti domum novi maritimi auspicium fiat secundum et solistimum. Vgl. Plinius XV, 24.

Doch auch in andrer Beziehung spielt die Haselnußstaude im Volksaberglauben eine große Rolle. Man dachte sich den Strauch von einem geistigen Wesen beschützt, und

[1] Der Glaube wenigstens, daß sich Hexen in Hasen verwandeln und umgekehrt, ist auf deutschem Boden weit verbreitet; vielfach ist der Hase geradezu zum dämonischen Tier schlechthin geworden. — Auch in einer volkstümlichen Bezeichnung für ein Wettergebilde spielen Hase und Fuchs abwechselnd die Rolle eines mit höhern Kräften begabten Wesens: wenn Nebel aufsteigen, heißt es im Volksmunde sowohl: „der Fuchs braut", wie: „der Hase braut".

deshalb führen unsre Volkslieder oft Gespräche mit der „Frau Hasel“. Der Haselstrauch soll auch vor dem Blitze schützen; deshalb werden in Tirol am Tage Mariä Heimsuchung Haselzweige vor das Fenster oder in das Bett gesteckt. In einem Haselstrauch, der eine Mistel trägt, wohnt ein Geldmännchen oder eine Alraune.

Das Merkwürdigste aber ist der Gebrauch der Hasel als Wünschelrute. Man glaubte nämlich, daß die Hasel eine besondere Neigung zu Gold und Silber habe, während sich die Eiche zum Kupfer und die Fichte zum Blei hingezogen fühle. In der Regel schnitt man daher die Wünschelrute aus einer Haselstaude und zwar in Gabelform. Der Haselstrauch soll einjährig sein, nirgend älteres Holz enthalten und so stehen, daß seine Gabeln sowohl von der Morgen-, als von der Abendsonne beschienen werden. Beim Abschneiden der Rute spricht man folgende Reime:

Ich schneide dich, liebe Rute,
Daß du mir mußt sagen,
Was ich dich will fragen
Und dich so lang will rühren,
Bis du die Wahrheit thust spüren.

Eine andre Formel lautet:

Ich beschwöre dich, Sommerlatte,
Aus des Waldes grüner Matte,
Daß du mich weisest, so recht und wahr,
Als Maria eine Jungfrau war,
Wo Gold und Silber liegt blank und klar.

Wer die Wünschelrute gebrauchen will, muß ein unbescholtener und christlich gesinnter Mann sein und darf weder Geld noch Eisen bei sich tragen.

533. Einem auf der Haube sein.

S. v. w. genau auf ihn achthaben, ihn scharf beobachten. Jemand auf die Haube greifen bedeutet s. v. w. ihm über die Glatze kommen. Der Gebrauch dieser Ausdrücke erklärt sich daher, daß früher Männer wie Weiber Hauben trugen. Simpl. II, 38: „weil beyde kriegende Theile vor billig achteten, einander auf unserm Grund und Boden zu

berauben und nider zu machen, griffen wir ihnen auch auff die Hauben.“ Und in Fischarts „Flöhhatz“:

So nah griff sie mir nach der hauben,
Das ich mich gar kaum aus mocht schrauben.

534. Unter die Haube kommen.

S. v. w. sich verheiraten. Von der Sitte, daß ehemals nur verheiratete Frauen Hauben auf dem Kopfe trugen; die Jungfrauen trugen einen Kranz. Noch heute wird ja vielfach beim Hochzeitsschmaus der jungen Frau ein Häubchen überreicht.

535. Einen über den Haufen werfen.

Eigentlich kann man nur eine Menge über einen Haufen werfen, aber schon lange wird die Redensart auch auf einzelne angewendet. Schließlich wird sie auch bildlich gebraucht; wirft man doch heute auch Pläne, Entwürfe, Hoffnungen, Lehrgebäude u. s. w. über den Haufen. Ein kräftiger Ausdruck ist: die Feinde über den Haufen reiten.

536. Ganz aus dem Häuschen sein.

S. v. w. närrisch ausgelassen sein. Unter dem Häuschen ist auch hier wie in der Redensart außer sich sein (s. d.) nichts andres als der Leib des Menschen gemeint. In Leipzig fragt man einen, der etwas Albernes herausstreckt: „Du bist wohl nicht recht derheeme?“

537. Ein hausbackner Geselle.

So nennen wir bildlich einen nüchternen Menschen, dem jeder höhere Schwung fehlt; eigentlich ist es einer, der seine ganze Jugend bei der Mutter verbracht hat, immer in seinen vier Wänden gehockt, nie die Nase in die Welt gesteckt hat. So heißt es schon in der Lebensbeschreibung Wilwolts von Schaumburg S. 60: Frauen seien tapfern Männern gewogen, „gedenkend, das dieselbig ehr oder dapferlicher etwas von frauen wegen wagen oder tun dürfen, den heimbgebacken oder weibisch männer“.

In eigentlichem Sinne dagegen ist „hausbacken“ ein Ruhm: die Hausfrau ist stolz auf ihren hausbackenen Kuchen. Im „güldnen ABC“ von Claudius: „Hausbacken Brot am besten nährt.“

538. Seine Haut zu Markte tragen.

S. v. w. die Folgen einer Sache auf sich nehmen, die Sache vertreten, verantworten. Eigentlich: die Zeche zahlen und zwar mit der eigenen Haut. Mit dem alten Rechtsgrundsatz, daß der, dem ein anvertrautes Tier gestohlen worden war, es bezahlen mußte, der aber, dem es von einem wilden Tiere zerrissen worden war, keinen Ersatz zu leisten brauchte, wenn er die zerrissene Haut aufzeigen konnte, hat die Redensart nichts zu thun.

539. Mit Haut und Haar.

Stabreimende Redensart mit der Bedeutung: ganz und gar, mit allem, was drum und dran hängt. Wörtlich mit Haut und Haar verschlingen z. B. Raubtiere ihre Beute.

540. In keiner guten Haut stecken.

S. v. w. immer krank sein, oder übertragen: sich immer in mißlichen Umständen befinden. Wem es so geht, der möchte dann wohl manchmal am liebsten aus der Haut fahren; vgl. noch die Ausdrücke: in derselben Haut stecken, d. h. sich in derselben übeln Lage befinden, und: ich möchte nicht in seiner Haut stecken, d. h. nicht an seiner Stelle, in seiner Lage sein. Auch der ganze Mensch heißt bildlich eine Haut; z. B. reden wir von einer guten, ehrlichen, treuen, braven Haut. Grimmelshausen macht einmal den Witz: „Ich weiß, ihr seyd eine alte gute Haut, der Balck aber taug nicht viel.“[1]

541. Alle Hebel ansetzen.

S. v. w. alles aufbieten, um etwas zu erreichen, eigentlich: um eine schwere Last in die Höhe zu bringen. Ebenso schon lat.: omnes adhibere machinas. Cicero, Ad. Brut. 18.

542. Einen durch die Hechel ziehen (ihn durchhecheln).

S. v. w. in seiner Abwesenheit seine schlechten Eigenschaften bereden. Die Hechel ist ein kammartiges Werkzeug mit Drahtspitzen, worüber der Flachs zur Säuberung von den kürzern, gröbern, ineinander gewirrten Fäden gezogen

[1] Vgl. hierzu das Wort „Balg“ als Schimpfwort für eine böse Weibsperson, ein böses Kind u. s. w.

wird. Lehm. 81 (Beschwerden 24): „Wer mit Beschwernüssen geplagt wird, von dem wird gesagt: Man hat ihn wüst abgestrelt.“ Genau vergleicht sich Syll. 110: „Genuino mordere. Heimlich auf einen stechen. Über die hechel lauffen lassen.“[1] Der Ausdruck ist in derselben Weise übertragen worden wie: einem den Kopf waschen.

Ein ähnliches Bild steckt in dem Ausdruck: einen harken, der freilich übertragen bedeutet: einem derb zusetzen. So könnte sich auch die Redensart: „Ich will dir zeigen, was eine Harke ist!“ (vgl. Nr. 524) ohne die Hilfe einer Anekdote erklären lassen als ursprüngliche Drohung mit dem Sinne: Ich will dich einmal gehörig vornehmen, dir den Kopf ordentlich waschen!

543. Der Hecht im Karpfenteiche sein.

S. v. w. eine ausgezeichnete Rolle in einer trägen Menge spielen. Wer sich einen Karpfenteich für seine Tafel hält, darf keinen Hecht hineinsetzen, denn dieser gefräßige Raubfisch würde die Karpfen bald verschwinden machen. Höchstens bringt man zu großen Karpfen kleine Hechte, damit diese den Teich von anderm unnützen Getier säubern.

544. Der Hecht ist blau.

Eine aus Gellerts Fabel „Die Widersprecherin“ sprichwörtlich gewordene Wendung; in der Fabel wird erzählt, wie weibliche Hartnäckigkeit bei einer falschen Behauptung den Sieg davon trägt. Vgl. das englische Sprichwort: Cray mare being the better horse.

545. Auf die Hefen kommen.

S. v. w. aufs Äußerste herunterkommen, mit seinem Vermögen fertig werden. Die Hefe, eigentlich das Hebende, weil sie bewirkt, daß der Stoff, dem sie beigemischt wird, sich hebt, sich aufbläht, bleibt doch selbst am Boden des Gefäßes sitzen und ist dann eben als Bodensatz ungenießbar

[1] Landschaftlich wird die Hechel noch öfter im Bilde verwendet. In Baiern ist eine Redensart, wenn einem etwas wenig Angenehmes begegnet: das freut mich wie den Hund das Hechellecken. Der Ausdruck: ein gehechelter Mensch entspricht dort der hochdeutschen Wendung: geschniegelt und gebügelt.

und deshalb verachtet. Daher die übertragene Bedeutung der Redensart. Bei Lessing: „Er wird nun wohl auch auf die Hefen gekommen sein"; vgl. res ad summam faecem redit. Lukrez 5, 1140. Ebenso: auf den Hefen sitzen bleiben in dem Sinne von: keinen Erfolg haben, eigentlich wie ein nicht aufgegangener Teig.

Der Ausdruck Hefe des Volks für den niedrigsten Pöbel ist vielleicht nach dem Vorbilde des lat. faex populi geschaffen worden; vgl. sordem urbis et faecem, Cicero, Ad Att. 1, 16, 11; faex civitatis, Cicero, Pro Flacco 8, 18; Sidonius Apollinaris, Carm. 9, 932.

Ein altes Wort für Hefe ist „truse"; daher auch übertragen z. B. in Johann Paulis „Narrenschiff" 12, 7: „Wir seint trüsen aller welt worden, siderher das wir trüw vnd warhafftig verloren haben."

546. Aufpassen wie ein Heftelmacher.

S. v. w. scharf aufpassen, denn beim Heftelmachen geht es flink. Daher auch: das geht wie's Heftelmachen, von einer Beschäftigung der Hände, bei der man mit den Augen kaum folgen kann. Ähnlich in Leipzig: das geht wie's Brezelbacken.

547. Damit kannst du dich heimgeigen lassen!

S. v. w. mach, daß du fortkommst mit deiner Weisheit, sie ist nicht einen Dreier wert. — In alter Zeit wurde wirklich heimgegeigt, und das war eine Ehre. Wenn die Tänzer das Wirtshaus verließen, spielte ihnen der Geiger noch durch das Dorf heim. Auch Fröhner und Zinsleute wurden von ihrem Herrn mit Musik und Tanz unterhalten. In Grimms „Rechtsaltertümern" S. 395 findet sich folgendes Zeugnis dafür: „Darnach soll der amtmann rechen gewinne, alle die nit mäen können, die sollen dem amtmann einen tag rechen, söldner und wittiben; und soll man dan den rechern die groß glocken leuten, die sollen dann, so man leutet, in dem amthof kommen und mit einem pfeifer voraus hin pfeifen lassen, unz auf die vorgen mad und des abends sol er in wider heim lassen pfeifen." Aber auch zum Spott wurde einem kläglich

Abziehenden eine Musik gebracht, und das nannte man ironisch: einem heimgeigen. Als Wallenstein vergeblich Nürnberg belagert hatte und schließlich abzog, jubilierten und musizierten die Nürnberger und sangen und spotteten:

Du kanst den Göcker nit krähen hören,
Und willst der Nürnberger Stadt verstören?
Geh, laß dich geigen heim!

Darauf Wallenstein:

Hör ich der Nürnberger Singen und Klingen:
Ich müst in Schanden von hinnen springen,
Hätt großen Schimpf dervon.

Von dieser spöttischen Geleitsmusik wird der Ausdruck stammen. Und auf denselben Ursprung sind wohl auch zurückzuführen die Redensarten:

548. Jemand heimläuten und jemand heimleuchten.

S. v. w. ihn derb abführen, auf eine nachdrückliche Art bewirken, daß er uns verschont, sich zurückzieht. — „Dem hab ich heimgeleuchtet" sagen wir, wenn wir einen, der ein unbescheidenes Ansinnen an uns gestellt hat, so nachdrücklich ab- und zurechtgewiesen haben, daß er nicht wiederkommt. Als Landgraf Hermann von Thüringen 1232 unverrichteter Sache von Fritzlar abziehen mußte, zündeten die Fritzlarer Strohwische auf ihren Mauern an, damit er den Weg nach Hause fände (vgl. Richter, Deutsche Redensarten, S. 50).

549. Es einem heimzahlen.

S. v. w. Gleiches mit Gleichem vergelten, fast nur von schlechten Thaten gesagt. Dabei bildet sich einer wohl gar noch etwas darauf ein, daß er es seinem Übelthäter mit Zinsen heimgezahlt habe. Das Bild braucht schon Wolfram von Eschenbach in seinem „Willehalm" 429, 14:

Rennewart in werte
noch mer denn er im schuldic was.

550. Freund Hein.

Diese Bezeichnung des Todes, angeblich von Claudius eingeführt, hat man daher erklären wollen, daß des Dichters Hamburger Arzt Hein geheißen habe; aber die Angabe ist nicht verbürgt. Daher wird man besser thun, in dem

Namen, der ja auch als Name für Kobolde und Teufel nachgewiesen ist (vgl. Heinzelmännchen?) einen alten volkstümlichen Ausdruck, vielleicht mit heidnisch-mythologischem Hintergrunde, zu sehen.

551. Ein junger Heißsporn.

So nennt man einen heißblütigen, ritterlichen Jüngling. Ursprünglich bezeichnet der Ausdruck einen, der sein Pferd zu hitzig anspornt. Aus dem Englischen ins Deutsche herübergenommen: Hotspur ist der Beiname von Heinrich Percy in Shakespeares „Heinrich IV.". Das rechte deutsche Wort dafür wäre Hitzkopf.

552. Henkeltöpfchen machen.

In Sachsen gebräuchlich von solchen, die mit untergestemmten Armen gehen. Dasselbe Bild bei Plautus, Pers. 2, 5, 7: Sed quis hic ansatus ambulat?

553. Seine Henkersmahlzeit halten.

Eine im Scherz für jedes Abschiedsmahl gebräuchliche Redensart; hergenommen von der Sitte, daß einem Verurteilten in der Regel die letzten Wünsche in Bezug auf Speise und Trank erfüllt werden, was ursprünglich der Henker selbst zu besorgen hatte.[1] Der Schmaus war nicht schlecht, daher bedeutet in Baiern vom Schergenfäßlein s. v. w. aus einem Faß mit besserm Bier oder Wein.

Ebenso sagt man bildlich von einer übertriebenen Forderung für eine im Grunde genommen geringfügige Leistung: das ist ein wahrer Henkerslohn! Eigentlich ist Henkerslohn der Lohn für eine Hinrichtung. Früher wurde dieser wohl bis zur Ungebühr erhöht, während er jetzt festgesetzt ist.

Das Gewerbe des Henkers machte ehrlos, daher noch heute das Verächtliche in dem Ausdruck „Henkersfreundschaft".

[1] Daher erklären sich auch die Worte: „der Henker giebt die Letze" (das ist das Abschiedsmahl), womit sich ein Junge vor sich selbst entschuldigt, wenn er beim Nachhausegehen von einem andern nach langem Herumschlagen schließlich doch „den Letzten" gekriegt hat.

554. Herhalten müssen.

S. v. w. büßen müssen, die Zeche zahlen müssen. Was muß aber der arme Teufel herhalten? Nicht etwa den Beutel, auch nicht den Hintern, sondern — den Kopf! Bei Steinbach: „er muß seinen Kopf herhalten, mortem subiturus est"; schon verkürzt, aber doch noch deutlich bei Luther: „du must herhalten, und on alle barmherzigkeit sterben".

555. Sich viel herausnehmen.

S. v. w. unverschämt sein; ursprünglich ist wohl an freches Zulangen beim Essen aus gemeinsamer Schüssel zu denken.

556. Einen herausstreichen.

S. v. w. ihn nach Kräften loben. Ursprünglich hieß herausstreichen das Ausstreichen oder Colorieren von Holzschnitten, oder das Begleiten der Hauptlinien einer Federzeichnung mit bunten Linien, wodurch sie sich herausheben sollen. In der Bedeutung: zur Auszeichnung bunt machen z. B. in der Lebensbeschreibung Wilwolts von Schaumburg S. 95: „pfeifern, trumenschlagern und ander zuegehörung, alles einer farb herausgestrichen". Noch Opitz fühlte das Bild in dem Ausdruck; in der „Poeterei" schreibt er von den alexandrinischen Versen: „wann sie nicht ihren Mann finden, der sie mit lebendigen Farben herauszustreichen weiß".

557. Aus seinem Herzen keine Mördergrube machen.

S. v. w. offenherzig sein. Luther bildete das uns seltsam klingende Wort „Mördergrube", indem er Matth. 21, 13 übersetzte: „Mein Haus soll ein Bethaus heißen; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht." Im Urtext steht dafür σπήλαιον λῃστῶν, wofür wir heute Räuberhöhle sagen würden. Wer nun seine Gedanken und Empfindungen nicht in einem solchen heimlichen Versteck verborgen hält, der macht aus seinem Herzen keine Mördergrube.

558. Das Herz auf der Zunge haben.

Von Schwätzern gebräuchlich, die alles verraten, was in ihnen vorgeht. Frz.: avoir le cœur à la bouche. Die Redensart steht schon in der Bibel (Prediger 21, 29):

in ore fatuorum cor illorum, et in corde sapientium os illorum, bei Luther: „Die Narren haben ihr Herz im Maul, aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen". — Sie ist aber früh in die deutsche Rede eingedrungen; vgl. die Verse im „Renner" Hugos von Trimberg:

Toren herze lit im munde
der wisen munt in herzen grunde.

Mit doppeltem Tadel Lehm. 719 (Schwätzer 8): „Mancher hat sein Hertz im Maul, mancher hat sein Maul im Hertzen."

Solche Schwätzer haben also das Herz nicht auf dem rechten Flecke. Für gewöhnlich heißt aber das Herz auf dem rechten Flecke haben s. v. w. ein tüchtiger, braver Mensch sein. Dem Feigling fällt gar das Herz in die Hosen. Vgl. Syll. 38: „Animus in pedes decidit. Das hertz ist ihm in die hosen gefallen. Das hertz lag mir gantz in den knien. Das hertz ist ihm in die bruch gefallen."

559. Sein Herz ausschütten.

S. v. w. sich aussprechen, alles heraussagen, was man auf dem Herzen hat. Das Herz ist hier als ein Gefäß gedacht, wie wir ja auch von einem überquellenden Herzen reden, und wie es im biblischen Sprichwort (Matth. 12, 34) heißt: Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Vgl. den horazischen Vers (Ad Pis. 337):

Omne supervacuum pleno de pectore manat

und aus der Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager" die Worte:

Wessen das Gefäß ist gefüllt,
davon es sprudelt und überquillt.

Auch am Herzen[1], auf dem Herzen liegen und lasten die Gedanken (vgl. Nr. 31); schon Äschylos hat die Sorgen

[1] Vgl. auch den bildlichen Ausdruck: ans Herz gewachsen sein, wonach Grimmelshausen witzelnd erzählt (Simpl. I, 433): „Weil aber der junge Hertzbruder meinem Obristen gar ins Hemd gepacken (d. i. gebacken) war und mir vorgezogen ward, trachtete ich, ihn aus dem Weg zu räumen."

Nachbarn des Herzens genannt, und Wolfram von Eschenbach beginnt seinen „Parzival" mit den Worten:

Ist zwivel herzen nachgebur,
daz muoz der sele werden sur.

Aber noch in einem andern Bilde ist das Herz im deutschen Volksmunde lebendig: als Schrein. Von dieser schönen Vorstellung stammen der Ausdruck: einen ins Herz geschlossen haben und die innigsten Liebesbekenntnisse, die unser dichtendes Volksgemüt geschaffen hat. Ein altes Lied heißt:

Du bist min, ich bin din:
des solt du gewis sin.
du bist beslozzen
in minem herzen;
verlorn ist das sluzzelin:
du muost immer drinne sin.

Ein Beispiel dafür, wie diese beliebte Vorstellung im Scherze bis an die Grenze der Geschmacklosigkeit hat ausgebeutet werden können, bietet Wolframs „Parzival" 584, 8 fg. Dort heißt es:

Orgeluse kom aldar
in Gawans herzen gedanc.
wie kom daz sich da verbarc
so groz wip in so kleiner stat?
si kom einen engen pfat[1]
in Gawanes herze . . .
ez was iedoch ein kurziu want,
da so lanc wip inne saz.

560. Er hat Heu an den Hörnern.

S. v. w. nimm dich vor ihm in acht! Eigentlich von einem bösen Ochsen gesagt, dem der Treiber, um die Vorübergehenden zu warnen, einen Bündel Streu an den Hörnern befestigt hat. Ebenso schon lat.: foenum habet in cornu.

Heu dient sprichwörtlich auch zur Bezeichnung einer großen Menge, z. B. er hat Geld wie Heu, ist aber auch (im Gegensatz zu dem frischen Grase) ein Bild des Vergehens, vgl. den 90. Psalm und Jes. 40, 6 fg.

[1] Nämlich durch die Augen hindurch, vgl. Nr. 72.

561. Jemand in den Himmel erheben.

S. v. w. ihn übertrieben loben. Die Redensart stammt wahrscheinlich aus dem Lateinischen, wo sie sich durch viele Beispiele aus den klassischen Schriftstellern belegen ließe: der Lateiner sagte in coelum efferre oder tollere, ad astra tollere, in astra educere und ähnliches.

562. Ich hätte eher des Himmels Einsturz erwartet.

Mit dieser hyperbolischen Wendung wird oft das Eintreten eines für unmöglich gehaltenen Ereignisses begleitet. Der Himmel wird hier noch in antiker Vorstellungsweise als fester Körper (Himmelsfeste, Firmament) aufgefaßt.[1] In der Vorstellung unsrer Vorfahren war die Erde der Mittelpunkt der Welt; Sonne, Mond und Sterne waren nur zu deren Beleuchtung und Erwärmung da. Die Erde wurde aufgefaßt als eine Scheibe, der Himmel als ein Gewölbe darüber.

Agricola Nr. 436: „Ich hette mich ehe des hymelfalls versehen.“ Campen Nr. 59: Ik had eer den hemelval voorzien. Namenlose Sammlung (1532) Nr. 545: „Ich hette mich ehe des hymelfallß versehen.“ Mit der Erklärung: „Disen worts brauchen wir zu den dingen die jemandt widerfaren, on alle seine vordanken, vnd die er für vnmoeglich geachtet hette, das sie geschehen solten.“ U. s. w. Schon im Altertum war sprichwörtlich: Quid, si nunc coelum ruat? von eitler Furcht oder Erwartung, vgl. Terenz, Heaut. 4, 3, 41. Dasselbe auch bei Erasmus, Adag. I, 5, 64: Quid si coelum ruat? mit der Erklärung: Hoc unde manarit, Aristoteles indicat lib. τῶν μετὰ τὰ φυσικά, scribens priscis illis et rudibus mortalibus persuasum fuisse, coelum hoc quod videbant imminere, Atlanticis humeris sustinere. Quod si ille se subduxit, forte ut e sublimi in terra decideret. Idque non solum poëta-

[1] Nach der Vorstellung der Alten besteht der Himmel aus Metall. Vgl. Hesiod, Theog. 126, 127; Homer, Od. III, 2; XV, 328; XVII, 565. Daher sagt Schiller in der „Braut von Messina“:

Vermauert ist den Sterblichen die Zukunft,
Und kein Gebet durchbohrt den ehrnen Himmel.

rum figmentis fuisse proditum, verum etiam a physicis nonnullis adfirmatum.

563. Der Himmel hängt ihm voller Geigen.

S. v. w. er ist voller Freude und Wonne (und infolgedessen etwas übermütig). Zur Erklärung vgl. die Redensart: die lieben Engelchen singen hören. Beide Ausdrücke gehören ja eigentlich zu einander, sind nur zwei Glieder aus der Beschreibung der himmlischen Musik, die den selig droben Einziehenden empfängt. In einem Weihnachtsspiel aus Kärnten singen die Hirten noch heute, wenn sie den Gesang der Engel hören:

Potz tausend Bue! was spricht so toll,
Was hör i nit für Klang!
Der Himmel hängt mit Geigen voll!
Es ist a Engelsgsang.

Und gerade mit dieser biblischen Erzählung von der Verkündigung der Hirten auf dem Felde scheint die Wendung zusammenzuhängen; auch Lohenstein verbindet beides:

Der Himmel thut sich auf und hänget voller Geigen,
Die Cherubinen mühn sich die Geburt zu zeigen
Den armen Hirten an.

Doch wird der Gedanke wohl schließlich aus Joh. 1, 51 stammen: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen, und die Engel hinauf und herabfahren auf des Menschen Sohn." Genau so sagen ja auch wir noch von einem Entzückten: sein Auge sieht den Himmel offen; Schiller in der „Glocke":

Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.

Ganz wörtlich genommen (eine Geige neben der andern oben am Himmel hängen sehen) wirkt die Redensart komisch. Doppelt komisch deshalb in Hebels Übertreibung in der Geschichte von den drei Wünschen, wo das Ehepaar, das die drei Wünsche thun soll, den Himmel gleich voller Baßgeigen hängen sieht. Umgekehrt Lehm. 161 (Einfalt 11): „Mancher meynet, der Himmel hang voller Geigen, so seynds kaum Nußschalen." Vgl. noch Grimmelshausens Scherz Simpl. I, 235: „Als er das Nachtschloß aufmachte, da sahe ich,

daß der schwartze Himmel auch schwartz voller Lauten, Flöten und Geigen hieng; ich vermeyne aber die Schincken, Knackwürste und Speckseiten, die sich im Kamin befanden."

564. Es schreit zum Himmel (ist himmelschreiend).

Von einer schrecklichen, ungerechten That, für die das menschliche Gefühl so dringend nach einer Sühne verlangt, daß sie gleichsam selbst den Himmel um Rache anruft. Das Bild, von hoher Kraft, ist uralt; unser ältestes Zeugnis sind die Worte des Herrn zu Kain (1 Mos. 4, 10): „Die Stimme deines Bruders Bluts schreiet zu mir von der Erde." Vgl. 2 Mos. 3, 9; 22, 23; Jakob. 5, 4.

565. Der Himmel ist blau.

So sagt man, wenn einer, mit dem man spricht, auf einmal von etwas ganz Abgelegenem zu reden anfängt und dadurch beweist, daß er höchst unaufmerksam zugehört hat. — Syll. 91: „Ego tibi de alliis loquor, tu respondes de cepis. Ich frage von knoblauch, so antwortestu mir von zwiebeln. Ich sage von der Kuh, du sagest von der Windmühlen. Ich sodder trincken, so sagen sie, der Esel träget den Sack."

566. Eine Hiobspost.

So nennt man sprichwörtlich eine Unglücksnachricht, nach der Erzählung im ersten Kapitel des Buches Hiob (V. 14—19): vier Boten treten unmittelbar hintereinander vor den glücklichen, reichen Hiob, und jeder meldet einen schrecklichen Schlag, der seinen Besitz und seine Familie getroffen hat.

567. Sich auf die Hinterbeine stellen.

S. v. w. sich sträuben, sich weigern; wohl zunächst vom Pferde gesagt, das sich emporbäumt, wenn es vom Reiter vorwärts gezwungen wird und durchaus nicht vorwärts will. Dann scherzhaft vom vierbeinigen Tier auf den Menschen übertragen.

568. Ins Hintertreffen kommen

wird im eigentlichen Sinne von den Kämpfern gesagt, die aus der vordersten Schlachtreihe in eine hintere rücken, wo sie zu einer unbedeutenden Thätigkeit verurteilt sind, im über-

tragenen Sinne von solchen, deren Thaten auf dem Vordergrunde der allgemeinen Teilnahme zurückgedrängt werden.

569. Hinz und Kunz.

Diese beiden Namen dienen uns zur Bezeichnung der urteilslosen großen Menge. Es stammt das aus einer Zeit, wo sie in Bauernkreisen sehr verbreitet waren, und das hat wieder seinen Grund in der Reihe der Heinriche und Konrade, die auf dem deutschen Kaiserstuhl gesessen haben.[1] Wenn Claudius in einer Fabel zwei Bauern miteinander reden läßt, heißen sie immer Hinz und Kunz. Zwei seiner Geschichten sind gleich mit diesen Namen überschrieben; die bekannteste fängt an:

Was meinst du, Kunz, wie groß die Sonne sei? —
Wie groß, Hinz? Als ein Straußenei. —

570. Ein hochtrabendes Wesen haben.

S. v. w. vornehm und stolz thun; vgl. die Redensart: sich aufs hohe Pferd setzen. Ähnliche bildliche Ausdrücke, die dann sogar auf Worte und Gedanken übertragen werden, sind: hochfahrend (eigentlich nichts anders als hoffärtig), hochnäsig, hochtönend. Hochgeschoren sind eigentlich nur katholische Geistliche; von Pfaffen heißt es schon in dem Erec Hartmanns von Aue V. 6631:

swie hohe er waer beschorn
er wart do lützel uz erkorn.
ez waere abt oder bischof.

Wenig später wird freilich der Ausdruck, schon in unsre Form gegossen, in Österreich wiederholt auf die kurzgeschorenen Polen angewendet, z. B. in Ottokars österreichischer Reimchronik V. 16207 fg.:

die da als die torn
waren hoch beschorn,
die man Polan nant,
mit den tungten sie daz lant.

Und bei Seifried Helbling:

---

[1] Wie haben nach 1871 die Wilhelm und Willy überhandgenommen!

waz wildu Polan hochbeschorn?
den Ungarn waere daz vil zorn.
der ir langem har erkür
die hohen polanischen schür.

Auch dem Haß des im Osten vordringenden deutschen Volkstums gegen slavische Art könnte also der Ausdruck entsprungen sein.

571. Hokuspokus.[1]

So bezeichnet man die Handgriffe und Redensarten, die der Taschenspieler macht, angeblich um zu zaubern, in Wahrheit, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer von der Hauptsache abzulenken. Man hat vermutet, das Wort sei eine Verstümmelung der Formel: hoc est corpus (sc. domini), die der katholische Geistliche bei der Konsekration des Abendmahls braucht. Freilich ist der älteste Beleg für das Wort der Titel eines 1634 in London erschienenen Lehrbuchs der Taschenspielerkunst: Hocus Pocus junior, the anatomie of the legerdemain; hier erscheint also Hokus Pokus als Eigenname eines Taschenspielers.

572. Jemand den Hof machen.

Unter Hof verstand man früher, auf einen Fürsten bezogen, seine ganze Umgebung; was ihm diente, machte seinen Hof aus, machte ihm den Hof. Davon daß es diese Hofleute an diensteifriger Artigkeit ihrem Herrn gegenüber nicht fehlen ließen, ist der Ausdruck übertragen worden auf jedes dienende Werben um die Gunst eines höhern, verehrten Wesens, dann auch auf die artige Beflissenheit, mit der junge Männer einem jungen Mädchen zu dienen suchen. Heißt die Geliebte doch auch schon längst Herzenskönigin, Ulrich von Liechtenstein nannte sie gar siner selden keiserin und bekennt:

herze und all den lip,
den muot, die sinne und al daz leben
hat er ir ze lehene gegeben.

Von dem Benehmen bei Hofe stammen auch die Begriffe höflich und Höflichkeit, sogar hübsch, das eigentlich nichts

[1] In älterer Zeit dafür auch Ockes Bockes, Ox Box.

andres als höfisch ist. Der Gegensatz dazu ist das dörfliche oder, wie man in der höfisch-niederrheinischen Sprache des ausgehenden 12. und des 13. Jahrhs. lieber sagte, das dörperliche: aus dem dörper, dölpel ist dann unser Tölpel geworden.

Hofworte treiben bedeutet in Brants „Narrenschiff" 32, 25 fg. s. v. w. jemand verbindliche, höfliche Worte sagen:

Ir ougen schlagen zu der erd
Vnd nit hoffwort mit yedermann
Tryben, vnd yeden gäfflen an.

Alle diese Ausdrücke stammen, wie die Sache, die sie bezeichnen, zum größten Teil aus Frankreich, vgl. Courtisane, Courtoisie und die Redensart: die Cour schneiden.

573. Holland in Nöten!

bezeichnet einen hohen Grad von Verlegenheit und Bedrängnis und bezieht sich ursprünglich wohl auf die Verhältnisse in Holland zur Zeit jenes holländischen Krieges (1672—79), wo Ludwig XIV. mit einem überlegenen Heere in reißendem Siegeszuge in das Herz der Niederlande eingefallen war. Da war „Holland in Nöten". Aus derselben Zeit mag der Pariser Ausdruck panné comme la Hollande stammen; er bedeutet: sehr arm, jämmerlich anzusehen.

Andre begnügen sich, zur Erklärung der Redensart auf die Wassersnöte Hollands hinzuweisen.

574. Durchgehen wie ein Holländer.

Für die Entstehung dieser Redensart giebt es verschiedene Erklärungen. Einige leiten sie von dem Admiral de Ruyter ab, der mit seiner kleinen Flotte einst bei Nacht und Nebel über die Sperrkette eines Hafens entwischt sein soll. Andre behaupten, die Redensart komme von der Schlacht bei Dettingen her, wo die Holländer zuerst die Fersen gezeigt hätten. Eiselein entscheidet sich nach dem Vorgang Adelungs für folgende Erklärung: „Die Holländer sind nicht gern Landsoldaten und scheinen sich aus dem Staube zu machen, wo sie können." Endlich möchte man die Wendung auf die

holländische Schiffahrt oder auf das Schlittschuhlaufen der Holländer beziehen.

575. Einem die Hölle heiß machen.

S. v. w. ihn durch Drohungen in Angst setzen. Vielleicht stammt der Ausdruck daher, daß die Mönche früher reiche Leute auf ihrem Sterbelager durch Androhung von Hölle und Teufel und allerlei Qualen zu beeinflussen, oft zu Schenkungen an Kirchen und Klöster zu veranlassen suchten.[1] Jedenfalls geht er auf die grellen Schilderungen der höllischen Feuersqualen zurück, durch die die christliche Geistlichkeit zu irgend welchen Zwecken auf ihre Zuhörer einzuwirken suchte. In Simrocks „Eichelsaat“:

Man schürt' ihm von der Kanzel die Hölle so heiß;
Er dacht': ich will bezahlen das Lügengeschmeiß.

576. Das ist viel Holz!

S. v. w. das ist teuer! Die Redensart rührt wahrscheinlich von der Bedeutung her, die „Holz“ beim Kegelspiel hat, wo es die Kegel bedeutet. „Viel Holz“ treffen (werfen) heißt hier s. v. w. viele Kegel treffen. Da dem, der viel Holz wirft, auch viel bezahlt werden muß, so erklärt es sich leicht, wie der Ausdruck „viel Holz“ zu der Bedeutung kam: das kostet viel!

577. Er läßt Holz auf sich hacken

sagen wir von einem unendlich geduldigen Menschen, der sich alles gefallen läßt, selbst die gröbsten Mißhandlungen. Vgl. Redensarten wie: einem auf der Nase herumtrommeln oder sogar herumtanzen!

578. Er ist aus demselben Holze geschnitten.

S. v. w. er ist von derselben Art. Syll. 183: „Ovo prognatus eodem. Er ist eben des Holzes.“ Aus dem festesten Holze, dem der Hagebuche, sind die „hagebüchnen“ (mundartlich hānebiechnen, daraus mißverständlich: hahnebüchnen) Gesellen.

[1] Die Hölle ist ihrem Namen nach ursprünglich die altgermanische Hel, der hehlende Ort (und seine Gottheit), aber diese Hel dachten sich unsre Ahnen kalt. Heiß hat uns in diesem Sinne erst das aus dem heißen Süden kommende Christentum die Hölle gemacht.

Daß hier der Mensch bildlich als ein Holz gedacht wird, kann niemand wunder nehmen, der sich einmal des Zusammenhanges bewußt geworden ist, in dem diese Vorstellung nur ein Glied bildet. Der Mensch wird oft einem Baume verglichen, ein alter Knabe ist ein bemooftes Haupt, wer sich nicht artig benimmt, ist ein Klotz[1], ein ungehobelter Bengel oder Flegel. In alten Fastnachtsspielen ist das Bauernhobeln[2] eine unvermeidliche Szene, die durch ihre Komik immer wieder gewirkt haben wird, aber die ungeschliffnen Bauern mit ihren ungehobelten Sitten sind nicht alle geworden. Damit soll keiner Überschätzung des Hobelns das Wort geredet sein: Spiegelbergs Ansicht ist in ihrer Weise ganz richtig (Räuber II, 3): „Einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenstotzen formen, aber zu einem Spitzbuben will's Grütz."

579. Sich hölzern benehmen.

S. v. w. sich ungeschickt und steif benehmen wie ein Stück Holz, das auch ungelenkig, ungeschmeidig, steif ist. So spielt die Sprache: die vorhergehende Redensart hat ja gelehrt, daß selbst Leute vom feinsten Schliff doch aus Holz sind!

580. Sich auf dem Holzwege befinden.

S. v. w. im Irrtum sein, fehl gehen. Holzwege heißen die schmalen Wege im Walde, die nur zur Beförderung des Holzes geschlagen sind, aber zu keinem Ziele führen, wie es der Wanderer im Auge hat. Wer also erkennt, daß er sich auf einem Holzwege befindet, sieht seinen Irrtum ein. Vgl. Lehm. 418 (Irren 42): „Wer irret, der ist im Lerchenfeld, im Holtzweg, von der Landstraß, vom rechten Weg kommen: Er hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht."

[1] Ebenso lat. caudex, z. B. bei Terenz, Heaut. V, 1, 4.

[2] Derselbe Witz liegt der ehemaligen Deposition der Studenten zu Grunde. Diese bestand darin, daß sich neue Studenten vor ihrer Aufnahme eine Reihe von körperlichen Quälereien gefallen lassen mußten, wodurch ihnen sinnbildlich die Grobheit und Ungeschliffenheit des vorstudentischen Menschen genommen wurde. Sie wurden enthörnt, behauen, gestrählt u. s. w.

581. Homerisches Gelächter.

S. v. w. schallendes, anhaltendes Gelächter, wie Homer das Lachen der Götter schildert. Als z. B. Hephästos seine untreue Gattin Aphrodite und ihren Buhlen Ares in einem Netze beieinander gefangen hatte und so den Göttern zur Schau preisgab, brachen diese in „unauslöschliches Gelächter" aus. Odyssee VIII, 326; vgl. auch Ilias I, 599.

582. An dem ist Hopfen und Malz verloren.

S. v. w. bei dem schlägt keine Mühe an, es ist alles vergebliche Arbeit. Die Redensart stammt natürlich von der Bereitung des Bieres; ihre große Verbreitung erklärt sich daraus, daß früher die Bierbrauerei kein selbständiges Gewerbe war, sondern jede Hausfrau für den Bedarf ihres Hauses selbst braute. Wenn der Trank trotz aller Mühe nicht gelang, dann war Hopfen und Malz verloren. So alt übrigens schon der Gerstensaft als Nationalgetränk der Deutschen ist[1], so kann die Redensart in der heutigen Form doch höchstens bis ins 14. Jahrh. zurückgehen, denn erst damals[2] ist auch Hopfen zum Brauen des Biers verwendet worden.

In katholischen Gegenden Deutschlands ist in demselben Sinne gebräuchlich: da ist Chrisam und Taufe verloren. Chrisam, eigentlich das geweihte Salböl, bezeichnet dann auch das Taufhemdchen, das bei der Taufe dem mit Chrisam gesalbten Kinde übergezogen wird; der Ausdruck ist also vermutlich zuerst von ungezogenen Kindern gebraucht worden, die nicht erkennen lassen, daß sie als Christen getauft worden sind.[3] In Murners „Schelmenzunft" XXVI, 17:

[1] Schon Tacitus, Germania, Kap. 23, sagt: „Als Getränk dient ihnen eine aus Gerste oder Weizen bereitete Flüssigkeit, welche man gären läßt, so daß sie einige Ähnlichkeit mit dem Wein bekommt; die Anwohner des Rheins erhandeln sich auch Wein."

[2] Vgl. Kriegk, Deutsches Bürgertum, I, Abschn. 16; Wackernagel, Kleine Schriften, I, 86.

[3] Doch spielt Chrisam auch bei der Firmung eine wichtige Rolle, sodaß sich auch erklären ließe: bei dem haben beide Sakramente nichts gefruchtet.

Touff vnd Crisam ist verloren,
Sy bleyben in den alten ioren,
Wie sy in iungen sindt erzogen.

Im Lateinischen hat denselben Sinn oleum et operam perdidisse, das auf die Ringer zurückgeführt wird, die sich vorm Kampfe mit Öl bestrichen (Cicero, Ad fam. VII, 1, 3: Pompeius confitetur se et operam et oleum perdidisse); im Griechischen ἀπόλωλεν ὃς καὶ τάλαντον καὶ γάμος, ursprünglich wohl von einem Ehekauf gesagt, bei dem der Mann den kürzern gezogen hat.

583. In jemandes Horn blasen.

S. v. w. genau so reden wie er, ihm beistimmen, sich zu seiner Ansicht bekennen; die Voraussetzung für den bildlichen Ausdruck ist die, daß aus ein und demselben Horn auch immer nur ein Ton kommen könne. In Siebenbürgen sagt man dafür: se blosen än i loch.

584. Einem die Hörner zeigen.

S. v. w. ihm gehörig entgegentreten; natürlich vom Rind oder vom Ziegenbock entlehnt, die, wenn sie gereizt werden, den Kopf senken, als ob sie dem Gegner zunächst ihre Waffe zeigen wollten. Ebenso lat.: cornua obvertere alicui, z. B. bei Plautus, Pseud. IV, 3, 5; ähnlich irasci in cornua, Virgil, Georg. 3, 232.

585. Etwas auf seine Hörner nehmen.

S. v. w. etwas auf seine Kappe nehmen, d. i. die Folgen von einer Sache tragen wollen. Das Bild ist vom Zugvieh entlehnt; vgl. Ovid, Met. 8, 883: vires in cornua sumit taurus.

586. Sich die Hörner noch nicht abgelaufen haben.

S. v. w. noch unerfahren sein, noch in den Jugendthorheiten stecken. Der Ausdruck ist nicht wörtlich zu nehmen; die Hörner bezeichnen hier Unebenheiten des ungehobelten jungen Gesellen, der noch nicht Maß zu halten weiß, mit dem Kopf durch die Wand will, sich wie ein junger Stier geberdet, vgl. S. 232 Anm. 2.

587. Jemand Hörner aufsetzen.

S. v. w. ihn zum Hahnrei machen, seine Frau verführen; die Frau setzt dem Manne Hörner auf, wenn sie ihm die eheliche Treue bricht. Welchem Vorgange diese Redensart ihre Entstehung verdankt, hat in einem ausführlichen Aufsatze Dunger in der „Germania" 29, S. 59 fg. gezeigt. Bei der Verschneidung junger Hähne zu Kapaunen ist es früher Sitte gewesen und ist es stellenweise noch heute Sitte, den Tieren die unten abgeschnittenen Sporen oben in den verschnittenen Kamm einzusetzen, wo sie festwachsen und nun den Eindruck von Hörnern machen. Die Frau, die ihren Mann betrügt, behandelt ihn also gleichsam als Verschnittenen. Die Bezeichnung Hahnrei für einen so betrogenen Gatten ist vermutlich aus dem ältern Hahnreh entstanden: Hahnreh wäre er aber eben genannt worden, weil er halb Hahn, halb Rehbock war.

Die Redensart ist über viele Sprachen verbreitet, ja schon bei den alten Griechen nachweisbar, vgl. Weigand, Wörterbuch der deutschen Synonymen, II, 12. In Frankreich z. B. heißt es: il en tient des cornes, und der Hahnrei wird bélier oder cerf genannt.

588. Die Hosen anhaben;

auch engl.: she wears the breeches: ital.: portare le brache; frz.: Madame (la femme) a la culotte: von der Frau, die Herr im Hause ist. Im Volkslied heißt es:

Weiber lieben Kommandieren,
Haben an die Hosen gern.

Zu den bekanntern Fastnachtsspielen von Hans Sachs gehört „Der böß Rauch", d. i. das böse Weib im Hause. Darin rät der Nachbar dem geplagten Ehemann V. 50:

Beut ein kampff an deinem weyb,
Du wölst dich weiblich mit jr schlagen,
Weliches söll die Bruch (Hosen) tragen.

Und in dem simplicianischen Roman von der „Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche" erzählt die Vagantin im 7. Kap. selbst, wie sie zu einer dritten Ehe schreitet, „schlägt sich mit ihrem Leutenant umb die Hosen mit Prügeln, und gewinnet solche durch ihre tapffere Resolution und

Courasche". Auch in Luthers Hause führt Frau Käthe das Kommando; Luther erkennt das scherzend an in einem Briefe, der beginnt: „Lieber Herr Käthe", und schließt: „Dein Liebchen Martinus Luther". Er trägt die Aufschrift: „Meinem freundlichen lieben Herrn Frawen Catharina von Bora D. Lutherin zu Wittenbergk."

Etwas andres ist es, wenn einer eine besondere Art von Hosen anhat, z. B. die Spendierhosen, dann ist er freigebig, macht Geschenke, giebt etwas zum Besten. Vgl. Syll. 62: „Canis in vincula. Unglückshosen anziehen." In Westfalen heißt es vom Paten: hä het de grote bükse an.

589. Mit jemand noch ein Hühnchen zu rupfen haben.

S. v. w. ihn noch wegen etwas zur Rede stellen wollen, das ihm nicht so hingehen soll, noch etwas mit ihm auszutragen haben. Die Erklärung der Redensart hat viel Kopfzerbrechens gemacht. Der eine hat an die Muße zum Plaudern bei der gemeinsamen Thätigkeit erinnert, der andre hat gemeint, der Ausdruck heiße: du sollst bei dem Rupfen dabei sein, d. h. du wirst gerupft werden. Vermutlich aber erklärt sich die Redensart aus dem in Nr. 338 dargestellten Vorstellungskreise. Ein Hühnchen bei jemand im Salze haben wenigstens ist dasselbe wie: einen Schinken bei ihm im Salze haben, d. h. Schelte oder Strafe von ihm zu erwarten haben; „du kriegst noch ein Hühnchen von mir" wird gesagt worden sein wie: du wirst dein Fett kriegen. Vielleicht ist mit ironischer Anspielung auf das Rupfen des andern dann daraus entstanden: wir haben noch ein Hühnchen miteinander zu rupfen, beim Huhn liegt ja das Rupfen nahe genug.

590. Mit den Hühnern zu Bette gehen.

S. v. w. sich zeitig, mit Sonnenuntergang schlafen legen. Dazu das Sprichwort: „Wer mit den Hühnern zu Bette geht, kann mit dem Hahn aufstehen" oder gereimt:

Früh mit den Hühnern zu Bette,
Auf mit dem Hahn um die Wette.

Eine Menge alter Wendungen bezeichnet so bildlich die Tages- und Jahreszeiten nach der Lebensweise von Vieh

und Vögeln. Von den in Grimms „Rechtsaltertümern“ S. 36 angeführten Belegen seien nur folgende hier erwähnt: „die laiten sullen kommen ter tit, als die koe inkompt van der weiden to middage und sullen weder gain, als die koe geet ter weiden.“ Luttinger Hofrecht (Cleve). „(Der fronschnitter) sal morgens ußgin, so die kuwe ußgint und sal uß bliven, biß die kuwe den zagil weder inferent.“ Sweinheimer Vogtrecht (1438, Wetterau). Frühlingsanfang wird dort umschrieben: „ze sant Walpurge tag, daz der gauch gutte“. Ein schweizerisches Sprichwort (Kirchhofer, S. 309) drückt die Sommerszeit aus durch: „wann die bremm zabelt“, d. i. wann die Mücke tanzt; und Herbstanfang pflegen wir zu umschreiben durch die Wendung: wenn der Wind über die Stoppeln weht. Alle diese Ausdrücke stammen aus dem Kreise von Hirten und Ackerbauern, die das Leben der Natur unmittelbar beobachten.

591. Etwas in Hülle und Fülle haben.

S. v. w. es im Überflusse besitzen. Ursprünglich bezeichnet der Zwillingsausdruck den Inhalt eines Gefäßes, auch der menschlichen Haut, zusammen mit seiner Umhüllung. Eine eigentümliche Anwendung findet er in der altgermanischen Rechtssprache, und durch sie lebt er wohl in seiner festen stabreimenden Form bis auf den heutigen Tag fort. Wie er zu einer eigentümlichen Bestimmung der Buße für ein erschlagenes Wesen diente, lehrt z. B. folgende eddische Sage.

Der Bauer Hreidmar hatte drei Söhne: Fafnir, Otr und Reginn. Otr konnte sich, wie der Name sagt, in eine Otter verwandeln und stieg so einst in den Fluß und fing Fische. Eines Tages saß er am Ufer und verzehrte blinzängelnd einen Lachs, als drei wandernde Asen, Odin, Loki und Hönir, des Weges kamen. Loki, der die Otter sitzen sah, ergriff einen Stein und warf sie tot. Froh ihres Fanges zogen sie ihr den Balg ab und kamen damit am Abend zum Hause Hreidmars, den sie um Herberge baten. Als Loki seinem Gastfreunde den Otterbalg zeigte, ward es offenbar, daß er den in eine Fischotter verwandelten Sohn Hreidmars getötet hatte. Hreidmar ruft nun seine Söhne

und sein Gesinde herbei und zwingt die Asen, als Buße für das begangene Verbrechen ein Lösegeld zu zahlen, das darin bestehen soll, daß der ganze Balg inwendig mit rotem Gold „ausgefüllt", aufgerichtet und auswendig wieder mit Gold „zugehüllt" wurde.

Was hier die Mythe erzählt, findet sich in mehr oder weniger veränderter Gestalt in alten Weistümern und Aufzeichnungen von Rechtsgebräuchen wieder. Ja noch heute überschüttet der Bauer im Innthal am Charfreitag das in der Kirche zur Verehrung ausgestellte Kruzifix mit Mais, der in Altbaiern mit Korn, wie seine Ahnen vor zwei und mehr tausend Jahren, in dem Glauben, er könne das Maß seiner Sünden durch eine der Größe des Kirchenkruzifixes gleichkommende Menge Korn aufwiegen.

592. Auf den Hund kommen.

S. v. w. herunterkommen, in schlechte Verhältnisse geraten. Die Redensart ist vermutlich nichts weiter als eine Weiterbildung der andern: vom Pferd auf den Esel kommen (s. Pferd). Im Jahre 1664 riefen die siegreichen deutschen Soldaten den Türken zu: „Kommst aufn Hund und nit aufn Gaul!" und in einem unsrer jüngsten volkstümlichen historischen Lieder, das auf den unglücklichen Habsburger Max in Mexiko 1867 gedichtet worden ist, heißt es:

Von dem Tag an und der Stunde
War der Kaiser auf dem Hunde.

Noch eine Stufe abwärts bezeichnet die Redensart (Simrock 268): dann kommst du vom Hund auf den Bettelsack. Aus der verächtlichen Bedeutung, die so an dem Hunde im Gegensatz zu höhern Tieren, wie dem Pferde, haftet, erklären sich die vielen verächtlichen Zusammensetzungen wie Hundeleben, Hundewetter, hundemüde u. s. w., dazu das Schimpfwort Hund und auch das Zeitwort hunzen (besonders gebräuchlich in den Zusammensetzungen: aushunzen, herunterhunzen, verhunzen), das man richtiger hundzen schriebe. Der launige Trost in einer übeln Lage: „Kommen wir übern Hund, kommen wir übern Schwanz!" klingt wie Galgenhumor.

593. Da liegt der Hund begraben!

S. v. w. das ist's, worauf es ankommt; vgl.: da liegt der Hase im Pfeffer. In demselben Sinne auch frz.: voilà le chien! — Die Redensart ist nicht sicher zu erklären; gewöhnlich weist man darauf hin, daß Hunde im Volksglauben auf vergrabenen Schätzen lagern, und meint, ursprünglich seien die Worte an einen Schatzgräber gerichtet gewesen. So sagt Mephistopheles im zweiten Teil von Goethes „Faust", 1. Akt, V. 368:

Der Eine faselt von Alraunen,
Der Andre von dem schwarzen Hund.

Und dann die Metallfühler verspottend:

Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entschlossen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann[1], liegt der Schatz!

594. Den Hund nach Bratwürsten schicken.

S. v. w. einen Ungeeigneten schicken (vgl. den Bock zum Gärtner machen), überhaupt etwas verkehrt anfangen. Syll. 30 steht die Redensart als Übersetzung von Agninis lectibus alligare canem. Vgl. Syll. 41: „Aquam e pumice postulas: du suchest Bradtwürst im Hundsstall."

595. Hunde führen,

in Sachsen gewöhnlich mit dem Zusatz: nach Bautzen oder bis Bautzen. Dafür im Elsaß: Hunde nach Leukenbach, in Gießen: Hunde nach Endebach, in Franken: Hunde nach Buschendorf führen. Die Ausdrücke werden zurückgeführt auf die in frühern Zeiten besonders für vornehme Verbrecher übliche Strafe des Hundetragens oder Hundeführens. Wie zum Galgen Verurteilte auf dem Wege zum Richtplatz den Strang um den Hals trugen, so bedeutete das Hundetragen für den Träger eigentlich: ich bin wert, wie ein Hund aufgehängt oder erschlagen zu werden. Vgl. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 715 fg.

[1] Vgl. Musikant.

596. Damit lockt man keinen Hund vom Ofen.

S. v. w. die Sache ist völlig wertlos und wirkungslos. Hunde (und Katzen) lieben die Wärme und liegen deshalb gern unter dem Ofen, wenn dieser, wie es landschaftlich üblich ist, auf Füßen steht, oder am Ofen, auf der Ofenbank. Es gehört aber nicht sehr viel dazu, einen Hund von dort wegzulocken (eine Wurstschale genügt). Im „Abt von St. Gallen" läßt Bürger den unwissenden Schäfer Bendix sagen:

Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.

597. Mit allen Hunden gehetzt sein.

S. v. w. so gerieben, so schlau sein, daß man sich allen Gefahren zu entziehen weiß. — Das Bild ist von der Jagd entlehnt: wie das Wild, das mit allen Hunden gehetzt worden ist und doch entkommt, eine hohe Anspannung seiner Fähigkeiten gezeigt hat, so ist der ein geriebener Geselle, dem weder das Gesetz, noch die Gesellschaft, noch sonst eine Macht, trotzdem daß man ihm auf die Finger paßt, etwas anhaben kann.

598. Es nimmt kein Hund einen Bissen Brot von ihm.

Die Redensart drückt einen sehr hohen Grad von Verachtung aus. Kein Hund will mit dem Betreffenden etwas zu thun haben, geschweige denn ein anständiger Mensch. Dabei ließe sich an den alten Glauben erinnern, daß der Kirchenbann nicht nur Menschen, sondern selbst Hunde von dem Betroffenen fernhalte.

599. Wie Hund und Katze.

Wenn wir von zweien sagen: sie sind wie Hund und Katze, so drücken wir damit bildlich aus, daß sie fortwährend Streit mit einander haben, sich nicht vertragen können. Der Vergleich liegt nahe und ist höchst bezeichnend: jeder hat es gesehen, wie der Hund, sobald er die Katze erblickt, auf sie losfährt und sie heftig anbellt, während sie einen Buckel macht und zum Sprunge oder zum Schlage bereit ihn anfaucht.

Schon in Freidanks „Bescheidenheit" 138, 15:

Bi hunden und bi katzen
was bizen ie und kratzen.

Anders Lehm. 821 (Vneinigkeit 23): „Vneinige sind in gutem vernehmen, wie der Fuchs vnd Han, Katz vnnd Mauß."

600. Bekannt wie ein bunter (scheckiger) Hund.

Die meisten Hunde sind einfarbig; ein Hund in mehrern Farben fällt auf. Der Ausdruck wird von jemand gebraucht, der allenthalben, aber nicht gerade rühmlich bekannt ist. In Ostfriesland freilich heißt es: „Dar sünt mehr bunte Hunne as een" in dem Sinne von: einzelne Kennzeichen reichen nicht aus, Personen oder Sachen genau zu bestimmen. (Kern und Willms Nr. 666.)

601. Vom Hundertsten ins Tausendste kommen.

So nennen wir es, wenn jemand bei einer Erzählung von seinem Stoff abspringt und auch den neuen Faden wieder fallen läßt, um von etwas drittem zu reden, das ihm gerade durch den Kopf geht, bis er nicht mehr weiß, wovon er eigentlich hat sprechen wollen; als ob er nicht nur auf hundert, sondern schließlich gar auf tausend Dinge zu reden gekommen wäre. In Wirklichkeit ist etwas andres mit den Worten gemeint, nämlich die Verwirrung beim Rechnen, wenn jemand Hunderter und Tausender vermengt. Vgl. Agricola Nr. 429: „Er wirfft das hundert in tausend"; dazu die Erklärung: „Er mengt es in einander, Hundert sind das zehend teyl von tausent, vnd tausent ist ein großere zal denn hundert, Wer nun hundert zu tausend wirfft, vnd rechnet nicht darzwischen die andern hundert, als zwey, drey, vier, funff, sechß, sieben, acht, neun hundert vnd als denn tausend, der macht es also, daß niemand weyß, was er rechnet odder redet, Darumb wirt diß Wort gebrauchet widder die, welche vil gewesch machen, vnd sagen vil, sie aber selbs wissen nicht, wo es hat angefangen, odder wo sichs endet, die es horen, auch nicht, weise vernunfftige lewte reden ordenlich, vnd fnegen eines auff das ander, aber narren reden was jnen eynfellt." In einer ältern Form auch noch Simpl. I, 366, 14: „Da fieng er wieder an zu wüten und das tausendste ins hundertste zu werffen." Anders bei Lessing: „Das Hundertste ins Tausendste schwatzen."

Vgl. lat.: caelum ac terras miscere, Livius IV, 3; maria omnia caelo miscere, Virgil, Aen. 5, 790. — Syll. S. 148 steht die deutsche Redensart als Übersetzung der lateinischen Worte: miscebis sacra prophanis.

602. Hundsloden kriegen.

S. v. w. tüchtig ausgescholten werden. Hundsloden sind zottige Mengen von Hundehaaren, und diese galten in früherer Zeit bildlich als ein grobes Surrogat für Wolle. Eine alte Redensart ist: Hundshaare einmengen, einem Hundshaare unter die Wolle schlagen (vgl. Nr. 483), sie bedeutet: einen betrügen, eigentlich, den Stoff, den man ihm für reine Wolle verkauft, durch Einmischung von Hundshaaren schlechter machen. Und so wird sich auch der Ausdruck Hundsloden kriegen am einfachsten erklären lassen als: es grob kriegen, grob angelassen werden.

603. An den Hungerpfoten saugen.

S. v. w. an dem Notwendigsten Mangel leiden. — Von dem Bären entlehnt, der den Winter in ununterbrochener Ruhe in einer Höhle oder sonst einem warmen Versteck zubringt und dabei weder Nahrung zu sich nimmt, noch seinen Leib leert; mehr zum Zeitvertreib als zur Ernährung saugt er dann an seinen Tatzen. In Brants „Narrenschiff" 70, 21 wird von jemand, der den Sommer über faul gewesen ist, gesagt, daß er den Winter hindurch müsse „an dem dopen (Tappen) sugen hert, Biß er des Hungers sich erwert". Auf dem Holzschnitt zu Kap. 70 (Nit fursehen by zit) leckt ein Bär an seinen Tatzen.

604. Am Hungertuche nagen.

S. v. w. in größter Armut leben. Das Hungertuch war ein schwarzes Tuch, das man von Aschermittwoch bis zum Sonntag nach Ostern über den Altar deckte: so wurde sinnbildlich in der Kirche das Fasten angedeutet. In Geilers Predigten über Brants „Narrenschiff": „Dich soll leren das Hungertuch, so man usspannt, Abstinenz und Fasten!" Und in einer alten Beschreibung volkstümlicher Festtagsbräuche in Augsburg (Germania 17, 79 fg.) wird die Fastenzeit mit folgenden Worten geschildert: „Darinn eßen sie 40 tag

kein fleisch, auch nit Milch, Keß, Ayr, schmalz dann vom remischen Stuel erkaufft. Da verhüllt man die Altar und hayligen mit einem tuech und last ein hungertuech herab, daz die syndige Leut die götz nit ansehen, noch die heiligen bilder die Christen oder juden."

Eigentlich hieß die Redensart: am Hungertuch nähen, so bei Hans Sachs und noch in der Mitte des 17. Jahrhs., z. B. in einer gleichzeitigen Schrift über die Geldnöte in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege: „So hab ich auch ehrliche Freund, die wol ein stuck Brod zehren und anderen mittheilen könden, wann jhnen anderwerts mit der Schuldigkeit auch beygehalten wurde, in deren verbleibung müssen Sie an dem Hungertuch nähen." Doch schon in Fischarts „Gargantua": am hungertuch nagen, eine Vertauschung, wobei der Gewinn des neuen Bildes den Verlust der ursprünglichen Vorstellung überwiegt. Merkwürdig in einem alten Liede aus katholischen Kreisen auf Gustav Adolf:

Jetzt nagt er wie ein ander Rub
Zu Nürnberg an der Hungergrub.

605. Jemand etwas husten.

Auf ein unverschämtes Ansinnen antwortet man wohl: ich will dir etwas husten, ich will dir etwas niesen! Es sind das nichts als verhüllende Ausdrücke für eine derbere Antwort, die der Leser wohl erraten wird.

606. Viele Köpfe unter einen Hut bringen.

S. v. w. eine große Menge Menschen in einer Sache zu einunderselben Ansicht bringen, was bekanntlich sehr schwierig ist; denn „Viel Köpfe, viel Sinne!"[1] In unsrer Redensart ließe sich der Hut als eine bildliche Bezeichnung für Herrschaft auffassen.[2] Das hat z. B. Treitschke gethan, wenn er sagt[3]: „Den bigotten Kurtrierern kam es hart an,

[1] Quot homines, tot sententiae. Terenz, Phorm. 2, 4, 14.

[2] Man denke an Geßlers aufgesteckten Hut, an die Fürstenkrone, die, heute ein Zeichen monarchischer Gewalt, ursprünglich nichts weiter ist als eine in Zacken auslaufende Kopfbedeckung. Bei Übertragungen von Gut und Lehen wurde im Mittelalter ebenfalls der Hut gebraucht.

[3] Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, II, 376.

daß sie mit den protestantischen Katzenellenbogern unter einen Hut geriethen." Ursprünglich ist aber der Hut hier nur ein Bild für die gemeinsame Zusammenfassung der vielen Köpfe. Ähnlich heißt es schon in Wolframs „Willehalm" 28, 10 zur Bezeichnung einer geringen Anzahl von Streitern:

die der marcgrafe fuorte,
die möht ein huot verdecken.

607. Er hat Vögel unterm Hute.

So sagt man spöttisch von einem, der zu faul oder zu tölpisch ist, durch Abnehmen seines Hutes zu grüßen.[1] Auch: er hat Sperlinge, Schwalben unterm Hute. Die Redensart hat kein hohes Alter; denn erst im 16. Jahrh. ist es allgemein üblich geworden, sich durch Abnehmen des Hutes zu grüßen; ursprünglich lag in dem Entblößen des Hauptes die Erklärung, daß man sich selbst gegenüber einem mächtigern Herrn wehrlos mache.

J.

608. Das Tüpfelchen auf dem i.

Bezeichnet sprichwörtlich das, was eine Sache erst zum vollständigen Abschluß bringt; denn so klein und winzig der i-Punkt ist, so notwendig ist er doch zur Vollendung des Buchstaben. Anders Matth. 5, 18: „Wahrlich, bis daß Himmel und Erde vergehn, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Tüttel[2] vom Gesetz, bis daß es alles geschehe."

609. Eine fixe Idee

nennen wir einen absonderlichen Gedanken, den jemand nicht aufgeben will oder kann. Fix, heute meist s. v. w. schnell, heißt eigentlich fest; vgl. Fixstern, fixieren.

---

[1] Heute ist es so weit gekommen, daß wir diese stumme Bewegung Gruß nennen; eigentlich bedeutet aber grüßen s. v. w. ansprechen

[2] „Nicht ein Tüttelchen" = gar nichts; Tüttel, Tüttelchen ist Diminutiv von Tutte (Brustwarze); nicht zu verwechseln mit Titel, lat. titulus.

J.

610. Jägerlatein.

Bezeichnet zunächst nur die Jägersprache, insofern sie mit ihren eigentümlichen Ausdrücken (Löffel für Hasenohren, Läufe statt Beine u. s. w.) nicht jedem verständlich ist, ihm wie Latein — das hier typisch für jede beliebige fremde Sprache steht[1] — vorkommt. Ironisch nennt man dann auch die berüchtigten Aufschneidereien der Jäger, die unglaublichen Jagdgeschichten Jägerlatein, als ob sie von einem gewöhnlichen Kopfe nicht zu fassen, ihm zu hoch wären.

Schlechtes Latein nennt man spöttisch Kücheulatein im Gegensatz zum Schullatein. Der Ausdruck wird aus der Klosterschule stammen, die stolz war auf ihr Latein gegenüber dem, das in der Klosterküche gesprochen wurde, oder aus dem Munde von gelehrten Humanisten, die sich auf ihr klassisches Latein etwas einbildeten gegenüber dem Umgangslatein. Die Sprache von Kindern, die erst reden lernen, nennt man auch Plapperlatein.

611. Zu (seinen) Jahren kommen.

In prägnantem Sinne s. v. w. volljährig werden, die Altersstufe erreichen, wo der Mensch mündig wird. Homeyer (Jahrbuch für wissenschaftliche Kritik, 1827, S. 1316—1318) hat gezeigt, daß die Rechtssprache, genauer als die der Dichter, zuweilen unterscheidet und ze sinen jaren komen für das geringere, ze sinen tagen komen für das volle Mündigwerden nimmt. Vgl. Sachsenspiegel I, 42; II, 71. In einem andern, aber auch ganz bestimmten Sinne sagt Otfried von Christus, als er das Werk der Erlösung begann, als die Tage erfüllt wurden: so er zi sinin dagon quam; ganz allgemein aber bedeutete und bedeutet der Ausdruck: alt werden, senescere.

---

[1] Latein ist sogar im Volksmund schließlich typisch für Kenntnisse überhaupt und bedeutet deshalb s. v. w. Kunst; z. B. in der Wendung: Hier bin ich mit meinem Latein zu Ende.

612. Nach Jahr und Tag.

Eine altdeutsche Rechtsformel, die sich bis auf unsre Zeit erhalten hat. Ursprünglich bezeichnete der Ausdruck die Verjährungsfrist, also den Zeitraum, der verflossen sein mußte, um in den unangefochtenen Besitz von etwas zu gelangen; daher das alte Rechtssprichwort: Jahr und Tag soll ewig gelten. Damit hängt zusammen, daß er als stehende Bestimmung für die Dauer des Aufenthalts in der Fremde erscheint, zunächst in der alten Rechtssprache[1], und heute noch oft in diesem ursprünglichen Sinne im Märchen. Diese Frist galt nun nicht soviel wie ein Jahr und ein voller Tag, sondern war gewöhnlich festgesetzt auf ein Jahr, sechs Wochen und drei Tage, d. i. ein Jahr und dreimalige Wiederholung der vierzehntägigen Frist mit drei Tagen Zugabe. Die Zugabezahl haben wir auch in der achttägigen Frist (7 + 1), ebenso der Franzose in seinem quinze jours (14 + 1); auch der Ausdruck: ewig und drei Tage, der nur als ein schlechter Witz erscheint, hat also seinen guten — wenn nicht Grund, so doch Hintergrund. Und noch eine Menge andrer derartiger Bestimmungen hat es in alter Zeit gegeben. Dreißig Jahre und ein Tag überschritten die Dauer der Vollkraft der Mannesjahre, daher in Freidanks „Bescheidenheit“:

nieman ritter wesen mac
drizec jar und einen tac,
im gebreste muotes,
libes alder guotes.

Erst wer fünfzig Jahre und einen Tag gelebt hatte, ohne gefreit zu haben, galt als Hagestolz; hundert Jahre und ein Tag bedeutete s. v. w. ewig. Dieselbe Vorsicht, durch eine Zugabe volle Sicherheit für das Innehalten des eigentlichen Maßes zu gewähren, ist der Grund dafür, daß die Ehren- oder Freudensalve nicht aus 100, sondern aus 101 Schüssen besteht.

613. Das ist der wahre Jakob!

S. v. w. der ist's, das ist der echte, das ist der beste.

[1] Ein verkaufter Knecht z. B. wurde nach altfränkischem Recht auf Jahr und Tag gesund gewährleistet (usque ad annum et diem). Grimm, Rechtsaltertümer, S. 222 fg.

Die Redensart wird in eigentlichem Sinne und ironisch gebraucht. Sie wird meist auf den heiligen Jakob zu Compostella bezogen: die Pilger, die die mühselige Reise nach Spanien unternommen hatten, hätten auf leichter zu erreichende Gräber andrer Heiligen mit Geringschätzung herabgesehen und sie nicht als ihrem Heiligen ebenbürtig gelten lassen.

Dunger hält es für wahrscheinlicher, daß in dem wahren Jakob der alttestamentliche Jakob stecke, der als falscher Esau den Segen des blinden Vaters erschleicht.

614. Janhagel.

Volkstümlicher Ausdruck für den „süßen Mob"; vgl. Hack und Mack, Hinz und Kunz, Krethi und Plethi. — Janhagel ist zusammengesetzt aus „Jan" und „Hagel". Jan ist die niederdeutsche Kurzform für Johann und seit den Zügen der englischen Komödianten der übliche Name des Tölpels und Narren, des Clowns. Jan bezeichnet ebenso wie Hans den Dummkopf; damit ist nun hier, wie auch vielfach mit Hans (s. d.), ein ersonnener Eigenname in Verbindung gesetzt worden, der eine besondere Eigenschaft des Jan hervorhebt, hier das Schimpfen und Fluchen (Hagel!).[1]

In Verbindung mit einem vorangehenden Worte kommt Jan so vollkommen abgeschliffen vor, daß aus dem Namen die lateinisch scheinende Endung: ian wird. So sind gebildet: Schlendrian (Brants „Narrenschiff", 110ª, 163), d. i. fauler, immer zu spät kommender Johann; — Grobian (vgl. Murners „Schelmenzunft", Kap. 22; bei Murner mit lateinischer Endung: Grobianus) d. i. grober Johann; — Stolprian, d. i. steifer Johann; — Dummerjan, d. i. dummer Mensch; — Liedrian, d. i. liederlicher Mensch; — Morian (Murrjan); — Urian. Vgl. Germania, V, 327, 1.

615. Im Joche sein.

S. v. w. seiner gewohnten, festen Thätigkeit nachgehen, im Gegensatz zu freien Tagen und Ferien gesagt. Das

[1] Im 18. Jahrh. begegnen auch ab und zu die hochdeutschen Formen Hans Hagel, Johann Hagel.

Bild ist vom Zugvieh entlehnt: das Joch der Ochsen ist ein hölzernes Gestell, das auf ihrem Nacken ruht und sie mit dem Pflug oder dem Wagen verbindet. Wer einmal eingespannt ist, dem bleibt weiter nichts übrig als zu ziehen. Klagelieder 3, 27: „Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage." Vgl. Sir. 28, 54 fg.; ebenda 33, 27.

Joch ist aber auch die drückende, knechtende Gewalt; z. B. unter dem türkischen Joche, d. i. unter der schwer zu ertragenden Herrschaft der Türken; der Minne Joch. Der Lyriker Mesomedes, im Zeitalter des Hadrian geboren, hat in seinem Hymnus auf die Nemesis dieser symbolisch ein Joch (für den Nacken der Menschen) in die Hand gegeben, um durch dieses Attribut die Eigenschaft der Nemesis zu veranschaulichen.

Das Bild wird namentlich auch auf die Ehe angewandt.[1] In Brants „Narrenschiff", Kap. 64 (von bösen Weibern ist die Rede), V. 82: „Wer mit eynr solchen züht jm pflüg"; ebenda 32, 31:

Eyn hübsch frow die eyn närrin ist
Ist glich eym roß dem oren gbryst[2]
Wer mit der selben eren[3] will
Der macht krumber fürchen vil.

Bei den Römern bedeutete jugum nicht allein, wie unser Joch, womit es völlig übereinkommt, das Werkzeug zum Ziehen für Ochsen und Pferde, was wir jetzt auch Kummet nennen, sondern oft auch ein Gestell von zwei aufrechtstehenden Pfählen mit einem Querbalken, worunter man überwundene Feinde zum Zeichen der Unterwerfung durchkriechen ließ (sub jugum mittere). Über dieses jugum ignominiosum vgl. Livius 3, 28.

---

[1] Vgl. den lateinischen Ausdruck für Ehe: conjugium, d. i. wörtlich Zusammenjochung, die Vereinigung zu einem Paare. Im Deutschen sagt man auch: sich ins Ehejoch, ins Joch der Ehe spannen lassen.

[2] D. h.: gleicht einem Pferde, dem es der Ohren gebricht. Die Ohren der Pferde sind besonders wichtig, um sie beim Pflügen zu lenken.

[3] Eren = pflügen; gotisch: arjan, lat.: arare.

616. Ein hölzerner Johannes.

Bezeichnet einen steifen, hölzernen Menschen (vgl. Nr. 579); ob nach dem Holzbilde des Apostels Johannes oder dem Holzblock, der in heidnischer Zeit am Johannistage verbrannt wurde, oder als allgemeine Bezeichnung für eine hölzerne Figur, wird sich schwer entscheiden lassen.

617. John Bull.

Auf deutsch: „Hans Ochs". Der Ausdruck ist eine humoristische Personifikation des englischen Nationalcharakters, zu vergleichen dem deutschen Michel und dem Bruder Jonathan. Zuerst von Swift gebraucht, in Karikaturen als stämmiger, vierschrötiger, stets zum Boxen fertiger Kerl dargestellt.

618. Bruder Jonathan.

Diese scherzhafte Benennung der Einwohner Nordamerikas rührt von Jonathan Trimbull her, der zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskampfes eine Zeit lang Gouverneur von Connecticut war und als solcher durch seine Geistesgegenwart und Klugheit bei Washington so viel galt, daß dieser in einem nicht zum Schluß kommenden Kriegsrat ausrief: „Wir müssen Bruder Jonathan zu Rate ziehen." Das Wort wurde seitdem sprichwörtlicher Ausruf in schwierigen Lagen.

619. Aller Jubeljahre einmal.

S. v. w. sehr selten. Das Jubeljahr oder Halljahr kehrte bei den Israeliten aller fünfzig Jahre wieder; es wurde durch Posaunenschall (hebr. jobel) dem ganzen Lande angekündigt (3 Mos. 25, 8). Der Zweck dieses Jubeljahres war: Erhaltung der Gleichheit des Grundbesitzes, Verhütung gänzlicher Verarmung und Vermehrung der Fruchtbarkeit der Äcker; vgl. 3 Mos., Kap. 25 („Feier- und Jubeljahr"); auch Jerem. 34, 8 fg.

Im späten Mittelalter wurde mit dem hebräischen Worte das lateinische jubilus vermengt, das ursprünglich ein langgezogenes musikalisches Frohlocken, eine Art gemäßigten Jodler am Ende eines Kirchengesanges bezeichnet und dann in die Bedeutung von Jauchzen übergegangen ist. Diese Verquickung

war um so leichter möglich, als das Wesen des hebräischen Jobeljahres allgemeine Freude im Volke mit sich bringen mußte. Dazu kam noch, daß seit dem Jahre 1300 auch die katholische Kirche solche Jubeljahre[1] feierte, in denen sie allen Rompilgern ihre Sünden vergab, die jüdische Einrichtung also auch in der christlichen Welt in einem ähnlichen Sinne wie dem ursprünglichen wirksam wurde. Einen deutschen Namen dafür überliefert die Limburger Chronik (S. 34 der Ausg. von Wyß): „annus jubileus, daz hißen si gulden jar".

Die Worte Jubel und jubilieren (frohlocken, jauchzen) stammen unmittelbar von dem lat. jubilus, die Ausdrücke Jubeljahr, Jubiläum, Jubilar aus der jüdisch-katholischen Einrichtung; Jubiläum scheint ein nachträglich gebildeter neutraler Nominativ zu jubileo und dem Akkusativ jubileum zu sein, die eigentlich dem Maskulinum anno, annum anhängen.

620. Judaskuß.

So nennen wir eine Freundschaftsbezeugung, hinter der Haß und die Absicht zu schaden verborgen sind, nach Matth. 26, 48 fg.: „Und der Verräter hatte ihnen ein Zeichen gegeben und gesagt: Welchen ich küssen werde, der ist's; den greifet. Und alsbald trat er zu Jesu und sprach: Gegrüßest seist du, Rabbi, und küssete ihn." Vgl. Mark. 14, 44 fg.; Luk. 22, 47 fg. — Schon im Mittelalter war Judas, neben dem deutschen Sibich, sprichwörtlicher Vertreter der Untreue, vgl. Parzival 321, 10:

ime gruoz er minen herren sluoc
ein kus den Judas teilte,
im solhen willen veilte.

Anders in der Zimmerischen Chronik IV, 229, 5: „Sie gab mir zu letst ain Judaskuß, als die frawen sein gewon", d. h. sie verriet ihren Gatten an mich, ihren Liebsten, indem sie mich küßte.

---

[1] Anfangs aller hundert, dann aller fünfzig Jahre, später aller dreiunddreißig, schließlich aller fünfundzwanzig Jahre: führte die Einrichtung doch dem Papste und Rom ungeheure Summen zu.

621. Es geht zu wie in einer Judenschule!

Bei den rechtgläubigen Juden führt die Synagoge den Namen Schule. Wenn sie nun in der Synagoge beten, so ist es anfangs ein leises Gemurmel, dann erheben die Betenden die Stimme, um sie gleich darauf wieder sinken zu lassen, erheben sie dann aufs neue u. s. w. Von dem Durcheinandertönen des Stimmengewirrs aus der ganzen Gemeinde rührt die Redensart her. — Ostfriesisch: 't geit der her as in'n Jödenkark (d. i. -kirche).

622. Aussehen wie der dumme Junge von Meißen.

S. v. w. ein sehr dummes Gesicht machen. Der Ausdruck wird zurückgeführt auf eine große Meißner Porzellanfigur, die lange im Eingange des Formhauses der Meißner Porzellanfabrik aufgestellt gewesen und dort mit ihrem dummen Gesicht den Besuchern sofort in die Augen gefallen sein soll.

Eine andre Erklärung bezieht die Redensart auf den bärtigen Judenkopf im markgräflich meißnischen Wappen — das Symbol des einträglichen Schirmamtes über die Juden — der in schlechten spätern Stempeln und Zeichnungen in der That bisweilen wie ein Bauernjunge mit der Zipfelmütze aussieht.

K.

623. Kainszeichen.

Ein solches hat der, der von Gott besonders gezeichnet ist, sodaß er den Zug der Bosheit auf der Stirne trägt. 1 Mos. 4, 15 heißt es: „Es legte Jehova an Kain ein Zeichen, daß man ihn erkennete und nicht erschlüge." Christliche Ausleger verstehen unter dem Kainszeichen einen besondern Schutz Gottes. Nach rabbinischen Traditionen (bei Salian) bestand das Zeichen Kains ex sanguinea oculorum acie adspectuque torvo, quae putant homicidarum indicia et notas.

624. Mit fremdem Kalbe pflügen.

S. v. w. sich heimlich eines andern Hilfe bedienen, wie die Philister, die Simsons Rätsel („Speise ging von dem

Fresser und Süßigkeit von dem Starken") nicht eher errieten, als bis sie mit seinem Kalbe gepflügt hatten, d. h. sich von seinem Weibe hatten helfen lassen. Vgl. Richter 14, 18: „Wenn ihr nicht hättet mit meinem Kalbe gepflügt, ihr hättet mein Rätsel nicht getroffen." Die Redensart stammt also aus dem Hebräischen.

625. Das Kalb ins Auge schlagen.

S. v. w. Anstoß erregen, Staub aufwirbeln, etwas begehen, das allgemein aufbringt, erzürnt. Simpl. III, 319, 20: „Solltest du dich auch nun unterstehen, diesen wie die vorige zu verhindern, so wirst du das Kalb ins Aug schlagen." Wie das Kalb zu der Ehre kommt, fragt man sich freilich vergeblich; Hildebrand meint, der Ausdruck stamme „wol von besonders ungebärdigem Thun des Kalbs in diesem Falle".

626. Das Kälbchen austreiben.

S. v. w. ausgelassen sein, sich toller Lustigkeit hingeben, gleichsam als ob man von einem Kalbe besessen wäre, dem man es wohl sein ließe, indem man es auf die Weide treibt, daß es da seine Kälbersprünge machen kann. (Vgl. die beiden Redensarten: seinen Affen füttern, und: einen Narren an jemand gefressen haben.)

Kurzweg heißt das auch kälbern, wie junges Volk im Volksmund auch Kalbfleisch und ein alberner Kerl „ein rechtes Kalb!" genannt wird.

627. Das goldne Kalb anbeten.

S. v. w. Mammonsdiener sein. Ursprünglich ist das goldne Kalb das Götzenbild der Israeliten in der Wüste (vgl. 2 Mos. 32), heute ist es der Götze des Reichtums; die Bedeutungsverschiebung erklärt sich dadurch, daß der Schwerpunkt auf das Beiwort golden verlegt worden ist. Was wir den „Tanz ums goldne Kalb" nennen, drückt Gretchen aus mit den Worten:

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles! Ach, wir Armen!

628. Dem Kalbfell folgen.

Auch: zum Kalbfell schwören; s. v. w. Soldat sein. Dabei ist ursprünglich unter dem Kalbfell die Werbetrommel

zu verstehen. Wir denken freilich heute nur noch an die Trommeln der vorausmarschierenden Spielleute. Ein altes Sprichwort heißt: Wer Vater und Mutter nicht gehorcht, muß dem Kalbfell folgen.

629. Er macht Kalender.

S. v. w. er fängt Grillen, quält sich mit unnötigen Dingen ab. Bekanntlich enthielten die alten Kalender[1] außer der Zeitrechnung noch allerlei abergläubische Ratschläge über Aderlassen, Kindbadtage, Haar- und Nägelabschneiden, sowie astrologische Grillen von glücklichen und unglücklichen Tagen. Da sich die Kalendermacher außerdem noch mit Wetterprophezeiungen abgaben, so kam die „Kalenderei" („Faust", II, Akt I, 362, zusammen genannt mit „Chymisterei") bald sehr in Mißachtung; denn, sagt das Sprichwort spöttisch, „der Kalendermacher macht den Kalender, und der Herrgott das Wetter". Auch wegen der kurzen Giltigkeit der Kalender war das Kalendermachen als fruchtlose Thätigkeit verachtet. Daher der heutige Sinn der Redensart.

630. Kalt und warm aus einem Munde blasen.

Von einem Doppelzüngigen, der einmal so, einmal so redet, einen ins Gesicht lobt und hinter seinem Rücken tadelt. Dafür auch noch derber: „Vorne lecken und hinten kratzen", mit dem Reimvers: „das ist Sitte der alten Katzen!" Vgl. Behaims „Buch von den Wienern" 44, 19 fg.:

er lacht ain an, vnd gab in hin,
vorn leckt ern, hinden kraezt er in.
er sagt aim guot vor augen,
und verriet in vil taugen.

Die Redensart ist sehr alt. Vgl. Apokal. 3, 15: neque frigidus es, neque calidus. Sie wird erläutert durch eine äsopische Fabel, die in der Zeit der Meistersinger[2] oft in

[1] Kalender, vom mittellateinischen calendarium, hat merkwürdigerweise die Betonung des lat. calendae, d. i. erster Monatstag, von lat. calare, ausrufen, weil bei den Römern der erste Tag des Monats ausgerufen wurde. Ebenso ist der Ton bei dem lautlich anklingenden Hollunder umgesprungen (früher hólunder, daher heute mundartlich Holder und Holler).

[2] Doch ist sie schon unsern mittelhochd. Dichtern bekannt.

Verse gebracht worden ist, z. B. von Hans Sachs unter der Überschrift: Der wankelmütige. Im Winter kommt ein Pilgrim zu einem Satyr in der Wildnis; es friert ihn so an die Hände, daß er hineinbläst, um sie mit seinem Hauch zu erwärmen. Der Satyr nimmt ihn gastlich auf und setzt ihm einen heißen Trank vor. Da bläst der Pilgrim diesen an, um ihn abzukühlen. Hans Sachs schließt:

der satirus auch das ersach
und sprach zu im: „ich merke,
das deine zung und munt vermag
widerwertige werke.
Das kalte kanstu machen heiß,
das heiß machestu kalte . . .
wankel und unstet ist dein zung
und auf zwu schneit geschliffen . . .
weich von mir; ich trau dir nicht mer;
dein wil ich wol entraten.

Ebenso bei Fleury de Bellingen, L'Etymologie ou explication des proverbes français (La Haye, 1656): Ne vous fiez point à lui, il souffle le chaud et le froid. Und schon griechisch: ἐκ τοῦ αὐτοῦ στόματος θερμὸν καὶ ψυχρὸν ἐξάγειν.

631. Kalt stellen.

Der Ausdruck ist zunächst von warmen Speisen, die vom Feuer weg beiseite gestellt werden, um auszukühlen, bildlich auf Menschen übertragen worden. Man kann jemand kalt stellen, indem man ihn aus seinem Lebenskreise verdrängt und zur Unthätigkeit verdammt.

Die Redensart hat aber auch den Sinn: einen für sich beiseite stellen, ihn fremdem Andrängen entziehen und sich sichern. Dabei wäre dann eher an das Kaltstellen des Weißweins und des Champagners zu denken.

632. Alte Kamillen

heißen in niederdeutschen Mundarten sprichwörtlich alte Geschichten, abgedroschenes Zeug, das, wie alte Kamillen durch langes Liegen, den kräftigen Geruch verloren hat. Daher Reuters „Olle Kamellen". Daneben ist im Schwange — bezeichnend für die Wichtigkeit, die der Kleidermode beigemessen wird —: das ist eine alte Weste!

633. Der Kamm schwillt ihm.

S. v. w. er wird übermütig, herausfordernd. Der Vergleich ist vom Hahne genommen, diesem Urbild herausfordernden Stolzes und fortwährender Kampflust: sein Kamm schwillt wirklich und färbt sich tiefer rot, wenn er in Zorn gerät und Streit beginnen will. In Wielands „Pervonte" 3, 435: „Die Lippe bebt, schon fängt der Kamm sich an zu röthen."

In demselben Sinne, aber weniger bildlich, sagen wir ähnlich: ihm schwillt der Mut. So schon in alter Zeit, z. B. bei Reinmar von Zweter 151, 1:

Mir ist geswollen hie der muot,
al da daz herze lit.

Vom Hahnenkamm stammen vermutlich noch die Redensarten: einem auf den Kamm treten (ihn tüchtig ducken), ihm über den Kamm fahren (grob anlassen), endlich: einem auf den Kamm beißen, d. h. ihm gehörig zusetzen, eigentlich wie es der Hahn in höchster Begierde der Henne thut.

634. Kannegießern.

Spöttische Bezeichnung für das Politisieren beschränkter Philister; Bierbankpolitik nennt man es auch treffend. Die armen Zinngießer verdanken diesen bösen Ruf einem Lustspiel des Dänen Holberg, das 1722 erschien und unter dem Titel „Der politische Kannegießer" das Geschwätz eines wichtigthuenden Dummkopfes über hohe Politik lächerlich macht.

635. Unter aller Kanone!

S. v. w. unter aller Kritik, so maßlos schlecht, daß es gar nicht verdient, beachtet zu werden. Wahrscheinlich ist „Kanone" hier aufzufassen als eine burschikose Entstellung von canon (Regel, Gesetz, Richtschnur); erleichtert durch ein sub canone? „Unter aller Kanone" wäre dann s. v. w. unkanonisch, unter aller Regel. Freilich sträubt sich die Betonung des Wortes gegen diese Erklärung.

636. Etwas auf die hohe Kante legen.

Besonders Geld wird auf die hohe Kante gelegt, d. h. es wird gespart. Die Redensart wird wohl daher stammen,

daß Geld in größern Mengen gewöhnlich in Rollen verpackt wird und so auf die Kante zu liegen kommt, so daß das einzelne Geldstück aufrecht steht.

Goethe erzählt von Venedig: „Alle Straßen sind geplattet, selbst die entferntesten Quartiere wenigstens mit Backsteinen auf der hohen Kante ausgesetzt."

637. Einem das Kapitel, die Leviten, den Text lesen; oder ihn kapiteln, abkapiteln, auch wohl: die Epistel lesen. — Um das Jahr 760, so wird erzählt, stellte der Bischof Chrodegang von Metz († 769) zur Besserung der verwilderten Geistlichkeit einen Kanon nach Art der Benediktinerregel auf. Dieser verpflichtete die canonici, d. h. eben die zu einem Kanon Verpflichteten, zu gemeinschaftlichem Speisen und Schlafen, zu gemeinsamem Gebet und Gesang, ferner zu bestimmten Versammlungen mit besonderer Buß- und Andachtsübung. Da pflegte ihnen der Bischof oder dessen Stellvertreter einen Abschnitt aus der Heiligen Schrift (insbesondere aus dem dritten Buch Mosis, Leviticus genannt[1]), ferner aus den Statuten, die in capitula eingeteilt waren, vorzulesen; in der Regel knüpften sich hieran ermahnende und strafende Reden. Von diesem Brauch scheinen sich die genannten Redensarten herzuschreiben. Vgl. folgende Stelle aus der „Diallage" von 1528: „Eröffnet dem narren sein narheit, zeyg jm sein kolben, für in gen schul, Liß jm ein Text vnd latein." In der Zimmerischen Chronik IV, 228, 22:

ich muß fürwar hingen
das mich der man nicht ergreif
Und mir die vesper in latein pfeif.

Statt dessen nach dem Ort, wo „der Text gelesen" wurde, dem Refektorium oder Reventer, in dem niederd. Spiel von dem Bauern Klaus V. 28: „Wat hette ji mi to reventer to lesen!" (Vgl. auch abkanzeln.)

638. Etwas auf seine Kappe nehmen.

S. v. w. die Folgen davon tragen wollen, eigentlich: die etwa zu erwartenden Prügel allein empfangen wollen,

[1] Dieses Buch hat seinen Namen eben davon, daß es hauptsächlich Vorschriften für Priester und Leviten enthält.

wie es heißt: einem etwas auf die Kappe geben. Dazu auch kappen in der Bedeutung: hart anlassen? wie wamsen gesagt wird für: aufs Wams klopfen? Doch vgl. Nr. 639.

639. Jemand kappen.

Kappen bedeutet eigentlich s. v. w. entzweihauen, (daher: das Ankertau kappen), dann abhauen, z. B. kappt man einen Baum, indem man seinen Wipfel abhaut. Bildlich bedeutet das Wort s. v. w. einem derb zusetzen, ihm scharfen Tadel erteilen. Doch vgl. Nr. 638.

640. Kapriolen machen

heißt eigentlich Böckchen machen, sich wie ein Böckchen benehmen, Bocksprünge machen (Böckchen, auch Rehbock ist lat. capreolus; wir haben das Wort aus dem ital. capriola, das auch die Bedeutung von Luftsprung angenommen hat). In einem alten Volkslied auf die Erwerbung der polnischen Königskrone durch den sächsischen Kurfürsten (Ditfurth S. 211):

Nämlich Conti, dieser Franze,
So ganz listig capriolt,
Daß er, gleich als wie zum Danze,
Vor sich eine Krone holt.

Hierher gehört wohl auch Simpl. IV, 462: „Ohne was die Lateinischen Handwerks-Gesellen, mit ihrem Vestra Dominatio, recommando me, und permaneo für Capern daher schneiden."

641. Kaput sein.

S. v. w. entzwei sein. Kaput, worunter man lange das lat. caput gesucht hat, ist ein französischer Spielausdruck, der während des Dreißigjährigen Krieges mit anderm ähnlichen Sprachgut bei uns eingedrungen zu sein scheint. Es bedeutet eigentlich s. v. w. tot im Spiele sein und ist die dritte und letzte Spielstufe, voraus gehen Pick und Repick. Wenn man bedenkt, wie gern alle möglichen Händel, besonders auch der Kampf, als Kartenspiel (s. Karte) aufgefaßt wurden, kann die Übertragung und Verbreitung des Wortes nicht wunder nehmen.

Wir haben ein merkwürdiges allegorisches Gespräch der

Mächte, die an dem Dreißigjährigen Kriege beteiligt waren; es ist noch während des Krieges entstanden und heißt: „Politisches Picket-Spiel, darinnen Großer Herren, Potentaten, Grandes, vnd Hoher Leute Humor Abgebildet vnd etwaß verdeckt repraesentirt würdt.“ Der Kaiser eröffnet es gleich mit den Worten: „Es ist dabey daß Repick vnd Caputh were worden, Aber das gute spiel hat sich vmbgekert, hoffe aber doch noch viel Caputh zu machen.

Kapores, das wir heute als eine scherzhafte Weiterbildung oder Entstellung von kaput empfinden, hat ursprünglich gar nichts damit zu thun, sondern stammt aus der Judensprache und geht auf hebr. kapparah, d. i. Versöhnung, Sühnopfer, zurück.

642. Den Karren aus dem Dreck ziehen.

S. v. w. eine verfahrene Sache wieder in Gang bringen. In einem volksliedmäßigen „Gespräch zwischen Marschall Villars und einem kaiserlichen Grenadier“ aus dem Jahre 1709 droht Villars dem kecken Grenadier zwar sehr, muß sich aber selbst gestehen:

Weiln doch tief,
Krumb und schief
Mein Karch in den Drecke lief,
Würde solches wenig nutzen.

Und zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges ließ protestantischer Siegesübermut die katholische Geistlichkeit den Papst um Hilfe anzetern:

Thu dich hortig besinnen
Und schick uns Hülf in kurzer Zeit,
Denn der Karn in der Pfütze leit,
Niemand kann ihn heraus schleppen.

In „Kabale und Liebe“ IV, 2 sagt der Präsident frostig zum Hofmarschall: „Sie haben vollkommen Recht. Ich bin es auch müde. Ich lasse den Karren stehen.“

643. Sich nicht in die Karten gucken lassen.

S. v. w. nicht zulassen, daß andre das Wie und Warum unsers Handelns erfahren, seine Gründe und Absichten geheim halten. Der Ausdruck bedarf keiner Erläuterung, ebensowenig wie die folgenden Redensarten, die ebenfalls

dem Kartenspiel entlehnt sind. Die Karten mischen, d. h. die Ereignisse herbeiführen, wissen, wie die Karten fallen, d. h. die Ereignisse voraussehen, alles auf eine Karte setzen, mit verdeckten Karten spielen. In den Worten: das ist ein abgekartetes Spiel! liegt der Vorwurf: ihr habt die Karten nicht redlich gemischt, sondern zu euern Gunsten gelegt. Freilich können sich die Betrüger auch dabei noch verrechnet haben; im Volkslied heißt es:

Die Karten habt ihr zwar gemischt,
Doch ist das Stichblatt euch entwischt!

Vgl. Simpl. III, 160, 28: „Ich warff meine Karten mit unter" (mischte mich in das Gespräch); IV, 27, 6: „Möchte das Glück disz Spiel karten, wie es wolte." Lehm. 70 (Behutsamkeit 29): „Der Witz hat, läßt jhme nicht ins Spiel sehen." — 172 (End 29): „Nach der That wil jederman vrtheilen, wie man das Spiel hätt sollen karten." — 814 (Vnbedachtsamkeit 4): „Man kan dem vnvorsichtigen leicht in die Karten sehen." In Schillers „Kabale und Liebe" III, 1 fragt der Präsident: „Wie war das zu machen?" Darauf Wurm: „Auf die einfachste Art — und die Karten sind noch nicht ganz vergeben." Vgl. noch die Redensarten unter Spiel und Trumpf.

Von der Spielerei, aus Karten Häuser zu bauen, die freilich bei dem geringsten Luftzug einfallen, stammt der Ausdruck Kartenhaus zur bildlichen Bezeichnung einer Phantasterei, eines Wahngebildes, ähnlich wie Luftschloß. Vgl. Lehm. 204 (Freund 43): „Ein Hauß von Kartenblättern, vnnd ein Pferd von Krautstiel, und ein Freund mit dem Maul, seynd so viel werth als ein Mücken Faß."

644. Drei Käse hoch.

Spöttische Bezeichnung für einen kleinen Knirps, besonders für einen kleinen Gernegroß. Ähnlich im Pariser Argot: gros comme deux liards de beurre (et ça pense déjà aux femmes).

645. Ab nach Kassel!

Scherzhafter Zuruf bei irgend einer Abreise oder Trennung, seinem Ursprung nach ernst genug. Es ist

bekannt, daß hessische Fürsten einst ihre Landeskinder um schnödes Gold an England verkauft haben, als dieses das aufständische, um seine Freiheit kämpfende Nordamerika bändigen wollte. Kassel war der Sammelpunkt dieser Hessen, und manches unerbittliche „Ab nach Kassel!“ hat sich damals in des Volkes Herzen eingegraben.

646. Die Kastanien aus dem Feuer holen.

S. v. w. jemand anders zuliebe etwas Gefährliches unternehmen; sich für einen andern die Finger verbrennen. Frz.: il veut qu'un autre lui tire les marrons du feu. Ital.: cavar la castagna dal fuoco colla zampa del gatto. Die Redensart stammt aus einer schon im 16. Jahrh. von Majoli in seinen Dies caniculae lateinisch erzählten Fabel, die wohl besonders durch Lafontaines Gestaltung bekannt geworden ist. „Der Affe Bertram bewegt die Katze Raton, geröstete Kastanien aus dem Feuer zu holen, die er sofort verspeist, bis eine Magd dazu kommt, worauf beide Tiere fliehen.“ Vgl. Lehm. 120 (Dienst 7): „Ein Diener sol in schweren spitzen geschäfften die Krebs mit seines Herrn Handschuh aus den Löchern ziehen, sonst wird er die Hände ohne Schaden nit davon bringen.“ (8) „Herrn stehen offt ein Diener an, wie der Affe die Katz, da sie mit den Pfoten die gebratene Kesten ausm Fewr must scharren, darumb mag der Diener wol auff Vortel gedäncken.“

Daß man schon lange vorher Kastanien im Feuer briet, lehrt ein Vergleich Wolframs von Eschenbach (Parzival 378, 15 fg.):

da erhal manc richiu tjoste guot
als der würfe in groze gluot
ganze castane.

647. Der Katze die Schellen nicht umhängen wollen.

Zu der Redensart gehört eine alte, auch in England bezeugte Fabel, die Boner Kap. 70 erzählt. Die Mäuse beschließen, der Katze, um von ihr nicht beschlichen zu werden, eine Schelle umzuhängen; als es aber an die Ausführung des trefflichen Beschlusses geht, findet sich keine Maus, die das heikle Geschäft übernehmen will. Die Redensart erklärt also zunächst, warum man einen gefürchteten Schaden-

stifter nicht als solchen kennzeichnen möchte, in weiterm Sinne, warum man irgend ein heikles Geschäft, bei dem der Überbringer leicht für den Auftraggebenden büßen könnte, nicht übernehmen mag. Schließlich heißt, wenigstens landschaftlich, der Katze die Schellen anhängen s. v. w. ein Gerücht über jemand ausstreuen, eine Heimlichkeit offenbaren.

Noch in der ersten Bedeutung in Rosenplüts „Klugem Narren“:

Der der katzen die schellen anpunde
Vnd frolich die wahrheit getorst gesprechen.

In der zweiten z. B. in Sebastian Francks Sammlung: „wer wil der katzen die schellen anhencken?“ Anders Lehm. 32 (Anschläg 13): „Wenn die Katzen mausen, hengen sie keine Schellen an.“

Vgl. engl.: who shall hang the bell about the cat's neck?; frz.: attacher le grelot (sc. au chat); ital.: appiccar chi vuol il sonaglio a la gatta?; span.: ¿quién ha de echar el cascabel al gato?

648. Das ist für die Katze.

Ausdruck der Geringschätzung für etwas Wertloses, Zweckloses. Im eigentlichen Sinne für die Katze ist, was im Hause nicht aufgehoben, was an Speisen und Getränken nicht eingeschlossen wird, denn über alles Herumstehende macht sich die abgefeimte Diebin her. Nur wertlose Dinge läßt man der Katze; umgekehrt heißt es heute nun zur Charakterisierung wertloser Dinge: die sind für die Katze! In einem Klagelied, das Burkhard Waldis dem Herzog Heinrich von Braunschweig in den Mund legt, jammert dieser, daß er vergebens auf sein Schloß Wolfenbüttel gebaut habe, vergebens auf sein Roß,

Dahinder ich zu fuss muss gahn
Die schwerter hauts zerhauwen
Die Katz frist jtzt davon.

Vgl. das englische Sprichwort: what the good wife spares, the cats eat. Ebenso ital.: chi serba, serba al gatto.

Die Redensart ist schon von Burkhard Waldis, Esopus (1548), 4, 62, zu der Erzählung „Vom Schmied und seiner

Katze" verwertet worden. Ein Schmied nahm sich vor, von seinen Kunden nichts für seine Arbeit zu verlangen, sondern die Bezahlung ihrem eigenen Willen anheimzustellen; sie begnügten sich aber mit dem bloßen Danke. Nun band er seine fette Katze in der Werkstatt an, und wenn ihn die Kunden mit bloßen Dankesworten verließen, sagte er: „Katz', das geb' ich dir!" Die Katze verhungert, und der Schmied beschließt es zu machen wie die andern Handwerker, d. h. seine Bezahlung selbst festzusetzen. — Abraham a Sancta Clara hat Ähnliches. Einer, der vom Fürsten bloße Versprechungen erhält, giebt seiner eingesperrten Katze nichts zu fressen, sodaß sie Hungers stirbt. Als ihn der Fürst eines Tags wieder seiner Gnade versichert, sagt er, seine Katze sei daran gestorben.

649. Das macht der Katze keinen Buckel.

S. v. w. das ändert an der Sache nichts, das thut der Liebe keinen Schaden. Eigentlich: das reizt, verletzt niemand; denn die Katze sträubt ihren Rücken in die Höhe, wenn sie böse wird.

650. Falsch wie eine Katze.

Die Katze ist uns Deutschen zum Sinnbild der Falschheit geworden, ihre Schmeichelei ist uns verhaßt, wir reden verächtlich von einem, der „krummbuckelt wie eine Katze", verächtlich von falschem Gold als Katzengold, von Katzensilber, von Katzenglas[1], auch von Katzenglauben, vgl. Hans Pfriem V. 715 fg.:

Bist doch und bleibst ein Hexin alt,
Voll Katzenglaubens mit Gewalt.

[1] Der Ausdruck Katzenmusik für klägliche, ohrenzerreißende Musik geht freilich ganz bestimmt auf das Geheul der verliebten Kater und Katzen nachts auf den Dächern. Einen Katzensprung weit, wie Hahnenschrei und Steinwurf eine Bezeichnung einer sehr geringen Entfernung, ist ebenfalls ursprünglich wörtlich zu verstehen, ja wohl auch der Katzenjammer, womit eigentlich nichts andres als die Katzenmusik, dann freilich das Gefühl gemeint ist, das sie hervorruft, oder besser: von dem man erfüllt ist, wie ein jammernder Kater.

Wir wissen auch, die Katze läßt das Mausen nicht, und grausam erscheint es uns, wie sie mit der Maus spielt. Vorne leckt sie, hinten kratzt sie (vgl. die Redensart: Kalt und warm aus einem Munde blasen), und so ist es kein Wunder, daß das Volk sich fürchtet, nachts einer Katze zu begegnen, und mancher sie nie und nirgends ausstehen kann.

651. Um etwas herumgehen wie die Katze um den heißen Brei.

Eine der köstlichsten Leistungen unsers Volkswitzes, die durch eine Erklärung nur verwässert werden könnte. Doch sei bemerkt, daß man in Siebenbürgen in demselben Sinne sagt: E git wa der tost (Dachs) äm't loch, und daß im Hochdeutschen das Bild auch beschnitten erscheint als: um den Brei herumgehen. — Vgl. lat.: lupus circa puteum saltat; griech.: λύκος περὶ τὸ φρέαρ χορεύει.

652. Sieht doch die Katz den Kaiser an.

Mit dieser Redensart pflegt sich jemand zu entschuldigen, der wegen irgend einer Dreistigkeit getadelt wird. Tunnicius Nr. 86: „Jt süt wol eine katte up einen kominк (Adspicit et felis magna corpora regum)."

Zu der Redensart wird ein Geschichtchen aus dem Leben Kaiser Maximilians I. erzählt. Dieser besuchte bei seinem Aufenthalt in Nürnberg 1517 häufig die Werkstatt des Holzschneiders Hieronymus Resch, wo eine sehr zahme, anhängliche Katze fast stets auf dem Arbeitstisch des Meisters zu finden war.[1] Diese Katze soll nun trotz des Kaisers

[1] Man pflegt zu sagen, die Katze sei nicht dem Menschen, sondern nur dem Hause, in dem sie lebt, anhänglich. Das hat nur da seine Richtigkeit, wo man sich nicht die Mühe giebt, die Katze sich persönlich anhänglich zu machen. Es lassen sich außer dem obigen Falle noch viele andre anführen, wo Katzen vollständig den Hunden gleich an ihren Herrn gefesselt gewesen sind. Colbert hatte auf seinem Schreibtisch eine Katze. Richelieu liebte die Katzen ebenfalls zärtlich; er soll mit der linken Hand das Tier gestreichelt haben, während er mit der rechten das Todesurteil von Cinq-Mars unterzeichnete. Montaigne erzählt selbst, daß es für ihn die angenehmste Erholung von seinen geistigen Arbeiten sei, mit seiner Katze zu spielen. Der italienische Dichter Petrarca

Anwesenheit ihren Platz behauptet und den Kaiser beständig mißtrauisch angesehen haben. Aus den Kreisen der Hofleute wäre die Redensart dann allmählich in den Volksmund übergegangen. Hübsch erfunden!

Vgl. engl.: A cat may look on a king; frz.: un chien regarde bien un évêque (l'empereur), auch deutsch:

Die Katze sieht den Bischof an,
Ist doch ein geweihter Mann.

653. Kauderwelsch.

Der Ausdruck bezeichnet sowohl eine durch schlechte Aussprache, verkehrte und falsche Formen, Vermengung mit fremden Ausdrücken unverständlich gewordene Sprache, als auch verworrene, unlogische Sätze. Ursprünglich bezieht er sich auf das Gekauder, das gebrochene Deutsch, in dem die wälschen Händler ihre Waren anpriesen, ja einen solchen Händler selbst nannte man wegen seiner Sprache einen Kauderwälsch.

654. Etwas mit in (den) Kauf nehmen.

S. v. w. etwas Unangenehmes um einer andern willkommenen Sache willen über sich ergehen lassen, als ob das Schicksal ein Händler wäre, der nur beides zusammen hätte abgeben wollen; umgekehrt: etwas mit in (den) Kauf (in Tausch) geben, abgekürzt: dreingeben.

655. Leichten Kaufs davonkommen.

S. v. w. mit geringem Schaden. Die Redensart ist alt; bereits in dem angelsächsischen Beowulfslied wird Kauf zweimal so bildlich gebraucht. V. 2416 heißt es: näs þät ŷðe ceáp tó gegangenne, d. h. nicht war das (nämlich der Drachenhort) leichter Kauf zu erlangen; und V. 2483: þeáh þe ôðer hit ealdre gebohte, heardan ceápe, d. h. obwohl der andre es mit dem Leben zahlte, mit schwerem Kaufe. Vgl. engl. cheap, dessen Bedeutung „wohlfeil"

suchte sich in seinem Liebesschmerz durch eine Katze zu trösten. Und Tasso dichtete in der Zeit, da er so arm war, daß er sein kleines Zimmer nicht erleuchten konnte, an seine Lieblingskatze ein reizendes Sonett, worin er sie bittet, ihm während der Nacht mit ihren schimmernden Augen zu leuchten, damit er seine Verse niederschreiben könne.

sich durch Verkürzung aus dem Ausdruck good cheap entwickelt hat; im Französischen entspricht à bon marché, vgl. Herrigs Archiv 27, 414.

Ähnlich auch bildlich: gute, schlechte Geschäfte machen.

656. Sich einen kaufen.

Bedeutet eigentlich weiter nichts als: sich einen durch Bezahlung gewinnen, dann auch: ihn bestechen, schließlich — und so wird es heute meist gebraucht — sich ihn „langen", ihn im Stillen einmal vornehmen, um ihm den Standpunkt klar zu machen.

657. Einer Sache den Kehraus machen.

S. v. w. sie zum Abschluß bringen. In diese Form wird die Redensart gegossen worden sein nach der andern: den Garaus machen, der sie dem Klange und dem Inhalt nach sehr nahe steht. Sie bedeutet eigentlich: den Schlußtanz tanzen; denn Kehraus (d. i. feg aus! nämlich den Tanzsaal) bezeichnet ursprünglich den letzten Tanz am Schlusse eines Festes, wobei es gewöhnlich ziemlich ausgelassen hergeht. Den allerletzten Kehraus macht der Tod; vgl. Wackernagels kleine Abhandlung über den Totentanz im Mittelalter in Haupts Zeitschrift, VIII. Hier wird der Tod dargestellt als Tänzer, der den Kehraus tanzt, d. h. den Menschen aus dem Tanzsaal des Lebens hinaustanzt.

In der Scene des Bauernkrieges im 5. Akt von Goethes „Götz" antwortet Link auf Metzlers Frage: „Wie geht's euch?" mit den Worten: „Drunter und drüber, siehst du; du kommst zum Kehraus", d. i. eigentlich zum Schlusse des Festes; denn als solches betrachtet Link das Wüten der aufständischen Bauern gegen den Adel.

658. Wart', ich werde dir eine Kerbe ins Ohr schneiden!

Sprichwörtliche Drohung gegen einen Vergeßlichen, die Kerbe, das Merkzeichen, das sonst aufs Kerbholz geschnitten wird, dem Vergeßlichen möglichst empfindlich machen, dadurch, daß man sie ihm ins Fleisch schneidet.[1]

[1] Die Schafe werden öfter durch Einschnitte am Ohr gekennzeichnet, wie man ihnen auch Drahtmarken an die Ohren einzieht.

659. Mit jemand in dieselbe Kerbe hauen.

S. v. w. sich gegenseitig unterstützen, auf dasselbe Ziel hinarbeiten. Vom Baumfällen entlehnt, wobei die Holzhauer am schnellsten zum Ziele kommen, wenn sie immer in dieselbe Kerbe hauen.

660. Bei jemand auf dem Kerbholz stehen.

S. v. w. ihm etwas schuldig sein; viel auf dem Kerbholz haben s. v. w. große Schulden haben. — Es ist ein altdeutscher ländlicher Brauch, daß der Tagelöhner bei dem Bauer „auf Kerbholz" arbeitet, ein Brauch, der sich noch hie und da auch auf den Gütern Mecklenburgs und Vorpommerns erhalten hat. Aus einem Stabe von etwa 1 Fuß Länge werden zwei schmale Hölzer gespalten. Sie passen also genau aufeinander, wie keine Kunst es nachahmen könnte. Das eine Hölzchen erhält der Tagelöhner, das andre behält der Arbeitgeber. An jedem Abend werden die beiden Hölzer schließend aufeinander gelegt und über beide mit demselben Schnitt eine Kerbe geschnitten. Am Sonnabend beim Lohnzahlen müssen die Kerben genau einander decken. Das ist die einfachste Rechnungsführung und zugleich die sicherste — sicherer als die doppelte italienische Buchführung, und so wurden früher allerlei Schulden „gebucht".[1] Daher unsre Redensart und daher auch die Redensart: aufs Kerbholz reden, d. h. etwas versprechen, was man schuldig bleiben wird, es versprechen, ohne ernstlich daran zu denken, es zu erfüllen. — Am Schlusse von „Wallensteins Lager" lassen die Soldaten bei einem Trunke ihren Oberst Piccolomini und die Armee leben, dazu bringt die Marketenderin die Flasche herzu mit den Worten: „Das kommt nicht aufs Kerbholz. Ich geb es gern."

---

[1] Ebenso bezeichnete man z. B. im Mittelalter, als erst wenige schreiben konnten, die Leistung einer Abgabe mittels eines Einschnittes oder einer Kerbe. Im mittelalterlichen Latein heißen diese Kerben bald tallia, bald cisa, das eine hängt mit tagliare, tailler, schneiden, das andre mit scindere zusammen. Als später die mittelbaren Steuern eingeführt wurden, bekamen diese daher den Namen: Ad cisa, assimiliert zu: Accisa (Adtallia).

661. Das Kind beim rechten Namen nennen.

S. v. w. eine Sache unverblümt und unbeschönigt bezeichnen. Goethe im „Faust" I, 238: „Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?" Vgl. die französische Redensart: appeler un chat un chat, die auch bei uns bekannt geworden ist durch den Vers Boileaus (sat. I): J'appelle un chat un chat et Rolet un fripon. Auch ital.: chiamare la gatta gatta.

662. Mit Kind und Kegel.

S. v. w. mit der ganzen Familie, womöglich auch Dienstboten mit eingeschlossen. Eigentlich meint der stabreimende Ausdruck: mit ehelichen und unehelichen Kindern. Schon in einem Wörterbuch vom J. 1482 wird Kegel als uneheliches Kind erklärt; es scheint also schon damals nicht recht verstanden worden zu sein.

Tacitus berichtet uns (Germania, Kap. 18), daß die Germanen unter allen Barbarenvölkern die einzigen waren, die sich mit einem Weibe begnügten. Aber sollte das Verhältnis ein rechtmäßiges sein, so mußte die Braut gekauft werden vom Vater oder Vormund durch fahrende Habe (Knechte, Mägde, Pferde, Rinder, Waffen, Kostbarkeiten). War dies nicht geschehen und lebten sie dennoch in ehelichem Bunde miteinander, so hieß das Weib Kebse. Die Kinder nun dieser Kebse hießen Kebskinder oder Kegel[1] und konnten nur von der Mutter erben. Vgl. Weinhold, Deutsche Frauen, VI und VII.

663. Lieb Kind bei jemand sein.

S. v. w. in großer Gunst bei ihm stehen; früher auch: gut Kind sein, und von einem allgemein Beliebten: jedermanns Kind. Die Form der Redensart erklärt sich leicht dadurch, daß einfach die Anrede „lieb Kind!" in die Wendung herübergenommen wurde.

[1] Dasselbe bedeutet Bankert, eigentlich das auf der Bank erzeugte Kind, wohl nach dem aus dem Romanischen stammenden Bastard gebildet, das von mittellat.-roman. bastum, Saumsattel, abgeleitet und als dessen ursprüngliche Bedeutung angesetzt wird: auf dem Saumsattel erzeugtes Kind. (Vgl. Kluge, Etym. Wörterb., 5. Aufl., S. 28.

664. Die Kinderschuhe ausgezogen haben.

Das hübsche Bild meint: alle kindlichen und kindischen Gewohnheiten abgelegt haben, herangewachsen sein. Vgl. Syll. 171: „Nuces relinquere. Die Kinderschuhe verträtten. Ich hab die Kinderschuh verschlissen." Lehm. 10 (Alt 91): „Mancher ist alt von Jahren und steckt doch in der Buben-Haut, und gehet sein lebtag in Kinder-Schuhen"; 64 (Begierd 20) ist die Rede von alten Leuten, die „ob sie schon die Kinder-Schuhe und Röck abgelegt, doch ihr Lebtag in der Kindshaut stecken bleiben". In der Zimmerischen Chronik wird öfter von Eselsschuhen anstatt von Kinderschuhen in diesem Sinne gesprochen.

665. Das ist kein Kinderspiel.

S. v. w. das ist nichts Leichtes, sondern schwere Männerarbeit. Auch oft herabsetzend: das war ja Kinderspiel, in dem Sinne von: das war ja gar nichts! So schon in Wolframs „Parzival" (557, 12):

swaz ie gestreit iuwer haut
daz was noch gar ein kindes spil

und ganz ähnlich ruft der alte Kämpe Ludwig in der Gudrun, Str. 858, 2:

ez was gar ein kintspil swes ich ie began:
nu muoz ich aller erste mit guoten helden striten.

Wer es noch nicht wüßte, was recht eigentlich Kinderspiel ist, der kann sich aus folgenden Versen in Behaims „Buch der Wiener" belehren lassen (301, 5 fg.):

mit schüssen, schlegen, stichen groß
was gar ain überlauter toß,
si spielten nit der tocken[1];
ain zager wär erschrocken.

Und noch ein jüngeres Beispiel: nach der Schlacht bei Lützen sangen die Soldaten Gustav Adolfs:

Keine solche Schlacht ist in hundert Jahrn geschehn,
Die vorm Jahr[2] ist Kinderspiel gewesen.

[1] tocke ist Puppe.
[2] Die Schlacht bei Breitenfeld.

666. Kipper und Wipper.

S. v. w. Münzfälscher. Beide Wörter bedeuten dasselbe; sie beziehen sich beide auf das Wägen von Geldstücken, das betrügerische Händler vornahmen, um etwaige überwichtige Münzen auszusondern, einzuschmelzen und dann zu einer größern Zahl von minderhaltigen Münzen neu zu prägen. Falsch ist die Erklärung, daß Kipper zu kippen (schneiden) gehöre. Man hat sie zwar durch Hinweisung auf den Ausdruck Geldschneider stützen zu können geglaubt; Geldschneider ist aber doch wohl nach Beutelschneider (vgl. Nr. 151) gebildet.

667. Die Kirche ums Dorf tragen.

S. v. w. große Umstände machen, oft in dem engern Sinne: über selbstverständliche Dinge mit verwirrender Breite eine Menge Worte verlieren. Der Ausdruck ist eine kühne Bezeichnung für ein unsinnig umständliches Angreifen irgend einer Sache: die Kirche hat ruhig in der Mitte des Dorfes zu stehen, dort steht sie gut.

668. Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.

Denn sie machen nicht viel Umstände: sie werfen Leuten niedern Standes Kerne und Stiele ins Gesicht; in übertragenem Sinne: mit ihnen ist nicht gut zu verkehren; denn sie machen solche, die unter ihnen stehen, gern zur Zielscheibe ihres Übermuts oder lassen ihre üble Laune an ihnen aus. — Tunicius Nr. 946: „Mit heren ist quät kersen eten", dazu der Hexameter: Difficile est multum cerasis cum principe vesci.[1] — Namenlose Sammlung, Nr. 656: „Iß nit mit Herren kirschen." Nr. 657: „Brunt nit gegen die Sonnen"; mit der Erklärung: „Leg dich an keynen gewaltigen." In seiner großen Sammlung stellt dann Franck die Schen vor der Sonne und vor dem Kirschenessen mit großen Herren zusammen: „Contra solem ne loquitor. Red nicht wieder die Sonne. Es ist gut großer herrn müssig gehn, aber boeß mit jn kirßen zu essen, sie

[1] Anders bei Neander S. 291:
Mandere cum dominis suadeo non cerasa servos.

werffen einem die ſtil am kopf." — Luther in ſeiner Verdeutſchung etlicher Fabeln aus „Eſop" bringt in der ſechsten Fabel („Es geſellten ſich ein Rind, eine Ziege und ein Schaf zum Löwen und zogen miteinander auf die Jagd" u. ſ. w.) dies Sprichwort als Lehre: „Es iſt mit Herren nicht gut Kirſchen eſſen, ſie werfen einen mit den Stielen." Und Bürger ſingt:

Mit Urian und großen Herrn
Eß' ich wohl keine Kirſchen gern;
Sie werfen einem, wie man ſpricht,
Die Stiel' und Stein' ins Angeſicht.

669. Klein beigeben.

Von jemand, der erſt große Anſprüche gemacht hat, aber mit ſeinen Forderungen nicht durchdringt und ſich nun fügen muß. Hergenommen von dem Kartenſpieler, der zu den hohen Karten des Gegners nur kleine beizugeben vermag und deshalb kleinlaut daſitzt.

670. Etwas nicht klein (klar) kriegen können.

Es gleichſam nicht zerlegen und deshalb nicht genauer verſtehen, begreifen können. Der Ausdruck iſt vom Holzhacken entlehnt.

671. Ein Kleinigkeitskrämer.

S. v. w. ein Menſch, der ſich mit lauter Kleinigkeiten abgiebt, ein kleinlicher Geſelle. Einen eigentlichen Kleinhändler aus alter Zeit ſchildert ein Volkslied aus dem 16. Jahrh. in dem Faſtnachtskrämer, der allen möglichen Tand für Faſtnachtsſpiele mit ſich führt: Narrenkappen, Larven, Handſchuhe, Schellenbänder unters Knie zu binden, rote Hahnenfedern, Sackpfeifen, Lauten ohne Saiten, unechte Ringe, bunte Schuhſenkel u. ſ. w.

672. In der Klemme ſitzen.

Niederdeutſch: in de knîp ſitten, ſ. v. w. in Not und Verlegenheit ſein, aus der man ſich keine Hilfe weiß. Dasſelbe Bild ſteckt in dem mitteldeutſchen Ausdruck: in die Kloppe (für Kluppe) kriegen (erwiſchen): das Wort hat mit klopfen nichts zu thun, ſondern gehört zu dem alten klieben, ſpalten, und bedeutet Klemmmittel, Klammer.

673. Einen über die Klinge springen lassen.

Der Ausdruck enthält einen grausamen Witz, den wir heute nicht mehr verstehen. Noch Luther aber sagt deutlich: „Die ihm den Kopf über eine kalte Klinge hatten hüpfen lassen.“ Die Redensart stammt aus der alten Kriegersprache, die voll rauhen Humors ist. Um 1700 wurde sie sicher schon nicht mehr allgemein verstanden, wenigstens heißt es in einem „Fröhlichen Feld- und Bauerliedlein“ aus dem Spanischen Erbfolgekriege:

Mit der Klingen
Mach ich oft springen
Franzosen gar viel . .
Sie stehen nit still.

674. Klipp und klar.

Stabreimende Formel zur Verstärkung von klar. Mit klipp weiß man nichts sicheres anzufangen; man lehnt es gewöhnlich an ein Zeitwort klippen, das wie klappen bedeuten soll: passen, stimmen. Wahrscheinlich bringt man es besser mit dem ursprünglich niederdeutschen Worte Klippschule (Elementarschule) und den noch heute bloß in Niederdeutschland gebrauchten Ausdrücken Klippkram (Kleinkram) und Klippschulden[1] (Schulden für allerlei Kleinigkeiten), dem bremischen Klippkrog (Winkelschenke) zusammen. Die Grundbedeutung von klipp in allen diesen Wörtern ist klein, und zwar wird gewöhnlich eine Menge von kleinem Zeug damit bezeichnet. Daß und wie dieses klipp dann auch klar bedeuten kann, lehrt die Redensart: etwas klein kriegen.

675. Knall und Fall.

S. v. w. äußerst schnell, eigentlich so schnell, wie das Niederfallen des getroffenen Wildes auf den Knall der Flinte folgt.

676. Eine Sache übers Knie brechen.

S. v. w. sie kurz, obenhin abmachen. Wird ein Stab oder dergleichen übers Knie gebrochen, so geht das Zerbrechen zwar rasch vor sich, aber der Bruch wird leicht

[1] Dazu in der obersächsischen Mundart: sich zusammenleppern, für lippern = klippern.

ungenau, das Holz zersplittert sich, eine genaue Teilung an einem Punkte kann bei dieser Art des Zerbrechens nicht stattfinden. Daher der übertragene Sinn der Worte.

677. Knöpfe haben.

S. v. w. viel Geld haben; von der Ähnlichkeit vieler Knöpfe mit Münzen. Umgekehrt trugen in manchen Gegenden Deutschlands reiche Bürger und Bauern an ihren Kleidern Silbermünzen statt Knöpfe.

678. Der Knüttel (Knüppel) ist an den Hund gebunden.

S. v. w. die Sache hat einen Haken, kann sich nicht glatt abwickeln, ist gehemmt, wie der Hund, den man „gebengelt" hat, d. h. dem man ein derbes Stück Holz lose am Halse befestigt hat, sodaß es ihm beim Laufen fortwährend an die Beine schlägt. Für Hunde, die keine Gans, kein Huhn sehen können, ohne es zu jagen, ist das ein wirksames Beruhigungsmittel.

Ähnlich gemeint ist: der Knüttel liegt beim Hunde, d. h. da ist ein Hindernis, wie die dem Hunde drohende Strafe in Gestalt des Knüppels, der neben ihm liegt.

In einem Streitgedicht von Burkhard Waldis gegen Heinrich den Jüngern von Braunschweig:

Sein bestes Haus des griff wir an
Vnd des do heisset Wolffenbüttel;
Beim Hund do lag schon der Knüttel.

Und in desselben Dichters Fabel von dem Wolf und dem Lamm (Esopus 2, 35 fg.):

Wenn man gern schlagen wolt den Hundt,
Findt sich der Knüppel selb zur Stundt.

Vgl. Erasmus, Adag. 3188: Facile fustem invenerit, qui cupit caedere canem. — Nach der Eroberung von Neuhäusl (1685) sang man dem habsburgischen Adler zu:

Flieg, mein Adler, immer fort,
Gott führt deine Flügel!
Deines Glücks wart't mancher Ort
Zeig dem Hund[1] den Prügel!

[1] D. i. dem Türken.

679. Aufgewärmter Kohl.

S. v. w. alte, längst bekannte, abgethane Geschichten, als Neuigkeiten vorgebracht. Der Vergleich ist sehr alt und schon sprichwörtlich bei Juvenal, Sat. 7, 154: crambe repetita occidit. — Ital.: cavolo riscaldato non fui mai buono. In Lilys Euphues (1580): I set before you „Colewortes twise sodden". Wahrscheinlich ist hieraus die Bezeichnung Kohl für thörichtes Gerede entwickelt worden. Daher dann auch burschikos: kohlen, d. h. dummes, langweiliges Zeug reden.

Ähnliche deutsche Redensarten sind: alten Brei aufrühren, aufkochen; alten Dreck rühren (daß er stinkt). In Murners „Schelmenzunft" stehen im 11. Abschnitt unter der Überschrift „Den Dreck rutlen, das er stinckt" folgende Verse:

Was vor hundertusent iar
Geschehen ist vnd gantz vergessen,
Das kanstu widerum ermessen:
Klaffen, schwetzen vnd erliegen,
Wider vrsach gen zu kriegen,
Unglück machen, den dreck rütlen,
Und im syp herumher schütlen,
Dem der gestanck was schon do hyn,
Den kanstu wider rittlen in.

680. Feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln.

Biblischen Ursprungs; Röm. 12, 20: „So nun deinen Feind hungert, so speise ihn" u. s. w. Vgl. Spr. Sal. 25, 22. Die Bedeutung der Redensart ist: Einem Böses mit Gutem vergelten, sodaß er vor Scham am ganzen Haupte glührot wird.

681. Wie auf Kohlen sitzen (stehen).

Dieser Ausdruck, der zur Bezeichnung einer sehr peinlichen Lage und der höchsten Ungeduld dient, könnte von einer alten Folterqual entlehnt sein. Bei Luther: „Wenn ihr auch auf feurigen Kohlen ginget, so soll's euch dünken, als ginget ihr auf Rosen." Vgl. Lehm. 82 (Beschwerden 48): „Wer auff heissen Kohlen sitzt, der kan nicht ruhig seyn." 837 (Unglück 11): „Auff heissen Kohlen ist böß still sitzen." — Dafür aus Breslau[1]: „O, macht ok furt! 's is ja, as wenn ma uf nadln schtinde."

[1] Frommann, Mundarten III, S. 245.

Ähnliche Bilder sind: drüberhin, wie der Hahn über die Kohlen länft, zur Bezeichnung flüchtiger Eile; ihm brennt der Boden unter den Füßen, d. h. er macht sich eilig davon, auf die Flucht.

682. Köhlerglaube ist der beste.

D. i. der blinde Glaube, der der eigenen Überzeugung entbehrt. — Man erzählt, daß der Teufel in Bischofstracht einen sterbenden Köhler gefragt habe, was er glaube. Der Köhler soll geantwortet haben: „Was die Kirche glaubt!" Um ihn zu prüfen, habe der Teufel weiter gefragt, was denn die christliche Kirche glaube. Die Antwort des Köhlers soll gewesen sein: „Das, was ich glaube!" Und durch diesen einfältigen Glauben sei der böse Geist überwunden worden. — Namenlose Sammlung Nr. 148 u. 149: „Ich wil glauben wie der Koeler glaubt. — Schlecht vnd gerecht." Mit der Erklärung: „Des Koelers glaub ist, das Jesus Christus für vns hat genug gethan, vnd wir habens nie verdienet, wir seind auß gnad selig worden, on zuthun vnser werck." Ebenso bei Agricola Nr. 234. Latendorf bemerkt in seinem „Agricola", S. 152: „In dem Sinne, wie man heute den Köhlerglauben der wissenschaftlichen Erkenntnis gegenüber stellt, kennt Agricola dieses Sprichwort nicht; ihm bezeichnet der Ausdruck Köhlerglaube nur die einfache kindliche Frömmigkeit, namentlich im Gegensatz zu mönchischer Selbstüberhebung. Den blinden Autoritätsglauben bekämpft Agricola nicht minder ernst, als es unsere Zeit nur immer thun mag."

683. Mit Kolben laufen.

Witziger Ausdruck für: derb durchprügeln; einen nicht mit den Fingerspitzen, sondern mit Knüppeln behandeln, besonders auf Thoren und Narren angewendet, deren Abzeichen der Kolben war. In dem Fastnachtsspiel von Hans Sachs „Der böß Rauch" sagt die Frau, wie sie ihren Mann eben prügeln will, V. 108: „Ich will die flöh dir fein abstreln." Ein ganz ähnliches Bild in Wolframs „Parzival" 73, 6: mit swerten kemmen.

684. Jemand aus dem Konzept bringen.

S. v. w. ihn aus der Fassung bringen; aus dem Konzept kommen s. v. w. den Faden verlieren. Beide Redensarten werden besonders von der Unterbrechung der Rede gebraucht; eigentlich beziehen sie sich darauf, daß jemand, der seine Rede vorher schriftlich aufgesetzt (konzipiert) und dann auswendig gelernt hat, trotzdem stecken bleibt, weil er durch jemand anders irre gemacht wird.

685. Einem den Kopf waschen.

S. v. w. ihn tadeln, herunterputzen; ähnlich übertragen, wie die Ausdrücke des Badens, vgl. auch die Redensart: mit scharfer Lauge waschen. In eigentlichstem Sinne und zugleich übertragen kann sie verstanden werden in dem Fastnachtsspiel von Hans Sachs „Der böß Rauch", wo die böse Frau dem Wasser bringenden Nachbar zuruft (V. 175 fg.):

Droll dich! Wilt du das Fewer leschen;
So will ich vmb den kopff dich weschen.

In einem alten Martinslied droht der von der Gans geprellte Wolf:

den winter und den somer wil
ich erst vil gensen zwagen.

686. Den Kopf oben behalten.

S. v. w. den Mut nicht sinken lassen. Der Mutlose läßt den Kopf hängen.

687. Nicht auf den Kopf gefallen sein.

S. v. w. kein Dummkopf sein; wie man umgekehrt in der That durch einen plötzlichen starken Fall auf den Kopf sich eine Gehirnerschütterung zuziehen und seinen Verstand einbüßen kann. Weniger gefährlich ist es, wenn sich einer etwas in den Kopf gesetzt hat[1]: dann läßt sich ihm meist der Kopf noch zurecht rücken (vgl. das Herz auf dem rechten Flecke haben); bei manchem freilich ist auch nicht das geringste auszurichten, und wenn man sich gleich auf den Kopf stellte.

[1] Das sind gewöhnlich Grillen oder Raupen oder dgl., s. Nr. 470.

688. Eine Rotte Korah.

Nach 4 Mos. 16 sprichwörtliche Bezeichnung einer Verbindung böser und wilder Gesellen. Karl Moor nennt seinen eigenen Räubertrupp so, als er von dem Pater sagt (Räuber II, 3): „Steht er nicht da, als wollte er Feuer vom Himmel auf die Rotte Korah herunter beten?"

689. Einen Korb bekommen.

S. v. w. mit einem Heiratsantrag abgewiesen werden. — Die Redensart erklärt sich aus der alten Sitte, daß die Geliebte dem in Ungnade gefallenen oder ihr nicht genehmen Freier aus ihrem Fenster einen Korb mit so schwachem Boden herabließ, daß er, wenn er darin hinaufgezogen werden sollte, unbedingt durchfallen mußte. Vgl. z. B. das Abenteuer des Virgilius (von der Hagens „Gesamtabenteuer", II, 518 fg. und III, Vorrede CXXXIX fg.), den eine Frau verräterischerweise dem öffentlichen Spotte preisgab, als er, um sie zu besuchen, sich in einen Korb gesetzt hatte, den sie an einem Stricke hinaufziehen sollte; sie zog ihn nur bis zur Hälfte der Wand hinauf. — Auch Murner erzählt, in der „Geuchmatt", dieses Abenteuer: „Virgilius bůlt ein schöne magt Die hat jn vff ein nacht vertagt (!) Vnd jm ein solchen bescheidt gesagt Er solt zů einem fenster gon Da wolt sy ein Korb aber lon Daryn solt er sich setzen schon Er thet das selb on allen argwon Als sy in halber vff hyn zoh Das lůstig wyb von dannen floh Vnd ließ in hangen an der wend Das er offlich da wardt geschendt Vnd yderman das selber seyt Das er do hing vmb wybs bescheid." — Im 17. und 18. Jahrhundert findet sich die Sitte nur noch mit der Abschwächung, daß das Mädchen dem unbequemen Werber als abweisende Antwort einen bodenlosen Korb ins Haus schickte. Anklänge an das wirkliche Korbgeben finden sich noch hie und da in Deutschland, ja selbst in außerdeutschen Ländern. In der Oberpfalz wird noch jetzt dem zurückgewiesenen Teil „ein Korb gesteckt", d. h. aufgesteckt, mit einer Strohfigur darin; auf der Eifel muß ein Ungetreuer, der ein Mädchen sitzen läßt, durch einen alten Korb kriechen, und in verschiedenen Gegenden Deutschlands kann man noch heute auf den Bericht: ich habe einen

Korb gekriegt, die Gegenrede zu hören bekommen: einen Korb kann man schon kriegen, aber einen Boden muß er haben. — Amantes amentes I, 5 bei Rollenhagen: „dor den korff stiegen", d. i. durch den Korb (ohne Boden) steigen und durchfallen, einen Korb bekommen. — Ebenda I, 5: „Hesse gh de kype (d. i. Korb) gekregen", habt ihr einen Korb bekommen, und III, 4: „de kype geben". — Der Engländer hat die Metapher des Korbgebens nicht (to give a refusal); dagegen der Amerikaner (to give the mitten).

Hier findet auch der Ausdruck durchfallen seine Erklärung, von einem Prüfling gesagt: wenn der prüfende Teil nicht für gut befindet, den läßt er durchfallen, wie das Mädchen den unwillkommenen Werber. Schon bei Joh. Pauli: „Also fiel der gut Herr (der Examinand im Examen) durch den Korb." Anders hat sich Schiller das Wort zurechtgelegt, wenn er seine Luise Millerin ihrem Peiniger Wurm zurufen läßt, daß „das jüngste Gericht Majestäten und Bettler in dem nämlichen Siebe rüttle".

690. Etwas aufs Korn nehmen.

S. v. w. seine Aufmerksamkeit darauf richten. Vom Jäger oder Schützen entlehnt, der, wenn er zielt, gleichsam das Ziel nimmt und auf das Korn, den Stift am Ende des Flintenlaufes, draufl egt. Nun hat er es auf dem Korne. Vgl. Absehen. Ganz ähnlich sind auch gemeint einen auf die Muck nehmen; auf der Muck haben; die Mucke ist das Visir an der Flinte, das kleine Blättchen mit dem Einschnitt, in dem das Korn erscheinen muß, und das mit dem Korn und dem Ziel in einer Linie liegt, wenn richtig gezielt wird. Alle diese Redensarten gehen höchstens bis ins 15. Jahrh. zurück. Vgl. lat.: chorda tenditur tibi, Plautus, Most. 3, 2, 55 fg.

691. Es geht ihm an den Kragen.

S. v. w. ans Leben. Kragen fassen wir heute hier wohl als Bild für Hals auf; ursprünglich bezeichnet das Wort den Hals selbst, erst später eine Halsbekleidung. Die Redensart hat also das Alte erhalten. (Vgl. Kopf und Kragen verlieren.)

Wie andre Körperteile bildlich zur Bezeichnung des ganzen Menschen dienen (z. B. Kopf und Hand), so auch Kragen; mittelhochd. krage, war ein Schimpfwort mit der Bedeutung Thor. Vgl. unser Geizkragen, Geizhals, wo sich die Vorstellung des gierigen Schlundes erst nachträglich eingestellt zu haben scheint.

692. Das paßt nicht in seinen Kram.

S. v. w. das kommt ihm ungelegen; eigentlich vom Kaufmann gesagt, dem zugemutet wird, eine Ware zu führen, die von ganz andrer Art ist, als was er sonst feil hat. Ein altes Lied aus dem Jahre 1688 verhöhnt Ludwig XIV. als den französischen Kaufmann; darin sagt er:

Das reiche schöne Amsterdam
Sammt ihren Port und Landen
Taugt mir gar wohl in meinen Kram.

Ähnlich auch: das wäre nicht mein Kauf; nicht jedermanns Kauf sein.

693. Ein Krauskopf.

Haare, die von Natur kraus sind, lassen sich nicht leicht glätten. Daher kommt es, daß man einen Menschen einen Krauskopf nennt, der sich nicht leicht nach dem Willen eines andern schmiegt und biegt, sondern widerspenstig (widerhaarig) auf seinem Kopf besteht und leicht gereizt und aufgebracht wird, wenn man ihn zu etwas anderm bestimmen will. Auch sagt das Sprichwort: Krauses Haar, krauser Sinn![1]

694. Ins Kraut schießen.

S. v. w. rasch zunehmen, überhand nehmen, von Schlechtem, Gefährlichem gesagt; eine Pflanze, die ins Kraut schießt, deren ganze Lebenskraft sich in die Blätter entfaltet, verspricht keine gute Blüte, geschweige denn eine gute Frucht.

695. Das macht das Kraut nicht fett.

So sagt man, wenn zur Verbesserung eines Mißstandes schwächliche Mittel angewendet werden. Zu einem Kraut-

[1] Die Bezeichnung hat auch zur Bildung von Familiennamen gedient: Kraus, Krause, niederd. Kruse, latinisiert Crusius; vgl. das röm. Crispus.

gemüse gehört ein fettes Stück Fleisch. Schon bei Seifried Helbling I, 956 sagt die Frau von einem schönen Stück Fleisch:

ez ist so smalzhaft
vier kruten gibt ez kraft.

Auch den Kohl nicht fett machen ist (besonders in Niederdeutschland) gebräuchlich.

696. Den Krebsgang gehen.

S. v. w. rückwärts gehen, herunterkommen, vom Pferd auf den Esel kommen. Vgl. Lehm. 858 (Vortgang 1): „Er gehet für sich, als wenn Krebs am Schlitten ziehen, wie die Hüner scharren, wie die Krebs kriechen, wie Bech von Händen, wenn man mit Katzen wolt Hasen fangen, es gehet als hatt es das Podagram, es geht als den Kindern, wenn sie aus Kartenblättern steinern Häuser bawen." Im Scherz wird der Ausdruck auch auf das Sternbild des Krebses bezogen: so schon in einem alten Soldatenlied von 1683, wo der geschlagene Türke klagt:

Mein Mond, sonst toll, wird nimmer voll,
Im letzten Viertel stehet;
Verkehrt sein Lauf, nimmt ab, nit auf,
Zurück im Krebsen gehet.

697. Bei jemand in der Kreide stehen.

S. v. w. Schulden bei ihm haben, weil mit der Kreide die Schulden auf dem schwarzen Brett angeschrieben werden. Der Pariser sagt ähnlich: avoir l'ardoise (Schiefertafel).

698. Krethi und Plethi.

Der Ausdruck dient zur Bezeichnung einer sehr gemischten Gesellschaft und ist hebräischen Ursprungs. Die Krethi und Plethi bildeten die Leibwache Davids, ihr Hauptmann war Benaja. Nach der eigentlichen Bedeutung des Ausdruckes waren Krethi Scharfrichter, Plethi Läufer und Eilboten. Vgl. 2 Sam. 8, 18; desgl. Kap. 15, 18; 1 Kön. 1, 38 u. 44; 2, 25, 34; 2 Chron. 30, 6.

699. Sein Kreuz tragen.

S. v. w. sein Unglück ertragen. Von dem Kreuze Christi, das er selbst zur Richtstätte tragen mußte. Vgl. Joh. 19,

17: Und er trug sein Kreuz; ferner Matth. 10, 38: Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt u. s. w.; ebenso Kap. 16, 24; Mark. 8, 34; 10, 21; Luk. 9, 23; 14, 27.

Von eigentümlicher Art ist die Symbolik des Kreuzes. Zu einer Art Martertod verwendet, war es ursprünglich das Zeichen der Qual, des Leidens und Sterbens; dann, als Christus am Kreuz gestorben war, wurde es ein Zeichen der Erlösung, der Unsterblichkeit selbst, und als solches wurde es ein Symbol der Hoffnung. Als Sinnbild der Hoffnung auf die Unsterblichkeit wird es für Grabdenkmäler verwendet und wird so wiederum ein Symbol des Todes selbst.

700. Zu Kreuze kriechen.

S. v. w. nachgeben, sich demütigen, pater, peccavi! sagen. Die Redensart bezieht sich wahrscheinlich auf eine entsprechende Kirchenstrafe, die dem büßenden, abgefallenen Sohn der Kirche von seinem Beichtvater auferlegt wurde. In Schillers „Räubern", II, 3 kündigt der Pater dem Räuber Moor an: „Höre denn, wie gütig, wie langmütig das Gericht mit dir Bösewicht verfährt: wirst du jetzt gleich zum Kreuz kriechen und um Gnade und Schonung flehen, siehe, so wird dir die Strenge selbst Erbarmen, die Gerechtigkeit eine liebende Mutter sein."

Die geistlichen Bußbestimmungen waren ebenso mannigfach und mit feinster Berücksichtigung der verschiedensten Umstände angelegt, wie die Strafgesetze. Daher gab es schon früh Hilfsbücher für die Bußzumessungen; sie hießen libri poenitentiales. Vgl. Hildenbrand, Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher.

701. Sich vor jemand bekreuzen.

S. v. w. sich vor ihm hüten, ihm aus dem Wege gehen. Das Kreuz spielt wegen seiner religiösen Bedeutung eine große Rolle im Volksaberglauben. Man glaubte, daß der Teufel und alle mit ihm im Bündnis stehenden bösen Geister das Kreuz scheuten.[1] Wegen dieser magischen

[1] Goethe im „Faust", I, 946:
Bist du, Geselle,
Ein Flüchtling der Hölle?

Wirkung suchte man sich vor allem Bösen zu schützen, indem man das Zeichen des Kreuzes (lat.: signum crucis, daher Segen) machte.[1]

702. Krippenreiter.

Bezeichnet einen „nobeln Schmarotzer", eigentlich einen, der von Krippe zu Krippe reitet, einen Herrn von Adel, der jedoch, weil minderjährig, keinen eigenen Sitz hat. Der Ausdruck ist im Dreißigjährigen Kriege aufgekommen. In Schillers „Turandot":

> Und mancher jüngre Sohn und Krippenreiter,
> der alle seine Staaten mit sich führt
> im Mantelsack, lebt bloß vom Körbeholen.

703. Das setzt der Sache die Krone auf.

S. v. w. das ist das letzte, das höchste, was geschehen konnte; oft in schlechtem Sinne gemeint: das letzte, was geduldet werden darf.

Scherzhaft steht Krone auch für Kopf, daher: es ist ihm etwas in die Krone gefahren s. v. w. er hat etwas übel genommen; er hat etwas in der Krone s. v. w. er ist betrunken, nicht bei Sinnen.

> So sieh dieses Zeichen,
> Dem sie sich beugen,
> Die schwarzen Scharen!

[1] Das Schlagen des Kreuzes mit den Fingern in der Luft war schon zu Tertullians Zeiten (im 2. und 3. Jahrhundert) üblich und kam vor bei wichtigen gottesdienstlichen Handlungen, wie der Taufe, der Konfirmation, dem Abendmahl u. s. w. Konstantin der Große ließ zum Andenken an das ihm vor dem Siege über Maxentius am Himmel erschienene Kreuz nicht nur an öffentlichen Orten Kreuze aufstellen, sondern nahm dies Zeichen auch in seine Kriegsfahne auf. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts wurden die Kirchen, und besonders die Altäre, mit Kreuzen geschmückt, ebenso die Gräber und die Ornate der vornehmen Geistlichen. Die Sitte im 5. Jahrhundert, unter dem Kreuze ein Lamm darzustellen, aus dessen Brust Blut floß, verbot das sechste Konzil zu Konstantinopel (680) und verordnete statt dessen die Abbildung eines am Kreuze hängenden menschlichen Körpers.

704. Krokodilsthränen weinen.

S. v. w. erheuchelte Thränen vergießen, sich traurig stellen und es doch im Herzen nicht sein; nach der Sage, daß das Krokodil, um sein Opfer herbeizulocken, die Stimme eines weinenden Kindes nachahme. Wahrscheinlich stammt die Sage aus den Zeiten der Kreuzzüge, wo derartige Wundererzählungen durch Kreuzfahrer und die im Orient Handel treibenden Kaufleute vielfach verbreitet wurden. In Rollenhagens „Froschmeuseler", 159: „Wie der Krokodil weint, wenn er Einen zu fressen meint."

Ein andrer Vergleich für dieselbe Sache z. B. in Murners „Mühle von Schwindelsheim" unter der Überschrift: Vmm den entphallenden sack truren, V. 873:

We mir armen esel büt,
das mein sack an der erden lyt!
Myn herr mir in zuo rucken leidt
syn abfall bringt mir nimmer freyd.

Syll. 103 steht die Redensart als Übersetzung des lateinischen: flere ad novercae tumulum. — Gehäuft in einem alten volkstümlichen Zwiegespräch zwischen Tilly und Magdeburg:

Juw[1] Crocodilen Thränen,
Juw söte Sinons Wort,
Juw Judaskuß und Stehnen,
Wird b'kannt werden hier und dort.

705. Etwas krumm nehmen.

S. v. w. etwas übel nehmen, wie krumm auch sonst für schlimm, böse gebraucht wird[2]: die Sache geht krumm. Am leichtesten nimmt einer krumm, was gerade heraus gesagt worden ist. Vgl. noch in Ifflands „Jägern" I, 1 die Worte Rudolfs zu dem abgehenden Matthes: „Hör er — das muß ich ihm noch sagen — nehm ers krumm oder gerade."

706. In des Teufels Küche kommen.

S. v. w. schlimm behandelt werden. Nach der abergläubischen Vorstellung des Mittelalters hatte der Teufel

[1] Eure.

[2] Wobei es dieselbe Bedeutungsverschiebung wie schlimm durchmacht, vgl. S. 160 Anm. 1.

eine Küche, wo die Hexen und Zauberer ihr Unwesen trieben. Deshalb heißt sie im Volksmund auch „Hexenküche" und „schwarze Küche".[1] „Faust", I, 686:

Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der, in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloß,
Und, nach unendlichen Rezepten,
Das Widrige zusammengoß.

Eine berühmte Schilderung einer Hexenküche findet sich im vierten Akte von Shakespeares „Macbeth", uns Deutschen zeigt sie Goethe im „Faust".

707. Das weiß der Kuckuck!

Der altdeutsche Volksglaube schreibt gewissen Tieren, namentlich Vögeln, wie dem Kuckuck, dem Raben, dem Hahn u. a. die Gabe der Prophezeiung zu. Tacitus, Germania Kap. 10, berichtet, daß die Germanen aus Vogelstimmen geweissagt hätten. Vornehmlich galt der Kuckuck als prophetischer Vogel; richtet doch noch heute mancher Backfisch in sehnsüchtiger Erwartung an ihn die Frage: „Wie lange werd' ich noch ledig sein?" Bekannt ist auch, daß der Ruf des Kuckucks die Zahl der noch übrigen Lebensjahre eines Menschen anzeigen soll.

Kuckuck über dem Stock!
Wann krieg' ich meinen Brautrock?

Kuckuck über dem Hügel!
Wann krieg' ich meinen Sterbekittel?

---

[1] Hexen- oder Teufelsküchen finden sich vielfach lokalisiert. So ist in der Nähe von Hannover, zwischen Lauenstein und Koppenberge, eine Gegend, die seit uralter Zeit „des Teufels Küche" heißt. Sie ist voll jäher Felsen und kann nicht ohne Gefahr besucht werden. Ebenso nennt man an einigen Orten die Hünengräber Teufelsbetten, die sogenannten erratischen Blöcke Teufelsberge, Teufelssteine, Teufelskanzeln. Es ist begreiflich, wie diese mit dem Teufel in Verbindung gekommen sind. Man ahnte nichts davon, daß jene mächtigen Felsblöcke in der Eiszeit von den Gletschern der Alpen in das Land hinaus oder von den Polargegenden her auf dem Inlandeis nach entfernten Gebieten getragen worden sind, sondern deutete es sich in Sagen so aus, daß sie der Teufel (früher die Riesen) an ihre Stelle geworfen habe. Vgl. Baer, Der vorgeschichtliche Mensch.

Schon im „Renner" heißt es von einem liederlichen Gesellen V. 11338 fg.:

Deheiner unfuore ist im ze vil,
swie lange aber sin freudenspiel,
daz weiz der gauch, der im für war
hat gegutzet hundert iar.

Ein niederdeutsches Sprichwort ist: Wer den Kuckuck taun ersten mal raupen hürt, un häd hei geld in dei tasch, dann had hei't dat ganze johr.

Weil aber der Kuckuck seine Eier zum Ausbrüten in fremde Nester legt[1], bekam sein Name auch einen übeln Ruf, sodaß bei den Römern der untreue Gatte cuculus hieß; vgl. Plautus, Asin. 5, 2, 73; Pseud. 1, 1, 94; Trin. 2, 1, 18 u. ö. Umgekehrt hat im Englischen (cuckold) und Französischen (cocu) der von der Gattin Betrogene diesen Spottnamen. In Deutschland wurde „Gauch" (Kuckuck), wohl auch durch den Einfluß des Christentums, zum Schimpfwort, und so gilt des Vogels Name auch als Name des Bösen, des Teufels; vgl. die Ausdrücke: Geh zum Kuckuck! Hol' ihn der Kuckuck! Des Kuckucks sein! Jemand zum Kuckuck jagen. Das ist zum Kuckuck. Ei der Kuckuck! Schiller, Kabale und Liebe, 2, 4, sagt: „Wem der Teufel ein Ei in die Wirtschaft gelegt hat, dem wird eine hübsche Tochter geboren."

708. Etwas ansehen wie die Kuh das neue Thor.

S. v. w. es verdutzt betrachten, wie die Kuh, die abends von der Weide ins Dorf zurückkehrt, über das neue Thor erstaunt, das der Bauer inzwischen am Hofe aufgerichtet hat, und nun nicht weiß, ob sie da hinein gehört oder nicht. Luther im Sendbrief vom Dolmetschen: „welche Buchstaben die Eselsköpfe ansehen, wie die Kühe ein neu Thor"; in den Tischreden: „so stehet das arme Volk gleich wie eine Kuh".

[1] Daher auch der Ausdruck Kuckucksei für ein fremdes Erzeugnis, das einem Ahnungslosen als sein Werk untergeschoben wird. Dieser Zug des Kuckucks ist schon im 11. Jahrh. bei uns sprichwörtlich gewesen, freilich aus dieser Zeit nur in lateinischen Versen belegbar:

Cuculus altorem iniusta mercede cruentat,
Nam currica suam fovet ova vorantia carnem.

709. Was nützt der Kuh Muskate?

S. v. w. das ist zu hoch für seinen beschränkten Kopf; mit einem ähnlichen Bilde: es ist Caviar für ihn. Burkhard Waldis im Esopus I, 1, 37:

Das Heilthumb ist nicht für die Hundt,
Perlen seind Schweinen ungesundt;
Der Muscat wird die Kuh nicht fro,
Ir schmeckt viel baß grob Haberstro.

Vgl. Syll. 47: „Asinus stramenta mavult quam aurum. Was sol der kuhe Muscaten? in einen Bawern gehöret Haberstroh.“[1] Das. 157: „Nihil cum amaracino sui. Was sol einer saw muschaten.“ Die Muskatnuß war früher zur Würze noch beliebter als heutzutage; man rieb sie sogar ins Bier. Die Deckelknöpfe an alten Bierkrügen sind bisweilen wie kleine Büchsen zum Auf- und Zuschrauben eingerichtet; darin bewahrte man die Muskatnuß auf. Da begreift man die Lächerlichkeit des Gedankens, der Kuh in ihren Sauftrog Muskatnuß zu reiben.

710. Den Kuhfuß tragen.

S. v. w. Soldat sein. Die spöttische Bezeichnung „Kuhfuß“ für Gewehr erklärt Scheube, Aus den Tagen unsrer Großväter, in dem Kapitel „Unter der Fahne“, S. 254: „Zu allen diesen Mißständen denke man sich noch eine höchst mangelhafte Bewaffnung, die lediglich auf einen blendenden Augenschein, nicht auf den Zweck der Sache abzielt. Die Gewehre des Fußvolkes haben eine gerade Schaftung und einen kleinen Kolben, damit sie sich um so besser senkrecht tragen lassen; man hat ihnen darum den noch heute nicht vergessenen Spottnamen «Kuhfüße» beigelegt.“

711. Das geht auf keine Kuhhaut.

S. v. w. das läßt sich gar nicht alles sagen; eigentlich: es läßt sich auf keine Kuhhaut schreiben, so groß sie

---

[1] In der Zimmerischen Chronik IV, 219 weist die Dame ihren Liebhaber ab:

Du solt nit nach wilpret naschen!
Du kiffest noch wol haberstro.

auch ist. Auf Leder wurde ja wirklich früher geschrieben, namentlich auf Kalb- und Schafleder; in dem Ausdruck Kuhhaut liegt wohl zugleich eine Anspielung darauf, daß es grobes Zeug gewesen ist, was man gehört hat.

Die Kuhhaut reiten ist einer von den scherzhaften Ausdrücken unsres Volksmundes für: zu Fuß gehen, vgl. Schusters Rappen.

712. Jemand einen Kuhschluck vorkommen.

In der Studentensprache s. v. w. einen tüchtigen Schluck. Man vgl. folgende Belege: „Aber als Strosagurgel den küsuf thät." Fischart, Gargantua, 465. „Wer sich gern fült, der ist eyn kü." Brant, Narrenschiff, 110ª, 118. „Wer städts sich fullet wie eyn kü Vnd will eym yeden drincken zů." Ebenda 16, 53, 54. „Ist das dein grosse frewd das du Dich fülleſt wie ein Treberkuh Den Wein vnmessig in dich schütteſt." H. Sachs, IV, 127.

Die Sitte des Vor- und Nachtrinkens, die jetzt namentlich in studentischen Kreisen üblich ist, war früher, im 15. und 16. Jahrhundert, ganz allgemein verbreitet, obwohl Moralisten und Obrigkeiten sehr dagegen eiferten. In Brants „Narrenschiff", 110ª, 110 fg.:

Vnd bringent eym eyn früntlich drunck
Do mit der becher macht glunck glunck,
Vnd meynen do mit andere eren
Das sie den becher vor vmb keren,
Ich darff der selben hoffzucht nit,
Das man mir vor das glaß vmb schüt
Oder man mich zů drincken bitt
Ich drinck mir selbs, keym andern zů,
Wer sich gern fült, der ist eyn kü.

Ebenso verbietet die Straßburger Ordnung vom J. 1529 ihren Bürgern, Einwohnern u. s. w. das Zutrinken „bey ainer peen 30 schilling". Weitere Belege bei Zarncke zu Brants „Narrenschiff", 16, 54. — Die gewöhnlichsten Formeln beim Vor- und Nachtrinken waren: „Ich bring dir eins, ich kützel dich, das gebürt dir." Brant, Narrenschiff, 16, 68, 69. Ferner: „Ich streich dich, ich weich nit; ich stich dich, ich wehr mich; ich schmertz dich, ich stertz dich." Fischart, Gargantua, 162.

713. Kümmelblättchen.

D. i. ein betrügerisches Kartenspiel, das darin besteht, daß drei Karten so geschickt durcheinander geworfen werden, daß der Unkundige nicht im Stande ist, eine bestimmte Karte ihrer Lage nach zu bezeichnen. Der Ausdruck „Kümmelblättchen" ist volksetymologisch entstellt aus „Gimelblättchen". Bekanntlich enthält die Gaunersprache viele hebräische Wörter, so auch in dem Ausdruck „Gimelblättchen" den dritten Buchstaben des hebräischen Alphabets, Gimel, zur Bezeichnung der Zahl drei.

714. Den Kümmel spalten; ein Kümmelspalter.

Von einem Sparer, Knicker, Mäkler gesagt. Schon Platon redet im „Symposion" von einem Menschen, der ein Kümmelkorn spaltet, um die Hälfte sparen zu können. Bei Aristophanes, Wespen, 1397: „Kümmelkressespaltend".

715. Hier geht meine Kunst betteln.

S. v. w. hier vermag ich mit all meiner Kunst nichts auszurichten, mir also auch nichts zu verdienen; hier läßt mich meine Kunst im Stiche. Lessing im „Jungen Gelehrten" I, 6: „Bei dem geht meine Kunst, meine sonst so wohl versuchte Kunst, betteln."

716. Sich einen Kuppelpelz verdienen.

S. v. w. eine Heirat vermitteln. Hildebrand bringt im Deutschen Wörterbuche eine Reihe von Beispielen für den Ausdruck mit der Bemerkung: „Der Pelz ist längst zur bloßen Redensart geworden, während er einst ein wirklicher gewesen sein muß." Er ist auch ein wirklicher gewesen: dieser Pelz war der übliche Kaufpreis für die Überlassung der Mundschaft über die Frau an den Gatten, vgl. Grimms „Rechtsaltertümer", S. 448.

717. Kurze fünfzehn machen.

S. v. w. eine Sache abkürzen, sie schnell zu Ende bringen, indem man sich bei Einzelheiten und Kleinigkeiten nicht aufhält, sondern kräftig und entschieden durchgreift. Der Ausdruck wird aus dem Brückenbau erklärt. Noch heute ist es bei dem Bau von Holzbrücken üblich, daß

die Brückenpfähle durch das Fallenlassen eines schweren Rammklotzes in die Erde getrieben werden; eine Anzahl von Arbeitern zieht ihn empor und läßt ihn fallen auf Kommando des Aufsehers, der dabei von 1 bis 15 zählt, sodaß auf den Ruf 15 der Klotz fällt. Ist der Pfahl klein und der Rammklotz dementsprechend leicht, so bedarf es nicht so langen Ziehens, und der Aufseher zählt nur: 1, 2, 3, 15! Von diesem abgekürzten Verfahren soll die Redensart stammen.

Eine andre Erklärung leitet sie vom Puffspiel ab; hier mache eigentlich kurze fünfzehn, wer mit Hilfe des großen Pasches alle fünfzehn Steine auf einmal aus dem Brett nehmen könne.

718. Das ist zu kurz angerannt.

S. v. w. da ist zu wenig Bedenkzeit gelassen, da ist die Pistole auf die Brust gesetzt; als ob der Betreffende eigentlich einen langen Anlauf hätte nehmen sollen, damit man das Ding hätte voraussehen und sich darnach einrichten, darauf rüsten können. In dem alten Singspiel „Harlekins Hochzeit" sagt der Richter, als Harlekin mit seiner Liebsten vor ihn tritt und stracks zur Hochzeit „eingeschrieben" zu werden begehrt: „Es ist kurtz angerent. Warumb denn eilt ihr so?"

719. Einen kurz halten.

S. v. w. ihn einschränken, daß er nicht weite Sprünge machen kann. Von Pferden entlehnt, die man straff im Zügel hält.

720. Zu kurz kommen.

S. v. w. schlecht wegkommen; zunächst von dem Nicht-erreichen eines räumlichen Zieles gesagt. Dasselbe bedeutet:

721. Den kürzern ziehen.

Hier ist ursprünglich gemeint: beim Losen mit zwei Halmen den kürzern Halm ziehen. Das Los wird entweder geworfen (mit Steinchen, Würfeln u. s. w.) oder gezogen (mit Stäbchen, Streifen u. s. w.). Wer den kürzern zieht, dem fällt beim Ausspielen eines Gegenstandes der geringere Anteil zu.

Das Los als Mittel, zu erforschen, was einem von mehrern Berechtigten zukam, ist sehr alt. Es findet sich bei den Hebräern, z. B. 4 Mos. 26, 55 u. s. w.; Jos. 14, 2 u. s. w.; 21, 4; Ps. 22, 19; vgl. 3 Mos. 16, 8; Esth. 3, 7; Spr. Sal. 18, 18; Richter 20, 10; Apostelg. 1, 26; bei den Griechen z. B., um zu bestimmen, wer etwas ausführen soll; bei den Römern, wenn Ämter, Provinzen u. s. w. verteilt werden. Auch bei unsern Vorfahren ist der Gebrauch des Loses ziemlich allgemein gewesen. Häufig benutzten sie beim Losen (wie wir noch heute verschieden lange Papierstreifen, die so aus der Hand herausgesteckt werden, daß sie gleich lang erscheinen) mehrere Halme von ungleicher Länge; wer den längern zog, hatte gewonnen, wer den kürzern, verloren. In einem alten Verslein wird das geschildert:

Ziehen wir zwei gräselin
Ane allen falschen wank,
Das eine kurz, das ander lang;
Weders ouch immer mag ziehen an,
Das länger soll gewunnen han.

Eine andre altdeutsche Art zu losen war das Halmmessen, wahrscheinlich so zu verstehen, daß ein Halm abwechselnd zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten und der linken Hand gefaßt wurde, sodaß immer eine Hand die andre ablöste, indem sie ihre Finger über die der andern legte, bis die Spitze des Halms mit den entscheidenden Worten erreicht war. Daher singt Walther von der Vogelweide:

Mich hat ein halm gemachet vro
er giht, ich sül genade vinden,
ich maz daz selbe kleine stro,
als ich hie vor gesach von kinden.

Wem fiele dabei nicht das Auszupfen der Sternblume ein?

722. Das kann mein Kutscher auch.

Ausdruck der Geringschätzung: dazu gehört nicht viel; ähnlich: das kann meine Tante auch, kann Lehmanns Kutscher auch. Eine ganze Hand voll guter Karten, die sich von selber spielen, heißt „der reine Kutscher". Aber auch geringen, sauern Wein bezeichnet man als „Kutscher".

L.

723. Langer Laban.

Bezeichnung eines langen Menschen wie großer Christoph. Seit wann und warum Laban, der Sohn Nahors, der Vater Rahels, lang gedacht wurde, ist unbekannt; in der Bibel steht nichts davon. Jedenfalls erscheint der Name, schon wegen des Zusammenklangs mit lang, wie geschaffen für diesen Ausdruck. Vgl. Nr. 232.

724. Zahm wie ein Lamm.

Das Schaf, insbesondere das Lamm, ist ein Sinnbild der Sanftmut; denn es ist friedlich und folgsam, folgt dem Pfiffe des Schäfers, dem Bellen des Hundes und — dem Leithammel. In höchstem Sinne aber ist die Unschuld des Lammes sinnbildlich verwendet worden: Joh. 1, 29, 36 wird der Erlöser von Johannes dem Täufer bildlich (vgl. Jes. 53, 4 fg.) Agnus Dei genannt, Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt.

725. Gebratene Lämmerschwänzchen!

Mit diesen Worten weist man in mitteldeutschen Gegenden die Kinder ab, wenn sie sich in der Küche erkundigen wollen, was es heute „gebe", d. h. mittags zu essen. Wie man gerade auf die Lämmerschwänzchen verfallen ist? Die abweisende Antwort enthält vielleicht zugleich eine Drohung: die Drohung, dem schwatzhaften Frager die Zunge ausschneiden und sie ihm braten zu wollen. In Niederdeutschland wenigstens dient das fortwährend wackelnde Lämmerschwänzchen zum Vergleich für eine beständig plappernde Zunge; so heißt es in Ostfriesland: De Tung geit hum as'n Lammerstert.

726. Ländlich, sittlich![1]

Ländlich bezeichnet hier nicht das Gegenteil von städtisch und sittlich nicht das Gegenteil von unsittlich, sondern beides

[1] Auch boshaft gereimt: ländlich, schändlich!

zusammen bedeutet: dem Gebrauche oder der Sitte des Volkes, des Landes gemäß, landesüblich. In Sebastian Francks „Weltbuch: spiegel und bildtniß des ganzen erdbodens" (Tübingen 1534) steht unter dem Abschnitt „Kleidung Germanie": „der pauren filzhnot und stifel, und alles auf mancherlei weiß, nach landsbrauch, und hat schier ein jede provinz ire eigne sitten, nach dem sprüchwort: ländlich sittlich". Ebenda (Abschnitt: „baueren"): „Ir handtierung, sitten, Gotßdienst, bauen ist jedermann bekannt, doch nicht allenthalben gleich, sunder wie an allen orten Ländlich, sittlich." Bebel, Nr. 28, übersetzt es: Quot regiones, tot mores.

727. Landgraf, werde hart!

So rufen wir einem allzu milden Herrn, einer schlaffen Regierung zu, um sie zu ermahnen, strenger aufzutreten. Den Worten liegt folgende Geschichte zu Grunde. Landgraf Ludwig von Thüringen lebte seinem Jagdvergnügen und ließ seine Großen das Land regieren. Das arme Land fuhr schlecht dabei, es wurde ausgesogen, die Bauern bis aufs Blut von den Herren gequält. Eines Nachts kommt der Landgraf, auf der Jagd verirrt, bei Ruhla zu einem Schmied, giebt sich als des Landgrafen Jäger aus und erhält unwillig ein Lager angewiesen. Aber er kann nicht schlafen, denn die ganze Nacht über hämmert der Schmied auf das glühende Eisen und ruft zu jedem Schlage: Landgraf werde hart! Am andern Morgen fragt der Graf nach dem Sinne des Werkspruches, erfährt, wie sein Volk leidet, und soll wirklich seinen adligen Unterthanen ein harter, dem Landvolk aber dadurch ein guter Herr geworden sein.

728. Fluchen wie ein Landsknecht.

Die Landsknechte — der Name kommt mit der Sache am Ende des 15. Jahrhs. auf und bedeutet weiter nichts als Knechte des Landes, Soldaten im Dienste eines Landes — zeigen sich als wahre Väter unsrer Soldaten, wenn man ihnen nachsagt, daß es ihre Art gewesen sei, viel und stark zu fluchen. Schon Sebastian Franck klagte: „gots lestern, huoren, spilen, mörden, brennen, rauben, witwen und weisen

machen, ist ir gemein hantwerk und höchste kurzweil. Wer hierin küen und keck ist, der ist der best und ein freier landsknecht." H. Sachs in seinem Schwank „St. Peter mit den lantzknechten" erzählt von neun Landsknechten, die zufällig an die Himmelspforte kommen und vergebens Einlaß begehren, daß sie anfangen zu fluchen „marter, leiden und sacrament", was St. Peter für geistliche Reden hält. Deshalb legt er Fürbitte für sie ein, bis sie schließlich eingelassen werden. Aber kaum ist die Rotte im Himmel, so holen sie die Würfel hervor und fangen an zu spielen. Bald entsteht Streit und sogar Schlägerei unter ihnen, wobei selbst Petrus, der ihnen wehren will, in Gefahr gerät; nur mit List vermag man sich ihrer wieder zu entledigen.

729. Mit jemand eine Lanze brechen; für etwas eine Lanze einlegen.

S. v. w. sich mit jemand in einen Streit einlassen; etwas verteidigen. Die Redensarten sind vom Turnierwesen des Mittelalters entlehnt. Eingelegt wurde die Lanze zwischen dem rechten Oberarm und die rechte Brust; eine Zeit lang war am Brustpanzer ein besonderer Haken für sie angebracht, der sie tragen half.

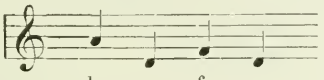
730. Durch die Lappen (durch die Tücher) gehen.

S. v. w. entwischen; das Bild ist der Jägersprache entlehnt, aus der so manche unsrer Redensarten stammt (vgl. Busch, Garn, Leim). Um nämlich auf Treibjagden das Wild zurückzuscheuchen, hängt man zwischen den Bäumen bunte Zeuglappen auf; oft genug aber kommt es vor, daß sich der gehetzte Hirsch nicht daran kehrt, sondern durch die Lappen geht und so entkommt.

731. Larifari.

S. v. w. leeres, albernes Gerede. Gewöhnlich weist man mit dem seltsamen Ausdruck thörichtes Geschwätz als Unsinn ab. Bech erklärt das Wort in der „Germania" XX, 50 für eine Entlehnung aus der italienischen Musiksprache mit Berufung auf eine Stelle im Frankf. Archiv III, 204: „Da sungen sie die messe terribilis la re fa re

ut in excelsis Biſz an das gradnale: Liebe ſweſter habe dir das zu dieſzem male.“ Seine Bedeutung müßte das Wort daher haben, daß es urſprünglich das Abſingen der Töne nach ihren Kunſtnamen verſpottet, weil der Hörer einen Liedertext dazu verlangt, gerade ſo, wie wir es albern finden würden, wenn einer ſänge: ha ce de ha ha ha a anſtatt: Kommt ein Vogel geflogen. Wenn dieſe Ableitung richtig iſt, dann ſind wir bei dem Worte in der eigentümlichen Lage, ſeine urſprüngliche Melodie zu beſtimmen; ſie wäre:



732. Lärm ſchlagen.

S. v. w. die Leute aufmerkſam machen, etwas an die große Glocke hängen. Schlagen? Lärm geſchlagen wird im eigentlichſten Sinne vom Trommler auf ſeiner Trommel, wenn er das Alarmzeichen giebt. Denn Lärm und Alarm ſind ein und dasſelbe Wort und ſtammen aus der Soldatenſprache, ſind weiter nichts als der Ruf à l'arme! Früher auch übertragen: Lärm blaſen, urſprünglich vom Trompeter geſagt.

Ein blinder Lärm hieß eigentlich der Sammelruf, der geblaſen wurde, ohne daß der Feind wirklich da war.

733. Einem die Larve abreißen (ihn entlarven).

S. v. w. ihn in ſeiner wahren Geſtalt zeigen. Luther: „Habe ich wollen die larven anzeigen, die Herzog George aufgeſetzt hat.“ Schon die Alten haben den Ausdruck in übertragenem Sinne gebraucht; vgl. lat.: personam detrahere capiti. Martial 3, 43, 4; alicui pellem detrahere, d. i. jemandes Fehler aufdecken. Horaz, Sat. 2, 1, 64.

734. Einem etwas zur Laſt legen.

S. v. w. es ihm ankreiden, es als belaſtend für ihn betrachten. Der Ausdruck wird auf die alte Art, mit Rechenbrett und Zahlpfennigen abzurechnen, zurückgeführt: ein Gläubiger legte die Summe, die er ausgeliehen hatte,

auf seinem Rechenbrette seinem Schuldner in Rechenpfennigen zur Last.

735. Bei Tage die Laterne anzünden.

Die Redensart dient zur Verspottung von Verkehrtheiten; sie hängt mit den Fastnachtslustbarkeiten zusammen. Noch heute werden bei den Karnevalsumzügen am hellen Tage die Laternen angezündet, um mit Fackeln und Laternen die Fastnacht zu suchen. In Brants „Narrenschiff", 28, 1 fg.:

Der ist eyn narr, der macht eyn für
Das er dem sunnen schyn geb stür (d. h. Unterstützung)
Oder wer fackeln zündet an
Vnd will der sunnen glast zu stan (d. h. beistehen).

Dabei läßt sich an die Geschichte von Diogenes, dem Cyniker, erinnern, der die Menschheit so sehr verachtete, daß er am hellen, lichten Tage die Menschen mit der Laterne suchen zu müssen vorgab. Mit Beziehung darauf in Schillers „Räubern" II, 3: „Lösch deine Laterne aus, schlauer Diogenes! Du hast deinen Mann gefunden!" Vgl. auch die Worte des Kapuziners in „Wallensteins Lager":

(Aber) wer bei den Soldaten sucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht
Und die Scham, der wird nicht viel finden,
Thät' er auch hundert Laternen anzünden.

Wem der Kopf wie eine Laterne ist, dem ist es heiß im Kopfe.

736. Er hat nach Laufenburg appelliert.

S. v. w. er ist entlaufen. Hier dient die Stadt Laufenburg am Rhein zu dem Wortspiel. Ähnliche Scherzreden sind: nach Speier appellieren[1]; alles dem Kloster Maulbronn vermachen; nach Bethlehem wollen, auch: nach Bettingen gehen (Bettingen ist ein Dorf bei Basel); vom Hause Anhalt sein; vom Stamme Nimm sein; er stammt nicht aus Schenkendorf, er stammt aus Greifswald; er gehört zu den Anklammern (die nicht gut los zu werden sind). Von einem flatterhaften, untreuen Mädchen (in Baiern Fländer-

[1] Eine andre scherzhaft verhüllende Wendung dafür ist: Kotzebues Werke herausgeben.

lein) heißt es im Volkslied: Mein feins Lieb ist aus Flandern.

Im Niederländischen bedeutet Te Malleghem geboren zijn s. v. w. mal d. i. närrisch sein, van kleef zijn s. v. w. geizig sein, am Gelde kleben, er uitzien of men van Grimberg komt s. v. w. grimmig aussehen, van Domburg zijn s. v. w. dumm sein, in Hongarije wonen s. v. w. hungrig sein (Grundriß d. germ. Phil. I, 697).

Auch in außergermanischen Sprachen fehlt es nicht an derartigen Spielereien. Cachan ist ein Dorf bei Arcueil; wenn der Pariser aber hört: aller à Cachan, so weiß er sofort, daß gemeint ist: se cacher. Ebenso ergiebt sich der Sinn von aller à Clichy, wenn man sich erinnert, daß cliche Durchfall bedeutet.

737. Sich auf dem Laufenden erhalten.

S. v. w. sich immer über alle Neuigkeiten und Fortschritte unterrichten. Die Redensart verdankt ihr Dasein einem Übersetzungsbock: sie soll das französische au courant wiedergeben, courant bedeutet aber hier Strömung.

738. Einem den Laufpaß geben.

Scherzhaft für: ihn entlassen; der Laufpaß sind die Worte: Mach daß du fortkommst! Obersächsisch dafür auch: einem die Schippe geben, zu schüppen, mittelhochd. schüpfen, einer verstärkenden Bildung zu schieben; vgl. einen abdrücken.

739. Jemand mit scharfer Lauge waschen.

S. v. w. ihn scharf tadeln, ihn tüchtig herunterputzen. Die bildliche Anwendung des Ausdrucks erklärt sich wie bei den Redensarten, die vom Baden stammen, vgl. Nr. 98 fg. Daß auch die Lauge im 16. Jahrh. zum Baden gehörte, lehrt z. B. eine Stelle in Paul Rebhuns „Susanna". Da beauftragt die Heldin ihre Dienerin, ihr zum Baden folgendes zu bringen: Seife, Öl im Glas, ein reines Tuch und

eine reine laug
die zu meinem haubte taug.

War doch die Säuberung des Kopfes — gewöhnlich besorgte sie der Bader — das wichtigste Geschäft bei dem

ganzen Bade.[1] Vgl. Lehm. 441 (Kopff 23): „Offt ist zum vnsinnigen Kopff kein besser recept, als ein rote Laug." Noch heute gilt das Sprichwort: Auf einen grindigen Kopf gehört scharfe Lauge! Vgl. ital.: Chi lava la testa all' asino, perde il ranno ed il sapone.

Eine feststehende Verbindung ist: die Lauge des Spottes, die man über Thorheiten ausgießt, um sie zu bekämpfen. Vgl. Syll. 24: „Aceto perfundere. Einen höhnisch oder für einen Jecken halten."

740. Einem eine Laus in den Pelz setzen.

S. v. w. ihm einen kleinen, aber ärgerlichen Schaden zufügen, auch: ihm etwas weiß machen, ähnlich wie: einem einen Floh ins Ohr setzen. — In Murners „Schelmenzunft" beginnt das 17. Kapitel „Leuß in beltz setzen" mit den Versen:

Es wer nit not, als ich das schetzen,
Schiltecht leuß in beltz zu setzen:
Sy wachsendt selber dryn zu handt!

Das muß auf einem Sprichwort beruhen, vgl. die Zimmerische Chronik III, 60: „man darf keine leus in belz setzen, dann sie wachsen für sich selbs". Wer sich selbst eine Laus in den Pelz setzt, lädt sich eine Beschwerde auf seinen eigenen Hals, bindet sich selbst eine Rute.

741. Die Laus ist ihm über die Leber gelaufen.

S. v. w. er ist zornig geworden. Die Laus gehört eigentlich hier ebensowenig her wie die Katze in der Redensart: die Katze lief mir den Buckel hinauf, d. h. es überlief mich, ich schauderte. Wer in Zorn gerät, dem läuft es über die Leber, damit ist aber die Galle gemeint. Der Leipziger vermengt beide Redensarten, wenn er in dem Sinne des zuerst genannten sagt: die Laus leeft en iwern Buckel. Umgekehrt von großem Schrecken in Schillers „Räubern" II, 3: „daß es uns eiskalt über die Leber lief".

[1] S. noch Schulz, Höfisches Leben, I, 163; Kriegk, Deutsches Bürgertum, II, 1; besonders Martins Einleitung zu seiner Ausgabe von Murners Badenfahrt.

742. Er hat läuten hören, weiß aber nicht, wo die Glocken hängen.

S. v. w. er hat nur mit halbem Ohre hingehört und die Sache deshalb auch nur halb verstanden. Das ungenaue Hinhören ist in der Redensart deutlich ausgesprochen; wer scharf auf den Klang der Glocken hört, wird auch wissen, wo er sie zu suchen hat. In weiterer Übertragung bedeutet die Wendung: ungenau unterrichtet sein. So bei Lessing: „Wenigstens hat der, von dem sich diese Berichtigung herschreibt, nur läuten hören, ohne im geringsten zu wissen, wo die Glocken hängen."

Ähnlich sagt man auch: er hat läuten hören, aber nicht zusammenschlagen. Das soll daher kommen, daß in vielen Gegenden erst das Zusammenschlagen aller Glocken einer Kirche das Läuten zur Kirche bedeutet; also: er hat wohl etwas gehört, aber nur einen Teil, nicht den Zusammenklang, nicht alles.

743. Einem das Lebenslicht ausblasen.

S. v. w. ihm das Leben rauben. Von Schiller weiter ausgeführt in den Worten Franz Moors (Räuber II, 1) über die Ermordung seines Vaters: „Ein Licht ausgeblasen, das ohnehin nur mit den letzten Öltropfen noch wuchert — mehr ists nicht." Und schon von Wolfram von Eschenbach zu dem Witz verwendet (Willehalm 416, 14):

bi liehter sunnen da verlasch
manegem Sarrazin sin lieht.

Das Leben, den lebendigen Odem als ein Licht zu fassen, ist einer von den Vergleichen, von denen man sagen kann: sie sind dem Menschen angeboren.[1] Aus ihm erklärt sich unsre Redensart, aus ihm der alte Volksglaube, daß das

[1] Im letzten Grunde geht Bismarcks Wahlspruch Patriae inserviendo consumor auf dieses Bild zurück. Wenigstens fügte noch Herzog Heinrich Julius von Braunschweig seinem Wahlspruch Aliis inserviendo consumor das Bild einer niedergebrannten Kerze hinzu. Vgl. Lehm. 293 (Geschickt 27): „Wer viel weiß, der wird nicht feist. Aliis inserviendo consumitur." 444 (Krankheit 18): „Ein Mensch verzehret sich an seinen kräfften wie ein Kertz." — Schon im Mittelalter oft gebraucht und mannigfach verwendet, z. B. in Freidanks „Bescheidenheit":

Leben an eine brennende Kerze geknüpft sei, eine Vorstellung, die z. B. in vielen altgermanischen Mythen wiederkehrt. So sitzen die Nornen an der Wiege des Neugeborenen und sprechen ihm das Leben nur so lange zu, bis die dort brennende Kerze erlischt. In den Stuben der Wöchnerinnen läßt man das Licht nicht ausgehen, damit das Leben des Kindes von niemand geschädigt oder gar von den Elben entführt werden könne. Auch der Ritus der katholischen Kirche, am Gründonnerstage alle Lichter in der Kirche auszulöschen und sie erst mit der Auferstehungsstunde wieder anzuzünden, mag hier erwähnt sein, ebenso die alte Sitte beim Aussprechen des Bannes, daß die Priester, nachdem der Fluch gesprochen war, die Kerzen, die sie während der Feierlichkeit brennend getragen hatten, zu Boden warfen und mit den Füßen austraten. Ein letzter Rest von alledem steckt auch noch in dem Aberglauben, daß von den Geburtstagslichtern, die dem Kinde angezündet werden, keines ausgelöscht werden darf, man soll sie ruhig herunterbrennen lassen.[1]

744. Frisch von der Leber weg sprechen.

S. v. w. freimütig, offenherzig reden. Eigentlich heißt es aber: seinem Herzen Luft machen, seinen Zorn herunterreden; denn Zorn ist es, was man auf der Leber sitzen hat, was einem über die Leber läuft (vgl. Laus).

745. Einem das Leder gerben.

S. v. w. ihn durchprügeln. Oft wird Leder im Volksmund für die menschliche Haut gebraucht; man sagt: einem aufs Leder wollen, einen durchledern; der Musikus Miller

Diu kerze lieht den liuten birt
unz daz si selbe z'aschen wirt.

Vgl. den Armen Heinrich V. 101 fg., Renner 2846 fg., den Winsbeken Str. 3 u. s. w.

[1] Auch das Kinderspiel hat sich des Bildes bemächtigt: das Erlöschen des glimmenden Spanes, der bei dem Spiele „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" im Kreise herumgegeben wird, bezeichnet den Tod des Fuchses. Daher der Schluß des bekannten Goetheschen Liedchens:

Statt zu sterben, ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

droht (Kabale und Liebe II, 4): „Wenn ich ihm nicht alle zehn Gebote und alle sieben Bitten im Vaterunser, und alle Bücher Mosis und der Propheten aufs Leder schreibe, daß man die blauen Flecken bei der Auferstehung der Toten noch sehen soll —."

In der Redensart vom Leder ziehen ist unter Leder die lederne Schwertscheide zu verstehen. Ein altes Beispiel hierfür bietet Behams „Buch der Wiener" 142, 30:

Da zugen sy van leder,
Zu der wer graiff yed weder.

746. Lehrgeld geben.

S. v. w. eine Erfahrung teuer erkaufen; besonders von einem, der etwas Neues anfängt, dabei aber zunächst, weil er noch nicht mit der Sache vertraut ist, Einbuße erleidet. — Namenlose Sammlung (a. 1532), Nr. 102: „Er muß leregelt geben." Dazu die Erklärung: „Die alten haendler, die solcher bubenstuck genebt sein, leren nitt gern einen newen ihre griff vnd was der rechte kauff sei in aller wahr, vnnd ehe denn ers lernet, so ist er halb verdorben, darnach aber bringt ers herein, vnd leügt vnd betreügt dester mehr, Die alten haendler sprechen, wenn sie einen jungen haendler kriegen, wir haben einen, er muß lehrgeldt geben." Ebenso bei Agricola Nr. 228.

747. Sie sind ein Leib und eine Seele.

Von Zweien, die in ihrem ganzen Fühlen, Denken und Thun übereinstimmen. Derber dafür in Baiern: Sie san a Herz und a Dalkng (Teig, Kuchenmasse).

Weniger kühn: ein Herz und eine Seele, wie es Apostelgesch. 4, 32 von der Menge der Gläubigen heißt und wie es auch heute weit verbreitet ist.

748. Mit zur Leiche gehen.

In Kaufmannskreisen übliche boshafte Redensart für: bei einem aussichtslosen Concurs seine Forderungen anmelden.

749. Eine Leichenrede halten.

S. v. w. über etwas reden und jammern, was geschehen und nicht mehr zu ändern ist. Insbesondere wird

beim Kartenspielen die zwecklose Besprechung eines Spiels, das vorbei ist, Leichenrede genannt. Wer solche Leichenreden hält, heißt im Pariser Argot glas, d. i. Totenglocke.

750. Es ist immer die alte Leier!

S. v. w. dieselbe bekannte, oft gehörte Sache. Leier meint hier natürlich nicht das Instrument, sondern eine langweilige Melodie. Vgl. Syll. 63: „Cantilenam eandem canis. Du singest für und für den Danhäuser."[1] Syll. 89: „Eadem oberrare chorda. Immer bey einem lied bleiben."[2] Ähnlich ist in der Lebensbeschreibung Wilwolts von Schaumburg bildlich von einem „ungelehrten" Spielmann die Rede, „der stet auf einer seiten glimpt". Goethe vermengt zwei Bilder, wenn er in den „Mitschuldigen" II, 4 Söller von der „abgedroschenen Leyer" reden läßt[3]; dafür im „Faust" II, 1, V. 341: „Ein mattgesungen alt Gedicht!" — Der Pariser nimmt seinen Vergleich aus der Buchdruckersprache, er sagt in diesem Sinne: tirer son cliché; die Alten brauchten neben dem uns geläufigen Bilde (z. B. ut crebro mihi vafer ille Siculus insusurret cantilenam illam suam: Νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν, Cicero, Ad Att. 1, 19, 8) noch das andre: eandem incudem tundere.

751. Auf den Leim gehen.

S. v. w. sich betrügen lassen. Hergenommen vom Vogelfang mit Leimruten, kleinen, dünnen, mit Vogelleim bestrichenen Stäbchen, die nur lose mit dem einen Ende in eine Stange gesteckt werden und herabfallen, sobald sich ein Vogel darauf setzt. Beim Herunterfallen der Leimrute flattert der Vogel und bleibt mit den Flügeln an dem Leim

[1] Ein altes Volkslied vom Tannhäuser ist seit dem Anfang des 16. Jahrhs. bis in die Gegenwart im Volksmunde häufig bezeugt.

[2] Dasselbe Bild steckt in dem übertragenen Ausdruck anspielen. Auf etwas ist jung (nach: auf etwas zielen, sich auf etwas beziehen) für älteres (noch bei Schiller) etwas anspielen, d. h. eigentlich: eine gewisse Melodie anfangen zu spielen, andeuten.

[3] So heißt es auch im niederdeutschen Volksmund unglaublich verworren: upr olden Saiden trumpeden.

kleben. Viele kleine Vögel werden auf diese Weise gefangen. Der Ausdruck: jemand leimen, s. v. w. ihn betrügen, wird von derselben Sache erklärt als gleichbedeutend mit: jemand auf den Leim locken. Im Scherze hat man danach gebildet: einen lackieren. Auch die alte Redensart: mit der Leimstange laufen, s. v. w. den Mädchen nachlaufen (oft bei Grimmelshausen) stammt vom Vogelfänger.

752. Aus dem Leime gehen.

Das können eigentlich nur schlecht geleimte Sachen, bildlich wird es aber von dem Lösen jeder Verbindung gesagt, z. B. ihre Freundschaft ist aus dem Leime gegangen. Gehen nach entzwei gehen, als ob die Teile belebte Wesen wären, die nach zwei Seiten (entzwei d. i. in zwei) auseinander gingen. Darnach sagt auch der Gärtner von einer abgestorbenen Pflanze: sie ist tot gegangen.

753. Leimsieder.

Der Ausdruck bezeichnet bildlich einen langweiligen Gesellen, einen schwerfälligen Dummkopf. Wohl nicht nach der Zähigkeit und Klebrigkeit des Leims, sondern weil das Geschäft des Leimsieders große Ruhe erfordert und nicht nur eintönig ist, sondern auch eintönig macht.

754. Leine ziehen.

S. v. w. feig zurückweichen, klein beigeben; eigentlich wie das Pferd, das erst über die Stränge geschlagen hat und nun mit der Peitsche zu gehorsamer Arbeit gezwungen worden ist. Daher auch bildlich: jemand an der Leine haben, d. h. ihn in seiner Gewalt haben, ihn lenken können, wie man will.

755. Über einen Leisten schlagen.

S. v. w. alles gleichmäßig behandeln, über einen Kamm scheren.[1] Von dem Schuster entlehnt, der sich nicht nach

[1] Auch das bloße: über den Kamm scheren war früher sprichwörtlich in der Bedeutung: einem schön thun (und ihn dabei betrügen), ursprünglich im Gegensatz gemeint zu dem Haarabschneiden aus freier Hand, wo mehr gerauft wurde.

jedem menschlichen Fuße, sondern nach seiner einen hölzernen Form richtet, wenn er Schuhe macht. Vgl. Syll. 94: „Eundem calceum omni pede inducere. Alle schuhe über eine leist machen."

756. Schuster, bleib bei deinem Leisten!

S. v. w. rede nur darüber, wovon du etwas verstehst. Die Redensart stammt aus dem Altertum. Apelles, der berühmteste griechische Maler, ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, stellte einst eins seiner Gemälde öffentlich aus. Ein Schuster, der es besah, fand an einer Sandale etwas zu tadeln; Apelles verbesserte den Fehler. Als aber der Schuster nun auch andres zu bemängeln anfing, wovon er nichts verstand, soll ihn der Maler mit den Worten abgewiesen haben: Schuster, bleib bei deinem Leisten![1] Vgl. Plinius, Hist. nat. 35, 10.

757. Zu guter letzt.

S. v. w. zum Beschluß, zuletzt. Mit dem Superlativ der letzte hat aber der Ausdruck zunächst nichts zu thun: letzt ist mit Anlehnung an ihn für älteres Letz, Letze eingetreten, d. i. Abschied, Abschiedsgeschenk, Abschiedsmahl.[2] Einem etwas zur Letze lassen hieß: ihm ein Abschiedsgeschenk geben, oft im Volkslied bei der Trennung zweier Geliebten bezeugt. In der Einleitung zu den zwölf Artikeln der oberschwäbischen Bauern 1525 wird das Liebesgebot Christi, das er bei der

[1] Trotzdem giebt es mehrere berühmte Schuster, die wohlgethan haben, nicht bei ihrem Leisten geblieben zu sein. Der Leser wird sie wohl kennen.

[2] Dazu gehört letzen: es einem (ursprünglich zum Abschied) wohl sein lassen. Wenn unsre Jungen zusammen aus der Schule nach Hause gehen, teilen sie zum Abschied Schläge aus, keiner will natürlich den letzten bekommen. Muß ihn aber einer auf sich sitzen lassen, so tröstet er sich: „der Schinder giebt die Letze!" schimpft also den, der zuletzt geschlagen hat, Henker. Ursprünglich sind diese Abschiedsprügel Abschiedsgeschenke: auch hier ist die Letze zu dem letzten geworden, außer in der Schlußrede. In der That gab der Henker dem armen Sünder eine Mahlzeit vor der Abreise ins Jenseits: daher auch der Ausdruck Henkersmahlzeit für das letzte gemeinschaftliche Essen vor einer Trennung. Vgl. Nr. 553.

Abendmahlseinsetzung gegeben hat, als die Letzte bezeichnet, die er uns hinterlassen habe.

758. Sein Licht unter den Scheffel stellen.

Wird von jemand gesagt, der allzu bescheiden ist, der die ihm verliehenen Kräfte nicht zum allgemeinen Besten anwendet. Gegensatz: sein Licht leuchten lassen, d. h. seine Gaben zur Geltung bringen, mit seinem Pfunde wuchern. Beide Redensarten sind biblischer Herkunft. Matth. 5, 15 heißt es: „Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel; sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es denen Allen, die im Hause sind. Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten" u. s. f. Vgl. Mark. 4, 21.

759. Jemand hinters Licht führen.

S. v. w. ihn täuschen, betrügen. Der eigentliche Sinn dieser Redensart scheint zu sein: jemand ins Dunkle führen, wo er nichts sehen kann. Daß die Redensart nicht wörtlich zu nehmen ist, sich also nicht etwa so erklären läßt, daß man vorwärts über ein Licht weg nichts mehr sehen könne, das zeigen schon die alten Nebenformen: einen unters Licht, ums Licht führen.

760. Sich selbst im Lichte stehen.

S. v. w. sich selbst schaden: eigentlich, sich selbst das Sehen unmöglich machen, dadurch, daß man zwischen die Lichtquelle und den zu beobachtenden Gegenstand tritt. Unter Licht ist also hier ebenso wie in der vorhergehenden Redensart der erleuchtete, vom Licht bestrichene Raum zu verstehen. Ein niederdeutsches Sprichwort heißt: Et get dij äs en klumpemeker, du stes dij selwer in't lich. Vgl. Lehm. 780 (Verachtung 27): „Wer sich gering und wolfeil macht, der steht jhm selbst vorm Liecht."

761. Einem ein Licht aufstecken,

nämlich auf den Leuchter und ihn so sehen machen, gewöhnlich nicht sinnlich, sondern geistig gemeint. So auch: mir geht ein Licht auf, scherzhaft auch: mir geht ein Seifensieder auf, weil der Seifensieder zugleich die Lichte zog. „Dämmert's?" fragen wir, wenn wir hoffen, daß einem

etwas einzuleuchten[1] beginnt; „Kabale und Liebe" I, 5: „Ist ihm das helle?" „Daß mich die Augen beißen." In Baiern ist volkstümlich: einen Funken von etwas kriegen s. v. w. anfangen, der Sache auf die Spur zu kommen. Vgl. Lehm. 476 (Lehrer 24): „Einer der einem von seinem Liecht ein Liecht anzünd, dem geht nichts davon ab, wer andern lehrt, der hat an seiner Geschicklichkeit keinen verlust."

762. Ich kann ein Lied davon singen.

S. v. w. ich kann davon aus eigener schlimmer Erfahrung erzählen. Agricola Nr. 378: „Ich wollt einem wol ein liedlin darnon singen." Mit der Erklärung: „Ein liedlin singt man von einer that vnd geschichte, das ruchbar vnd gewiß ist, vnd wer ein ding weyß, vnd betracht es wol, der kan viel darnon singen vnd sagen, daß, ich wolt wol ein liedlin darnon singen, also vil sey, als, ich weiß warheyt darumb." Dazu giebt Agricola selbst folgendes hübsche Beispiel: „Wenn man sagt, An anderer leutte kindern ist das brodt verloren, antwort ich, Ja lieben herren, ich wolt einem wol ein liedlin darnon singen. Ich hab etliche vil weysichen erzogen, aber der dank vnd lohn, den ich dafur entpfangen hab, ist gering, ja ein muck fueret vhn auff dem schwantze hynweg."

763. Links liegen lassen.

S. v. w. nicht beachten; eigentlich von dem Wanderer gesagt, der ein Dorf nicht berührt, sondern zur Seite liegen läßt. Leicht erklärlich und doch bemerkenswert ist, daß sich gerade die linke Seite in der Redensart festgesetzt hat.

764. Ein Loch kriegen.

Oft bildlich gemeint, ähnlich wie: einen Riß bekommen, z. B. von einer Freundschaft gesagt. In einem alten gleichzeitigen Liede auf den Tod Kaiser Ferdinands III.:

[1] Auch einfallen, Einfall, d. h. ein Gedanke, der einem plötzlich kommt, man weiß nicht woher, verdanken ihr Leben einer ähnlichen Vorstellung: sie stammen aus der philosophischen Sprache der Mystiker, wo zunächst noch deutlich von dem in fallenden Licht die Rede ist.

Du erwähltes Oesterreich,
Was bekommt dein Trost vor Ritze,
Durch des Ferdinandi Leich.

Öfter bei Grimmelshausen, z. B. Simpl. II, 219: „daß der damascenische Krieg bald ein Loch gewinnen würde.“[1]

765. Einem ein Loch in den Bauch reden.

Scherzhaft übertreibender Ausdruck für: heftig oder andauernd auf jemand einreden, in ihn hineinreden. Vgl. Lehm. 356 (Natur 63): „Wenn man ein Loch durch manchen predigt, so hilffts doch nicht.“ — Ein sehr drastischer Vergleich ist auch der Ausdruck: *saufen wie ein Loch*.

766. Auf dem letzten Loche pfeifen.

S. v. w. am Ende sein, gewöhnlich prägnant: am Rande des Grabes stehen. Der Vergleich ist von dem Blasen eines hölzernen Blasinstrumentes entlehnt: wenn man da auf dem letzten Loche, d. h. den höchsten Ton, bläst, so geht es nicht weiter, so ist man zu Ende mit seinem Instrument.

767. Nicht locker lassen.

S. v. w. nicht *nachlassen*, nicht *nachgeben*, alles Bilder von der angespannten Schnur oder dem angespannten Zügel genommen.

768. Die Weisheit mit Löffeln gegessen haben.

Spöttischer Ausdruck für: sich sehr weise dünken (und dabei ein Dummkopf sein). Es liegt ein doppelter Spott in der Wendung; denn erstens wird geistige Nahrung nicht so bequem und sicher eingenommen wie leibliche, und zweitens geht es nicht so schnell: sie wird tropfenweise eingesogen.

[1] H. Kurz teilt in einer Anmerkung zu dieser Stelle mit, daß auf den Frieden zu Ryswick 1697 eine Münze geschlagen worden sei mit der Prägung: GOTT LOB DER KRIEG HAT NVN EIN. Zur Ergänzung des Satzes war unter den Buchstaben eine Trommel mit einem Loch dargestellt. Das Loch ging durch die Münze und auf ihrer Kehrseite durch einen Korb, in den das Füllhorn des Friedens seine Früchte schüttete; auf dieser Seite stand die Umschrift: WER ABER FLICKT DEM FRIEDE SEINEN BODEN.

769. Jemand über den Löffel barbieren.

S. v. w. ihn betrügen. Die Redensart verdankt ihre Entstehung einem Verfahren, das früher grobe Barbiere mit alten zahnlosen Leuten vornahmen. Anstatt den eingefallenen Backen vorsichtig zu behandeln, steckten sie einen Löffel hinein, um so eine Wölbung des Backens herzustellen. Der Ausdruck bezeichnet also zunächst: mit jemand nicht viel Umstände machen, ihn rücksichtslos behandeln, und hat sich dann verschlimmert zu der schon angegebenen Bedeutung.

770. Jemand hinter die Löffel schlagen.

S. v. w. ihn ohrfeigen. In der Weidmannssprache heißen die Ohren des Hasen und des wilden Kaninchens Löffel. Schon mittelhochd.: leffel, er meint des hasen oren.

771. Lorbeeren ernten.

S. v. w. um einer ausgezeichneten That willen gerühmt und gepriesen werden. Der Lorbeer ist als stets grünender Baum Symbol des Ruhmes und war dem Apollo heilig.[1] Schon die Alten wanden aus seinen Zweigen den Ruhmeskranz: mit Lorbeer bekränzt zog in Rom der Triumphator aufs Kapitol, mit Lorbeer geschmückt sein siegreiches Heer durch die Straßen der Stadt. Die Sitte, Dichter mit Lorbeeren zu schmücken, stammt aus den griechischen Festspielen; von dort haben sie die Römer (poeta laureatus) und im Mittelalter die deutschen Kaiser übernommen. So ist Petrarca am Ostertage 1331 auf dem Kapitol gekrönt worden, so Ulrich von Hutten von Kaiser Maximilian I., so noch Martin Opitz.[2]

---

[1] Nach Ovid. Met. 1, 452 fg., liebte Apollo die Daphne (d. i. Lorbeer, Lorbeerbaum), die Tochter eines arkadischen Flußgottes und der Gäa. Aber vor dem Gotte fliehend, wurde sie von ihrer Mutter in den Schoß der Erde aufgenommen und durch den immergrünenden Lorbeerbaum ersetzt.

[2] Vgl. hierzu den Ausdruck Baccalaureus, von dem lat. bacca laurea (d. i. Lorbeer) abgeleitet, also eigentlich ein Belorbeerter, wahrscheinlich weil er einen Lorbeerkranz erhielt.

772. Die Sache ist im Lote.

Landschaftlich auch: im Blei, d. h. in vollständiger Ordnung, eigentlich senkrecht, wie es sein soll. Das Wort ist wohl ursprünglich im Munde eines Zeichenmeisters oder Baumeisters zu denken, der mit prüfendem Blick die Arbeit seines Zöglings oder seiner Untergebenen mustert. Vgl. Syll. 26: „Ad libellam et normam exigere. Nach dem Senckel etwas machen. Ad perpendiculam facere. Dem senckel nach, oder der schnur nach machen, in die schnur richten, oder wercken."

773. Der Löwe des Tages sein.

Von jemand, der sich soeben durch irgend etwas ausgezeichnet hat und deshalb vorübergehend gefeiert wird, der durch eine jüngst vollbrachte That der „Held des Tages" geworden ist. Nach dem Deutschen Wörterbuch begegnet der Ausdruck zuerst bei Heine, der ihn wohl dem französischen lion du jour oder dem englischen lion of the day nachgebildet hat.

774. Löwenanteil.

S. v. w. das größte Stück bei einer Verteilung. Der Ausdruck stammt aus einer Fabel (bei Lafontaine I, 6). Verschiedene Tiere gehen mit dem Löwen auf die Jagd und schließen dabei ein Bündnis ab, daß jedes an dem Gewinn gleichen Anteil haben soll. Als sich aber schließlich ein Hirsch in dem Netze der Ziege gefangen hat, behält der Löwe alle Teile der gemeinschaftlich gemachten Beute für sich. Lafontaines Fabel ist eine Nachahmung der 147. Fabel des Phädrus, wo der Löwe sein angebliches Recht einfach mit den Worten begründet: Quia nominor leo. Äsop ist die letzte uns erreichbare Quelle der Geschichte.

Daher schreiben sich auch die leonina societas, schon in den Digesten 17, 2, 29, wo sie erklärt wird, ut alter lucrum tantum, alter damnum sentiat, und der rechtssprichwörtliche Ausdruck leoninischer Vertrag für eine Verbindung oder Verabredung, wonach der eine den ganzen oder fast den ganzen Vorteil, der andre den ganzen Schaden zu tragen hat oder doch nur einen unverhältnismäßig kleinen Gewinn empfängt.

775. Ein Löwenmaul und ein Hasenherz haben.

Doppelbezeichnung für jemand, der große Worte im Munde führt, sich aber, wenn es zur That kommt, als Feigling zeigt. Sebastian Franck 1, 51: „Er hat ein lewen maul vnd ein hasen hertz.“ In Brants „Narrenschiff“ 56, 24 fg., heißt es von Xerxes:

Er greiff Athenas grüslich an
Glich wie der löw angrifft eyn hun
Vnd floch doch als die hasen thun.

Ähnlich schon im Lat.: in praetoriis leones, in castris lepores. Sidonius Apollinaris, Ep. 5, 7.

776. Es liegt in der Luft.

Wird von Ideen gesagt, die nur ausgesprochen zu werden brauchen, um sofort allgemein Anklang zu finden, etwa wie man sich gewisse Krankheitsstoffe, zumal wenn eine Seuche aufgetreten war, in der Luft schwebend dachte.

In anderm Sinne sagt man von einer grundlosen Behauptung, sie *schwebe in der Luft*, sei *aus der Luft gegriffen*, weil sie durch nichts zu stützen ist, geschweige denn, daß sie auf festem Boden stünde.

777. Luftschlösser bauen.

S. v. w. sich kühne Hoffnungen machen, die wenig Aussicht auf Erfüllung haben; unausführbare Pläne entwerfen. Vgl. Syll. 38: „Ante lentem augere ollam. Ein Schloß in die lufft bawen.“ Derb in Niederdeutschland: Mancher but Schlösser in de Luft, de keen Schithus upn Lanne buen künn. Die alte Sprache sagte dafür: auf den Regenbogen zimmern; z. B. in Freidanks „Bescheidenheit“ 1, 5:

der hat sich selben gar betrogen
und zimbert uf den regenbogen;
swenne der regenboge zergat,
so enweiz er wa sin hus stat.[1]

Ähnlich in Hugos von Langenstein „Martina“ 78 c:

swer der vröuden wil getruwen,
der wil uf ein wolken buwen.

[1] Vgl. den „jüngern Titurel“ 4048, 2; Brants „Narrenschiff“ 92, 6 u. s. w.

Vgl. engl.: to build castles in the air; frz.: bâtir des châteaux en Espagne[1]; span.: hacer castillos en el aire; ital.: far castelli in aria.

Zwei andre Bilder für dieselbe Sache stammen von Kinderspielen: an „Kartenhäusern" und an „Seifenblasen" ergötzt sich, wer sich an unerfüllbaren Zukunftsträumen weidet.

778. Lügen, daß sich die Balken biegen.

S. v. w. ganz unverschämt lügen. Die Redensart erklärt sich am einfachsten aus der Vorstellung, daß Lügen Wind machen; nennen wir sie doch geradezu Wind.

In dem „Laster der Trunkenheit" vom Jahre 1528, Bl. 14[b]: „Diser leugt nach dem fürgryff, daß sich die balcken byegen moechtenn." Öfter bei Murner (z. B. Schelmenzunft XV, 14): „Liegen daß die balken krachen." Noch stärker bei Fischart in „S. Dominici Leben": da lügt ein Schneidergeselle, „das die Werkstatt kracht", andre, „das die Klöster brechen" und die Sterndeuter gar in „Aller Praktik Großmutter" lügen, „daß die Himmel krachen". In Siebenbürgen noch heute ähnlich: E lecht, dat sich de ierd (Erde) bigt.

Einen ganzen Strauß derartiger Ausdrücke bietet die kräftige Sprache des Schweizer Reformationsdichters Niklaus Manuel dar. Einem alten Kriegsmann legt er einmal den Reim in den Mund:

Ich mag ouch wol nüt destminder kriegen
Und schweren, daß sich der himmel möcht biegen.

Ein andermal wirft er den Papisten vor:

Sie stond am kanzel ietz und liegend,
Daß sich ganze wend und bollwerk biegend!

Einen Bettler läßt er von dem Ablaßkrämer sagen:

Da treib er wunder abentür mit liegen;
Ich dacht ein wil, der kilchturm jött sich biegen.

---

[1] So schon in dem altfranzösischen Rosenroman des Wilhelm von Lorris: lors feras chastiaus en Espaingne; der Ausdruck stammt aus der Zeit, wo die Mauren Herren von Spanien waren und deshalb Landgüter und Schlösser für einen Franzosen dort keinen Wert hatten.

Als Eck von der Badener Disputation zurückgekehrt ist, weiß er von ihm zu berichten:

er log, wie man für's wetter lüt
und schampt sich minder dann nüt.

Und die Satire, der diese letzten Verse entnommen sind, schließt gar mit dem burlesken Witz:

Do Egg und sin gsell Faber log,
Daß sich der berg Runzefal bog!

Man sieht: die reimenden Verba machen die Redensart auch im Verse gut verwendbar.

Anders heißt es in einem alten Liede (von 1684) von den Franzosen:

Nach der langen Ellen lügen,
Gut hebräisch zu betrügen,
Schwörens in der Tauf ein Eid.

Endlich sei noch die jüngere Redensart erwähnt: lügen wie gedruckt, ein böser Vorwurf für die Ehrlichkeit unsrer Presse; dazu die bekannten Worte Bismarcks aus der Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 13. Februar 1869: „Es wird vielleicht auch dahin kommen, zu sagen: Er lügt wie telegraphiert."

779. Lunte riechen.

S. v. w. merken, daß eine Gefahr im Anzuge ist. „Lunte", d. h. glimmender Docht, wurde früher, als man noch keine Steinschlösser und Zündhütchen kannte, zum Entzünden der Geschützladungen verwendet. Der üble Geruch[1], der durch das Anstecken der Lunte entstand, noch bevor der Schuß losging, hat die Veranlassung zu der Redensart gegeben.

780. Lynch-Justiz üben.

Dieser Ausdruck wird auf einen Amerikaner, John Lynch, zurückgeführt, der bei den häufigen, von Verbrechern

[1] Außer diesem Übelstande hatte sie noch den andern, daß auch der helle Schein der brennenden Lunte während der Nacht dem Feinde die Stellung der Truppen verriet. Das Luntenschloß ist während des 16. Jahrhs. in Gebrauch gewesen und hat sich bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhs. erhalten; in diesem Zeitraum ist also die Redensart entstanden.

und Sklaven angerichteten Verwüstungen am Schlusse des 17. Jahrhs. seinen Landsleuten das nach ihm benannte Lynch-Gesetz (Lynch-law) empfahl, nach andern zuerst „Lynch-Justiz" geübt haben soll, d. h. eigenhändig sich Diebe und Verbrecher vom Halse schaffte.[1]

M.

781. Einen im Magen haben.

Scherzhaft für: zornig oder verdrießlich über ihn sein, als ob er einem wie eine schwer zu verdauende Speise körperliche Beschwerden machte. Ebenso: die Geschichte liegt mir längst im Magen, d. h. ich will sie los sein, will nichts mehr damit zu thun haben.

782. Laß dir was malen!

So fertigt man oft jemand ab, der einen mit irgend einem Anliegen belästigt. Auch wohl: laß dir das, was du da von mir verlangst, malen! Das ließe sich heute recht gut so verstehen: das, worum du bittest, kann oder will ich dir nicht schaffen; male es dir auf Papier, dann hast du's! Ursprünglich wird aber wohl hinter dem Ausdruck dieselbe Derbheit stecken wie hinter den Wendungen: ich will dir was husten, niesen (Nr. 605). Sagt man doch auch in Siebenbürgen: Ech wäll der äst (etwas) mohlen, ebenso wie: äst hosten; noch ziemlich deutlich in Ostfriesland: Lat die wat of malen up'n Stück Klackerpapier (up'n Buskohlblatt), und ähnlich in Westfalen: Du kannst di wat op Löstpapier moalen laten.

Daß auch das niederdeutsche „ik wil di wat bakken" denselben derben Sinn hat, das beweist schon der Reim, der hie und da hinzugefügt wird: twischen Hemd und Hakken!

---

[1] Eine ganz ähnliche Entstehungsgeschichte hat das Wort boycotten. Es ist dem englischen to boycott nachgebildet; dieses geht auf einen Hauptmann James Boycott zurück, über den die irische Landliga 1880 einen Bann aussprach, daß niemand für ihn arbeiten und mit ihm verkehren sollte.

783. Dem Mammon dienen.

S. v. w. nach Reichtum an irdischen Gütern streben. — Mammon ist ein jüdisches Wort; Luther hat es im Anschluß an das Neue Testament in unsre Sprache eingeführt; vgl. Matth. 6, 24; Luk. 16, 9, 11, 13. In der Walpurgisnacht im „Faust" nennt Goethe den unterirdisch arbeitenden Dämon des Goldes „Mammon": als Faust über die feurig glänzenden Gründe erstaunt, fragt Mephistopheles:

Erleuchtet nicht zu diesem Feste
Herr Mammon prächtig den Palast?

Aber schon in Miltons „Verlorenem Paradies" II, 228 fg. heißt der Goldteufel Mammon.

Auch der bildliche Ausdruck Moloch mag hier erwähnt sein. Wir gebrauchen ihn zur Bezeichnung einer Einrichtung, die viele Opfer verschlingt; eigentlich bedeutet das semitische Wort Moloch Herrschaft, dann ist es konkret der Name eines Herrn, des Feuergottes, dem man Kinder durch Verbrennung weihte, indem man sie durch Feuer gehen ließ oder sie ihm auf dem Feueraltar opferte.

784. Seinen Mann finden.

D. h. den Mann, der einem gewachsen ist. Vgl. Syll. 88: „Ductus per phratores canis. Er ist einmahl auff seinen Mann kommen." Das ostfriesische: De is sien Mann ankamen! bedeutet nun auch: er ist unangenehm überrascht worden.

Seinen Mann stellen, auch: seinen Mann stehen ist s. v. w. die Aufgaben und Pflichten, die einem als Mann zufallen, zu erfüllen wissen.

785. Manschetten haben.

Scherzhafter Ausdruck für: in Angst sein.[1] Die Redens-

[1] In ganz anderm Sinne gebraucht der Franzose: il a mis des manchettes, nämlich zur Bezeichnung eines eitel gespreizten Gebarens. Nach Larousse geht das Wort auf Buffon zurück, qui ne travaillait que dans une mise magnifique, en jabot et en manchettes brodées; on eut dit qu'il voulait se présenter en cérémonie à la postérité. Buffons Manschetten sind also sprichwörtlich geworden, pour caractériser l'affectation du

art ist noch nicht sicher erklärt. Schütze meinte in seinem „Holsteinischen Idiotikon“: „Seit Manschetten (Handkrausen) aus der Mode sind, findet man sie und macht sie lächerlich; daher (in der Kieler Gegend) Manschetten für malheur, Unglück, kleines Leid in Brauch gekommen ist. Noch sagt man vom Furchtsamen, Ängstlichen: he hett en Manschettenfeeber, ein Fieber, das lange Manschetten zittern machen könnte.“ Anders Müller in Lyons Zeitschr. V, 115: „Die Manschetten, welche wahre Todesangst, das wahre Manschettenfieber erzeugten, waren die Handzierden, welche der Henker dem armen Sünder anlegte auf seinem Gange zum Richtplatz.“ Endlich hat man gemeint, die Redensart sei zunächst ein Ausdruck der Geringschätzung für weichliche Zierbengel im Munde derber Soldatennaturen, die solchen Plunder wie Manschetten verachteten.

Die letzte Erklärung scheint der Wahrheit am nächsten zu kommen. Es gilt, die beiden Bedeutungen kleines Unglück und Angst zu vereinigen. Und das ist nicht schwer, wenn man sich vorstellt, daß Manschetten ein unangenehmes kleines Hindernis sind — und jedenfalls früher noch mehr waren —, fest zuzufassen. Ursprünglich wird einer gesagt haben: „Ich habe Manschetten“, wenn er sich schente, eine Sache in die Hand zu nehmen, weil er sich dabei seine feinen Handkrausen zerknittern oder besudeln konnte. Weil sie aber am freien Zugreifen, überhaupt an sorgloser Bewegung der Arme hinderten, konnten sie auch zum Bilde für eine kleine Unannehmlichkeit werden. Zu dieser Deutung stimmt trefflich die Redensart: In der Not denkt man nicht an Handmanschetten.

Manschettenfieber ist also s. v. w. Angst, als ob man Manschetten hätte; vgl. den scherzhaften Ausdruck Kanonenfieber für die ängstliche Aufregung vor einer Prüfung, einer entscheidenden Stunde, eigentlich vor einer Schlacht; auch das Reisefieber gesellt sich hierher, und endlich das Lampenfieber, von dem gewöhnlich befallen

style, des manières ou de la personne; c'est ainsi qu'on dirait familièrement d'un style un peu trop académique l'auteur avait mis des manchettes.

ist, wer zum ersten Mal von einer öffentlichen Bühne herab sprechen soll, wo ihn eine Kette von Lampen von der Rampe herauf beleuchtet.

786. Etwas mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken.

S. v. w. über einen Fehler, eine Schwäche oder eine nicht ganz saubere Sache schweigen, so thun, als ob man sie nicht bemerkte, sie der Vergessenheit anheimgeben, um den, der sie verschuldet hat, nicht in Verlegenheit oder in Ungelegenheiten zu bringen. Logau sagt in einem seiner Epigramme:

Nenne mir den weiten Mantel, drunter alles sich versiecket;
Liebe thut's, die alle Mängel gerne hüllt und fleißig decket.

In prägnantem Sinne braucht Hugo von Trimberg einmal das Bild von dem unrechtverhüllenden Mantel; im „Renner" 3307 fg. sagt er:

kappen und swestermentellin
bedeckent manec untaetelin.

Und schon im Corpus juris canonici, Decretum Gratiani Kap. 8, 96, wird von Kaiser Konstantin berichtet, er habe gesagt: „Wahrlich, wenn ich mit eigenen Augen einen Priester Gottes oder jemanden im Mönchsgewand hätte sündigen sehen, so würde ich meinen Mantel abnehmen und ihn bedecken, damit er von niemand gesehen würde." Hierzu vgl. Sprüche Sal. 10, 12: „Haß erreget Hader; aber Liebe decket zu alle Übertretungen." Ähnlich 1 Petr. 4, 8: „Die Liebe decket auch der Sünden Mengen."

In unsrer Form stammt die Redensart jedenfalls aus geistlichem Munde, wo sie oft in salbungsvollem Tone ernst gemeint ausgesprochen worden sein wird, was den ironischen Sinn, den wir heute gewöhnlich mit ihr verbinden, mit hervorgerufen haben mag. Die nahe verwandten Ausdrücke *bemänteln*[1], *ein Mäntelchen umhängen* in dem Sinne von beschönigen brauchen selbstverständlich weder aus dem jüdischen noch aus dem klassischen Altertum abgeleitet zu

[1] In Baiern *vermänteln*, Schmeller fügt hinzu: „Schon Plautus sagt: nec mendaciis mihi usquam mantellum est meis."

werden; sie enthalten ein Bild, wie es jede Sprache immer wieder aus sich zu erzeugen im stande ist.

Im altdeutschen Rechtsleben hat der Mantel eine wichtige Rolle gespielt. Vor der Ehe geborene Kinder wurden legitimiert dadurch, daß sie die Frau bei der Trauung unter ihren Mantel nahm. Solche Kinder hießen dann wohl auch geradezu Mantelkinder (filii mantellati, enfants mis sous le drap), vgl. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 160 und 462 fg. Auch als Sinnbild des Schutzes galt der Mantel; bekannt ist der Zug der Wartburgsage, daß Heinrich von Ofterdingen unter den Mantel der Landgräfin flüchtet. Ebenso bedeuten die Worte in Wolframs „Parzival" 88, 8 fg.:

Kaylet, der e was komen,
saz der küngin undr ir mandels ort

keine Vertraulichkeit, sondern die Bitte um Schützung. An die Stelle des Mantels tritt dann auch der Schleier, so wenn im „Rosengarten" erzählt wird, daß Kriemhild den Siegfried mit ihrem Schleier deckte, als er von Dietrich besiegt wurde.

787. Den Mantel nach dem Winde hängen.

S. v. w. nicht nach festen Grundsätzen handeln, sondern sich in die Umstände schicken, wie ein Wanderer, der auf der Landstraße bei stürmischem Wetter den Mantel[1] immer nach der Seite hängt, woher der Wind kommt. Das ist nicht tadelnswert, und so liegt auch ursprünglich in dem bildlichen Ausdruck durchaus nicht der Vorwurf, den wir damit verbinden, sondern nichts mehr und nichts weniger als eine Lebensweisheit, dieselbe, die wir in dem Sprichwort lehren: Mit den Wölfen muß man heulen. So in Gotfrids „Tristan" 262, 32:

[1] Bekanntlich wurde der Mantel, ursprünglich ein viereckiges, dann auch ein halbkreisförmiges Stück Tuch, früher nach römischer Sitte eigentlich auf der linken Schulter „übereck" getragen und auf der rechten nur die Enden befestigt. Später trug man den halbkreisförmigen Umhang als Rückenmantel auf beiden Schultern; nun wurde er vorn durch ein Band, eine Agraffe zusammengehalten. Seit dem Ende des 14. Jahrhs. kam der Mantel mehr und mehr ab, nur bei Amtspersonen und Würdenträgern hat er auch später noch eine wichtige Rolle gespielt.

Man soll den mantel keren,
als ie die winde sint gewant.[1]

Und im „Ring" Heinrichs von Wittenweiler 28, 14:

Besich in welchem Zeit du pist,
dar zuo, wie daz weter ist,
daz du deinen mantel geswind
mugest keren gen dem wind.

Noch anders gereimt z. B. in Freidanks „Bescheidenheit" 115, 2, bei Eyering, Deutsche Sprichwörter, I, 404 und bei Wegeler, Philosophia patrum, Nr. 3436. Bei Tunnicius Nr. 707: „Men mot de hoiken[2] na dem winde hangen", mit der Übersetzung: Palliolum rapidis tendendum flatibus ipsum. Aber schon der treffliche alte Schulmeister von Trimberg klagt in seinem „Renner" V. 6288 fg.:

Nu muoz man den mantel keren
So manege enden her und dar,
daz uzzen und innen niendert kein har
an rehter einvelte gewande ist beliben.

Mit einer kleinen sachlichen Veränderung endlich in dem Liederbuch der Hätzlerin:

Frawen haben kurtzen muot
Vnd wenden dick[3] den huot
Nach dem wind her vnd dar.

Die Redensart: den Mantel auf beiden Schultern tragen geht auf denselben Vorgang zurück, wie die eben besprochene; sie wird auf jemand angewendet, der sich von vorn herein auf alle Möglichkeiten gefaßt macht, sich überall hin gut zu stellen weiß. Vgl. Nr. 22.

788. Es dringt durch Mark und Bein.

Auch: es geht durch und durch, von einem heftigen Nervenschmerz, besonders bei einem schrillen Klang. Merkwürdig ist dabei die Reihenfolge Mark und Bein, denn was

[1] Der älteste Beleg wohl in einer Strophe des Spervogel: Man sol den mantel keren als daz weter gat.

[2] Hoike ist ein niederdeutsches Wort für einen Mantel, den sowohl Männer wie Frauen trugen.

[3] D. i. oft. Vgl. Nr. 255.

von außen kommt, muß doch erst die Knochen[1] durchdringen, ehe es ans Mark gelangen kann. Wohl nur dem Reime zuliebe bisweilen umgestellt, z. B. in einem Liede von 1657 auf Kaiser Ferdinands Tod:

Dann der Schmerz ist also stark,
Daß er dringt durch Bein und Mark.

Dafür bei Goethe im „Ewigen Juden": durch Mark und Seele.

789. Einem den Marsch machen.

S. v. w. ihn strafend zurechtweisen, ihn zu ordentlicher, straffer Thätigkeit ermahnen. Eigentlich machen den Marsch die Trompeter den Soldaten, indem sie ihnen das Zeichen zum Aufbruch blasen.

790. Matthäi am letzten.

Mit wem es Matthäi am letzten ist, mit dem ist's aus, der pfeift auf dem letzten Loche, ist seinem Ende, seinem Verderben nahe. Man meint, der Ausdruck stamme aus Luthers kleinem Katechismus aus den Worten im Sakrament der Taufe: „Da unser Herr Jesus Christus spricht Matthaei am letzten: Gehet hin in alle Welt u. s. w." Dort stehen nun zwar die Worte; wie sie aber den Sinn der heutigen Redensart hätten annehmen können, ist dunkel. Ebenso wenig läßt sich mit Büchmanns Erklärung anfangen, der an die Schlußworte des Matthäusevangeliums anknüpft „bis an der Welt Ende"; Matthäi am letzten bedeutet ja auch nicht etwa: am Ende des Matthäus, sondern: im letzten Kapitel des Matthäusevangeliums. Wackernagels Vermutung vollends, die Redensart sei aus dem Worte matt zu erklären, steht auf ganz schwachen Füßen; ist doch matt noch heute für das Volk ein halbes Fremdwort (vgl. schachmatt). Der Ausdruck muß also als unerklärt gelten; wahrscheinlich ist nur, daß man ihn im Munde von Geistlichen oft gehört und von ihnen mit irgend welcher Beziehung entlehnt hat.

[1] Bein in der Bedeutung Knochen kennt unsre Schriftsprache außer in der Verbindung „Mark und Bein" und dem Worte Gebein nur noch in Zusammensetzungen wie Beinhaus, Elfenbein, Fischbein u. s. w.

791. Ich will Matz heißen!

S. v. w. ich will mich einen Dummkopf schelten lassen, z. B. wenn das und das nicht so ist, wie ich behaupte. Auch: da will ich Hans heißen! Über die Verwendung von Eigennamen als Gattungsnamen vgl. Nr. 523. „Matz“[1] bedeutet einen traurigen Gesellen ohne geistige und körperliche Fähigkeiten; von dem alten Dessauer wird das Kraftwort berichtet: „Ein Soldat ohne Gottesfurcht ist nur ein Matz.“

Anders in der Redensart: hier geht es zu wie auf Matzen Hochzeit, d. h. es wird lustig und in Freuden, in Saus und Braus gelebt. Hier ist Matz dasselbe Wort wie Metze; Metze aber, eigentlich Koseform für Mechthild, ist ein Gattungsname für die Gesamtheit der Bauernmädchen gewesen. Die Redensart sagt also ganz allgemein: hier geht es zu wie auf einer Bauernhochzeit. Es sind noch mehrere Gedichte aus dem 15. Jahrh. erhalten, die von der Hochzeit einer Mätzli, Metze erzählen und Unglaubliches davon berichten, wie üppig und ausgelassen es dabei herging.

792. Das Maul hängen lassen.

S. v. w. mürrisch, mißvergnügt sein; aus melancholisch macht der Volkswitz „maulhängolisch“. Das Bild wäre von alten Pferden entlehnt, hat man gemeint mit Berufung auf eine Stelle in Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“: „Er hängt die Oberlippe wie eine alte Stute.“[2] Aber dieser Übertragung bedarf es nicht; mürrische Menschen lassen wirklich den Mund hängen; wie oft wird verdrießlichen Kindern zugerufen: mach keinen Flunsch, keine Schnute! und ähnl. Schon in der namenlosen Sammlung von 1532 Nr. 301: „Sihe wie henckt der das Maul. Mault

[1] Der Name Matz ist keine sogenannte Koseform (wie Fritz für Friedrich, Kunz für Konrad u. s. w.), sondern ist geradeswegs über Mattes aus Matthias entstanden. Der sprichwörtliche Matz von Dresden (in dem niederdeutschen Reim: Hans Matz ut Dräsen kann schriben und nich läsen) erinnert an den dummen Jungen von Meißen. (Vgl. Nr. 622.)

[2] Ähnlich in Ostfriesland von einem völlig Mutlosen: He lett de Lipp hangen, as de Mähr aver dat dode Fahl.

sich." Dazu die Erklärung: „Sihe wie ist der so zornig, die da zürnen, sehen sawr, vnd lassen das maul mit den lippen lang herausshangen." Ähnlich Agricola, Nr. 323. — In Iffflands „Jägern" I, 1: „Hängt das Maul, so tief ihr wollt — hier kann ich es nicht aushalten."

793. Maul und Nase aufsperren.

S. v. w. dumme Verwunderung äußern. Bei höchstem Erstaunen öffnen wir wirklich unwillkürlich alle Sinne, als ob wir sie alle zu Hilfe nehmen könnten bei dem Erfassen eines merkwürdigen Anblicks, einer verblüffenden Geschichte u. s. w.

794. Ein ungewaschenes Maul.

S. v. w. ein Maul, aus dem nur schmutzige oder freche Reden kommen. Die Vorstellung ist sehr alt und früher offenbar weniger anstößig gewesen als jetzt, sogar die höfische Dichtung des 13. Jahrhunderts verschmäht sie nicht. Als Konrad von Würzburg das Lob der Jungfrau Maria anheben will, beklagt er sein Unvermögen:

daz ich nach diner werdekeit
der zungen hamer künne slahen
oder minen munt also getwahen
daz er ze dinem prise tüge.

Die rechte Waschung für den Mund sind Gebete; Murner predigt in der „Narrenbeschwörung" V. 1316:

Das mul solt ir mit beten weschen!

795. Einem etwas ins Maul schmieren.

S. v. w. es ihm so leicht und angenehm wie möglich beibringen, eigentlich von einer Speise gesagt, die der andre nicht von selber essen will, wie der Lehrer erst vorkaut, was die Schüler verdauen sollen. Dabei läuft nach dem Urteil des argwöhnisch Empfangenden leicht ein Betrug von seiten des Gebenden unter, daher bei Lehm. 775 (Überreden 8): „Mancher streicht einen Honig vmbs Maul, vnnd ein Dreck drein." Ähnlich schon in alter Zeit: im „Tristan" Heinrichs von Freiberg z. B. klagt Kurwenal V. 6626 die Welt an:

du strichest in honic in den munt,
den alten und den jungen:
swan sie dan mit den zungen
dar nach grifende sin,
so tröufest du in galle dar in.

796. Einem das Maul stopfen.

S. v. w. ihn zum Schweigen bringen, um nicht weiter von ihm belästigt zu werden, etwa wie man einem Hund zu fressen giebt, damit er nicht länger belle. An die Sitte zu denken, widerspenstigen Gefangenen einen Knebel in den Mund zu stopfen, wie Schrader will, verbieten folgende alten Zeugnisse, die zugleich die eigentliche alte Vorstellung deutlich machen. In Brants „Narrenschiff" 41, 27 fg. findet sich die Redensart angewandt auf Klatschbasen und schwatzhafte Narren, denen es niemand recht machen kann:

Der muß mäl han, vil me dann vil,
Wer yedems mul verstopfen wil.

Bebel Nr. 340: Multa farina opus est, si quis omnium hominum ora occludere velit. Tunnicius Nr. 324: „He behouet vele brodes de mallich wyl den munt stoppen. Panis eget magni, qui cunctis oro replebit." Sebastian Franck, 1, 85: „Der muß vil mel haben, Der alle meuler wil verkleyben." Weidner, Teutsche Sprüchwörter: „Es mueste einer viel Mehl haben, der allen boesen Leuten wollte das Maul verkleben."

797. Maulaffen feil halten.

S. v. w. dastehen und mit offenem Munde staunen (vgl. Nr. 793). „Einen, der das Maul aufsperrt, den wir auff teutsch einen Maulaffen halten", erklärt Luther; ob er wirklich damit gemeint hat, Maulaffe sei weiter nichts als Maul offen? In der That glaubt man heute meist, der Ausdruck „er hält Maulaffen feil" sei aus dem niederd. „he hält't mul apen" entstanden, indem apen (offen) falsch als apen = Affen gedeutet worden sei. Das Wort Maulaffe und das ähnliche Gähnaffe sind aber längst in Oberdeutschland verbreitet, das Schwäbische kennt auch einen Maulauf (für Maulaff?), das Bairische einen Sperraffen und Ginaffen in derselben Bedeutung. Und auf der andern Seite sind als

niederdeutsche Redensarten bezeugt: Mulapen to Kop hebben und Mulapen verköpen. Mit der mißverständlichen Übersetzung ins Hochdeutsche (s. Schäfchen) scheint es also nichts zu sein. Die richtige Deutung ist vielmehr folgende. Ein Maulaffe, d. h. einer, der mit offenem Maule dasteht, wurde zugleich voller kleiner Maulaffen gedacht; scherzhaft konnte man also von ihm sagen: er hat Maulaffen feil, d. h. er hat so viel davon, daß er noch welche verkauft.

798. Maulwurfsarbeit.

Bezeichnet bildlich das wühlerische Treiben im stillen wirkender Aufruhrstifter; denn der Maulwurf schleicht unter der Erde, aber wie er wühlt, sieht man oben.

799. Maus wie Mutter.

S. v. w. eins wie's andre, Gaul wie Gurre (Stute), gehuppt wie gesprungen. (Vgl. Nr. 426.) Die stabreimende Gleichsetzung Maus wie Mutter erklärt man damit, daß Maus nicht nur der Tiername, sondern zugleich eine uralte Bezeichnung des weiblichen Geschlechts sei (daher das kosende Miesel für Mädchen).

800. Wie eine gebadte Maus

sieht einer aus, der ganz durchnäßt ist, dem das Wasser am Leibe herunterläuft. Das Bild ist daher so allgemein geläufig, weil man der in der Falle gefangenen Maus gewöhnlich ein schlimmes Bad bereitet, indem man sie durch Ersäufen tötet. Scherzhaft auch: wie eine getaufte Maus, z. B. bei Hans Sachs. In einem Soldatenlied von 1683 jammert der Türke:

> Ich gedachte das Spiel viel anders zu karten;
> Jetzt sitz ich wie eine gebattene Maus.

801. Nach den Mäusen werfen.

Scherzhafter Ausdruck für mausen, stehlen. Keiner Erklärung bedürfen die Redensarten: davon beißt die Maus keinen Faden ab, s. v. w. von dieser Forderung geht nicht das geringste ab, das steht unabänderlich fest; das trägt eine Maus auf dem Schwanze fort[1],

[1] Dafür auch: das nimmt eine Mücke mit dem Schwanz hinweg. Bei Agricola Nr. 378, mit dem hübschen Beispiel: „Wenn

s. v. w. das ist ein lächerlich geringer Gewinn; leben wie die Mäuse in der Speckseite, d. h. ein behagliches Wohlleben führen. Arm wie eine Kirchenmaus bezeichnet einen hohen Grad von Armut; denn in der Kirche giebt es keine Speisekammer.

802. Aussehen wie ein Topf voll Mäuse.

Wird vielfach von schmollenden Frauen, überhaupt aber von mürrischen Gesichtern gesagt; wem der Kopf wie ein Topf voll Mäuse ist, dem schwirren die Gedanken wie kleines rasches Getier durch den Kopf, dem summt oder brummt der Kopf (vgl. Nr. 470). In Mecklenburg sagt man zu einem Verdrießlichen: Heft Müs fräten! in Hamburg von ihm: He het Müseneester im Koppe.

803. Mäuschenstill.

Das Heimliche und Stille ist das Bezeichnendste an dem Wesen der Maus; daher der Ausdruck. Goethe in der Ballade vom getreuen Eckart: „Schweiget und horchet wie Mäuslein.“ Der Vergleich ist alt und wird schon in der Dichtung des Mittelalters zur Bezeichnung größter Stille verwendet; vgl. z. B. Heinrichs von Freiberg „Tristan“ V. 5919 fg.:

Do allez daz entslafen was
in gademe und in palas
daz da lac in dem hus,
und sich nindert regte ein mus.

804. Mausetot sein.

Scherzhafter Ausdruck für „tot sein“, mit dem Nebensinn: auch nicht eine Spur von Leben mehr haben; immer angewendet mit der Vorstellung der vor einem liegenden Leiche. Warum mausetot? Die einfachste Antwort auf die Frage ist die: die Maus ist das Tier, das man am

---

man sagt, An anderer leutte kindern ist das brodt verloren, antwort ich, Ja lieben herren, ich wolt einem wol ein liedlein darvon singen. Ich hab etliche vil weysichen erzogen, aber den dank und lohn, den ich dafür entpfangen hab, ist gering, ja ein muck fuerte yhn auff dem schwantze hinweg.“

häufigsten tot daliegen sieht. Diese Erklärung wird dadurch gestützt, daß in niederdeutschen Gegenden auch die Ausdrücke poggdod (froschtot) und huckendänd (krötentot) nachgewiesen sind; Frosch und Kröte aber sind die Tiere, die nächst der Maus gewiß am häufigsten tot auf dem Lande zu finden sind.

Die Mythologen erinnern daran, daß unter dem Bilde der Maus vielfach die Seele verstanden werde[1]; mausetot sein bedeute also der Seele beraubt und insofern völlig erstorben sein. Andre haben es aus dem Judendeutsch erklären wollen, weil im Hebräischen moth sterben und maveth totsein heißt; mausetot wäre also eigentlich tot-tot, ganz tot. Noch andre haben gemeint, mausetot sei s. v. w. bis aufs kleinste tot, da ja die Maus bildlich das Kleinste bezeichne. Vgl. noch Syll. 154: „Muris interitus. Er ist gestorben wie ein Mauß, das ist, nicht alt worden, sondern bald dahin gestorben."

805. Sich mausig machen.

S. v. w. sich hervordrängen, sich durch lautes Wesen bemerkbar machen. Mit der Maus hat die Redensart schwerlich etwas zu thun, aber mit der Mauser hängt sie zusammen: eigentlich macht sich der Sperber, der Falke mausig, d. h. er übersteht die (erste) Mauser und wird dadurch jagdtüchtig, angreifig. Jeder Vogel gewinnt ja, wenn er die Mauser durchgemacht hat; davon sagt man in Leipzig noch ganz deutlich sich herausmaustern (für herausmausern) in dem Sinne von: durch zunehmenden Erwerb emporkommen, ansehnlicher auftreten. Das Sprachgefühl des Volks verbindet wohl auch eigentlich nicht mausig und Maus; zum Beweis dafür könnte zwar das nieder-

[1] Grimm, Mythologie, S. 1036 und 1044, berichtet es als alte Meinung, daß Zauberinnen und Teufelsbräuten der Geist in Gestalt von Tieren als Schmetterling, Wiesel, Katze oder rote Maus aus dem Munde fahre, während der Leib im Schlummer erstarrt liege. Darum antwortet auch Faust (in der „Walpurgisnacht") dem Mephistopheles auf seine Frage, warum Faust das schöne Mädchen (die junge Hexe) habe fahren lassen: „Ach! mitten im Gesange sprang ein rotes Mäuschen ihr aus dem Munde."

deutsche Sprichwort dienen: de sück to musig maalt, de frett de Katt, aber in demselben Sinne, besonders als Warnung für unbändige Kinder, die schon am frühen Morgen ausgelassen tollen, heißt es auch: de Vögels, de to froh singen, frett de Katt.

806. Daß dich das Mäuslein beiß!

Diese Worte empfinden wir als einen harmlosen Scherz. So gebraucht sie z. B. der biedere Schwabe, wenn er in einer gutmütigen Verwünschung seine Verwunderung über die Ankunft eines Freundes ausdrückt; eigentlich enthalten sie aber einen Fluch, von dessen Gräßlichkeit man heute freilich keine Ahnung mehr hat. Mäuslein ist nämlich volksetymologisch entstellt aus Meisel, d. i. Aussatz; das Verbum beißen wird jüngerer Zusatz sein; früher hat man wohl gesagt: daß dich das Meisel! wobei ein Verbum zu ergänzen war wie: ankomme, treffe. So heißt es z. B. in einem Erfurter Judeneid aus dem 12. Jahrh.: daz dich di muselsucht biste (bestehe)! (Vgl. 823.)

807. Das Meer austrinken wollen.

S. v. w. Unmögliches versuchen; auch von einer langwierigen Arbeit, deren Ende man nicht absieht. Frz.: c'est la mer à boire. Der heilige Augustin erklärte das Meer auszuschöpfen für nicht unmöglicher, als das Geheimnis der Dreieinigkeit zu ergründen.

808. Ein Menetekel

nennen wir ein ernstes Warnungszeichen gegenüber sorglosem Treiben nach den Worten, die bei Belsazers Lustmahl an der Wand erscheinen: Mene mene tekel upharsin (Daniel 5, 25).

809. Das Messer beim Hefte haben

oder auch bloß: das Heft in der Hand haben s. v. w. die Macht, die Gewalt haben. So schon bildlich in mittelhochdeutscher Zeit, z. B. in Ottokars österreichischer Reimchronik V. 956 fg.:

do wart der Franzoisaere dinc
in Cecili dester bezzer
si heten daz mezzer
begriffen bi dem hefte.

Einem das Messer an die Kehle setzen ist s. v. w. ihn mit Gewalt zu etwas drängen und ihm dabei keine Bedenkzeit lassen (vgl. einem die Pistole auf die Brust setzen).

810. So alt wie Methusalem werden.

S. v. w. ein unglaublich hohes Alter erreichen; sprichwörtlich nach 1 Mos. 5, 25 fg.: „Methusalah war hundert sieben und achtzig Jahr alt, und zeugete Lamech; und lebte darnach sieben hundert zwei und achtzig Jahr, und zeugete Söhne und Töchter; daß sein ganzes Alter ward neun hundert neun und sechzig Jahr, und starb." Sein Sohn Lamech brachte es auch auf 777 und dessen Sohn wieder, Noah, doch wenigstens auf 500 Jahre.

811. Der deutsche Michel.

Gemeinsame Bezeichnung der Deutschen mit Beziehung auf ihren Charakter und ihre geistige Art, wie die Engländer gemeinschaftlich als John Bull, die Nordamerikaner als Bruder Jonathan, die Franzosen als Jean Foutre und die Holländer als Mynheer bezeichnet werden. Michel ist Michael, ursprünglich der Name eines der sieben Erzengel, der schützende Engel Israels (Daniel 10, 13, 21; Kap. 12, 1) und Anführer der treu gebliebenen Engel gegen den aufrührerischen Drachen (d. i. Satan) und seinen Anhang (Off. Joh. 12, 7). Dieser kriegerische Erzengel wurde schon in den ersten Zeiten des Christentums gern als Schutzengel für Kirchen verehrt und in Schlachten um Beistand angerufen. Ihm zu Ehren erbaute Konstantin in Konstantinopel das Michaelion und viele Basiliken, ihm zu Ehren feierte man auch den 29. September als Michaelisfest. Besonders viele Anhänger fand dieser Michaelskult in Deutschland; Michael ist geradezu Protector Germaniae genannt worden, er galt als Schutzpatron des deutschen Reichs.[1]

So versteht es sich von selbst, daß Michael auch als Taufname bei den Deutschen beliebt wurde, so beliebt, daß

[1] Noch heute ist Michael der Patron mehrerer Städte (Andernach, Maria-Einsiedeln, Salzburg, Jena, Thorn u. a.) und Länder (Ungarn, Kanton Zug).

er infolge seiner Allgemeinheit schließlich mit Hans (s. d.) und Peter auf eine Stufe rückte und zum Appellativum herunterſank. Der nun entſtandene Ausdruck „deutſcher Michel“ iſt früheſtens zu belegen bei Sebaſtian Franck: „Ein rechter dummer Jan, der teutſch Michel“; vgl. Germania, IV, 129. Doch findet ſich die Bezeichnung „Teutſcher Michael“, Michael Germanicus, noch nach der Mitte des 17. Jahrhs. als Ehrenname angewandt und zwar auf den aus der Pfalz gebürtigen General-Leutenant Obentrant, der 1625, nahe bei Hannover, gegen Tilly blieb (Duce Joanne Michaële Obentrautio, qui ob decus Germanicae militiae *Michael Germanicus* [Der Teutſche Michael] dictus fuit).

812. Wie Milch und Blut ausſehen.

S. v. w. weiß und rot, geſund ſein; das Weiß (der Milch) und das Rot (des Bluts) zuſammen im Antlitz iſt aber auch ein Zeichen der Schönheit. Das Bild iſt alt. Im Märchen vom Machandelbaum ſeufzt die Mutter, als ſie ſich beim Schälen eines Apfels in den Finger geſchnitten hat und Tropfen ihres Blutes in den Schnee fallen: „Hadd ik doch en Kind, ſo reod as Blood unn ſo wit as Snee.“ Die Mutter Sneewittchens wünſcht ſich ein Kind ſo weiß wie Schnee, ſo rot wie Blut und ſo ſchwarz wie Ebenholz. Und ſo läßt auch der deutſcheſte unſrer großen Epiker, Wolfram von Eſchenbach, ſeinen Parzival in tiefe Gedanken an die Schönheit ſeiner fernen Gattin verſinken, als die Blutstropfen eines vom Falken getroffenen Vogels den Schnee färben; die ganze höfiſche Lyrik ſeiner Zeit kennt dafür nur das Bild von der Roſe und der Lilie, ſelbſt Walther von der Vogelweide preiſt konventionell die Farben auf dem Antlitz ſeiner Dame:

so reine rot, so reine wiz
hie roeseloht, dort liljen var.

813. Er hat nicht viel in die Milch zu brocken.

Meiſt: in die Suppe zu brocken, auch bloß: zuzubrocken, d. h. er lebt beſcheiden, kann keine großen Sprünge machen. Niederd.: He hett wat intoſtippen. Brant geißelt es im „Narrenſchiff“ 17, 28, daß auch ein Tummer als Tochter-

mann willkommen geheißen werde, wenn er nur Geld habe, mit den Worten:

Man sucht eyn vß der narren zunfft,
der jnn die mylch zu brocken hab.

Im Gegensatz zur Galle wird Milch bildlich für Sanftmut gebraucht, „die Milch der frommen Denkungsart" ist aus dem Monolog Tells (IV, 3) zum geflügelten Worte geworden. Die sprichwörtliche Redensart endlich: etwas mit der Muttermilch eingesogen haben bedeutet s. v. w. es als angeborene Eigentümlichkeit besitzen. Ähnlich: er hat böse Milch getrunken, d. h. er stammt von bösen Eltern.

814. Mitgefangen, mitgehangen!

Auch als Drilling: mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen; d. h. wer bei einem Verbrechen auf der Seite der Übelthäter erwischt wird, muß auch mit büßen, gleichviel ob er sich aus eigenem Antrieb oder nur gezwungen beteiligt hat.

815. Alle Minen springen lassen.

S. v. w. alle Hebel in Bewegung setzen. Ursprünglich ein Kriegsausdruck: der Feldherr läßt alle die Pulverminen, die er unter die Füße der Feinde hat führen lassen, auf einmal springen, explodieren, um einen sichern, schrecklichen Erfolg zu haben. Bildlich wendet z. B. Schiller den Ausdruck in „Kabale und Liebe" (II, 3) an: „Ich laß alle Minen springen."

Mit einem andern, aber naheliegenden Bilde sagt der Franzose: faire feu de toutes les pièces.

816. Einem mitspielen.

S. v. w. ihn schlecht behandeln; eigentlich ein ironisch gemeintes „mit ihm spielen". Schon in alter Zeit üblich; im „Tristan" Heinrichs von Freiberg droht Kandin seinem Schwager Tristan V. 3856:

ist, daz ich genzlich ervar,
daz du min swester smaehen wilt,
eins spiles wirt mit dir gespilt,
daz dine friunt beginnen klagen.

Mit dem Kartenspiel hat der Ausdruck nichts zu thun;

eher ließe sich an die Auffassung des Kampfes als eines Spieles anknüpfen. Ähnlich in Oldekops Hildesheimer Chronik S. 114: „dat wart den von Hildensem capitel und stat ovel gespelet." Vgl. Spiel.

817. Sich ins Mittel schlagen.

S. v. w. bei schwierigen Verhandlungen zweier Gegner eine ausgleichende Lösung versuchen; zunächst von dem Dritten gesagt, der sich zwischen zwei Streitende wirft, um sie zu versöhnen. Vgl. Lehm. 633 (Recht 74): „Bey langem Rechtfertigen ist man endlich fro, das sich Leut darein schlagen vnd vergleichung machen." Sich schlagen in dem Sinne von „sich werfen, sich rasch begeben" kommt leider immer mehr ab; vielen ist es nur noch aus dem Schlußvers von Seumes „Wildem" bekannt: „und er schlug sich seitwärts in die Büsche"; das Mittel ist hier rein örtlich zu verstehen als „die Mitte". In wörtlichem und bildlichem Sinne läßt z. B. Schiller die Jungfrau von Orleans sich ins Mittel schlagen bei dem Zweikampf zwischen Dunois und Burgund.

818. Einen Mohren weißwaschen wollen.

S. v. w. das Unmögliche versuchen; dazu das Sprichwort: Wer einen Mohren wäscht, verliert Mühe und Seife. Als Quelle für beides wird oft der Bibelvers genannt: „Kann auch ein Mohr seine Haut wandeln, oder ein Parder seine Flecken?" (Jeremias 13, 23.) Die letzte Quelle wird sich aber schwerlich nachweisen lassen; als eine Verarbeitung der Redensart muß schon die Äsopische Fabel angesehen werden, die Erasmus mit folgenden Worten erzählt: Nam quidam mercatus Aethiopem, et existimans eum colorem non natura, sed superioris domini negligentia accidisse, nihil non adhibuit eorum, quibus vestes candefieri solent: adeoque perpetuis lotionibus miserum divexavit, ut illum in morbum impulerit, colore qui fuerat, manente. Schon in Freidanks „Bescheidenheit" 88, 19:

des mores hut unsanfte lat
ir swarze varwe die sie hat.

Vgl. Keller, Schwänke, 5, 1:

Wer baden will ainen rappen weiß
Vnd daran legt sein gantzen fleiß,
der tut, daß da vnnutz ist, ger.

Syll. 29: „Aethiopem lavas. Aethiopem dealbas. Du wäschest einen Mohren, oder thust vergebliche Arbeit." Ebd. 30: „Aethiops non albescit. Ein Mohr wird nit weiß, oder anders. Die Egster kan haer hüppen nit lathen."

Ein andrer bildlicher Ausdruck für ein vergebliches Bemühen ist: Ziegel waschen. In Freidanks „Bescheidenheit" 88, 15:

den ziegel und den boesen man
nieman volle waschen kan.

Ebenso lat. lateres lavare von vergeblicher Mühe, z. B. bei Terenz, Phorm. I, 4, 9.

Endlich gehört hierher das Sprichwort: auf einen Eselskopf sind Laugen umsonst; vgl ital.: lavare il capo all' asino: span.: lavar la cabeza al asno, perdimiento de sabon.

819. Den Mond anbellen.

S. v. w. auf jemand schimpfen, dem man nicht schaden kann. Frz.: aboyer à la lune. Vgl. Lehm. 409 (Hund 27): „Der Mond fragt nichts darnach, daß jhn die Hund anbellen." Ebd. 723 (Sorgen 12): „Mancher sorgt vnnützlich wie ein Hund, der bellet den Mond an, vnnd meynet, er wöll ins Hauß steigen."

Der Begründung, die in den letzten Worten liegt, bedarf es so wenig, wie der in der bekannten Fabel: „Der Mops und der Mond": ein dicker Mops geht beim Mondschein spazieren und kommt an einen Graben. Er will darüberspringen, fällt aber hinein und bellt nun wütend den Mond an, als ob der an dem unfreiwilligen Bade schuld sei.

Der Mond, nicht wahr, der schalt doch wieder?
O nein, sah lächelnd auf den Mops hernieder
Und fuhr, als ging's ihn gar nicht an,
Lustwandelnd fort auf seiner Himmelsbahn.

820. Moos haben.

S. v. w. reich sein. Aus dem Judendeutsch, wo Moos (Plural vom hebr. meo, Stein; Pfennig) s. v. w. Geld ist.

Dieser Ausdruck ist scherzhaft erweitert worden zu: Mosen und die Propheten haben, wohl mit Anlehnung an einen Vers aus der Erzählung vom reichen Mann, Luk. 16, 29: „Abraham sprach zu ihm: Sie haben Moses und die Propheten; laß sie dieselbigen hören."

821. Jemand Mores lehren.

S. v. w. ihn (wegen unanständigen Betragens) zurechtweisen. Lat. mores bedeutet Sitten und steht hier in dem engern Sinn von: gute Sitten, wie man jemand einen Mann von Kopf nennt, wenn man ihm einen guten Kopf zuschreiben will. Ein ähnlicher Zwitterausdruck ist: laudes lesen (z. B. Simpl. IV, 73), das freilich ironisch gebraucht worden ist und nun den Sinn von tadeln, schmähen angenommen hat. Ursprünglich bedeutet es: Lobgesänge anstimmen, noch enger in der Kirchensprache begrenzt: dem Herrscher feierlich Glück und Segen zurufen.

822. In Morphens Armen.

S. v. w. schlafend. Morpheus nannten die Griechen einen Traumgott; doch haben sie von ihm nicht die Vorstellung einer Gottheit gehabt, die den Schlafenden mit ihren Armen umfängt. Das scheint von einem deutschen Dichter zu stammen — von welchem? —, wie denn auch die rhythmische Form ein Zitat vermuten läßt.

823. Daß du die Motten kriegst!

Ein Fluchwort, wodurch man jemand eigentlich die Pocken wünscht. Der Ausdruck vergleicht Pockennarben im Gesicht mit Mottenlöchern (vgl. Nr. 806).

824. Aus der Mücke einen Elefanten machen.

S. v. w. fürchterlich übertreiben, etwas Unbedeutendes über alle Maßen aufbauschen. Schon bei Erasmus: elephantum ex musca facis.[1] Grimmelshausen stellt die

[1] Im Lateinischen war sprichwörtlich: arcem facere ex cloaca, Cicero, Pro Plancio 40, 95; e rivo flumina magna facere, Ovid, Epist. ex Ponto 2, 5, 23.

Redensart (Simpl. III, 289) komisch mit einer andern zusammen: „Woraus ich lernete, daß die Verwunderung aus der Unwissenheit entstehe und daß man aus der Muck einen Elephanten macht, ehe man weiß, daß der Berg nur eine Maus gebären werde."

Man sagt auch: aus einem Maulwurfshaufen einen Berg machen; in Siebenbürgen heißt es derb: die macht gärn de furz zem donner, ebenso ostfriesisch: He maakt ut'n Schit 'n Dönnerslag. Noch anders in Langes Adagia: „Du wilt aus einem Schnall (Schnipsen mit den Fingern) einen Donnerschlag machen."

825. Mücken seigen und Kamele verschlucken.

S. v. w. in Kleinigkeiten peinlich sein und es dabei in wichtigen Dingen nicht genau nehmen. Seigen ist ältere Form für seihen, durchseihen; die Redensart beruht auf Matth. 23, 24: „Ihr verblendete Leiter, die ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket." Die frühe Aufnahme der Redensart in Deutschland wird durch folgende Verse in einer lateinischen Sprichwörtersammlung des 11. Jahrhs. bezeugt:

Gens Judea liquat culicem sorbetque camelum
dum Christum dampnat nequam mittendo Baraban.

Syll. 70 steht die Redensart als Übersetzung der lateinischen: culicem colant, Syll. 95 als Übersetzung von: Excolantes culicem camelum glutinant.

826. Muhmenweisheit.

Spöttischer Ausdruck für Aberglaube; dafür früher auch: Rockenphilosophie, d. h. eine Philosophie, wie sie am Spinnrocken getrieben wird. Syll. 37: „Anicularum deliramenta. Alter Weiber Märlein."

827. Er schläft einen Müllerschlaf.

S. v. w. sehr fest; denn der Müller schläft trotz des Lärms, den die klappernden Räder seiner Mühle machen. Tiere, die lange schlafen, sind der Bär und das Murmeltier; auch mit ihrem Schlaf wird oft ein tiefer Schlaf verglichen.

828. Sich den Mund verbrennen.

S. v. w. unbedacht mit Worten herausfahren, die einem dann Tadel oder Unannehmlichkeiten zuziehen, wie sich die Zunge verbrennt, wer zu schnell in die heiße Suppe fährt. Vgl. Lehm. 68 (Behutsamkeit 3): „Wer das Maul verbrent hat, der bläst in die Supp." Daher auch das niederdeutsche Sprichwort: De kann swigen, de heet eten kann.

Ebenso steht ein Bild des Essens für ein Wort des Sprechens in dem Ausdruck: den Mund voll nehmen, d. h. übertreiben, dafür auch: die Backen voll nehmen.

829. Einem den Mund wässerig machen.

Dafür Simpl. II, 102: „mir die Zähne wässerig zu machen", d. h. mir eine verlockende Möglichkeit zu zeigen, eine schöne Aussicht zu eröffnen; vgl. frz.: l'eau lui en vient à la bouche. Schon der Römer sagte: salivam hoc movet (z. B. Seneca, Ep. 79). Die Worte bedürfen keiner Erklärung: jeder hat es hundertmal an sich selbst erfahren, was sie eigentlich meinen.

830. Etwas für bare Münze nehmen.

S. v. w. es als ernst gemeint auffassen, während es nur ein Scherz ist, nur so hingesagt worden ist, z. B. wenn einer das Geld als sicher versprochen und damit schon als seinen baren Besitz ansieht, das ihm als möglicher Verdienst in Aussicht gestellt worden ist; dieses Beispiel kann zugleich die ursprüngliche Anwendung der Worte deutlich machen.

Mit grober Münze zahlen heißt: grob mit einem reden, ähnlich: mit gleicher Münze vergelten, d. h. wie es in den Wald schallt, so schallt es wieder heraus.

831. Da liegt ein Musikant begraben!

So sagt wohl, wer an einen Stein stößt und stolpert. Die Redensart wird aus der Zeit erklärt, wo Musikanten, Gaukler, Komödianten und was sonst zu diesem Völkchen gehört, vor den Thoren der Stadt leben und draußen auf dem Felde auch begraben werden mußten, während sich die Gräber aller „ehrlichen Leute" bis in die neueste Zeit innerhalb der Stadt auf dem Kirchhofe befanden.

832. Die Mutter Erde küssen.

Euphemistisch für: zu Boden fallen; der Franzose gebraucht dafür den Witz: prendre un billet de parterre. Der deutsche Ausdruck erinnert an die Geschichte von den Söhnen des Tarquinius Superbus, denen prophezeit worden war, nach dem Vater werde herrschen, wer zuerst die Mutter küsse. Brutus wußte das Orakel zu erfüllen, indem er absichtlich stolperte, zu Boden schlug und die Erde mit den Lippen berührte.

Auch von der „Mutter Natur" reden wir bildlich; Klopstock sang auf dem Züricher See: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht", und Goethe führte das Bild kühn aus:

Wie ist Natur so reich und gut,
Die mich am Busen hält.

„Bei Mutter Grün schlafen" ist eine Berliner Wendung für: im Freien übernachten.

833. Sein Mütchen an jemand kühlen.

S. v. w. seine übermütige Laune an ihm auslassen, ihn zum Ableiter der eigenen Erregung benutzen. Sirach 10, 6: „Räche nicht genau alle Missethat und kühle dein Mütchen nicht, wenn du strafen sollst." Ähnlich früher auch: seinen Trotz[1] kühlen. Ein altes Lied auf Karl I. von England läßt ihn selber klagen:

Hier seh ich Beil und Klotz
Da soll ich König fühlen
Und auf mir lassen kühlen
Der Feinde bittern Trotz.

N.

834. Er hat bei mir noch etwas auf der Nadel.

S. v. w. er soll mir noch für etwas büßen. Man hat gemeint, die Redensart gehöre ursprünglich in den Mund

[1] Trotz bedeutet in älterer Sprache etwa s. v. w. Wagemut; das verschlossene Wesen, das für uns zu dem Begriffe des Trotzes gehört, liegt ursprünglich nicht in dem Worte.

eines Schneiders, der mit Arbeit für einen Kunden beschäftigt ist, also auch noch Geld von ihm zu erwarten hat. Mit besserm Rechte wird man aber unter der Nadel die Stricknadel verstehen (wie es denn auch landschaftlich heißt: etwas bei einem auf der Nadel sitzen haben); der bildliche Sinn hätte sich dann ebenso eingestellt wie in den Redensarten: noch etwas bei einem auf der Kunkel, einen Schinken bei jemand im Salze liegen haben (vgl. Nr. 338), d. h. durch ironische Anwendung der Worte. Vgl. auch Deputat und Dezem.

In verschiedenen Redensarten wird die Nadel typisch für ein kleines Ding gebraucht. Man sagt: es konnte keine Nadel zur Erde in dem Sinne von: es konnte kein Apfel zur Erde, die Menschen standen Kopf an Kopf; etwas wie eine Nadel suchen.

835. Einen Nagel haben.

S. v. w. Hochmutsdünkel haben; dabei ist der Nagel auf dem Kopfe ein Bild des Obenhinauswollens, heißt es doch auch: einem den Nagel niederklopfen, in dem Sinne von: ihn demütigen. Westfälisch: Hei heat en Stickſel im Koppe; vgl. auch das hochdeutsche: einen Sparren haben.

836. Er ist ein Nagel zu meinem Sarge.

So sagt man von dem, der einem so viel Kummer oder Ärger bereitet, daß es einem am Herzen frißt.

837. Etwas an den Nagel hängen.

S. v. w. aufhören, eine Sache zu treiben, mit einem ähnlichen Bilde: es aufstecken. Von dem Gerät, das man wirklich an den Nagel hängt, ist der Ausdruck dann auf die Beschäftigung übergegangen. In eigentlichem Sinne z. B. in einem alten Soldatenlied:

Doch heißt es an den Nagel g'hangen,
Weils Fried, Geharnisch, Spieß und Schwert.

Mit kühner Übertragung in den Worten eines patriotischen Mannes an Max Emanuel von Baiern, als dieser in dem Streite um die Erbfolge in Spanien auf Frankreichs Seite trat:

Anderſt ſolleſt dich bedenken —
Warum willſt dein ſchönes Land
Alſo an den Nagel henken?
Das iſt dir dein größte Schand!

Vgl. noch Lehm. 810 (Verzug 22): „Es gehört auff den hohen Nagel; was diesmahl nicht nutzt zu verrichten."

838. Den Nagel auf den Kopf treffen.

S. v. w. genau das Richtige treffen. Freilich nicht mit dem Hammer, den wir uns heute gleich zum Nagel denken, ſondern mit dem Bolzen, denn die Redensart ſtammt aus der Schützenſprache: ein Nagel, eine Zwecke[1] bezeichnete den Mittelpunkt der Scheibe. Dasſelbe iſt alſo: ins Schwarze treffen; noch draſtiſcher, aber für unſer Gefühl witzig überſpitzt, im Pariſer Argot: faire saluer le polichinelle. Im Lateiniſchen iſt acu tangere ſprichwörtlich für genau treffen; vgl. Plautus, Rudens 5, 2, 17 (tetigisti acu rem).

839. Es brennt auf die Nägel.

Der bildliche Ausdruck bezeichnet die ängſtliche Eile, mit der etwas in der letzten Stunde fertig gemacht wird. Er ſtammt von dem alten Brauche, beim Leſen im Dunkeln ſich kleine Wachskerzen auf den Daumennagel zu kleben: ſo leuchteten ſich gewöhnlich die Mönche bei der Frühmette. Vgl. Syll. 27: „Ad triarios res rediit. Es iſt in großer gefährlichkeit geſtanden, es iſt an die bindriemen gangen. Es gehet an die drümmer. Die kertz iſt auff den nagel gebrandt."

840. Die Nagelprobe machen.

Die Nagelprobe beſteht darin, daß man ein eben auf das Wohl jemandes geleertes Trinkgefäß auf dem Daumennagel der linken Hand umſtürzt, zum deutlichen Beweiſe, daß der Becher bis auf den letzten Tropfen geleert worden

[1] Nichts andres ſind urſprünglich Zweck (dasſelbe Wort wie Zwecke), und Ziel, das wir heute ja auch noch im eigentlichen Sinne verſtehen; auch Abſehen, Abſicht ſtammen aus demſelben Vorſtellungskreiſe, vgl. Nr. 14.

ist. In Brants „Narrenschiff" heißt es einmal bei einer Beschreibung der närrischen Trinkerbräuche:

Das drinckgschyrr heben sie entbor
Vnd bringent eym eyn früntlich drunck
Do mit der becher macht glunck glunck,
Vnd meynen do mit andere eren
Das sie den becher vor umb keren,
Ich darff der selben hoffzucht nit,
Das man mir vor das glaß umb schüt,
Oder man mich zu drinken bitt.

Fischart nennt die Nagelprobe im „Gargantua" „das Säuferisch Nägleinklopffen". Nach diesem Trinkerbrauche hat man spätlateinisch den Germanismus super nagulum gebildet, einen Ausdruck, der samt der Sitte zu den Engländern und Franzosen gewandert ist; vgl. engl.: to drink super nagulum, auch: make a pearl on your nail; frz.: boire rubis sur l'ongle, und im Liede:

Ils faisoient en les renversant,
Un super nagle allemand.

Dem Worte nach vergleichen sich lat. ad oder in unguem, griech. εἰς ὄνυχα oder ἐπ' ὄνυχος, s. v. w. aufs genaueste; von den Bildhauern entlehnt, die die Glätte ihrer Arbeit zuletzt noch mit dem Fingernagel prüften und verbesserten; ad unguem factus homo ist ein feingeglätteter Weltmann, Horaz, Sat. 1, 5, 32; vgl. de arte poëtica V. 294.

841. Einen zum Narren haben (halten).

S. v. w. ihn zum besten haben, ihn aufziehen, foppen; eigentlich: ihn als Narren behandeln. Die Geschichte der Narren beginnt mit der alten Sitte, zur Unterhaltung bei Gastmählern Lustigmacher zu haben. Schon in Xenophons „Symposion" kommt so ein Lustigmacher (Gelotopoios) vor, und in der Kaiserstadt Rom waren die scurrae an den Tafeln der Großen ganz gewöhnlich. In Deutschland kommen berufsmäßige Narren zur Zeit der Kreuzzüge auf; schon im 12. Jahrh. wurde der Vergleich verstanden:

im ist als dem toren[1]
den dunchet nichtes guot
wan daz er mit sinem kolben tuot.

[1] In der alten Sprache ist tore der gewöhnlichere Name für Narr; später werden Thor und Narr unterschiedslos nebenein-

Nicht bloß an fürstlichen Höfen wurden Narren gehalten (Kunz von der Rosen bei Maximilian I., Klaus von Ranstädt bei Kurfürst Friedrich dem Weisen, Brusquet bei Franz I.), sondern fast von jedem adligen Herrn; Witze auszuteilen und einzustecken war ihre Aufgabe. Sie trugen eine eigentümliche Kleidung: auf dem geschorenen Kopfe saß die Narrenkappe (Gugel, cucullus), eine runde Mütze mit drei Eselsohren und einem Hahnenkamm, einem ausgezackten Streifen roten Tuchs, das von der Stirn bis zum Nacken ging. Um den Hals lief ein breiter Halskragen, den der deutsche Hanswurst auf Messen und Jahrmärkten noch heute trägt, und an Kappe, Gürtel, Ellenbogen, an den Knien und an den Schuhen waren Schellen befestigt, um die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken. Soll nun, wie das Sprichwort sagt, der Narr einem König gleich sein, so darf ihm das Scepter nicht fehlen; er führte es in der Gestalt des Narrenkolbens, anfangs nichts als ein Rohrkolben, der spöttisch auch „Narrenscepter" hieß; später brachte man oben einen Narrenkopf mit herausgestreckter Zunge als Verzierung an. Diese Angriffs- und Verteidigungswaffe hatte der Narr an einem Riemen an der Hand oder am Arme hängen. Bis ins 18. Jahrh. herein hat es Hofnarren gegeben. Vgl. Flögel, Geschichte der Hofnarren (1784); Nick, Die Hof- und Volksnarren (Stuttgart 1861).

Die Gestalt des Narren hat dem deutschen Volkswitz viel Nahrung gegeben, und so ist es kein Wunder, wenn er in vielen volkstümlichen Redensarten vorkommt.

842. Der Narr muß ein Abzeichen haben.

So sagt man von einem, der immer etwas Absonderliches haben will. Er ist ein Narr in Folio! bedeutet: er ist ein großer Narr; Folio ist Fachausdruck für großes Bücherformat, bei dem die Seite von einem halben Bogen (folium) gebildet wird. Von Abraham a Sancta Clara haben wir ein „Centifolium stultorum in Quarto, oder Hundert ausbündige Narren in Folio".

ander gebraucht, bis dann besonders durch Brant das Wort Narr entschiedenes Übergewicht erlangt.

843. Einen Narren an jemand gefressen haben.

S. v. w. in lächerlicher Weise für ihn eingenommen sein. Die alte Vorstellung, daß ein Alberner einen kleinen dämonischen Narren leibhaft in seinem Innern stecken habe, hat zunächst die Redensarten geschaffen: einen Narren im Leibe haben, einen Narren gefressen haben. Murners ganze Narrenbeschwörung erklärt sich so: er will versuchen, (V. 7) „die narren von den lüten zu bringen". Freilich weiß er, wie ihn seine Gegner deswegen verhöhnen, legt er doch selbst einem von ihnen die Worte in den Mund:

Darum muß ich mein buch zerlachen,
Das er die sach wil underston
Und hat selbs wol zwölf legion,
Als vil das ichs nit zelen mag,
Und meeret sich von tag zu tag;
Die alten machen jung in dir.

In der „Mühle von Schwindelsheim" erklärt er V. 609:

Wer hohen zorn nit kan vergessen,
Der hat auch rohe narren fressen.

Von Hans Sachs haben wir einen Schwank „Der Narrenfresser" und ein Fastnachtsspiel „Das Narrenschneiden"; in dem Spiel befreit der Arzt einen Kranken durch Operation von den Narren der Hoffart, des Geizes, des Neides, der Unkeuschheit, der Völlerei, des Zornes, des Scheltens und schließlich noch von einem ganzen Nest unausgebrüteter Narrenembryonen. Und Dürer hat es in einer komischen Skizze dargestellt, wie ein kleiner Narrenteufel eben dem Besessenen zum Munde herausklettert.

Zu der obenan genannten Form hat die Redensart wohl nur erweitert werden können, als man bereits an ihren eigentlichen Sinn nicht mehr dachte; einen Narren an jemand gefressen haben — das ist, wörtlich genommen, Unsinn, es soll aber der Sinn darin liegen: ein Narr sein in Beziehung auf jemanden, in ihn vernarrt sein. In der Zimmerischen Chronik steht die einfache alte Redensart noch neben der jüngern; II, 426: „Die zeit er aldo verharret und von der schönen Rellingern gehört, da hat er ainsmals den narren gefressen und von iretwegen ain söllichs panketieren angefangen, das sich menigelichen darob ver-

wundert hat." III, 507: „der hat den narren gleichergestalt an dieser von Barr gefressen."[1]

844. Einen am Narrenseil führen.

S. v. w. seinen Scherz mit ihm treiben, ihn foppen, mit leeren Worten hinhalten. Auf dem Holzschnitt zu Kap. 13 in Brants „Narrenschiff" hält Venus einen Gauch, einen Esel, einen Affen und drei Narren an Seilen. Sie sagt von sich:

An mynem seyl ich draffter yeich[2]
Vil narren, affen, esel, geüch
Die ich verfür, betrüg und leych.

Also das Narrenseil ist das Seil, woran die Narren geführt werden; ursprünglich sind es die Gestalten der verschiedenen Laster und Thorheiten, auch der Teufel, die die Narrenwelt am Seile hinter sich herziehen. In der Zimmerischen Chronik IV, 230 klagt ein betrogener Liebhaber:

Dieweil sie mich gefiert am narrensail,
Wie ain affen an ainer ketten.

In den „Räubern" verschmilzt Schiller die Redensart einmal (II, 3) mit der ähnlichen Wendung: einen an der Nase herumführen, indem er Spiegelberg die Worte in den Mund legt: „Wir führen sie (die Polizei) erbärmlich am Narrenseil herum."

845. Die Nase hoch tragen; hochnäsig sein.

S. v. w. hochmütig sein. Das Bild hat Recht: es sind meist eingebildete Laffen, die mit zurückgeworfenem Kopfe und aufwärtsgerichteter Nase[3] einherstolzieren. Horaz

---

[1] Niederdeutsch auch: He hett'n Aap (Affen) in hum freten. Merkwürdig grob ist die alte Vorstellung erhalten in dem westfälischen: hei stellet sik, äs wenn he von der dullen Snege (Sau) freaten hädde. In Ostfriesland sagt man zu einem, der vorlaut thörichtes Zeug geschwatzt hat: Det Wort is hernt un de Esel binnen!

[2] Draffter (zusammengezogen aus der und affter) bedeutet: hin und her, yeich ist jage, leych täusche.

[3] Dazu kommt oft noch Aufblähen der Nase; Götz von Berlichingen schildert in seiner Lebensbeschreibung einen Hochmütigen mit den Worten: „hat viel Winds in der Nassen".

braucht das Bild genau in unserm Sinne Sat. I, 6, 5: naso suspendis adunco.

846. Jemand an der Nase herumführen.

S. v. w. ihn nach eigenem Vergnügen lenken, seinen Scherz mit ihm treiben; ihm absichtlich falsche Hoffnungen machen. Das derbe Bild[1] haben auch die Alten in unserm Sinne verwendet, vgl. lat.: naribus trahere, griech.: τῆς ῥινὸς ἕλκειν. Im 68. Abschnitt von Lucians „Hermotimus" z. B. sagt Lykinos zu Hermotimos: εὖ ἴσθι ὡς οὐδὲν κωλύσει σε τῆς ῥινὸς ἕλκεσθαι ὑφ' ἑκάστων.

847. Eine Nase bekommen.

S. v. w. einen Verweis erhalten. Während sich beim Lachen, überhaupt in der Freude das Gesicht verbreitert, verlängert es sich meist bei unangenehmen Empfindungen, vor allem scheint die Nase dann länger zu werden; daher stammt wahrscheinlich die Redensart ebenso wie ihre Schwester: mit einer langen Nase abziehen, die Nase hängen lassen.

Als der Winterkönig in der Schlacht am Weißen Berge besiegt worden war und Böhmen den Rücken kehren mußte, sangen die Katholiken:

Die Flucht den Böhmen allen,
Darzu den Prager Städt
Mit nichten wollt gefallen,
Daß ihre Majestät
Allein sie wollt verlassen
In Unglück und Elend,
Bekamen lange Nasen,
Doch war der Jagd kein End.

Genau so heißt es Simpl. II, 191 von einem Zöllner, der auf eine naseweise Bemerkung gehörig abgetrumpft wird, einen tüchtigen Verweis bekommt: „davon kriegte der Zöllner eine lange Nase".

[1] Noch etwas anschaulicher für uns in der alten Form: mit der Nase, z. B. in Luthers Schrift „Von den guten Werken": „da wirt sie (die Gewalt der Herrschaft) mit der naßen gefürett". — Goethe hat die Redensart im „Faust" zu dem garstigen Worte nasführen zusammengeschweißt, das jetzt an ihrer Stelle Mode zu sein scheint.

848. Jemand eine Nase drehen.

S. v. w. ihn zum besten haben. Stammt entweder von dem Ziehen einer langen Nase mit ausgespreizten Fingern oder ist ein Rest der alten Redensart: eine wächserne Nase drehen, d. h. einem bald so, bald so ein Gesicht machen, ihn nach Lust und Laune behandeln, ihn zum Narren haben. Besonders über das Recht ist geklagt worden, daß es sich eine wächserne Nase drehen lasse.

849. Einem etwas unter die Nase reiben.

S. v. w. ihm etwas derb vorhalten, daß er „dran riechen" kann. Gemäßigter und feiner, wie denn die Nase im Verhältnis zu den übrigen Sinnen etwas Gemeines hat: einem etwas vor Augen stellen; so Hagedorn von Juno, der eifersüchtigen Gemahlin Jupiters:

Die ihm den Nectar längst vergällte,
und was er als ein Stier und Schwan
und in der Jugend sonst gethan,
ihm täglich unter Augen stellte.

Ganz ähnliche sinnliche Vorstellungen liegen Wörtern zu Grunde, wie vorhalten, vorstellen, Vorstellungen machen, vorwerfen, auch vorrücken.

850. Seine Nase (seinen Schnabel) in alles stecken.

S. v. w. sich unbefugterweise um alles bekümmern, alles untersuchen und beschwatzen. Bei Sebastian Franck, I, 164b: „sy stoßt jr nnl in alle ding." Die höchste Stufe dieses dreisten Beredens bezeichnet die alte Redensart: den Mund in den Himmel stoßen, legen. Vgl. Brants „Narrenschiff" 18, 79 fg.:

Vnd wer syn mundt inn hymel setzt
Der würt offt mit sym schad geletzt.

Auf einem Holzschnitt in Murners „Schelmenzunft" wird ein Schelm dargestellt mit einem großen Schnabel, der bis in den Himmel reicht; Murner fügt folgende launige Verse als Erklärung hinzu:

Man sagt mir das in alten zeyten
Waren der schnäbelechten leuten
Ich kans nit für ein wunder han
So man yetzt findt ein schnäbler man

Der mit seym maul erreichen kan
Den hymel vnd all sternen dran.
Da schlag der leyplich teüfel zů
Das yetzund ist so groß vnrů
Das Gott selb nymer sicher ist;
Den schelmen auch kein schnabel brist
Damit sie biß in hymel reichen
Vnd straffen gott in seinem zeichen.

851. Man sieht's ihm an der Nase an.

So sagt man oft, um ein Urteil über jemand gleichsam aus seinen Gesichtszügen zu begründen.[1] Auch scherzhaft übertreibend: das sieht man ihm an der Nasenspitze an. Gewiß ist, daß die Nase von allen Gesichtsteilen am ehesten Schlüsse auf geistige Eigenschaften eines Menschen erlaubt, soweit überhaupt solche Schlüsse eine Berechtigung haben; ist sie doch meist so charakteristisch, daß an ihr auch ein sonst entstelltes Gesicht immer wieder erkannt werden kann. Götz von Berlichingen erzählt in seiner Lebensbeschreibung von Kaiser Max, er sei sehr bescheiden gekleidet gewesen, „ich aber als ein junger erkandt Ihn bey der Nassen, daß Ers war". Kaiser Maximilian war allerdings leicht an der Nase zu erkennen.

852. Er sieht nicht weiter, als seine Nase reicht.

Die Nase als Längenmaß bezeichnet sprichwörtlich spöttisch eine winzige Entfernung[2] (vgl. „aller Nasen lang"; dafür in Baiern gebräuchlicher: alle Finger lang). Wer nicht weiter sieht, als seine Nase reicht, hat also einen sehr beschränkten Gesichtskreis, ist ein einfältiger Mensch. Ähnlich in Brants „Narrenschiff" 70, 11 fg.:

Nit witter gedenckt er, vff all stundt
Dann von der nasen biß jnn mundt.

Ebenso frz.: il ne voit pas plus loin que le bout de son nez.

---

[1] Gellert geißelt solche äußerliche Beurteilung in der Fabel vom Zeisig und der Nachtigall.

[2] Spöttisch vom Wettrennen der Pferde: einen um eine Nasenlänge geschlagen haben, d. h. ihm um ein kleines zuvorgekommen sein.

853. Die Nase rümpfen.

Wenn auch die Bewegungsfähigkeit der Nase verhältnismäßig gering ist, einiges vermag sie doch auszudrücken. Von der langen Nase war in Nr. 847 die Rede; die Nase rümpfen bedeutet eigentlich: sie runzeln, sie zusammenziehen, zunächst wegen eines unangenehmen Geruches, bildlich dann aus Verachtung oder zum Ausdruck des Spottes.

854. Er ist auf der Nase gegangen.

So sagt man im Scherz von einem, der sich durch einen Stoß oder Fall die Nase beschunden hat.

855. Einem auf der Nase herumspielen.

S. v. w. ihn geringschätzig behandeln, sich alles mit ihm erlauben, ihn zum besten haben. Auf dem Holzschnitt zu Kap. 33 in Brants „Narrenschiff" ist ein Narr dargestellt, dem seine Frau mit einem Stöckchen auf der Nase spielt, während er durch die Finger sieht. Man sagt sogar: einem auf der Nase herumtrommeln, ja: ihm auf der Nase herumtanzen! Vgl. Lehm. 393 (Heucheley 27): „Das Fräwlein Adulatio trumpelt Kayser, Chur, Fürsten, Grafen, vnd Obrigkeiten auffm Maul."

856. Zupfe dich bei deiner Nase!

S. v. w.: ehe du fremde Fehler tadelst, untersuche, ob du nicht dieselben oder ähnliche Fehler an dir hast. In der Zimmerischen Chronik III, 469: „Ach fraw, ziehet euch selbert bei der nasen" (zu einer, die sich über andre Frauen aufhält). Nach Grimms „Rechtsaltertümern" S. 143 mußte früher beim Widerruf von Schmähungen der Verurteilte sich selbst an der Nasenspitze fassen oder auch sich selbst aufs Maul schlagen. Vgl. das Gleichnis vom Splitterrichter Matth. 7, 4.

857. Er ist naseweis.

Von einem Klügling, der sich mit seiner geringen Weisheit überall vordrängt, besonders von einem vorlauten Kinde, das sich in das Gespräch Erwachsener mengt. Der Ausdruck stammt aus der Jägersprache: naseweis sind eigentlich die Hunde, die eine feine Nase haben, scharf im Riechen sind.

Schon bei Konrad von Würzburg:

tugende spürt er, sam daz wilt
ein nase wiser bracke.

Das Beiſpiel lehrt, daß der Vergleich zunächſt auf Überkluge angewendet worden iſt, die wittern, wo ein vernünftiger Menſch nichts ſieht und nichts hört. Von da aus iſt aber der Weg zu dem heutigen Gebrauche des Ausdrucks nicht weit. Eine Mittelſtufe ſtellt etwa noch der Vers in Brants „Narrenſchiff“ dar (110ª, 47): „Ettlich die ſint alſo naßwiß.“ — Im Lateiniſchen hieß es ganz in demſelben Sinne ſprichwörtlich: pueri nasum rhinocerotis habent, Martial 1, 4, 6; ſie wollen mit der Naſe oben hinaus, wie das Nashorn ſein Horn aufrecht auf der Naſe trägt.

858. Naſſauern.

Von jemand, der auf fremde Koſten lebt. Dieſer burſchikoſe Ausdruck ſoll in Göttingen entſtanden ſein. Den hier ſtudierenden Naſſauern waren von der Regierung des früher ſelbſtändigen Herzogtums Naſſau beſtimmte Benefizien ausgeſetzt, u. a. auch Freitiſche. Wenn dieſe bisweilen auch von ſolchen benutzt wurden, die nicht aus Naſſau ſtammten, ſo nannte man das ſpöttiſch: naſſauern.

859. Das iſt der blaſſe Neid!

Ergänze etwa: der ihm da aus den Augen herausſchaut.[1] Wenn der Neid in den Spiegel ſieht, ſo muß er ſich ſchämen. Der Neid guckt ſchon aus kleiner Kinder Augen. Der Neid iſt eine Natter; iſt eine Eule, ſo das Licht eines andern Glückes nicht ertragen kann. (Sebaſtian Franck, I, 58ª.) Überall in dieſen Sprüchen iſt der Neid als ein lebendes Weſen gedacht. Daher kann man auch von dem blaſſen Neide reden; auch gelb gilt als die (Geſichts-)Farbe des Neides. Brant entwirft im „Narrenſchiff“ (53, 10 fg.) nach dem Muſter von Ovids Met. II, 760 fg. folgendes Bild vom Neide (er denkt ihn ſich, trotz des grammatiſchen Geſchlechts im Deutſchen, als ein weibliches Weſen, beeinflußt durch die Vorſtellung des lat. invidia):

[1] Ein Neidiſcher heißt ein Neidhart, ein Neidkragen, ein Neidhammel.

Wann sie jr ettwas gantz setzt für
So hat keyn ruw sy, tag noch nacht
Biß sie jr anschlag hat volbracht
So lieb ist jr keyn schloff noch frevd
Das sie vergeß irs hertzen leyd
Dar umb hat sie eyn bleichen mundt
Dürr, mager, sie ist wie ein hundt
Jr ongen rott, vnd sicht nyeman
Mitt gantzen vollen ougen an.

860. Sein Nest bauen.

Ein hübscher Vergleich für die menschliche Wohnung (auch für das Bett), der keiner Erläuterung bedarf. Wer behaglich sitzt, hat ein warmes Nest; das jüngste Kind heißt oft mit demselben Bilde Nestküchlein, Nestkegel, Nesthopper, Nesthäkchen, weil es noch nicht ausfliegt. Daher auch: das Nest rein halten; dazu die Verse Muskatbluts:

Duostu selbe in din eigen nest
Du glichest wol dem wedehoppen,
Wa du dan sitzest ader stest,
Darin so muostu knoppen.

Am frühesten aus dem deutschen Mittelalter in lateinischer Form bezeugt (vgl. Mones Anzeiger VII, 504; Haupts Zeitschr. VI, 305):

Turpis avis, proprium qui foedat stercore nidum.
Progenies avium mala foedat stercore nidum.
Non est illa valens, quae nidum stercorat ales.

Weniger anheimelnde Ausdrücke sind: Diebsnest, Raubnest[1]; auch die Wendung: sich einnisten (statt: sich festsetzen) hat schlechten Klang, weil sie sich eigentlich auf das Eindringen von fremden Vögeln in ein Nest bezieht.

861. Es ist nicht weit her.

Ausdruck der Verachtung; höchst bezeichnend für die Art des deutschen Michel, Einheimisches zu mißachten und Fremdes zu überschätzen. Schon der brave Grimmelshausen hat darüber gespottet: „Es ist aber schon vorlängst eine allgemeine Sucht eingerissen, derart, daß diejenigen, so daran

[1] Auch Rattennest, besonders von unbewohnten Ritterburgen. Doch bei Luther (Hauspostille, S. 192): „Wittenberg, das arme Rattennest."

krank ligen, weit von ihrem Vatterland gebürtig zu sein wünschen; diese wurde so hefftig, daß auch aus selbiger ungereimten Thorheit ein Sprichwort entsprungen, welches man zu denen gesagt, die man hat verachten wollen; nemlich: du bist nicht weit her!" Und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg klagte zu Anfang unsers Jahrhunderts bitter: „Statt mit der Billigkeit, die der deutschen Gemütsart eigen ist, das Fremde zu würdigen, überschätzt der Deutsche es mit jener Schwäche, die ihm auch sehr eigen ist, und die er nur zu oft naiv genug ausdrückt, wenn er, Geringschätzung anzudeuten, sagt: das ist nicht weit her!" (Meyer-Markau, Fremdwort und Schule.)

Vgl. Hiob 8, 9: „Denn wir sind von gestern her und wissen nichts."

862. Nichts Gutes.

Der Ausdruck verhüllt in gewissen Wendungen den Namen des Teufels. Man sagt z. B.: ich habe dich gesucht wie nichts Gutes; dich hat nichts Gutes dahin geführt, d. h. der Teufel hat dich dahin geführt.

863. Aus der Not eine Tugend machen.

S. v. w. eine schlimme Lage geschickt ausnutzen. („In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." Goethe.) Die Redensart kann lehren, wie man sich mit dem Problem der menschlichen Willensfreiheit abzufinden habe. Am frühesten bezeugt ist sie wohl bei Hieronymus, Ep. 54, 6; in Rufin. 3, 2: facere de necessitate virtutem. Vgl. frz.: faire de nécessité vertu; engl.: to make a virtue of necessity.

864. Es geht (ist) Not an Mann.

S. v. w. die Gefahr wird dringend, eigentlich: die Not, die bisher nur das Haus und das Eigentum des Mannes betroffen hat, tritt jetzt an ihn selbst heran, sein eigenes Dasein steht auf dem Spiele.

865. Nach Noten.

S. v. w. aus dem ff, gründlich. Die wahrscheinlichste Erklärung des Ausdrucks bleibt die, daß zunächst Musiknoten damit gemeint gewesen sind. Während das Volk seine eignen

Lieder nach musikalischem Gefühle singt, scheint es das Singen nach Noten als Zeichen eines bessern, höhern, des wahren Gesanges betrachtet zu haben. In einer spätmittelalterlichen Predigt auf das Fest Allerheiligen z. B. heißt es an einer Stelle, wo die lobeliche stad des herrn gepriesen wird, von den musizierenden Engeln: Sie singen noch (d. i. nach) den noten vor gotes throne den lobesang alleluia.

Wegen der Bedeutungsentwicklung vgl. gehörig, eigentlich s. v. w. wie es sich gehört, heute gewöhnlich in demselben Sinne gebraucht wie: tüchtig, sehr.

866. Eine gute Nummer bei jemand haben.

S. v. w. gut bei ihm stehen, gut bei ihm angeschrieben sein, wie der Schüler bei seinem Lehrer.

867. Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn.

So sagt wohl, wer eine Drohung in den Wind schlägt in der Hoffnung, der angedrohten Strafe entgehen zu können. — Warum gerade die Nürnberger? Vermutlich weil in keinem deutschen Lande der niedere Adel so frech Raubrittertschaft getrieben hat wie in Franken, und weil auf diesen fränkischen Adel niemand so erbittert fahnden mußte, wie die Nürnberger Kaufleute; denn ihr Handel wurde am empfindlichsten durch ihn geschädigt. Die Redensart wird also im Munde dieser raubenden Herren und ihres Gesindels entstanden sein.

Manch altes Lied weiß von den verwegenen Gesellen zu singen; Herr Albrecht von der Rosenburg, der Eppelin von Gailingen und Hans Schüttensam sind die bekanntesten, mit denen die Nürnberger manchen Strauß auszufechten gehabt haben. Um den kühnen Eppelin hat sich später ein ganzer Sagenkranz von kecken Reiterthaten gewoben, von ihm wird auch eine Geschichte erzählt, die lehrt, daß die Nürnberger selbst den, den sie hatten, nicht jedesmal hängten. Er soll einst von ihnen gefangen und schon auf dem Burghof vor den Galgen geführt worden sein. Da bat er sich die Gnade aus, noch einmal sein gutes Roß tummeln zu dürfen. Kaum aber hatte man es ihm erlaubt, da flog er

auch schon auf dem Rücken des Tieres in gewaltigen Sätzen auf die Burgmauer zu und mit einem Riesensprung über Mauer und Graben hinaus und ließ den Nürnbergern das Nachsehen.

868. Jemand eine harte Nuß zu knacken geben.

S. v. w. ihm eine schwere Aufgabe stellen; auch Rätsel werden oft bildlich Nüsse genannt. Ein altes Lied läßt die böhmischen Jesuiten 1622 über ihre schwierige Lage klagen:

Die Nuß ist hart, stumpf sind die Zähn,
Drum ist sie bös zu beißen.

Und nach der Eroberung Sigeths 1686 spottete man in Deutschland:

Sigeth ist zwar eine harte Nuß,
Die Teutschen seynd Nußbeißer!

Vgl. Tunnicius (1514) Nr. 152: „De de kerne wil eten, de mot de not upbreken." Ebenso schon bei Plautus, Curc. I, 1, 55: Qui e nuce nucleum esse vult, frangit nucem, d. h. wer den Vorteil will, darf die Anstrengung nicht scheuen.

869. Jemand wie einen Nußsack prügeln.

S. v. w. ihn tüchtig schlagen. Die Redensart stammt von dem Brauche, daß man die geernteten grünen Nüsse in einen Sack thut und auf diesem herumschlägt, bis die grünen Schalen alle von den Nüssen abgesprungen sind. Man vermeidet so, daß Finger und Hände von dem Safte der grünen Schalen gebräunt werden.

O.

870. Es ist bei ihm im Oberstübchen nicht richtig.

S. v. w. er ist etwas verdreht im Kopfe. In Baiern: es falt em in Dachstuel. Vgl. die Redensarten: es wird hell im Oberstübchen (es geht ihm ein Licht auf), einem das Oberstübchen fegen (ihm Klarheit schaffen). Wie der ganze Mensch einem Haus (vgl. Nr. 341), so wird der Kopf mit dem Oberstübchen darin verglichen. Schiller führt

das Bild aus in den derben Worten Vater Millers in „Kabale und Liebe“: „Das Mädel ist schön — schlank — führt seinen netten Fuß. Unterm Dach mag's aussehen wie's will — darüber guckt man bei euch Weibsleuten weg, wenn's nur der liebe Gott par terre nicht hat fehlen lassen —.“

Übrigens wird die Redensart auch angewendet für: betrunken sein.

871. Oberwasser haben.

S. v. w. obenauf sein. Man denkt leicht, die Worte seien eigentlich von einem Schwimmer gesagt, der nicht unten im Strome treibt, sondern, allen sichtbar, sich an der Oberfläche des Wassers vorwärts arbeitet. Sie stammen aber von der Mühle, deren Rad durch Wasser von oben getrieben wird. Eine Mühle, die so Oberwasser hat, eine oberschlächtige Mühle, arbeitet mit mehr Kraft und Erfolg als eine unterschlächtige, deren Rad nur unten vom Bach in Bewegung erhalten wird.

872. Die Ochsen hinter den Pflug spannen.

Auch in der Form: das heißt, den Pflug vor die Ochsen spannen; s. v. w. eine Sache verkehrt anfangen. Ebenso: die Pferde hinter den Wagen spannen. „Wus die frucht vor dem baum sein? vnd das werck den werckmeister machen? Das heist, mayn ich, den wagen für die roß gespant.“ Diallage (1528) Nr. 89, Bl. 190^{b}. Vgl. engl.: to put the cart before the horse; frz.: la charrue va devant les bœufs.

Ein andres Bild aus demselben Vorstellungskreise für dieselbe Sache ist: das Pferd beim Schwanz aufzäumen. In einem Schreiben Luthers an die „Frankfurter am Meyen“:

> Da ist der rechte Meister Klügle:
> Der das Roß am Hintern zäumen kann,
> Und rücklings reitet seine Bahn,
> Seiner Sackpfeiffen Hall
> Ist der allerbeste Schall.

Ähnlich im Sendbrief vom Dolmetschen: „Die Welt will Meister Klügling bleiben und muß immer das Roß unter dem Schwanz zäumen, alles meistern und selbst nichts können.“

Das hohe Alter der Redensart beweist der aus dem 11. Jahrh. überlieferte Vers:

Ante boves versum non vidi currere plaustrum.

Vgl. endlich das niederd. Scherzwort: Practica est multiplex — sä de Buur, do bünd he sin Pärd mitn Steert änn Ploog.

873. Da stehen die Ochsen am Berge.

So ruft man aus, wenn die Arbeit auf einmal stockt, wo es die Bewältigung eines Hindernisses gilt; wenn man auf eine Schwierigkeit stößt, vor der man zunächst ratlos steht. Syll. 173 übersetzt mit den Worten das lateinische: Nunc meae in arctum coguntur copiae. Dem Bilde nach entsprechen aber eher Ausdrücke wie: mollis, debilis, lassus tanquam caballus in clivo (z. B. bei Petron), freilich haben auch sie bei weitem nicht die Kraft und den Witz wie die deutsche Redensart. Man stelle sich nur die beiden Ochsen mit ihren emporglotzenden Köpfen vor, wie sie auf einmal stumm mit ihrem Wagen stehen bleiben, wo der Weg zu steigen anfängt.

874. Dem Ochsen das Maul verbinden.

S. v. w. den Arbeiter nicht lohnen, wie es recht und billig wäre; meist als Sprichwort in der Form: du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden. Das Gleichnis stammt aus der Bibel (5 Mos. 25, 4; vgl. 1 Kor. 9, 9; Tim. 5, 18) und erklärt sich daraus, daß wirklich im Morgenlande der Ochse das Getreide drasch; indem er über die Ähren lief, trat er sie aus.

875. Es ist nicht ganz ohne.

Genau dasselbe sagt: es ist etwas dran, nämlich ein Körnchen Wahrheit, ein Schein von Recht oder was man nun sonst in jedem Falle zu ergänzen haben mag, ebenso wie man sich vollständig ausdrücken würde: es ist nicht ohne Grund, nicht ohne Zweck, nicht ohne Nutzen u. s. w. Schon bei Grimmelshausen (IV, 39): „Es ist nicht ohn, daß kein Mensch glauben kan, wie jämmerlich einen die Liebe peinigt, der es selbst noch nicht erfahren."

876. Die Ohren spitzen.

S. v. w. genau auf etwas horchen, achtgeben; ähnlich: die Ohren steif halten[1], d. h. wach sein. Vom Tiere, besonders vom Pferd und Hund, auf den Menschen übertragen, der freilich seine Ohren nicht spitz in die Höhe richten kann, und selbst auf Wesen angewendet, die überhaupt nicht mit leiblichen Ohren zu denken sind. So beginnt z. B. ein Klagelied auf die schlechte Zeit aus dem Jahre 1649:

Merk auf, du Gotts vergeßne Welt,
Hör zu und spitz dein Ohren.

Ebenso lat. von aufmerksam zuhörenden Leuten: auribus arrectis, dem Erasmus (Ad. III, 2) die Erklärung giebt: Ducta metaphora ab animantibus, quorum plerisque mos est, si quando quid eminus audierint, aures surrigere. Nam uni animantium homini natura dedit auriculas immobiles.

Fern zu halten ist die anklingende alte Redensart: die Augen spitzen (öfter im „Renner", z. B. V. 4551); sie bedeutet: scharfe Blicke schießen.

877. Jemand übers Ohr hauen.

S. v. w. ihn arg übervorteilen; eigentlich bloß: ihm einen derben Streich versetzen, ihm eins auswischen. Früher dafür auch: jemand an ein Ohr hauen; sogar: einem eins übers Auge geben. Gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges erschien „Ein Neu: Nutzlich= vnd Lustigs Colloqvium Von etlichen Reichstags=Puncten", darin erklärt der Doktor, einer der Unterreder: „Mich will auch schier gedunckeu, die Herren Debitores vermeinen, Sie haben jhren Darleihern eins über das Aug geben, wann es jhnen nach wunsch ergehn, vnd die Zinß alle in flumen Lethaeum versenckt werden solten."

878. Sich etwas hinter die Ohren schreiben.

S. v. w. sich etwas merken, um sich bei rechter Gelegenheit wieder daran zu erinnern. Syll. 142: „Manet alta mente repostum. Ich wil mirs wol hinter ein Oehrigen schreiben." Schiller machte daraus (Räuber II, 3): „Ich

[1] Vom Auge auf das Ohr übertragen: Sperrt die Ohren auf! im Scherze auch: Knöpft die Ohren auf!

will mir diese Lektion mit goldenen Ziffern auf meine Hirntafel schreiben."

Die Redensart erinnert an eine alte deutsche Rechtssitte. Unsre Vorfahren pflegten bei wichtigen Anlässen, bei Abschließung eines Vertrages, bei Legung von Grenzzeichen u. dgl. auch Knaben als Zeugen zuzuziehen, sie in perpetuam rei memoriam in die Ohren zu kneipen und ihnen das Bedeutsame der Handlung überdies noch durch Ohrfeigen bemerkbar zu machen. Dabei empfingen die Knaben kleine Geschenke.[1] Schon in den Gesetzen der Ripuarischen Franken ist dieser Brauch bezeugt, und er soll in Baiern bis ins 18. Jahrh. hinein ausgeübt worden sein.

Aber sogar aus dem alten Rom ist ähnliches überliefert. Dort durfte man nämlich bei einer gerichtlichen Anklage den Gegner nicht eher gewaltsam vor das Gericht führen, als bis man sich einen Zeugen dafür verschafft hatte, daß er ordnungsmäßig geladen worden war. Diesen Zeugen gewann man, indem man einen Zeugenfähigen fragte: licet (te) antetestari? und ihn, wenn er bejahte, mit dem Worte memento dreimal am Ohrläppchen (auricula) zupfte. Vgl. Plinius, Nat. hist. 11, 45, 103: est in aure ima memoriae locus, quem tangentes antetestamur.

879. Einen bei den Ohren nehmen.

Der Ausdruck bedeutet bildlich: einen tüchtig vornehmen oder hart mitnehmen. Vgl. Lehm. 81 (Beschwerden 24): „Wer mit Beschwernüssen geplagt wird, von dem wird gesagt: man hat ihn beym Ohr."

880. Er ist noch nicht hinter den Ohren trocken.

S. v. w. er ist ein naseweiser Bursche, der noch gar nicht mitreden darf. Eigentlich: er ist ein neugeborenes Kind. Die Wendung ist über ganz Deutschland verbreitet;

[1] Vgl. G. L. v. Maurer, Über das gerichtliche Weinen und Beweinen und die gerichtliche Beweinung. Nach Grimms „Rechtsaltertümern" S. 147 fg., findet sich der Brauch besonders häufig in Baiern bezeugt, während sich im Norden weder in Sachsen, noch in Friesland Spuren nachweisen lassen. Doch ist er auch für England bezeugt bis zum J. 1830; s. Brand-Ellis, Observations on Popular Antiquities, 1, 123.

der Schwabe Schiller läßt seinen Karl Moor ergrimmt ausrufen (Räuber I, 2): „Feuchtohrige Buben fischen Phrases aus der Schlacht bei Cannae", und der Ostfriese weist einen Grünschnabel zurück: Bist ja noch heel neet drög achter de Ohren!

881. Etwas zu einem Ohr herein und zum andern hinauslassen.

S. v. w. sofort wieder vergessen, was man eben gesagt bekommen hat. Schon in mittelhochdeutscher Zeit üblich: Wolfram von Eschenbach erklärt einmal (Parzival 241, 21 fg.), sin maere vom Parzival nicht für Leute gesungen haben zu wollen, für die es eine Qual wäre, es aufmerksam zu fassen:

wan daz hat da niendert stat
und vil gerumeclichen pfat,
zeim oren in, zem andern für.

Ähnlich im „Wigalois" Wirnts von Gravenberg 8, 12 fg.:

er lat ez durch diu oren gar
zem einen in, zem andern uz.

Bei Agricola Nr. 152: „Es gehet dir zu einem ohr eynn, zum andern widder aus" mit der Erklärung: „Wem ein ding ernst ist, darauff yemand achtung hat, der selbige horet mit beyden ohren zu, wem aber das nicht ernst ist, der horet allein mit einem ohr zu, vnd mit dem andern anderßwohyn, Also daß mit beyden ohren horen so vil sey, als mit großem fleiß horen, Vnd mit einem ohre horen, so vil, als on fleiß auff mercken." Diese Erklärung würde freilich besser auf die Redensart passen: nur mit einem Ohre hinhören. Mancher hört ja nur mit halbem Ohre zu.

882. Es hinter den Ohren haben.

S. v. w. sehr klug, verschmitzt sein und doch gar nicht darnach aussehen; ähnlich wie manchem der Schalk nicht gleich aus den Augen guckt, weil er ihn im Nacken sitzen hat. Daß dabei die Vorstellung eines kleinen leibhaften dämonischen Schalks ursprünglich dagewesen sein wird, lehrt die Bedeutung, die die Redensart in Siebenbürgen hat: ein verdrehter Kerl sein, dem nicht recht zu trauen ist. Vgl. Lehm. 334 (Gleißnerey 37): „Der Schalck schläfft offt hinter

den Ohren, wenn er erwacht, so läßt er sich erst sehen.“ Dann spielt aber eine Art volkstümlicher Schädellehre herein, wonach der Sinn der Verschlagenheit hinter den Ohren liegt und dort desto größere Wülste schafft, je stärker er entwickelt ist. Daher: es dick, es knüppeldick hinter den Ohren haben; in Leipzig heißt es von dem Allergescheitesten (auch von einem Superklugen): der hat den dicksten Dreck hinter den Ohren; im Elsaß sagt man: er hat Knepf hänger de Ohre. Vgl. Syll. 24: „Acetum habet in pectore. Er hat viel flöhe hinder den Ohren.“

883. Tauben Ohren predigen.

S. v. w. vergeblich ermahnen; früher gewöhnlicher: tauben Ohren singen. Noch anders in der Zimmerischen Chronik III, 141: „Aber er sagt hiemit aim dauben ain merlin, wie man sprücht.“ Im Lat. ist ebenso sprichwörtlich: surdo asello narrare fabulam, Horaz, Ep. II, 1, 199. Ad surdas aures canere, Ovid, Amor. III, 7, 61. Vgl. ferner die lateinische Redensart: mortuo verba facere, Plautus, Poenulus IV, 2, 18; Terenz, Phorm. 5, 10, 26.

884. Das rechte Ohr klingt mir.

Das Klingen der Ohren hält der Aberglaube des Volks vielfach für eine Folge davon, daß abwesende Leute von einem reden. Dabei gilt auch hier der alte Glaube an die günstige Bedeutung alles dessen, was rechts, an die ungünstige dessen, was links von einem geschieht: klingt das rechte Ohr, so wird Gutes von einem gesprochen, beim Klingen des linken Ohres aber zittert der Aberglaube — es bedeutet häßliche Nachrede! Die wahre Ursache dieses Tönens ist Vollblütigkeit und Erhitzung des Kopfes. Vgl. Catull 52, 10: tinniunt aures sono suopte.

885. Bis über die Ohren.

Ein kräftiges Bild für: ganz und gar. In Wirklichkeit kann man bis über die Ohren etwa im Bette stecken, mancher steckt aber auch bis über die Ohren in Schulden, ganz komisch aber ist es, wenn einer bis über die Ohren verliebt ist.

886. Jemand in den Ohren liegen.

Ein kräftiges Bild für: ihn fortwährend mit Klagen oder Bitten belästigen. Schon in der Zimmerischen Chronik (III, 233) heißt es von einer Quernlantin: „Dieselbig lag ohne underlaß dem guten herren dermaßen in oren."

887. Wie ein Ohrwürmchen sein.

Der Vergleich bedeutet ursprünglich dasselbe wie die Redensarten: einem die Ohren streichen, melken, krauen, jucken, d. h. sich einem gefällig erweisen, indem man ihm kriecherisch angenehme Dinge sagt. Heute wiegt bei ihm die Bedeutung vor: sehr artig sein, besonders von einem duckmäuserischen Gehorsam gesagt.

888. Dünne Ohren haben.

S. v. w. ein feines Gehör haben; ebenso heißt es umgekehrt: dicke, harte Ohren haben, in dem Sinne von: nicht hören wollen. Beidemal steht das Werkzeug für die Fähigkeit.

889. Öl auf die Wogen gießen.

S. v. w. die Leidenschaften besänftigen. — Die merkwürdige Thatsache, daß die Oberfläche der See durch Daraufgießen von Öl geglättet wird, war schon im Altertum bekannt.

890. Wie ein Ölgötze dastehen.

Die richtige Erklärung des Bildes, das auf einen hölzernen, stummen Gesellen in einem lebhaften Kreise angewendet wird[1], geben unsre ältesten Sammler von deutschen Sprichwörtern und Redensarten an die Hand. Freilich war schon Agricola auf dem Holzwege, als er deutete: „Ein stock vnd ein holtz das geferbet ist, vnd oel getruncket, auff das die farbe bleibe vnd vom regen nicht abgewaschen werde, ist ein oelgötze, Goetze kompt von Gott, vnd ist etwas das ein bildnis hat on leben, on seele, darumb ist ein oelgötze, ein mensch der nyrgent zu nutze ist, do widder verstand noch

[1] Vgl. Syll. 73: „Corpus sine pectore. Ein rechter ölgötz. Es ist eine schöne Monstrantz, wen nur Heiligthumb drinnen were."

witze bey ist." Aber Sebastian Franck führt uns richtig mit den Worten: „Ut bagas stas, du stehst wie ein Klotz, Ölgötz, Tielmann, Leuchter." Vgl. Syll. 242: „Vt Bagas constitisti. Vt Bagas stas. Du stehest wie ein leuchter." Der Ölgötze ist also eigentlich ein geschnitztes Götzenbild, das Licht spendet, an dem das Öllicht angebracht ist. Diese Erklärung wird bestätigt durch eine Bemerkung von Schillers Schwager Reinwald in seinem Hennebergischen Idiotikon: „Ölgötze, ursprünglich und noch in einigen hennebergischen Gegenden ein Pfosten, an den man die Lampe aufhängt", und noch deutlicher wird dieser Pfosten in einer Angabe von Spieß[1]: „Ölgötz, ursprüngliche Benennung des hölzernen auf einen runden oder viereckigen Fuße stehenden, oft schlangenförmig gewundenen Pfostens, an welchem die Öllampe hängt." Dasselbe Ding ist vielleicht auch noch gemeint in dem „Hochzeitlied" des jungen Goethe:

Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht still und klein,

jedenfalls in den niederdeutschen Wendungen: He steit as en Lüchterpiep, as en Pickpahl (Pechpfahl).

Aber auch das Götzenbild an sich kann zur Bezeichnung steifen, hölzernen Benehmens dienen (öfter bei Grimmelshausen, z. B. III, 416: „daß er dort stund wie ein geschnitztes Bild" vgl. IV, 41. 191), freilich ist es doch nicht für alle so jeden Augenblick mit Händen zu greifen gewesen und hat also nie das anheimelnde gehabt, wie die Vorstellung von dem gedrechselten Pfosten, dem stummen Hausdiener, der — zwar ein Götze, aber doch ein guter Kobold — als Träger des Lichts die Stubenarbeit der Familie förderte.

891. Zu Olims Zeiten.

S. v. w. vor langer Zeit. Wer Olim gewesen sei, fragt der Leser vergeblich. Der Ausdruck ist ein gelehrtes Scherzwort; lat. olim bedeutet: vor alters.

---

[1] Beiträge zu einem Hennebergischen Wörterbuche S. 117. Vgl. Hildebrand in Lyons Zeitschr. V, 203.

892. Wie die Orgelpfeifen.

So sagt man gern von Kindern, wenn sie der Reihe nach nebeneinander aufgestellt eine gleichmäßig ansteigende Linie bilden. Vgl. Simpl. III, 857: „die unterschiedliche Kinder (so ohne das ihrer unterschiedlichen Grösse nach die Orgelpfeiffen repräsentirten) hielten den Altum und Discant."

P.

893. Dem will ich ein P vorschreiben.

S. v. w. das will ich verhindern. Vorschreiben, d. h. vor die Sache schreiben, die er angreifen will, aber nicht soll; denn der Ausdruck stammt wahrscheinlich aus Zeiten der Pest (oder der nicht minder gefährlichen schwarzen Pocken) und bezieht sich darauf, daß an das verseuchte Haus zur Warnung ein P geschrieben wurde. Schon bei Sebastian Franck, II, 71[b]: „Ich will ein P für das hauß schreiben." Ostfriesisch: Der hebb'k hum'n p vorsett, d. h. daran habe ich ihn verhindert.

894. Zu Paaren treiben.

S. v. w. in die Flucht schlagen; eigentlich: zur Krippe treiben, gleich einem Tier, das dem Stall entflohen ist, denn Paaren ist volksetymologisch verderbt aus Barn, d. i. Futterkrippe. Die ursprüngliche Form hat bis in die Mitte des 17. Jahrhs. gegolten, vgl. Syll. 123: „In laqueum inducere. Zum barren bringen." Hippel bildet die neue Form einmal hübsch weiter: „Nachdem sie ihre zu Paaren getriebenen Ideen wieder zu Hauff gebracht hatte, entwarf sie einen neuen Operationsplan."

895. Nach der Palme ringen; jemand die Palme zuerkennen.

Die Palme ist in diesen Redensarten ein Sinnbild des höchsten Ruhmes, des erkämpften Sieges. Wie die Pflanze, so stammt auch das Bild aus dem Orient; wir haben es aus der Bibel übernommen. Vgl. 1 Makk. 13, 51; 2 Makk. 10, 7; Off. 7, 9.

896. Panischer Schreck.

Panicus casus war schon bei den Römern sprichwörtlich für einen plötzlichen blinden Lärm; die Alten glaubten nämlich, der Gott Pan sende dergleichen Bestürzung, wobei man die Besinnung verliere. Man dachte sich den Pan bocksfüßig, mit zwei Hörnern und einem langen Bart, behaart und beschwänzt, also ungefähr so, wie die christliche Vorstellung den Teufel gebildet hat. Schon Herodot erzählt, daß Pan den Persern bei Marathon seinen Schrecken eingejagt habe; auch bei Salamis glaubten die Griechen sich seines Beistands erfreut zu haben.[1]

897. Unter dem Pantoffel stehen.

Die Redensart bezeichnet bildlich die Herrschaft der Frau über den Mann in der Ehe und erklärt sich aus einem alten weitverbreiteten Brauche. Unmittelbar nach der Eheschließung galt es für jeden der beiden Gatten, dem andern womöglich zuerst auf den Fuß zu treten; welchem Teile das gelang, dem glaubte man die Herrschaft in der Ehe zeit seines Lebens sicher. Den beschuhten Fuß auf den Gegner zu setzen, erkennen wir ja noch als allgemeines Symbol der völligen Niederwerfung des Feindes an; mit dieser Sitte hängt jener Brauch bei der Eheschließung eng zusammen.

In dem Gedicht vom Meier Helmbrecht (um die Mitte des 13. Jahrhs. verfaßt) heißt es am Schlusse einer Verheiratung (V. 1534):

uf den fuoz er ir trat.

Und noch heute herrscht in den Gegenden Österreichs, woher das Gedicht stammt, an der Salzach, diese Unsitte; auch in Hessen ist sie bezeugt, ja in Persien, wie sich denn vollends der Schuh als Symbol der Herrschaft weit zurück verfolgen und auch außerhalb der indogermanischen Völker nachweisen läßt.

[1] Die Römer haben mit Pan ihren Faunus, ebenfalls den Gott des Feldes und des Waldes, verschmolzen. Auch von diesem glaubte man, er liebe wie Pan, in den Wäldern die Menschen zu necken und zu schrecken, besonders durch sein teuflisches Gelächter, daher das faunische Lachen.

Heute iſt die Redensart nicht mehr auf das Weiberregiment in der Ehe beſchränkt, vgl. Schillers „Räuber" I, 1: „In der That ſehr lobenswürdige Anſtalten, die Narren im Reſpekt und den Pöbel unter dem Pantoffel zu halten."

Der Franzoſe nennt den Pantoffelhelden pantouflard, der Engländer aber mit einem andern, reizenden Bilde a henpecked husband.[1]

898. Seine Pappenheimer kennen.

Dieſe Redensart ſtammt aus dem dritten Teil von Schillers „Wallenſtein" 15. Da treten zehn Küraſſiere des Pappenheimiſchen Regiments unter Führung eines Gefreiten vor ihren General, um von ihm ſelbſt zu hören, ob er dem Kaiſer treu bleiben oder mit den Schweden gemeinſame Sache machen wolle.

Kein fremder Mund ſoll zwiſchen uns ſich ſchieben,
Den guten Feldherrn und die guten Truppen.

Darauf Wallenſtein:

Daran erkenn' ich meine Pappenheimer.

Heute gebrauchen wir die Worte nicht im anerkennenden, lobenden Sinne, ſondern gern ironiſch: die Schlingel kennen. Sollte das andre geflügelte Wort Schillers eingewirkt haben: „Spiegelberg, ich kenne dich" (Räuber II, 3)?

899. Einem in die Parade fahren.

Aus der Fechterſprache, wo Parade die abwehrende Stellung oder Deckung bezeichnet (vgl. den ebenfalls bildlich gebrauchten Ausdruck: einen Hieb parieren, d. h. ihn zurückweiſen). Wer ſeinem Gegner in die Parade fährt, führt einen glücklichen Stoß gegen ihn. Bildlich gebraucht meint der Ausdruck: jemand einen Strich durch die Rechnung machen, ihn treffend zurückweiſen.

900. Er verſteht die Paſſauer Kunſt.

S. v. w. er vermag ſich hieb-, ſtich- und kugelfeſt zu machen, er iſt gegen jedes Unglück gefeit. Die Paſſauer Kunſt

[1] Eine ältere deutſche Bezeichnung iſt Siemann, daher in alten geiſtlichen Spielen Simon meiſt als Weiberſklave erſcheint, am Tiſche der Frauen ißt und trinkt u. ſ. w.

und die nach ihr verfertigten sogenannten Passauer Zettel, die im 17. Jahrh. zu großer Berühmtheit gelangten, stammen aus Passau. Leopold, Erzherzog von Österreich, Bischof von Passau 1598—1626, warb auf Antreiben Kaiser Rudolfs 1609 Passauer Volk gegen die Böhmen. Unter diesem tapfern, wilden Trupp, der Böhmen und Oberösterreich sengend und brennend durchzog, verkauften der Nachrichter Kaspar Reithart und der Student Kristian Elsenreiter unter großem Zulauf kleine Zettel mit Zaubersprüchen, die hieb- und stichfest machen sollten, wenn man sie auf der Brust an einem Kettlein trug oder — noch besser — verschluckte. Vgl. Simpl. IV, 186: „muste es auch, wie sehr und eygentlich du dich dem Teufel obligiret hattest, ordentlicher Weis verbriefft seyn, welches durch die Zettel geschehen, die du vor die Festigkeit bey dir getragen oder gar in Leib gefressen, massen die Zettel der Passauer Kunst (welche den Namen darvon hat, daß sie ein Student zu Passau erfunden) keinen andern Inhalt haben, die viele darbey stehende Creutz-Zeichen ohnangesehen, als diesen erschröcklichen, den nimmermehr kein Christ wegen seiner Greulichkeit vor sein Maul, geschweige auff das Papier kommen lassen solte:

Teuffel hilff mir
Leib und Seel gib ich dir."

Vgl. noch Anhorn, Magiologia, S. 837 fg. und Burggraf, Achilles panoplus redivivus. Ausführlich handelt von dem Glauben an die Passauer Kunst A. Birlinger im 12. Bande der „Alemannia", unter Hinweisung auf das hohe Alter derartigen Aberglaubens — man denke an Achills Unverwundbarkeit und an Siegfrieds Hornhaut.

901. Einem den Paß verlegen.

S. v. w. ihn hindern. Das Bild stammt aus der Soldatensprache; ein Trupp verlegt dem andern den Paß d. h. er legt sich ihm in den Weg. In übertragenem Sinne und das Bild doch noch deutlich erkennbar z. B. Simpl. I, 365: „daß das weinen dem Singen den Paß verlegen wollte."

902. Zu Passe kommen.

Paß, eigentlich Schritt, ist in den Niederlanden ein ganz gewöhnliches Längenmaß geworden, und von Niederdeutschland her haben sich die davon abgeleiteten Ausdrücke bei uns verbreitet. Die Wendungen zu Passe bringen, machen bedeuteten: etwas nach Maß, sodaß es paßt, bringen oder machen; zu Passe kommen heißt: gerade recht kommen[1]; der Gegensatz zu der in der Schriftsprache ungebräuchlichen Wendung: zu passe sein (d. h. wohlauf sein) wird jedem verständlich durch unpaß oder unpäßlich bezeichnet.

903. Pech haben.

Die Bezeichnung Pech für Unglück wird daher erklärt, daß es früher üblich war, kleine Tiere auf Pech zu locken und so zu fangen. Ein Mensch hat Unglück wie ein mit Vogelpech gefangener Vogel Pech an den Federn kleben hat, wodurch er an der Stange[2] festgehalten wird. Auch Mäuse müssen früher mit Pech gefangen worden sein; Sebastian Franck: „Die maus hat das bech, der vogel den leim versucht. Die maus weiß nit was bech, noch der vogel, was leim ist, bis sies versuchen, etwa drob gefangen werden und etwa schwerlich davon kommen."

904. Es wird ihm keine Perle aus der Krone fallen!

So sagt man, wenn sich einer aus falschem Ehrgefühl weigert, sich irgendwo zu beteiligen, als ob seiner Würde (der Krone) dadurch Abbruch geschehen könnte.

Scherzhaft von einem Herrn, der zwischen mehreren Damen sitzt: er sitzt drin wie die Perle im Golde.

905. Die Perlen vor die Säue werfen.

S. v. w. Edles, Gutes und Schönes dem bieten, der es nicht zu würdigen versteht. Die Redensart stammt aus

---

[1] Genau dieselbe Bedeutungsübertragung zeigt das ostniederdeutsche: Dat kümmt mi nich to Mate, zu Maße, d. h. das paßt mir nicht.

[2] Die zu dem Zwecke auch mit Leim bestrichen wird, daher die Redensart: auf den Leim geben (s. Nr. 751).

Matth. 7, 6: „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, auf daß sie dieselbigen nicht zertreten mit ihren Füßen und sich wenden und euch zerreißen.“ Schon früh ist das Bild in Deutschland eingebürgert worden, zuerst freilich (aus dem 11. Jahrh.) in lateinischer Form bezeugt:

Porci postponunt gemmas, quas calcibus instant.

Deutsch zuerst im 12. Jahrh. in dem Speculum ecclesiae, einer altbairischen Predigtsammlung: man sol diu mergriezzer vur diu swin niht giezzen; als volkstümlich deutsch endlich erwiesen durch die Verse in Freidanks „Bescheidenheit“:

Swer berlin schüttet für diu swin,
Die enmugen niht lange reine sin.

Vollkommen frei schaltet schon Hugo von Trimberg mit der überlieferten Formel, er klagt (Renner V. 6360 fg.):

daz zuht, scham, kunst und witze
fleischlichem gelust entwichen müezzen
und under der gitekeit füezzen
ligen als vor swinen edel gestein.

Niederdeutsch bei Tunicius: „Men sal de perlen nicht vor de swyne werpen. Porcellis gemmas, gallo quis spargeret aurum?“ Vgl. engl.: to throw pearls before swine; frz.: donner des perles aux porcs; anders lat.: nihil cum fidibus graculo (Gellius).

906. Dem Peter nehmen und dem Paul geben.

S. v. w. dem einen es nehmen und dem andern es geben; von dem einen etwas leihen, um den andern damit zu bezahlen. Vgl. engl.: to rob Peter to pay Paul; frz.: dépouiller saint Pierre pour habiller saint Paul; ital.: scoprire un altare por coprirne un altro.

Diese Zusammenstellung der beiden stabreimenden Namen Peter und Paul als Gattungsnamen ist sehr verbreitet, kein Wunder bei der großen Verehrung, die die beiden Heiligen von jeher genossen haben. Die Redensart erklärt sich aus dem alten Brauche der Geistlichkeit, aus ihren ältern Kirchen Gegenstände der Verehrung, des Schmuckes, die dort reichlich vorhanden waren, zu entnehmen, um sie an neue Kirchen zu geben, denen diese Dinge noch fehlten. Handelte man doch

dabei in Übereinstimmung mit Paulus, der in der zweiten Epistel an die Korinther (XI, 8) schreibt: „Und habe andere Gemeinden beraubt, und Sold von ihnen genommen, daß ich euch predigte.“ So mag es denn geradezu begegnet sein, daß man dem heiligen Petrus den Rock nahm, um ihn dem heiligen Paul anzuziehen (vgl. die französische Redensart), denn es war früher Sitte, den Statuen der Heiligen natürliche Gewänder anzulegen, ein Brauch, der noch heute in manchen Gegenden üblich ist.

Die Redensart findet sich einer alten Chronik zufolge[1] lateinisch schon zur Zeit des Frankenkönigs Dagobert, der zur Gründung der Abtei Saint-Denis verschiedene Kirchen zu den besprochenen Schenkungen nötigte. So mußte u. a. die Martinskirche in Tours ihre eisernen Thüren an die Dionysius-Abtei abtreten; damals wurde schon sprichwörtlich geklagt: Non est spoliandus Petrus, ut vestiatur Paulus.

907. Etwas in petto haben.

Der Ausdruck in petto stammt aus dem Italienischen[2] und heißt wörtlich übersetzt: in der Brust. Dem Wortsinn nach kommt also am nächsten die deutsche Wendung: etwas auf dem Herzen haben, dem Gebrauche nach entspricht unser: etwas vorhaben oder etwas in Vorrat haben. In Baiern heißt es dafür: etwas in der Ficken (d. i. Tasche) haben.

908. Ein Pfahl im Fleische.

So nennt man bildlich ein unüberwindbares Hindernis in nächster Nähe, das einen nie frei aufatmen läßt, gleichsam eine unheilbare Wunde am eigenen Leibe bildet, nach den Worten des Paulus (2 Kor. 12, 7): „Auf daß ich mich nicht der hohen Offenbarung überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satanas Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf daß ich mich nicht überhebe.“

909. In seinen vier Pfählen.

Alter, volkstümlicher Ausdruck für: innerhalb seiner Wohnung, eigentlich innerhalb seines Hauses. Sein hohes

[1] Vgl. Quitard, Etudes, S. 305.

[2] In petto hat der Papst einen Geistlichen, den er zum Kardinal ernennen will.

Alter beweist er selbst: die vier Eckpfeiler des Hauses waren hölzerne Pfähle in der Zeit, wo der Ausdruck aufkam. Einen wichtigen Begriff bedeutet er in der alten Rechtssprache; die Glosse zum Sachsenspiegel erklärt: „wer seine vier phell weret, der tut notwer als der seinen leib rettet". Hans Pfriem klagt (V. 1586):

Ist dann heut aller fried dahin,
Das ich kein stund nicht sicher bin,
In meinen vier pfelen, erbarm es Gott.

910. Einen in die Pfanne hauen.

S. v. w. ihn im Wortgefecht gründlich besiegen. Der Ausdruck erklärt sich genau so wie die Redensart: zur Bank hauen (Nr. 109); wie man ein Schaf, ein Schwein zur Bank haut, um dort die Stücke zu verkaufen, oder in die Pfanne haut, um die Stücke darin zu kochen oder zu braten, so nennt man es auch in geistigem Sinne: zur Bank, in die Pfanne hauen, wenn man einen Gegner mit Worten „zusammenhaut". Dasselbe sagen die Worte: einen zu Kochstücken zusammenhauen, die freilich immer nur körperlich gemeint werden.[1] Und als bloße körperliche Drohung ist auch die Redensart in die Pfanne hauen früher angewendet worden; in einem Liede auf die Schlacht bei Patras z. B. von 1687 heißt es von dem Türken:

Also er zweimal sturmet an,
Uns in die Pfann zu hauen.

Simpl. I, 424 ist von einem Mädchen die Rede, „die kürtzlich in eine Pfanne getretten", d. h. ihre Jungferschaft verloren hatte. Die Worte stellen sich zu der Redensart: ins Fettnäpfchen treten (Nr. 339); auch der Ausdruck es bei jemand verschütten wird in diesem Vorstellungskreise die beste Erklärung finden.

911. Etwas auf der Pfanne haben.

Wer etwas auf der Pfanne hat, dem ruft man zu: schieß los! d. h. wer etwas vorhat, den ermuntert man, es auszuführen. Hier ist unter der Pfanne die kleine Platte an alten Gewehren zu verstehen, auf die man Pulver

[1] Noch anders in Ifflands „Jägern" III, 2: ich könnte ihn zu Granatbißchen hauen.

schüttete, wenn man einen Schuß abgeben wollte, und auf die der Hahn aufschlug, wenn er abdrückte.

912. Sich wie ein Pfau spreizen.

Das Bild, höchst anschaulich und ohne weiteres verständlich, ist alt: sie gent als die pfawen heißt es schon lange von solchen, die sich aufgeblasen benehmen. Im einzelnen führt Hugo von Trimberg den Vergleich einmal (Renner 1774 fg.) an einem stolzen Krähenmännchen aus:

er gie stolzieren hin und her
rechte als er ein phawe waer;
er nam im mangen tummen ganc
und tet ouch mangen umbeswanc
mit den vedern swa er gienge.

Anders verwendet Walther von der Vogelweide einmal bildlich den leisen, gebückt schleichenden Gang des Pfauen:

do gieng ich slichende als eine pfawe swar ich gie,
daz houbet hauhte ich nider unz uf miniu knie.

913. Ich wollt', er wäre, wo der Pfeffer wächst!

So sagt, wer einen andern weit weg, zum Teufel wünscht. Die Redensart stammt aus dem späten Mittelalter, wo man in Deutschland nur allgemein wußte, daß der Pfeffer sehr weit herkam, nicht, wie das Land eigentlich heiße. In Murners „Narrenbeschwörung":

Ach werents an derselben statt,
Do der pfesser gewachsen hat.

Anders in Götz von Berlichingens Lebensbeschreibung: „und wünscht mir vielmahl darfür, daß ich in dem bösten Thurm leg, der in der Türkey wäre, oder uff Erdrich, es wäre wo es wolt." Noch anders und merkwürdig früher: in Ottokars österreichischer Reimchronik heißt es V. 54279 fg. von einem Bischof, den die Salzburger nicht leiden mögen:

des wunschten in die Salzpurgaere
daz er bi priester Johan waere
datz sant Thomas in India[1]
unde daz er waer alda
primas oder patriarch.

[1] Man glaubte, die Leiche des heiligen Thomas ruhe in Indien, wo ja auch der Priester Johann, ein Abkömmling der Gralskönige, wirkend gedacht wurde.

Indien aber war nun das Land, woher der europäische Westen zu Ausgang des Mittelalters seinen Pfeffer bezog: der Ausdruck deckt sich also vollkommen mit dem heutigen.

Französisch entspricht: envoyer au Mississippi.

914. Sein Pfeifchen schneiden.

S. v. w. die Gelegenheit ausnützen, seinen Vorteil wahrnehmen. Die günstige Gelegenheit besteht darin, daß der Pfeifenschneider mitten im Rohr sitzt und hier bei der reichen Auswahl bequemes Arbeiten hat. Auf Amrum heißt es: du hest gud pipen, satzt unnl raid (im Rohr). Vgl. Syll. 102: „Figulus ollis ansas pro voluntate ponit. Wer in denn reren sitzet, der mag jhm pfeiffen schneiden, wo er will."

915. Die Pfeife im Sack halten.

S. v. w. schweigen, kleinlaut sein; die Pfeife in den Sack stecken, einziehen: kleinlaut werden. Von der Sackpfeife, dem Dudelsack, entlehnt, einem schon im Altertum bekannten, jetzt nur noch auf dem Lande gebräuchlichen Tonwerkzeug[1], bestehend aus ledernem Sack oder Schlauch und einer damit verbundenen Pfeife. Simpl. I, 293: „So hätte ich die Pfeiffe wol im Sacke müssen stecken lassen." Ähnlich ebd. II. 35: „die Pfeiffe fiel mir bald in Dreck", d. h. es ging mir schlecht. Vgl. ital.: andarsene colle pive (colle trombe) nel sacco, d. i. unverrichteter Sache, mit langer Nase abziehen.

916. Nach eines andern Pfeife tanzen müssen.

Ebenso zu erklären wie Nr. 429: nach jemandes Geige tanzen müssen. Daß die Redensart aus dem Altertum über die Bibel entlehnt wäre, wie Büchmann meint, daran ist nicht zu denken. Das Bild ist so natürlich, daß es sich

[1] Schon zu Sebastian Brants Zeiten muß die Sackpfeife nicht mehr beliebt gewesen sein: auf dem Holzschnitt zu Kapitel 54 des „Narrenschiffs" bläst nämlich ein Narr wohlgefällig auf einem Dudelsack, während Harfe und Guitarre zu seinen Füßen liegen. Darüber stehen die Verse:

Wem sackpfiffen freüd, kurtzwil gytt
Vnd acht der harpff vnd luten nytt,
Der gehört wol vff den narren schlytt.

hier und dort von selbst einstellen konnte. Auch das Singen zur Laute ist bildlich so gebraucht worden wie das Tanzen nach einer Geige oder Pfeife (vgl. auch Ton); dem „französischen Kaufmann", d. h. Ludwig XIV., legte man 1688 in den Mund:

Für dich will ich, o Römisch Reich,
Was neues mit mir bringen;
Ihr werdt mir müssen werden gleich,
Müßt auf mein Lauten singen.

Das reichste Leben entfaltet diese Redensart in den Totentänzen seit dem Ende des 15. Jahrhs. Sie stellen in Bildern und Versen dar, wie der Tod als Musikant die Menschen zu seinem Tanze abholt, und jedem Stande spielt er womöglich mit einem besondern Instrument auf. Bei Niklaus Manuel z. B. schlägt er dem Bischof die Laute, vor dem Priester bläst er ein Horn, dem Bettler flötet er, die Königin folgt seinem Fiedelbogen, der Dirne bläst er auf der Sackpfeife vor, und die Witwe führt er mit Pfeife und Trommel.

917. Den Pfennig ansehen.

So sagt die launige Volkssprache von einem Geizhals; derber heißt es auch von ihm: er wendet den Pfennig dreimal um, ehe er ihn ausgiebt. Dagegen heißt es von dem Freigebigen: er sieht das Geld nicht an. Freilich: wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert.

918. Vom Pferd auf den Esel kommen.

S. v. w. heruntergekommen, aus leidlichem Wohlstand in armselige Verhältnisse geraten. Erasmus erklärt das entsprechende lateinische ab equis ad asinos (Ad. I, 282) mit den Worten: Ubi quis a studiis honestioribus ad parum honesta deflectit, veluti si quis e philosopho cantor, e theologo grammaticus, e mercatore caupo, ex oeconomo coquus, e fabro fieret histrio. Quadrabit item, ubi quis e conditione lautiore ad abiectiora devenerit. Die lateinische Form scheint im 16. Jahrh. ziemlich gebräuchlich gewesen zu sein, vgl. die Zimmerische Chronik II, 283: „Sie kamen, wie man sprücht, ab equis ad asinos." Aber schon um 1300 ist die Redensart als deutsch bezeugt; der redliche

alte Schulmeister Hugo klagt in seinem „Renner" die Richter an, man sehe oft (V. 8480 fg.)

wie jener des sache, dirre jens klage
so lange verziehen bis daz sin habe
kume von dem rosse ze dem stabe.

Und noch heute im Volksmunde in Siebenbürgen: Bum roß af de kea (Kuh), von der kea aft schweng (Schwein), vum schweng af den heangd (Hund) kum, wozu sich trefflich die Geschichte von „Hans im Glücke" fügt, und im äußersten Nordwesten, in den Niederlanden: van den os (für ors d. i. Roß) op den ezel.

Der Name des berüchtigten Kardinals Clesel[1] forderte die spottlustige Zeit um die Wende des 16. und 17. Jahrhs. geradezu zu einem Reime auf die Redensart heraus, und so sangen ihm denn die protestantischen Böhmen 1618 nach:

Ach Clesel, lieber Clesel,
Dein höllische Praktik
Bringt dich vom Pferd auf n Esel,
Bis kommt der Galgenstrick.

Vgl. frz.: monter l'âne und le temps bien employé fait monter à cheval. Umgekehrt aber bei Plautus, Aulul. II, 2, 56: hoc magnum est periculum me ab asinis ad boves transcendere: der Esel galt den Römern für nützlicher als das Rind.

919. Mit dem kann man ein Pferd mausen.

Ein Pferd zu stehlen, ist kein leichtes Ding; deshalb wird der Ausdruck bildlich auf jemand angewendet, der unternehmungslustig im guten Sinne oder auch — im Scherz gesagt! — „zu jeder Schandthat fähig" ist.

920. Auf einem fahlen Pferde gesehen werden.

S. v. w. über einer bösen Geschichte ertappt werden, eine Schwäche verraten. Im Volksmunde erscheint die Redensart auch entstellt in der Form: einen auf einem faulen Pferde ertappen. Man hat zwei Wege zur Erklärung des Ausdrucks gewiesen; leider ist der eine so un-

[1] Der witzige Theologe Taubmann in Wittenberg pflegte zu sagen, in ihm steckten 150 Esel; er las seinen Namen CLesel.

ſicher wie der andre. Entweder ſoll das fahle Pferd aus Wotans wildem Heere ſtammen oder aus der Offenbarung Johannis, wo VI, 8 der Tod auf einem fahlen Pferde erſcheint. Die Gemeinſchaft des wilden Heers, wie die des Todes und der Hölle, hat man gemeint, könne den heutigen Sinn der Redensart rechtfertigen.

921. Sich aufs hohe Pferd ſetzen.

S. v. w. ſich hochmütig ſpreizen, ſtolz thun. Unwillkürlich giebt das Gefühl, hoch zu Roſſe zu ſitzen, dem Reiter einen gewiſſen Stolz; wenn der erſte Küraſſier in „Wallenſteins Lager" erklärt:

Frei will ich leben und alſo ſterben,
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegſchauen von meinem Thier,

ſo ſtimmt das ganz zu der höhern Auffaſſung vom Soldatenwerk, die er auch ſonſt zeigt. Wer unten ſteht, wird freilich immer den rückſichtsloſen Hochmut des Reiters herausfühlen können, wie dort in „Wallenſteins Lager" gleich der erſte Arkebuſier thut:

Luſtiger freilich mag ſich's haben,
Über anderer Köpf wegtraben.

Dieſer Stimmung verdankt unſer Bild ſeine Verbreitung. Vgl. den Ausdruck hochtrabend und die ῥήματα ἱππο-βάμονα des Griechen, den Gegenſatz dazu bildete der λόγος πεζός, der sermo pedestris des Römers.

922. Eine Pferdearbeit.

S. v. w. eine übermenſchliche Arbeit; denn das Pferd übertrifft den Menſchen an Ausdauer und Kraft. Namenloſe Sammlung Nr. 397: „Es iſt roßarbeyt", dazu die Erklärung: „Die eym menſchen zuuil, vnd zuhart iſt. würt auch zum innerlichen gebraucht." Agricola Nr. 690 ſagt zur Erklärung des Ausdrucks: „Ein pferd vnd ein maul thun groſſe arbeyt, darumb wenn man von groſſer arbeyt ſagt, die ſchier vber eines menſchen krefftе iſt, ſo ſpricht man es ſey roß arbeyt." Unſre Mechanik mißt nach Pferdekräften.

Der Ausdruck „Pferdearbeit" iſt ein Volksſuperlativ,

wie sie besonders gern durch Zusammensetzung mit Tiernamen gebildet werden: Pferdenatur, Pferdekur[1], Bärenkälte, Wolfshunger, Sauglück, fuchswild, hundsgemein, hundemüde, saugrob, sauwohl, spinnefeind. Vgl. die ironische Zusammenstellung: Pferdearbeit und Spatzenfutter!

923. Sich auf den Pfiff verstehen.

Von einem schlauen Menschen, der sich darauf versteht, andre auf feine Weise zu täuschen und zu betrügen. Der Ausdruck ist aus der Jägersprache entlehnt. Die Vogeljäger und Vogelfänger müssen die Stimmen der Vögel nachzuahmen, nachzupfeifen verstehen, vor allen Dingen an dem Pfiff aber den Vogel selbst erkennen.

Ebenso bezeichnet franz. piper auch das Nachahmen von Vogelstimmen, um die Vögel anzulocken und zu fangen.

Das Eigenschaftswort pfiffig und das ursprünglich studentische Pfiffikus stammen wahrscheinlich von der Redensart.

924. Keinen Pfifferling wert.

Sprichwörtlicher Ausdruck zur Bezeichnung von etwas ganz Wertlosem, einer unbedeutenden Kleinigkeit. Der Pfifferling, früher Pfefferling, ist ein Pilz; er hat seinen Namen daher, daß er einen beißenden, dem Pfeffer ähnlichen Geschmack hat. Luther braucht das Wort schon bildlich, ist sich aber der Herkunft des Bildes noch wohl bewußt: „Das im Sacrament eitel Pfifferling und morchen weren." Vgl. die Redensart: nicht eine Bohne wert sein (Nr. 186) und den lateinischen Ausdruck: vilior alga (z. B. Virgil, Ecl. 7, 42).

925. Zu Pfingsten auf dem Eise.

Zu Pfingsten hat die Frühjahrssonne längst alles Eis draußen geschmolzen; was zu Pfingsten auf dem Eise geschehen soll, wird also nie und nimmer geschehen. Vgl. Syll. 26: „Ad graecas calendas. Wan der Teuffel von Ach kompt. Auf S. Nimmers Meß und heyligen Tag.

[1] Vgl. frz.: une médecine de cheval, ital.: una medicina di cavallo.

Als daer twee sondagen in een weeck comen." Daf. 38: „Anno magno Platonis. Von heden ende nemmermehr. Post annum magnum Platonis. Zu Sanckt Nummers messe." Daf. 77: „Cum mula pepererit. To Pinxten up dem Yse. Wann de Wyden prümen dragen." Gehäuft und gereimt in Westfalen: Wann de schwarte Schnei fällt un de Lus en Daler gelt; ebendort auch: Up Sünt Nümmersdag, wann de Snagels bisset (die Schnecken laufen). Noch eine Menge andrer Witzworte hat der Volksmund zur Verhöhnung dieses „Nie" geschaffen. Der obenangestellten Redensart am nächsten verwandt sind die beiden Ausdrücke: zu Weihnachten in der Ernte, zu Martini, wann die Störche kommen; hübsch sind auch: wann die Hennen für sich scharren, wann es Gulden regnet; endlich: wann die Sonne in die Hölle scheint, wann die Sonne still steht. Nach der Eroberung von Ofen 1686 wurde Graf Tököly, der nach der ungarischen Krone unter türkischer Oberhoheit gestrebt hatte, aus dem kaiserlichen Lager verspottet:

Wann fünf König hat einmal
Die französisch Karten,
Wärst der nächste in der Wahl,
Wannst es kannst erwarten.

926. Geputzt wie ein Pfingstochse.

S. v. w. geschmacklos aufgedonnert. Die Entstehung des weit verbreiteten Ausdrucks hängt mit einem alten landwirtschaftlichen Brauche zusammen. Wenn gegen Pfingsten die Gemeindeweide aufgethan werden sollte, bekränzte man den schönsten Ochsen und führte ihn im Zuge als ersten auf das junge Wiesenland. Noch heute bekränzen zu Pfingsten die Bauern in verschiedenen Gegenden Deutschlands ihr Herdenvieh, ein altes Zeichen der Bedeutung, die der Anfang des Sommers gerade für die Herde hatte. Auch in Siebenbürgen wird der alte Brauch noch jetzt am Pfingsttage gepflegt: „in Pruden z. B. werden die schönsten Ochsen von den Hirten mit Blumen an den Hörnern geschmückt".[1]

[1] H. von Wlislocki, Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen, S. 72.

Ein verkümmerter Rest dieser festlichen Gewohnheit ist erst vor wenigen Jahren in Mecklenburg beseitigt worden. Dort wurde ein zum Pfingstbraten (!) bestimmter fetter Ochse, der sogenannte „Pfingstochse", am Donnerstag oder Freitag vor dem Feste von den Schlächtern feierlich durch die Stadt geführt, mit einem Blumenkranze um das Haupt, die Hörner mit Gold- und Silberschaum belegt und mit einer Citrone auf der Spitze, endlich auch am Schwanz mit Blumen und bunten Bändern geschmückt.[1]

Aussehen wie eine Pfingstrose heißt: runde rote Backen haben, wie die Blütenköpfe der Päonie.

927. Ein Pflaster bekommen.

Wie dem Kranken ein Pflaster zur Linderung und Heilung auf die Wunde gelegt wird, so versteht man in übertragenem Sinne unter Pflaster eine Anerkennung oder Auszeichnung, die unmittelbar auf eine Herabsetzung erfolgt, gleichsam zur Heilung der frisch geschlagenen Wunde oder wenigstens um die Schmerzen zu stillen. Ein Staatsbeamter z. B., der beim Aufrücken übergangen worden ist und in den Ruhestand versetzt wird, erhält wohl als Pflaster einen Titel oder einen Orden; ein fleißiger Schüler, der begabteren um ein paar Plätze weichen muß, bekommt vielleicht als Pflaster eine Prämie.

928. Einen Pflock zurückstecken.

S. v. w. es einmal nicht genau nehmen, milde urteilen, von einem nicht so viel verlangen wie gewöhnlich oder wie von den andern. An dem Pflock ist die Schnur befestigt zu denken, die die zu erreichende Linie bezeichnet. Vgl. den ähnlichen bildlichen Ausdruck: seine Anforderungen zurückschrauben.

Dagegen bedeutet einen Pflock davorstecken s. v. w. bis hierher und nicht weiter! Der Pflock ist hier der Rie-

[1] Übrigens wird auch in Paris in den letzten Faschingstagen ein aufgeputzter Mastochse von Fleischergesellen durch die Straßen geführt; daher die französische Redensart: promener comme le bœuf gras.

gel, der in die Öse am Thürpfosten gestoßen wird, daß die Thüre nicht geöffnet werden kann.

929. Mit seinem Pfunde wuchern.

S. v. w. seine Geistesgaben benutzen; der Gegensatz dazu ist: sein Pfund vergraben. In Schillers „Räubern" I, 2 fragt Spiegelberg Karl Moor: „Und Du willst also Deine Gaben in Dir verwittern lassen? Dein Pfund vergraben?" Beide Wendungen beruhen auf dem bekannten biblischen Gleichnis Matth. 25, 15 fg. (Luk. 19, 12 fg.). Und auch Talent — wunderbar! — hat von hier aus seinen Bedeutungswandel angetreten; das τάλαντον des griechischen Textes, das talentum der Vulgata ist das entsprechende Wort des Altertums für unser Pfund in seiner eigentlichen Bedeutung.

930. Philister

ist nach studentischem Sprachgebrauch jeder Nichtstudent; dann jeder engherzige Spießbürger.[1] Diese übertragene Bedeutung des alttestamentlichen Namens hat sich jetzt in allen Schichten des Volks eingebürgert; ausgegangen soll sie um 1700 von Jena sein. Für ihre Entstehung wird folgende Geschichte erzählt, die, wenn nicht wahr, doch hübsch erfunden ist. Als bei einer Schlägerei zwischen Studenten und Bürgern ein Student, und zwar einer der Senioren, sein Leben eingebüßt hatte, predigte bei der Beerdigung der

[1] Trefflich schildern ihn die Verse:

Wer da, wo Traubensaft vom Rhein
Der Männer Herz erfrischet,
Den Göttertrank mit Gänsewein
In seinem Becher mischet,
Und wo ein freies Lied ertönt,
Gesichter zieht und Seufzer stöhnt;
Wer immer vom gesunknen Staat
Und bösen Zeiten pimpelt,
Und jede kühne Männerthat
Spießbürgerlich begimpelt,
Und alle Musenkünste schilt,
Weil sich dadurch der Sack nicht füllt:
Der ist ein Herr Philister!

Superintendent Götze heftig gegen diesen Totschlag und sagte, es sei bei diesem Mordhandel hergegangen, wie dort stehe geschrieben im Buche der Richter 16, 20: „Philister über dir, Samson!“ Und in schwungvoller Rede schilderte er es nun ausführlich, wie der Erschlagene von den Wächtern überfallen worden sei, so wie einst Simson von den Philistern. Von da an hätten die Jenaer Studenten die nichtstudentischen Bürger der Stadt einfach „Philister“ genannt.

Besonnener hat sich Schrader[1] die Entstehung des Wortgebrauchs in Universitätskreisen zurecht gelegt. Das akademische Volk habe sich, bibelfest wie es früher war, mit dem auserwählten Volke des Alten Bundes verglichen und sich wegen seiner geistigen Interessen so erhaben über der bürgerlichen Welt gefühlt, wie die alten Juden über ihren verachteten Erzfeinden, den Philistern, die Simson mit einem Eselskinnbacken zu Paaren trieb.

Ins Philisterium gehen, von einem Studenten, der nach Vollendung seiner Studien ins bürgerliche Leben übergeht; philiströs s. v. w. beschränkt in seinen Ansichten, seinem Thun und Treiben.

931. Eine Pike auf jemand haben.

Auch: einen Piek, einen Pick auf ihn haben, s. v. w. ihm wegen etwas grollen, in der Erwartung, ihn noch einmal zur Rede setzen zu können, wie der seinen Gegner zu treffen gedenkt, der die Pike, den Spieß mit der Spitze auf ihn gerichtet hält.

932. Von der Pike auf dienen.

S. v. w. von der untersten Stufe auf. Ursprünglich von dem Feldherrn oder dem hohen Offizier gesagt, der einst als junger Bursche unter den gemeinen Soldaten, die Pike, den Spieß in der Hand, gedient hat und sich allmählich von Stufe zu Stufe zu hohen militärischen Ehren emporgeschwungen hat. Ein Beispiel dafür giebt der Wachtmeister in „Wallensteins Lager“ dem jungen Rekruten:

---

[1] Der Bilderschmuck der deutschen Sprache, S. 351.

Da ist der Chef vom Dragonercorps,
Heißt Buttler, wir standen als Gemeine
Noch vor dreißig Jahren bei Köln am Rheine,
Jetzt nennt man ihn Generalmajor.

Heute wird die Redensart in jedem Beruf angewendet.

933. Man gedenkt seiner, wie des Pilatus im Credo.

Schon Sebastian Franck hat die Redensart erklärt: „Wenn man den Catechismum lehret die jungen Kinder, so sagt man ihnen im Glauben: Ich glaub an Jesum Christ, der da gelitten hat unter Pontio Pilato, gekreuziget, gestorben und begraben. Des Pilati wird hie gedacht, aber in keinem guten Sinn, denn man sagt, er hab Jesum Christum zum Tod des Kreuzes geurtheilt und sey schuldig am Sterben des Sohnes Gottes. Des Herostrati gedenkt man auch, aber eben wie Pilatus im Credo, d. i., daß er hat übel gethan.“[1] Und im 34. Abschnitt von Murners „Schelmenzunft“, der überschrieben ist „Pilatus im Credo“, heißt es von V. 15 ab:

Wen man dyn gedenckt also,
wie pilatus im credo,
so soltstu selten werden fro.
Das ist pilatus testament,
wen einer nach sym letsten endt
Vff erden laßt ein bösen namen,
Des all syn kindt sich miessent schamen.

934. Eine bittere Pille.

So nennt man bildlich eine Unannehmlichkeit, die unvermeidlich ist, die man hinunterschlucken muß. Lehm. 84 (Beschwerden 73) giebt einen guten Rat für solche Fälle: „Pillen muß man schlucken, nicht käwen.“

935. In die Pilze gehen.

S. v. w. verloren gehen, wie sich Frauen oder Kinder beim Suchen nach Pilzen für den Zuschauer im Walde

[1] Wie anrüchig der Name Pilatus früher war, dafür noch ein Beispiel aus der Einleitung zum zweiten Teile des simplicianischen Vogelnestes. Da sagt der ehrliche Grimmelshausen, wer sein Buch satt habe, könne es seinetwegen „kühnlich in das Wasser, in das Feuer oder wol gar in deß Pilati heimliche Cantzley werffen“.

verlieren. Wer naseweis fragt, wo jemand stecke, wird mit der Antwort abgefertigt: er ist in die Pilze gegangen. Ähnliche Wendungen sind: in die Binsen, in die Nüsse, in die Wicken gehen; vgl. auch Nr. 210. Noch anders in Ostfriesland: He geit in de Röven, d. h. er macht es nicht lange mehr; he kummt der mit in de Röven, er bringt sich in die Patsche (Kern und Willms Nr. 991 fg.).

936. Wachsen wie die Pilze.

Sprichwörtlich von schnellem, reichem Emporschießen alles Werdenden; auch Bücher z. B. schießen heutzutage wie die Pilze aus der Erde hervor. Wie richtig der Vergleich ist, weiß jeder, der es einmal beobachtet hat, wie bei günstiger Witterung in wenigen Tagen Pilz an Pilz aus dem feuchten Waldboden emporbringt.

Aber auch dieses Wort hat seine Kehrseite. Birlinger hat in der „Germania" 16, S. 86 aus Bocks Kräuterbuch vom Jahre 1560 folgende Stelle mitgeteilt: „Gemelte schwemme verwelken und verdorren im meyen, werden offter der zeit im ganzen jar nit mer gesehen. Dannenher ein sprichwort auffkommen: du wechst und nimmest zu wie die morchel im meyen."

937. Das ist mir Pipe!

Die Redensart ist eigentlich niederdeutsch, ist aber heute doch auch in Mitteldeutschland verbreitet; sie bedeutet: das ist mir gleichgiltig. Pipe ist Pfeife, die Pfeife aber ist längst in unsrer Sprache typisch für eine verachtete Kleinigkeit, vgl. die alte Redensart: ein Roß um eine Sackpfeife geben.

Auch die gute deutsche Wurst wird so verächtlich behandelt; was ist dem Norddeutschen nicht alles Wurscht![1]

Bormann läßt in einem seiner witzigsten Gedichte in der Leipziger Mundart den besiegten Napoleon ausrufen: „Belkerschlacht, de bist mr Sauce!"

[1] Ebenso: das ist mir Pomade, womit aber das Eigenschaftswort pomadig (langsam) nichts zu thun hat; dieses ist vielmehr aus poln. pomalu im 17. Jahrh. entlehnt: noch heute heißt es in ostmitteldeutschen Mundarten bomale, bumäle.

938. Wie aus der Pistole geschossen.

Bezeichnet nicht bloß die Schnelligkeit, sondern auch das Runde, Nette, Prompte, Exakte an einer Leistung. (Vgl. wie aus dem Ei geschält.)

939. Er hat die Platte geputzt.

S. v. w. er hat Schluß gemacht. Wenig wahrscheinlich ist die Erklärung, daß die Redensart vom Maler stamme, der sein Farbenbrett, seine Palette, am Schlusse der Arbeit putze, ehe er sich von der Staffelei wegbegebe. Der Maler nennt die Palette nicht Platte und hat sie nie so genannt. Der ursprüngliche Sinn wird wohl sein: er hat reinlich abgegessen, sodaß unter der Platte eigentlich das Speisebrett zu verstehen wäre.[1]

940. Auf dem Platze bleiben.

Ein verhüllender Ausdruck für: im Kampfe fallen, der die schmerzliche Nachricht schlicht und ernst und schonend mitteilt. Ein wunderbares Spiel des Zufalls will es, daß dieselben Worte auch bedeuten können: Sieger in einem Zweikampf sein, das Feld behaupten. In übertragenem Sinne z. B. in den großen Worten der Lady Milford (Kabale und Liebe, II, 3): „Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platze bleiben wird."

941. Noch ist Polen nicht verloren.

Diese Worte sind ursprünglich der Text zu einem polnischen Marsche, mit dem die Polen 1796 auf das Finis Poloniae! antworteten, das man in Deutschland ihrem heldenhaften Führer Kosziusko in den Mund gelegt hatte. Vgl. Büchmann, S. 338. Jeder Deutsche ruft die Worte

[1] Dirksen (Meiderícher Sprichwörter Nr. 202) vergleicht die Meiderícher Redensart „den heet de plaht geputz" nicht nur mit der ostfriesischen „he hed de plate puhst", sondern auch mit dem Ausdruck: sich aus dem Staube machen, und erklärt höchst seltsam: „Wer versucht, den Staub von der Herdplatte durch Pusten (Blasen) zu entfernen, bekommt Haare und Augen voll Asche und ist gezwungen, die Stube zu verlassen."

heute unbedenklich aus, wenn er eine Sache noch nicht verloren geben will.

942. Polnische Wirtschaft.

Sprichwörtliche Bezeichnung für ein wirres Durcheinander, wo es vor lauter Unordnung zu nichts kommt, wie es auf manchem polnischen Reichstag der Fall gewesen ist; im ersten Akt seines „Demetrius" hat Schiller so einen polnischen Reichstag mit seiner sprichwörtlichen Verwirrung in großen Zügen dargestellt.

Daß aber polnische Wirtschaft nicht nur im polnischen Reichstage war, lehrt die in Sachsen gebräuchliche Wendung: hier sieht's ja aus wie in Polen! Noch anders in Schlesien: es sitt aus wie im pulschen Kriege.

943. Einen von Pontius zu Pilatus schicken.

Die stabreimende Redensart, die mühevolles, meist zwecklosses Hin- und Herschicken bezeichnet, scheint auf den ersten Blick barer Unsinn zu sein: Pontius und Pilatus sind doch derselbe Mann. Gemach, lieber Leser! Christus wurde von Pontius Pilatus zu Herodes und von Herodes zurück zu Pontius Pilatus geschickt; die Redensart ist also ein Witzwort und nicht das schlechteste, das der deutsche Volkshumor geschaffen hat. Den Anlaß dazu werden wohl die vielen Aufführungen von Passionsspielen in Deutschland zur Osterzeit gegeben haben: auf der einen Seite der Bühne wurde das Haus des Pilatus, auf der andern das des Herodes gedacht, sodaß das Hin und Her zu deutlichster Anschauung kam.

Landschaftlich heißt es übrigens auch: einen von Herodes zu Pilatus schicken; auch das umgekehrte kommt vor.

944. Wie ein Posaunenengel aussehen.

Diese Vergleichung gesunder, roter, pausbäckiger Gesichter erinnert an die Redensarten: dem hängt der Himmel voller Geigen (Nr. 563) und: die lieben Engelchen singen hören (Nr. 296). Das himmlische Orchester, von dem da eigentlich die Rede ist, ist ja oft genug dargestellt worden; lange Zeit ist es ein beliebter Schmuck der Orgel gewesen, das Pfeifengebäude mit einem Kranze musizierender schwebender

Engel zu umgeben; dabei mögen die Engel, die mit vollen Backen in die langen Posaunen bliesen, besonders in die Augen gefallen sein und zu dem Vergleiche gelockt haben.

945. Possen reißen.

Das thut der Hanswurst, wenn er der Menge seine Mätzchen und Späße vormacht. Eigentlich sind nur seine Gesichtsverzerrungen damit gemeint; er schneidet Fratzen wie ein Holzschneider und reißt Possen, wie ein Zeichner Karikaturköpfe auf dem Reißbrett mit der Reißfeder reißt, entwirft. Sind doch Possen selbst eigentlich nur Zieraten an Kunstwerken, Schnörkel im eigentlichsten Sinne, das Reißen des Zeichnens gehört also von Anfang an dazu.[1]

Die Redensart wird im 16. Jahrh. schon in dem übertragenen Sinne gebraucht: Thorheiten begehen, z. B. in Rebhuns „Susanna" V, 247:

Das müst yhr selbs am besten wissen
Was yhr fur bossen habt gerissen.

946. Post festum.

Wer oder was post festum kommt, kommt zu spät; wörtlich übersetzt: nach dem Feste, wobei ursprünglich an einen kirchlichen Festtag gedacht worden sein mag. Dafür sprechen auch die ältern gleichbedeutenden Redensarten: du kommst, wann der Ablaß geben ist, wann die Kirmeß aus ist. Das obersächsische „du kommst einen Posttag zu spät" sieht aus wie zurecht gemacht aus dem lat. post. Vgl. noch frz.: moutarde après diner.

947. Posto fassen.

Ein ursprünglich militärischer Ausdruck für: sich aufstellen, wie so vieles auf diesem Gebiete (vgl. Soldat, Kartaune, Marketender) im 16. Jahrh. aus dem Italienischen entlehnt, wo posto den Standort bedeutet. In seinem ursprünglichen Lebenskreise wird das Wort z. B. von Prinz Eugen in einem alten Liede auf die Schlacht bei Peterwardein gebraucht:

[1] Daher wohl auch bosseln, von kleiner, knauplicher Handarbeit gesagt, in engerm Sinne s. v. w. getriebene Arbeit machen, vgl. frz. bosseler und ouvrage à bosse.

Thät in guten Posto stehen,

d. h. in einer militärisch günstigen Stellung. Dasselbe posto, nur unsrer Sprache mehr angeglichen, steckt in Posten, während die Post auf ital. posta zurückgeht und wahrscheinlich eigentlich den Standort der Pferde meint, an dem die reitenden Boten umsattelten, frische Pferde bestiegen.

948. Das Prä haben.

Mundartlich auch: das Preh haben, s. v. w. den Vorrang haben, die erste Geige spielen, eine Redensart, deren Sinn leicht, deren Form aber schwer zu erklären ist. Denn wie mag die lateinische Präposition prae in diese deutsche Verbindung geraten sein?[1] — Ein altes Beispiel bietet der Anfang eines allegorischen Liedes vom Jahre 1656 auf den Sieg der Luzerner bei Vilmergen:

Ein reine Magd Ihrn Kranz noch tragt,
Und prangt trutz allen Damen;
Sie hat das prae Am Zürcher See
Und gar ein großen Namen.

In den Alpen spricht man auch von Präochsen und Präkühen, sogar von Präraufern.

949. Präambeln machen.

Auch: er macht viel Präludien, d. h. lange Vorreden, Einleitungen, ehe er zur Sache kommt. Von mittellat. praeambulum, woraus im 14. und 15. Jahrh. Preambel, Priamel wurde. Das Wort bezeichnet eine Art kleinern Spruchgedichts, deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß auf eine ganze Reihe von Vordersätzen ein abschließender knapper Hauptsatz folgt. Daher die Redensart. Schon im 12. Jahrh. ist deutsche Spruchweisheit in diese Form gefaßt worden, zu hunderten hat dann das 15. Jahrh., die Zeit der bürgerlichen Dichtung, Priameln geschaffen.

950. Einen an den Pranger stellen.

S. v. w. ihn bloßstellen, ihn dem öffentlichen Gespött preisgeben. Pranger hieß der steinerne Pfeiler oder hölzerne Pfahl, woran Verbrecher, durch ein Halseisen festgehalten,

[1] Vielleicht aus der Kartenspielersprache, wo das Prä haben gebraucht worden wäre für: in der Vorhand sein?

vor aller Welt zur Schande ausgestellt wurden. Von prangen, das doch nur in ironischem Sinne den Namen für diesen Schandpfahl hergegeben haben könnte, wird der Pranger schwerlich genannt sein; das Wort ist ursprünglich niederdeutsch, und niederländisch pranger, Halseisen, gehört zu den Worten prang, Bedrängnis, und prangen, drücken, pressen. Vgl. Kluge, Etym. Wörterbuch, 5. Aufl., S. 288. Der Pranger ist nun zwar längst abgeschafft, die Redensart aber ist geblieben: so „führt die Sprache altes Leben fort". In übertragenem Sinne braucht z. B. Schiller die Wendung im „Tell" (III, 3): „Wir stehen hier am Pranger vor dem Hut."

951. Wie auf dem Präsentierteller sitzen.

Wer in einer großen Versammlung einen Platz angewiesen bekommt, wo er allen sichtbar ist, drückt sein Unbehagen wohl in dem witzigen Bilde aus: „Hier sitzt man ja wie auf dem Präsentierteller!" Daher nennt der Leipziger Volksmund den ersten Rang im Theater scherzhaft den Präsentierteller.

952. Jemand prellen.

Geprellt, d. h. prellen gemacht, wurde und wird eigentlich der Fuchs zur Belustigung der Jäger, indem er auf einem ausgespannten Netze oder Tuch so lange in die Höhe geschnellt wird, bis er tot ist. Sogar Damen haben dieser nobeln Passion gefröhnt. Der übertragene Sinn, in dem prellen heute fast ausschließlich gebraucht wird (betrügen), wird in der Studentensprache entstanden sein, wo die Art, wie „Füchse" behandelt wurden, vielleicht mit dem Prellen der wirklichen Füchse verglichen worden ist.

In der dritten Scene von „Wallensteins Lager", wo ein Scharfschütz einem Kroaten ein kostbares Perlenhalsband um ein Paar Terzerole, seine Mütze und seine Feldflasche abschwindelt, ruft der Trompeter zu dem Handel: „Seht nur, wie der den Kroaten prellt!"

953. Er ist pudelnaß.

Pudel, Pfudel ist ursprünglich, wie noch heute in vielen Mundarten Deutschlands, nichts anderes als Pfütze, pudeln

heißt: im Wasser plätschern. Von diesem Pudeln hat der Pudelhund seinen Namen, kurzweg Pudel genannt.]

Pudelnaß (in Fischarts „Gargantua" dafür pfudelnaß und in der „Viel vermehrten Moskowitischen . . Reisebeschreibung" von Olearius, 1696, sogar pfützenaß) ist also ein bloßer „Volkssuperlativ", kein Vergleich etwa mit einem begossenen Pudel. Während pudelnaß immer nur so viel bedeutet wie: tüchtig durchnäßt, wird das Bild vom begossenen Pudel auf bestürzte, jämmerliche Menschen angewendet, von denen wir auch einfach sagen: er war ganz begossen, mundartlich: betrost.

Schon 1618 heißt es im Volkslied von den zum Prager Rathausfenster hinuntergeworfenen Herren, sie hätten sich davongeschlichen „alsam begoßne Hund". Nicht ganz klar, wie oft Schillers Bilder, ist der Vergleich Spiegelbergs (Räuber, II, 3) von einem, der Angst kriegt: „Tausend Sakerment! Da hättest du den Kerl sehen sollen die Augen aufreißen und anfangen zu zappeln wie ein nasser Pudel —."

954. Der hat das Pulver nicht erfunden.

Von einem einfältigen Menschen. In Ifflands „Jägern" II, 5 sagt Anton zu Friederike: „Ich habe wenig, vornehm bin ich nicht, es kann auch seyn, daß ich das Pulver nicht erfände — aber so viel gesunden Sinn, als man fürs Haus braucht, traue ich mir zu." Und Gutzkow hat die Redensart zu einem Haupttreffer in der Scene des Tabakskolleginms in „Zopf und Schwert" benutzt. Da entgegnet der Erbprinz von Baireuth auf die Frage, was der alte Dessauer erfunden habe: „Das Pulver kann's nicht sein, denn das hat schon Herr von Seckendorf erfunden." Wer es denn aber nun eigentlich erfunden hat, wissen wir nicht, es scheint zu wiederholten Malen „entdeckt" worden zu sein. Ähnlich bezeichnet der Italiener einen Dummkopf mit den Worten: Non aver ritrovato la carta da navigare; noch anders der Pariser: n'avoir inventé le fil à couper le beurre.

955. Das ist der springende Punkt.

Auch oft lateinisch: das ist das punctum saliens, was schon auf eine gelehrte Quelle des Ausdrucks deutet. Und er hat denn

auch die gelehrteste, wie Büchmann gezeigt hat. Die aristotelische Bezeichnung der Anfänge des Lebens im Ei des Vogels als eines Punktes, der wie ein Lebewesen hüpfe und springe, ist in der Sprache der Humanisten als punctum saliens wiedergegeben worden und hat sich von hier aus weiter verbreitet. Das punctum saliens ist also eigentlich der Kernpunkt des Lebens, der Punkt, in dem die ganze spätere Entwicklung eines Wesens beschlossen liegt, übertragen: der Punkt, auf den alles ankommt. Im ursprünglichen Sinne noch in Schillers Gedicht „Der Genius" in der Charakterisierung der goldenen Zeit:

Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt.

Auch von einem wunden Punkt reden wir bildlich zur Bezeichnung einer Schwierigkeit, einer dunkeln Stelle, eines faulen Flecks, der, wie eine Wunde, geheilt sein möchte und doch leise angefaßt sein will.

956. Bis in die Puppen.

Der Ausdruck hat sich von Berlin aus verbreitet. Im Berliner Tiergarten giebt es nämlich einen Platz, in dem französischen architektonischen Geschmack der Gartenkunst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts angelegt, der wie ein Stern nach acht Richtungen der Windrose Wege ausstrahlt und deshalb noch heute im Berliner Volksmunde „der große Stern" heißt. An den Mündungen der acht Alleen sind, ganz im Geschmacke jener Kunst, Statuen aus der antiken Götterwelt aufgestellt, und diese Statuen nannte der Berliner „Puppen". Bis in diese Puppen zu gehen, war früher ein verhältnismäßig weiter Weg für Berliner Spaziergänger; „bis in die Puppen gehen" bedeutete also: sehr weit gehen.

Auch diese Wendung (vgl. Nr. 402), ursprünglich an einen ganz bestimmten Ort geknüpft, hat sich die Übertragung auf die Zeit gefallen lassen müssen (mancher schläft bis in die Puppen) und sogar auf geistiges Gebiet (wer z. B. aus einer Voraussetzung eine Menge Schlüsse zieht, von denen

einer immer weiter abliegt als der andre, der folgert bis in die Puppen).

957. Einen Pyrrhussieg erfechten.

S. v. w. einen mit großen Verlusten verbundenen Sieg davontragen; einen zu teuer erkauften Erfolg haben. Nach dem im Jahre 279 v. Chr. über die Römer errungenen Siege bei Asculum soll König Pyrrhus von Epirus ausgerufen haben: „Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren!"

Q.

958. Quacksalber.

Verächtliche Bezeichnung für einen Arzt oder einen Apotheker, ursprünglich wohl für Jahrmarktsärzte und Wunderdoktoren, die ihre Kunst und ihre Mittel von der Treppe der Meßbude herab der Menge anpriesen, denn Quacksalber bedeutet: quakender Salbenmann. Der berühmteste dieser Gesellen war der Doktor Eisenbart.

959. Quark.

Das Wort bedeutet bildlich s. v. w. wertloses Zeug; ursprünglich im Gegensatz zur Milch? Es stammt aus dem Slavischen und ist auch heute noch auf das östliche Mitteldeutschland beschränkt; merkwürdig ist aber, daß andere landschaftliche Ausdrücke für dieselbe Sache genau so bildlich verwendet werden wie Quark, z. B. das in Mittel- und Niederdeutschland verbreitete Schmand[1], das elsässische Hasekas. In Leipzig sagt man: Quarkspitzen! in dem Sinne von: weit gefehlt! damit ist es nichts!

960. Mit jemand auf dem Quivive stehen.

S. v. w. sich gegenseitig beargwöhnen; eigentlich wie eine französische Schildwache an der Landesgrenze auf den Feind

[1] In Thüringen bedeutet Schmand s. v. w. Schmutz, Dreck, womit Kluge (Etym. Wörterb. unter Schmant) die Thatsache vergleicht, daß „Schmutz" im Oberdeutschen „Fett" bedeutet und das mittelhochdeutsche ram sowohl Rahm wie Schmutz. Vgl. auch got. smarna, Schmutz, Mist, und althochd. smero, Schmeer.

passen, denn von dem Rufe der französischen Schildwache: qui vive? wer da? ist die Redensart genommen.

R.

961. Ein weißer Rabe.

S. v. w. eine große Seltenheit. Vgl. Syll. 30: „Alba avis. Ein Glückvogel?" Schon im „Renner" V. 8426 fg.:

Selten wir gesehen haben
swarze swanen und wize raben.

In Wahrheit giebt es überhaupt keine weißen Raben, während schwarze Schwäne heute nicht mehr als große Seltenheit gelten können.

962. Rädelsführer.

S. v. w. Haupt einer Verschwörung, Leiter eines Aufstandes. Nach Schmellers Vorgang stellt man noch heute das Wort Rädelsführer gewöhnlich zu bairisch Rädel, d. i. kleiner Kreis Zusammenstehender, Reihen, Tanzlied, und vergleicht wegen der Bedeutungsentwicklung engl. ringleader (zu ring, Kreis). Sicher bezeugt ist Rädel für keine der drei angegebenen Bedeutungen.

„Wie man's treibt, so geht's" ist wohl der einzige gemeindeutsche Rest der alten Redensart: sein Rädlein treiben, das Rädle treiben. Vgl. Lehm. 930 (Zeit 11): „Wann etliche in Sachen vnnd Geschäfften gar eyffrig vnnd hitzig seyn, das Rädlein starck treiben, so vergehts doch mit der Zeit, vnd was zuvor war nichts, das wird zu nicht." In einem Schweizer Spottlied vom Jahre 1656:

Weil er Schabab,
Drum zieht er ab,
Heimwärts sein Rad zu trüllen.

Und in Luthers „treuer Vermahnung an alle Christen" u. s. w.: „Es ist nicht unser Werk, das jetzt geht in die Welt.. Ein anderer Mann ist's, der das Rädle treibt." Dazu auch das schweizerische Kompositum „Rädlitriber" in Hans Rudolf Manuels Weinspiel V. 1099 fg.:

Ich wil ufwiglen unsre wiber,
Das sind die rechten rädlitriber.

Kein Zweifel, daß sich diese Wendung (in der unter dem Rädle natürlich ein wirkliches Rad zu verstehen ist), dem Sinne nach auch in den beiden zuletzt angeführten Stellen, eng mit dem Ausdruck Rädelsführer berührt. Um ihn freilich mit Sicherheit aus ihr ableiten zu können, müßte man in den alten Belegen noch die Brücke zwischen dem Treiben des Rades und dem Führen des Rades schlagen können; einstweilen bleibt Schmellers Erklärung immer noch die wahrscheinlichere.

963. Wie gerädert sein.

S. v. w. durch große Anstrengungen sich abgemattet und wie zerschlagen fühlen. Das Rädern war in alter Zeit eine grausame Todesstrafe; dem Verbrecher wurden die Glieder zerschmettert, entweder mit einem Rade, das über ihm in Schwung gesetzt wurde, oder mit eisernen Keulen. Sobald Arme und Beine zerschmettert waren, wurde ihm gewöhnlich der sogenannte Gnadenstoß in die Brust gegeben. Zuletzt wurde der Leichnam aufs Rad geflochten und so auf einer hohen Stange ausgestellt.

Auf eben diese schmachvolle Strafe des Mittelalters geht auch der bildliche Ausdruck zurück:

964. Eine Sprache radebrechen.

D. h. eigentlich sie mit dem Rade zerbrechen; dann s. v. w. sie verstümmeln, mißhandeln. Man radebrecht eine Sprache, wenn man sie nur in unverständlichen Bruchstücken zu reden vermag.

965. Den Rahm abschöpfen.

S. v. w. das Beste oben wegnehmen; ähnlich: das Fett abschöpfen (eigentlich von einer fetten Fleischbrühe). Wenn z. B. A aus den Briefen eines großen Mannes das Wichtigste im Auszug mitteilt, ehe sie B vollständig herausgiebt, so schöpft er dem B das Fett ab.

966. Außer Rand und Band sein.

S. v. w. sich nicht in Ordnung befinden, gern von ausgelassenen Kindern gesagt. Die gereimte Häufung des Begriffes der Schranken, die übertreten worden sind, verstärkt den Begriff der Übertretung.

967. Mit einer Sache zu Rande kommen.

S. v. w. damit zu Ende kommen, eine Wendung, in der uns das Bildliche fühlbarer geblieben iſt als in andern gleichbedeutenden Ausdrücken, denn zu Ende kommen iſt ja urſprünglich ganz dasſelbe Bild, zumal da Ende urſprünglich nur das Äußerſte, alſo auch Rand, Saum bedeutet. Leſſing (Nathan III, 7): „Du biſt zu Rande.“

968. Einem den Rank ablaufen.

Verkehrt iſt es zu ſchreiben: einem den Rang ablaufen, als ob man ihn um einen Rang, eine Stufe überflügeln wollte, denn der eigentliche Sinn der Redensart iſt: einem Läufer, der einem ein Stück voraus iſt, doch noch zuvorkommen, dadurch daß man die Krümmung, die er macht, den Rank (vgl. Ranke), vermeidet, ſie auf einem geraden Wege gleichſam abſchneidet. So Simpl. I, 207: „Weil ſie mich noch endlich zu überwinden verhoffte, verlegte ſie ihm alle Bäſſe und lieffe ihm alle Ränke ab.“

Der Ausdruck Ränke ſchmieden weiſt auf die übertragene Bedeutung von Rank, d. i. Liſt, und erklärt ſich ebenſo wie ſchon in der Egenolffiſchen Sammlung die alte Redensart Rinken gießen erklärt wird: „Rincken ſeind krumm, vnnd man bleibt offt drinnen behangen. Alſo gieſſen Rincken, die mit aller büberey vmbgehen, andere leut damit zu betriegen, vmb jres genieß willen.“

969. In die Rapuſche kommen.

S. v. w. verloren gehen. Wir denken uns wohl unter Rapuſche nach dem Klange des Wortes etwas ähnliches wie eine allgemeine Verwirrung; aber eigentlich iſt Rapuſche ein böhmiſches Wort für Kerbholz, das wir zu Ausgang des Mittelalters entlehnt haben. Das Geld, das auf dem Kerbholz ſteht, iſt verloren zu geben. In einer gereimten „Zeitung“ von 1740:

In Welſchland geht es närriſch her,
Da werden auch gewiß nunmehr
Des Reiches alte Leben,
Die man mit harter Noth behaupt't,
Und die ſchon der und der beraubt,
In die Rapuſe geben.

970. Rattenkönig

heißt eigentlich die Erscheinung, daß mehrere Ratten, mit den Schwänzen verfitzt, aneinander hängen; bildlich: eine ganze Menge von Fehlern, Mißverständnissen u. dgl., die sonst nur vereinzelt auftreten.

971. Auf den Raub.

S. v. w. flüchtig. Auf den Raub baut der Bergmann, wenn es ihm nur auf augenblickliche, schnelle Gewinnung von Metallen ankommt, wenn er gleichsam nur rauben will; dann verwendet er auf die Anlegung der Stollen und Gänge wenig Sorgfalt und denkt nicht an Erhaltung oder spätere gründliche Ausbeutung der Grube. Von diesem „Raubbau" stammt der übertragene Sinn von Wendungen wie: jemand auf den Raub sprechen, etwas auf den Raub abzeichnen u. s. w.

972. Das räudige Schaf, das die ganze Herde ansteckt.

Von einem Narren, der nach dem Sprichwort zehn andere macht; auch von einem gottlosen Buben, der zehn andere macht. Es ist bekannt, daß sich räudige Schafe gern recht nahe an andere machen, um sich zu jucken. So kommt es, daß bald die ganze Herde angesteckt ist. Vgl. Juvenal 2, 79:

grex totus in agris
unius scabie cadit et porrigine porci.

973. Die Rechnung ohne den Wirt machen.

S. v. w. sich täuschen, immer in Beziehung auf etwas Zukünftiges gesagt. Denn wer, was er im Wirtshaus ißt und trinkt, nach eigenem Ermessen schätzt, wird meist die Erfahrung machen, daß er sich verrechnet hat, daß es der Wirt höher anrechnet, wird meist einen Strich durch die Rechnung gemacht bekommen. Vgl. Lehm. 936 (Zehrung 20): „Wer die Zech ohn den Wirth macht, muß zweymahl rechnen." Engl.: to reckon without one's host; frz.: compter sans son hôte; auch ital.: chi fa il conto senza l'oste, lo fa due volte. Die Ausdrücke: seine Rechnung bei etwas finden, auf seine Rechnung kommen erklären sich so, daß bei einem gemeinsamen Unternehmen ein Teil-

nehmer zum Schlusse das gewinnt, was er für sich vorher ausgerechnet hat. Vgl. frz. trouver son compte.

974. Aus dem Regen in die Traufe kommen.

S. v. w. ein Übel vermeiden und dafür einem andern, schlimmern verfallen. Ursprünglich von einem, der sich bei Regenwetter an die Häuser unter den überspringenden Rand der Dächer flüchtet, aber dabei unter die Traufe gerät und nun doppelt naß wird. Früher dafür auch: vom Galgen auf das Rad kommen. Vgl. Syll. 94: „Incidit in Scyllam cupiens vitare charybdim. Der der Troffen entlauffen wil, der kömpt mit all in den Platzregen. Ich wil den Rauch umbgehen, und komme gar ins fewr." Noch anders in Luthers „Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauerschaft in Schwaben": „Sehet euch vor mit eurer Freiheit, daß ihr nicht dem Regen entlaufft und fallet ins Wasser."

Vgl. lat.: de calcaria in carbonariam pervenire, Tertullian, Carn. Chr. 6; tendere de fumo ad flammam, Ammian 14, 11; 28, 1. Frz.: tomber de la poële dans la braise. Engl.: to fall out of the frying pan into the fire. (S. auch Nr. 230.)

975. Sich an jemand reiben.

S. v. w. seinen Unwillen, seine Empfindlichkeit, seinen Haß oder auch nur in herausfordernder Weise seinen Mutwillen an jemand auslassen. Im „Theuerdank":

Ich wil all seinem rath absagen,
Und mich für seiner list und wüten
Mit Gottes hilff wissen zu hüten
Wo er sich weitter an mich reibt.

Während reiben so in die Bildlichkeit hinaufgerückt ist, ist von unten für das eigentliche Reiben in diesem Sinne rempeln eingetreten.

976. Bunte Reihe.

So nennen wir das abwechselnde Nebeneinandersitzen beider Geschlechter. Ob die Bezeichnung alt ist? Die Sache ist es jedenfalls. Schon im „Ruodlieb", einer der Form nach lateinischen, dem Inhalt nach deutschen epischen

Dichtung eines Tegernseer Mönches, etwa aus dem Jahre 1030, heißt es:

Maior maiori, iunior consedit herili.
Eius contribulis conviva fiebat herilis.

Dasselbe lehrt der „Biterolf" (V. 7399 fg.; vgl. Pietsch in der „Zeitschrift für deutsche Philologie", XVI), lehrt auch Heinrich von Freibergs „Tristan" V. 893 fg.:

er Tristan saz zu tische hin,
man sazte Isoten neben in
und ie zwischen zwein vrouwen guot
saz ein ritter hochgemuot,
ein vrouwe zwischen rittern zwein.

Goethe beginnt seine venezianischen Epigramme:

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe.

977. Wie reimt sich das?

So fragt man bei einer Nebeneinanderstellung von zwei Thatsachen, zwei Dingen, die nichts mit einander zu thun zu haben scheinen; gleichsam als ob der gleiche Ausklang ihre innere Zusammengehörigkeit bewiese. Vgl. Nr. 18. So singt Uhland in seinem „Metzelsuppenlied":

Es reimt sich trefflich: Wein und Schwein
Und paßt sich köstlich: Wurst und Durst,
Bei Würsten gilt's zu bürsten.

„Wie soll ich das wieder reimen?" fragt der alte Daniel, als ihn Franz Moor nach einem Beichtvater schickt. Und noch weiter zurück: über die Worte Doktor Ecks auf der Badener Disputation spottete ein gleichzeitiger Schweizer Dichter:

Sin wort die rimptend sich zur warheit
wie die nacht zur sonnenklarheit
und wie ein wolf zur orgel stimpt,
so er sich singens underwindt.

Derb verspottet endlich Burkhard Waldis einmal den Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig: er habe sich eines Wahlspruches angemaßt,

der sich zu jm reimbt gleich so vil
Wie der esel zum seytenspiel,
Gleich wie eyn Jud zum schweinen broten,
Als wan eyn fackel leucht eym todten.

Daher fügt man wohl auch hinzu, wenn man einem mehrere sich scheinbar widersprechende Dinge mitgeteilt hat: „Nun mach dir einen Vers drauf!“ Auch nennt man thörichtes, sich widersprechendes Geschwätz „ungereimtes Zeug“.

978. Revanche für Speierbach.

Diese Redensart wird vielfach in Hessen und Westfalen gehört, scheint aber im übrigen Deutschland fast unbekannt zu sein. Über ihren Ursprung berichtet M. von Ditfurth im dritten Kapitel seiner „Erzählungen aus der hessischen Kriegsgeschichte“ folgendes.

Am 14. November 1703 wurden die deutschen Truppen, unter ihnen ein von seinem Erbprinzen geführtes hessisches Corps, am Speierbach vollständig geschlagen. Als sich nun im folgenden Jahre am 13. August die französisch-baierischen Truppen gegen Eugen und Marlborough bei Höchstädt zum entscheidenden Kampfe stellten, erhielt der hessische Erbprinz die Aufgabe, mit seinen Schwadronen die Reiterei der Franzosen zu werfen. Ehe er jedoch das Zeichen zum Angriff gab, soll er im Vorbeireiten den hessischen Dragoner-Regimentern zugerufen haben: Heute, Dragoner, nehmt Rache für Speierbach! In der That wurden die Franzosen geschlagen, ihr Feldherr, der Marschall Tallard, gefangen und vor den Erbprinzen geführt, der ihn mit den Worten empfing: Ah, Monsieur le maréchal, vous êtes le très bien venu; voilà de la revanche pour Speierbach!

979. Riemenstecher.

S. v. w. ein geriebener, gewitzter Mensch, der auf die Dummheit andrer rechnet. Im „Renner“ V. 21813 werden die, die doppelsinnige Reden führen, mit Gauklern und Riemenstechern verglichen. Diese Riemenstecher waren früher auf allen Jahrmärkten und Volksfesten zu sehen; sie zeigten das Kunststück, wie man mit dem Messer leicht in die Mitte eines zusammengerollten Lederriemens treffen kann. Dabei wurde gewettet und die Menge meist übers Ohr gehauen.

980. Nach Adam Riese.

Diese Redensart, mit der man die Richtigkeit einer Rechnung zu bekräftigen pflegt, geht zurück auf die ver-

breitetsten und volkstümlichsten Rechenbücher des 16. Jahrhs.: Adam Rieses „Rechenung auff der linihen" (zuerst 1518 ohne Angabe des Druckortes erschienen) und „Rechenung auf der linihen und federn zal maß und gewicht auf allerley handierung gemacht" (zuerst 1522 in Erfurt erschienen). Der Verfasser, geb. 1492 in Staffelstein bei Bamberg, starb 1559 in Annaberg, wo er Bergschreiber war. (Vgl. B. Berlet, Zur Feier des vierhundertsten Geburtsjahres von Adam Riese.)

981. Du kannst mich um den Ring pfeifen.

Verächtliche Abfertigung eines Menschen, der uns lästig oder gleichgiltig ist, wie auch: du kannst mir auf dem Buckel hinaufkriechen oder eine bekannte noch derbere Redensart. Um den Ring pfeifen bedeutet natürlich: pfeifen, daß der andre darnach (um den Ring) tanzen kann. Hier fühlt sich der Tänzer als die wichtigere Person, während in der Redensart: nach jemandes Pfeife tanzen (vgl. Nr. 916) der Pfeifer als die wichtigere Person erscheint.

982. Ich kann mir's nicht aus den Rippen schneiden.

S. v. w. etwas Unmögliches kann ich nicht schaffen. Ähnlich ist das Weiße im Auge sprichwörtlich. Wer unverschämt viel verlangt und einen damit bis aufs Blut quält, den fragt der Ausgeplünderte: „Willst du nicht vielleicht noch das da?" indem er das untere Augenlid herabzieht, sodaß das Weiße am Auge sichtbar wird.

983. Vor dem Riß stehen.

S. v. w. für einen entstandenen Schaden die Verantwortung tragen, dafür aufkommen, eigentlich wie tapfere Männer vor den Riß traten, den der Feind in die Stadtmauer geschlagen hatte, und, sich für andre bloßstellend, den entstandenen Schaden wieder gut zu machen und weitern Gefahren vorzubeugen suchten. Das Bild findet sich öfter in Luthers Bibel, z. B. Hesekiel 22, 30: „Ich suchte unter ihnen, ob jemand sich eine Mauer machte und wider den Riß stünde gegen mir für das Land, daß ich's nicht verderbete; aber ich fand keinen." Ebda. 13, 5 heißt es von den falschen Propheten: „Sie treten nicht vor die Lücke,

und stehen nicht im Streit am Tage des Herrn.“ Ebenso Psalm 106, 23: „Und er sprach, er wollte sie vertilgen; wo nicht Mose, sein Auserwählter, den Riß aufgehalten hätte.“ Vgl. Nr. 198.

984. Etwas auf dem Rohre haben.

S. v. w. seine Absicht, seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet haben. Die Redensart ist hergenommen von dem Rohr auf den Feuergewehren; das Ziel liegt für den Zielenden gleichsam oben auf dem Rohre drauf. Vgl. die Redensarten: etwas auf dem Korn, auf der Muck, auf dem Visier haben.

985. Schimpfen wie ein Rohrspatz.

Ostfriesisch: He schellt as'n Reitlüünk. Der Rohrsperling (richtiger Rohrammer) ist in der That ein sehr geschwätziger Vogel; er macht sich besonders den Jägern dadurch lästig, daß er das Wild durch seine Geschwätzigkeit warnt, sobald er etwas Verdächtiges merkt.

986. Wegbleiben wie Röhrwasser.

Noch heute kommt es vor, daß das Wasser aus einer Röhrenleitung aus irgend einem Grunde plötzlich nicht zum Hahne heraustritt, wenn man ihn aufschraubt. Der Grund dieses Ausbleibens ergiebt sich meist nicht auf den ersten Blick, und so meint die Redensart: stumm, ohne jede Erklärung auf einmal wegbleiben. In Ifflands „Jägern“ I, 5 sagt der Oberförster von Kordelchen: „Es geht ihr mit ihren Liebhabern, wie uns mit Röhrwasser — sie bleiben aus.“

987. Eine große Rolle spielen.

S. v. w. wichtig sein, von Ansehen und Bedeutung sein. Ebenso: keine Rolle spielen, s. v. w. nicht viel zu sagen haben. Die Redensarten sind von der Schauspielkunst entlehnt, wo unter der Rolle eines Schauspielers die ihm zufallenden Worte verstanden werden, wohl weil sie früher auf einem langen gerollten Papierstreifen aufgeschrieben waren. Daher auch: aus der Rolle fallen, eigentlich wie ein Schauspieler, der den darzustellenden Charakter plötzlich fahren läßt und sich selbst statt dessen giebt.

988. In Rom gewesen sein, ohne den Papst gesehen zu haben.

Auch ital.: essere stato a Roma senza aver veduto il Papa. Der Ausdruck wird auf jemand angewendet, der sich eine berühmte Sehenswürdigkeit hat entgehen lassen, obwohl er an Ort und Stelle war, also gute Gelegenheit gehabt hätte. Schon in einem Fastnachtsspiel von 1457: „Dem ist gleich geschehen, als sei er zu Rom gewesen und hab den babst nit gesehen."

989. Nicht auf Rosen gebettet sein.

S. v. w. Not, Leid, Sorgen zu ertragen haben. Vgl. Nr. 259. Die Rose ist die Blume der Freude und diente z. B. bei den römischen Gastmählern zum Schmuck auf dem Haupte der Trinkenden; mit Rosen bestreut man noch heute bei festlichem Anlaß den Boden. Ja die Überkultur des Altertums hat es fertig gebracht, sich buchstäblich auf Rosen zu betten; das lateinische iacere in rosa ist zunächst ganz wörtlich zu verstehen. Von Dionys, Verres, Antiochus und andern Lüstlingen, auch von den Sybariten wird erzählt, daß sie auf Betten geschlafen hätten, die mit Rosenblättern gefüllt gewesen seien.

Wir haben die Wendung aus dem Altertum übernommen, wenigstens wird sie bei uns, soweit sie sich zurückverfolgen läßt, immer nur bildlich gebraucht. Vgl. Luthers Sprüchlein:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht.

In der Zimmerischen Chronik III, 551: „Dann gleich, wie sie in puudt angenommen und izo vermainten in rosen sitzen, do warden sie höchlich von Kaiser Carln gestrafft." Hier ist wohl an die Rosenlaube, den Rosenhag zu denken. Das alte Sprichwort: Es ist nicht auf Rosenblätter zu bauen (z. B. bei Sebastian Franck) erklärt sich so: wem Rosenblätter gestreut werden, der soll darin nicht mehr als eine für den Augenblick gespendete Artigkeit sehen.

990. Unter der Rose reden; einem etwas sub rosa sagen.

S. v. w. unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Schon in Brants „Narrenschiff" 7, 11 fg. wird von einem Schwätzer und Verleumder gesagt:

Vnd wills jn bichts wiß han geton
Das nit verwissung kum dar von
Vnd das ers vnder der rosen hett
Vnd jn din eigen hertz geredt.[1]

Die beiden Redensarten: jn bichts wiß und vnder der rosen reden bedeuten beide: unter dem Siegel der Verschwiegenheit; die erste ist von der Ohrenbeichte entlehnt und heute nicht mehr gebräuchlich, die zweite beruht auf der sinnbildlichen Bedeutung der Rose. Schon bei den Alten war die Rose zugleich ein Sinnbild der Verschwiegenheit und der Liebe. Daher schenkt das Venuskind Cupido dem Gotte des Schweigens, Harpokrates, eine Rose, damit dieser über das Treiben seiner Mutter Stillschweigen beobachte.

Est rosa flos Veneris, cuius quod furta laterent
Harpocrati matris dona dicavit Amor.
Inde rosam mensis hospes suspendit amicis
Convivae, ut sub ea dicta tacenda sciant.

Über diese Sitte, in Speisesälen über dem Tische Rosen aufzuhängen, als eine Mahnung, das zu verschweigen, was bei Tische gesprochen werden wird, berichtet Joh. Wilh. Stuck, Antiquitates conviviales, III, 16 (2. Ausg., Zürich 1597, S. 371[a]), folgendes: Hinc verisimile est morem illum profectum, ut multis in locis Germaniae in coenaculis rosa lacunaribus supra mensae verticem affixa conspiciatur, quo quisque sit secreti tenax, ne quid temere effutiat, sed omnia reticenda meminerit, hinc proverbium quoque illud pervulgatum apud Germanos: haec sint sub rosa acta sive dicta; vgl. Grimms „Rechtsaltertümer" S. 941. So bezieht sich unsre Redensart ursprünglich auf das, was bei der Tafel in heiterer Weinlaune unter Freunden gesprochen wird und verschwiegen bleiben soll.[2] Vgl. Syll. 176: „Odi memorem compotorem. Was wir hie losen, das bleib unter der Rosen. Wat wir hie losen oder bedryven, dat soll under disser Rosen blyven. Alhie under der Rosen gesagt."

[1] Danach in Murners „Schelmenzunft". 47, 17 fg.

[2] Ein Tegernseer Mönch hat sich in seinem Taschenbüchlein im 15. Jahrh. folgende Verse darüber aufgeschrieben:

Simrock[1] meinte, sub rosa bedeute: bei Strafe des Schwertes, weil ein berühmtes Schwert Rose heißt und in den Bildern zum Sachsenspiegel eine Rose das Urteil bedeutet.

991. Rot anstreichen.

S. v. w. besonders merken; gewöhnlich in der Form: den Tag wollen wir im Kalender rot anstreichen, wo das und das geschehen, wo uns das und das begegnet ist. Rot sind aber schon längst die Festtage im Kalender angestrichen[2] worden, wie sie heute noch im Kalender gewöhnlich rot gedruckt werden. Daher der alte sprichwörtliche Vers:

Dem Glauben ist man bald geneigt,
Der viel Rot im Kalender zeigt.

992. Jemand ein Rübchen schaben.

S. v. w. einen necken und höhnen, indem man ihm zuruft: Ätsch! oder Zischaus! und dabei den rechten Zeigefinger quer über den linken hinunterstreicht, als schabte man Rübchen. Daher sagte früher, wer sich verachtet fühlte: „Ich bin Schabab."

993. Ans Ruder kommen.

Wie die Leitung des Schiffes dem in die Hand gelegt wird, der am Steuerruder sitzt, so bildlich z. B. die des Staates einem Politiker, einer Partei, wenn sie „ans Ruder kommen". Ein jüngeres Stubenbild hierfür ist: die Klinke (namentlich: der Gesetzgebung) in die Hand bekommen, ein älteres aus dem Leben draußen: die Zügel ergreifen.

994. Einen Rüffel kriegen.

Volksmäßiger Ausdruck für: einen Verweis bekommen, getadelt werden. In der mittelhochdeutschen Sprache be-

Qui quid sub rosa fatur
repeticio nulla sequatur.
Sint vera vel ficta
sub rosa tacita dicta.
Si quid foris faris
haud probitate probaris.

[1] Handbuch der deutschen Mythologie, § 135.

[2] Von diesem Bezeichnen alles Wichtigen in einem Schriftstück, namentlich der Kapitelüberschriften, mit roter Tinte stammt der Ausdruck Rubrik, der heute s. v. w. Fach, Abteilung, eigentlich aber nichts weiter als die rote Farbe bedeutet.

deutet riffeln[1] kämmen, hecheln, und so wird wohl die Redensart dasselbe Bild enthalten wie die andre: durch die Hechel ziehen (Nr. 542).

995. Sich selbst eine Rute binden.

Mit einem andern Bilde: sich selbst eine unangenehme Last aufladen. Die Redensart ist Wahrheit gewesen in den Zeiten der Leibeigenschaft, wo sich der Leibeigene in der That manchmal selbst die Rute binden mußte, mit der er geschlagen wurde.[2] Erasmus, Ad. I, 1, 86: Flagellum ipse paravit, quo vapularet. Idque sumptum a pueris aut servis, qui coguntur aliquoties ipsi parare virgas quibus vapulent. In den Proverbia communia aus dem 15. Jahrh. Nr. 504: „Menich macet een roede tot sijn selfs eers." Tunnicius Nr. 712: „Mannich maket eyne rode tot synen egen stêrte" u. s. w. in den zahlreichen Sprichwörtersammlungen des 16. Jahrhs. Vgl. noch Lehm. 83 (Beschwerden 61): „Mancher schnitzt jhm selbst ein Creutz[3], vnd mag nicht erwarten, bis es jhm selbst zu Haus komt." Syll. 37: „Anguem in sinu fovere. Jhm selbst eine Ruhte binden, sein eigen unglück halten und hegen." Auch engl.: you gather a rod for your own breech; frz.: il a fait la verge dont il est battu; il donne des verges pour le fouetter; lat.: afferre suum corium ad flagra. Varro II, 5, 1.

S.

996. Einen in den Sack stecken.

S. v. w. ihm an Kräften überlegen sein. Die Zimmerische Chronik berichtet z. B. über den Anfang des 15. Jahrhs.

[1] In der übertragenen Bedeutung (und wohl auch in der alten, die sich auf die Bearbeitung des Flachses bezieht) noch mundartlich, z. B. in Leipzig, einen rüffeln, d. h. ihm einen derben Verweis geben.

[2] Der Gezüchtigte hatte hinterher noch zu seinem Herrn zu sagen: „Ich danke für gnädige Strafe", eine Redensart, die heute noch im Kartenspiel von dem gebraucht wird, der verloren hat.

[3] Maaler: im selbs ein galgen aufrichten, crucem sibi constituere.

(I, 227): „Es ist umb diese jar und auch hernach ganz übel in unsern landen gestanden und ganz unfridlich geweest; wer baß megen (d. h. wer mehr vermocht hat), hat den andern in sack geschoben." In Brants „Narrenschiff" 83, 29: „Alleyn der arm muß inn den sack." Auch „stoßen" statt „stecken" findet sich „Narrenschiff", 69, 7 fg.:

Wer andere stoßen wil inn sack
Der wart auch selbs des backenschlag.

Die Redensart hat ihren Ursprung jedenfalls in einer besondern Art von Ringkämpfen, wobei der Besiegte vom Sieger wirklich in einen Sack gestoßen oder gesteckt wurde.[1] In einem alten Lügenmärchen heißt es:

Er liuget er saehe uf einer wise
daz ein getwere unde ein rise
die rungen einen halben tac.
Do nam daz getwere einen sac
da stiez ez den risen in.

Der schon in mittelhochdeutscher Zeit gebildete Reim:

swer den andern übermac
der stozet in in sinen sac

ist noch lange in volkstümlicher Rede üblich gewesen, auch als der reine Reim längst zerstört war, vgl. Lehm. 304 (Gewalt 10): „Wer den andern vermag, der steckt jhn in Sack."

Wurzbach berichtet von einem verbürgten Ringkampf um Kaiser Maximilians II. natürliche Tochter. Die beiden Kämpfer waren des Kaisers Kriegsrat, ein wegen seiner Größe und Leibesstärke berühmter Ritter, und ein vornehmer Spanier. Da der Vater keinen von beiden verletzen wollte, so kam er auf den lustigen Einfall, die Herren miteinander um den Besitz ringen zu lassen, und zwar sollte Sieger sein, wer den andern in einen Sack zu stecken ver-

[1] Wir erwähnen hier beiläufig die altertümliche Sitte, gewisse Übelthäter im Sack zu ertränken. Im Sack, damit sich der Übelthäter nicht etwa durch Schwimmen der Strafe entziehen könnte. Schon bei den Römern war sprichwörtlich: „Er verdient den Sack", weil Vatermörder in einen ledernen Sack genäht und ins Wasser geworfen wurden. Livius, Epitom. 68; Cicero, Rosc. Am. 25; Juvenal 8, 214; Digesten 48, 9, 9 u. s. w.

möchte. Der Kriegsrat steckte nun wirklich zum großen Gelächter des Hofes den Spanier in den Sack und hatte damit auch gewissermaßen den Kaiser, die schöne Braut und die reiche Mitgift im Sacke.

997. Die Katze (das Schwein) im Sacke kaufen.

S. v. w. etwas kaufen, ohne es gesehen zu haben. Hildebrand wiederholt dazu die alte Erklärung von Frisch „nemlich anstatt eines Hasen", die einen auf den ersten Blick anspricht, aber doch nicht Stich hält. Denn nicht nur die heutige Betonung und die Nebenform „das Schwein im Sacke kaufen", sondern auch die ältesten Formen der Redensart lehren, daß ursprünglich nur vor der Thorheit gewarnt werden soll, irgend welche Ware unbesehen zu kaufen, nicht ein betrogener Käufer verspottet werden soll. Bei Freidank, beim Winsbeken, bei Hugo von Trimberg und in alten Priameln heißt es immer nur: Wer im Sacke kaufet, ähnlich beim Spervogel: Swer koufet ungeschouwet vil. Die Katze, die sich dann in dem Sacke einstellt, bezeichnet einfach den Kaufgegenstand, nicht die falsche Ware. Sonst könnte es nicht in Niederdeutschland heißen: Man kopt keen Katt' in'n Sack, vollends aber nicht im Hennebergischen: Die Sau keft me net im Soack. Frisch ist vermutlich dadurch auf seine Erklärung gekommen, daß er es für unmöglich gehalten hat, überhaupt Katzen kaufen zu wollen; dagegen vgl. die Bemerkung von Kern und Willms[1]: „Schwarze Katzen werden von Pelzhändlern gern gekauft; gelbe, grüne oder gefleckte sind wertlos." Engl.: Though ye loue not to bye the pyg in the poke. Heywood's Dialoge (1546), ed. 1562, part 2, chapt. 9; frz.: acheter chat en poche; ital.: comprare la gatta in sacco.

998. In Sack und Asche trauern.

S. v. w. sehr tief trauern, eigentlich so wie die alten Juden, vgl. Jes. 58, 5: „Sollte das ein Fasten sein, das ich erwählen soll, daß ein Mensch seinem Leibe des Tages übel thue, oder seinen Kopf hänge wie ein Schilf, oder auf einem Sack und in der Asche liege?"

[1] Ostfriesland wie es denkt und spricht, Nr. 697.

999. Auf den Sack schlägt man, und den Esel meint man.

So heißt es im Volksmunde, wenn ein Tadel nicht an den gerichtet wird, den er eigentlich treffen soll, sondern, um diesen zu schonen, an einen seiner Untergebenen, oder wenn in Worten auf etwas angespielt wird, die scheinbar von etwas ganz anderm handeln.

Ebenso ital.: Chi non può dar al asino, dà al basto. Und schon lat.: Qui asinum non potest, stratum caedit. Wenig anders frz.: Qui ne peut battre le cheval, batte la selle.

1000. Salbader.

Dieser volkstümliche Ausdruck zur Bezeichnung eines langweiligen Schwätzers und die dazu gehörigen Worte salbadern, Salbaderei haben viel Kopfzerbrechen gemacht. Nach Frisch stammen sie aus Jena, wo in der Saalvorstadt ein altes Badehaus, die Saalbaderei, war, dessen Besitzer, der Bader Hans Kranich, um 1620, allerlei Possen machte und Schnurren erzählte. Andresen meinte, sie gingen auf das häufige Nennen und Anrufen des salvator im Munde von Geistlichen zurück. Wahrscheinlich aber ist Salbader aus älterm Seelbader hervorgegangen: Seelbader hießen die Bader, die armen Leuten, besonders auch Spittelleuten, von den Zinsen der testamentarischen Stiftung (selgeraete) eines Reichen nicht nur den Bart kratzten, sondern auch allerlei Arztdienste leisteten. Die Redseligkeit der Barbiere ist bekannt; die Seelbader aber werden es bei den frommen Spittelleuten nicht an der nötigen Salbung in ihren Reden haben fehlen lassen, und so ist die Entstellung des alten Wortes nicht zu verwundern.

1001. Nicht das Salz in die Suppe verdienen.

S. v. w. nicht so viel verdienen, daß man sich die geringste Annehmlichkeit davon erzeugen kann. Auch: er hat nicht das Salz dabei.

Salz und Brot sind ein sprichwörtliches Paar zur Bezeichnung einer dürftigen Nahrung, die aber gesund ist: Salz und Brot macht Wangen rot.

Wegen der übertragenen Bedeutung von Salz vgl. Nr. 465.

1002. Einen Scheffel Salz mit jemand gegessen haben.

S. v. w. lange mit ihm zusammen gelebt, ihn genau kennen gelernt haben. Entsprechend weist man mit den Worten: Wir haben noch keinen Scheffel Salz mit einander gegessen[1] allzu große Vertraulichkeit zurück. In Wittenweilers Ring:

Doch scholt du getrawen swach
Einem in vil großer sach,
Hast du noch nicht mit im gessen
Ein vierding salz wol aufgemessen.

Und bei Burkhard Waldis:

Wenn du wilt einen freundt erwelen,
so mustu gar genawe zelen,
sein zusag nicht zu hoch vermessen,
habst denn viel saltz erst mit im gessen.

Auch Goethe hat die alte sprichwörtliche Weisheit in „Hermann und Dorothea" (VI, 162) angewendet:

Denn ich habe das Sprichwort so oft erprobet gefunden:
Eh' du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfst du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die Zeit nur gewisser,
Wie du es habest mit ihm, und wie die Freundschaft bestehe.

Das Sprichwort findet sich schon im Lateinischen z. B. bei Cicero, De amicitia 19, 67: verum illud est, quod dicitur, multos modios salis simul edendos esse, ut amicitiae munus expletum sit.

1003. Einem Sand in die Augen streuen.

S. v. w. ihn täuschen. Frz.: jeter de la poudre aux yeux. Der Ausdruck beruht wahrscheinlich auf einem alten (antiken?) Fechterkniff, es dem Gegner dadurch zu erschweren, daß man ihm womöglich Staub oder Sand in die Augen treiben ließ oder geradezu mit eigener Hand hineinwarf.[2] Ähnlich erklärt Erasmus, Ad. II, 8: Pulverem oculis offundere. Dicitur, qui de industria

[1] Im Munde des niedern Volks ist dafür auch die derbere Wendung im Gebrauch: Mit dir habe ich die Schweine noch nicht gehütet. Vgl. Schmeller II, 199.

[2] So versteht sich auch leicht, wie die Redensart in Niederdeutschland auch den Sinn haben kann: einen übertreffen.

rem obscurat et adversario iudicium eripit. Traductum videtur a militia. Saepe fit enim, ut hostis data opera pulverem cieat in hostem. Schon bei Gellius V, 21, 4 findet sich: Pulverem ob oculos aspergere.

Im „Zerbrochnen Krug" läßt Kleist die Redensart wieder lebendig werden.

1004. Jemand auf den Sand setzen.

S. v. w. ihn zu Falle bringen; ursprünglich setzt der Turnierkämpfer seinen Gegner auf den Sand, wenn er ihn vom Rosse stößt.

1005. Auf Sand bauen.

S. v. w. seine Hoffnung oder sein Vertrauen auf einen schlechten, unzuverlässigen Grund setzen. Natürlich ist dabei an das Bauen von Häusern gedacht (niederd.: Op Sand is keen good Hus to boen), wohl nicht an das von Getreide, die Thätigkeit des Bauern, trotz Konrads „Trojanerkrieg" V. 21136 fg.:

Ir wizzent herre selber wol,
daz man verliuset alzehant
waz man gesaejet uf den sant,
wan da niht frühte wirt gesehen.

1006. Ohne Sang und Klang

wird z. B. ein Gesetzesvorschlag abgelehnt. Der Ausdruck bezieht sich ursprünglich auf die kirchlichen Feierlichkeiten bei einem Leichenbegängnis und bedeutet eigentlich: ohne daß zu Ehren des Toten die Glocken erklingen und ein Lied gesungen wird. Anders bei Luther: „Er wird beerdigt ohne Läuten und Däuten, ohne Gesäng' und Gepräng."

Französisch entspricht das militärische sans tambour ni trompette.

1007. Einen aus dem Sattel heben.

S. v. w. ihn besiegen, verdrängen; eigentlich ihn im ritterlichen Zweikampf zu Pferde aus dem Sattel werfen. Wer aus dem Sattel gehoben worden war, war nicht nur besiegt, sondern nach den strengsten Turnierbestimmungen samt Pferd, Rüstung und Waffen eine Beute des Siegers

geworden, in dessen Belieben es stand, ob und wann er den Besiegten freilassen, ob und für welche Summe er ihm sein Kampfzeug zurückgeben wollte.

1008. Sich sattelu.

Wir gebrauchen diesen Ausdruck ebenso wie: sich rüsten, sich wappnen, sich fertig, sich bereit machen, und fühlen deshalb das Pronomen *sich* als Akkusativ; es ist aber ursprünglich Dativ: wer zum Kampfe gehen oder eine Reise antreten will, sattelt sich, d. h. für sich, sein Roß. Wer sich gesattelt hat, ist dann (nur bildlich!) gesattelt, und wenn er ein tüchtiger Reiter ist und obendrein auf dem Pferde eingeritten ist, so *sitzt er fest im Sattel*, ist *sattelfest*; lauter Ausdrücke, die oft bildlich gebraucht werden. In der Zimmerischen Chronik heißt es schon übertragen IV, 70: „es war ime kein sattel gerecht" — IV, 72: „einem in sattel helfen" — III, 503: „sich zu allen sätteln gebrauchen lassen". *In allen Sätteln gerecht sein* ist heute ein Lob, doch vgl. Syll. 74: „Cothurno versatilior. Unbeständiger als ein zweyfüßiger schuch. Der ist auf alle Sättel gerecht."

Hier schließen sich auch folgende Wendungen an: *umsatteln*, d. h. den Beruf wechseln, eigentlich: in einen andern Sattel steigen; auf einer Sache (einem Prinzip) herumreiten, sein Steckenpferd reiten, nachreiten (so nennt der Student das Nachtragen geschwänzter Vorträge in sein Kollegienheft), einem etwas vorreiten (vorführen, vorstellen), sich verreiten, sich hineinreiten, in die Tinte reiten u. s. w.

1009. Wie kommt Saul unter die Propheten?

Ausdruck der Verwunderung, wenn man jemand in einem Kreise, in einer Partei oder bei Bestrebungen sieht, wo man ihn nicht erwartet hatte. Die Worte sind aus der Bibel. 1 Sam. 10, 10 fg. wird erzählt, wie Saul einer Prophetenschar begegnete und, vom Geiste Gottes ergriffen, auch anfing, unter ihnen zu weissagen. Da sprachen alle untereinander: „Was ist dem Sohne Kis geschehen? Ist Saul auch unter den Propheten? Daher ist das Sprichwort kommen: Ist Saul auch unter den Propheten?"

(V. 12: Propterea versum est in proverbium, num et Saul inter prophetas?) Also schon in der Bibel wird die Redensart als wirkliches Sprichwort erwähnt; vgl. auch 1 Sam. 19, 24. Erasmus führt die lateinischen Worte Ad. II, 1 auf; doch wird in klassischem Latein der Gedanke auch so ausgedrückt: Quid in tragoedia comici?[1] Vgl. auch: anser inter olores. Virgil, Ecl. 9, 36; ähnlich wie: die Krähe unter den Pfauen.

1010. Aus einem Saulus ein Paulus werden.

S. v. w. seine Meinung völlig ändern, und zwar meist bestimmt: aus einem Bekämpfer einer Ansicht zu einem Verteidiger werden. Die Redensart stammt von der plötzlichen wunderbaren Bekehrung des Saulus auf seiner Reise nach Damaskus: der Saulus jüdischen Glaubens war einer der heftigsten Christenverfolger in Palästina gewesen, der bekehrte Paulus hat seinen Herrn Christus wie kein andrer Apostel bekannt.

Daher auch: seinen Tag von Damaskus erleben, d. h. ein andrer Mensch werden.

1011. In Saus und Braus leben.

In Saus und Braus lebt eigentlich der Wind, bildlich der, bei dem es hoch hergeht, der herrlich und in Freuden lebt und in äußern Genüssen durch sein Leben jagt, umgeben von Getöse und Gepränge. Im 15. und 16. Jahrh. heißt es öfter in demselben Sinne: in proquellis leben (für: in procellis? vgl. Germania 14, 214).

Auf die prahlerische Schilderung von den wüsten Heldenthaten der holkischen Jäger, die der zweite Jäger in „Wallensteins Lager" giebt, erwidert der Wachtmeister:

> Nun, da sieht man's! Der Saus und Braus,
> Macht denn der den Soldaten aus?

1012. Jemand einen Schabernack anthun.

S. v. w. ihm einen Streich spielen, wobei es aber bloß auf eine Neckerei abgesehen ist. Das Wort Schabernack

[1] Vgl. Syll. 198: „Quam in tragoedia Comici. Wat doen die Vrouwen in dem Kriech."

kommt früher nur in Bedeutungen vor, die sich mit der heutigen nicht leicht vereinigen lassen; es bezeichnete eine rauhe (den Nacken schabende) Winterkappe und einen (scharfen?) Wein (vgl. den Ausdruck Nackenputzer in Nr. 264).

Wenn man hieraus den Schluß ziehen darf, daß Schabernack seiner Herkunft nach weiter nichts ist als: was den Nacken schabt, so läßt sich der heutige Sinn des Wortes leicht durch Wörter wie kitzeln und necken erläutern; denn necken wird einst zu Nacken gebildet worden sein wie später ohne Umlaut (ver)ledern zu Leder, wammsen zu Wamms (vgl. auch Nr. 638). Ein rechter Schabernack wäre denn etwa ein Strohhalm, der einem hinten in den Hals gesteckt wird. Der Ausdruck den Schelm, den Schalk im Nacken haben (Nr. 1016) ist wohl zunächst fernzuhalten, dagegen steht ganz nahe eine Wendung wie: der Soldat schlägt ihn immer noch in den Nacken, spielt ihm einen Streich, d. h. er kann seine alte Soldatenart nicht verleugnen, obwohl er längst des Königs Rock ausgezogen hat.

1013. Schachmatt sein.

Der Ausdruck ist höchst lehrreich. Wir empfinden ihn wohl heute als eine bildliche Ausdeutung oder gar als eine scherzhafte Erweiterung des alten einfachen matt; in Wahrheit ist matt aber die verkürzte Form, denn das Wort stammt von dem Rufe des siegenden Schachspielers und ist, so gut deutsch es auch klingt, doch gut persisch.[1] Schâh mât heißt wörtlich: der König ist tot, und diesen Satz hat die volkstümliche Umgangssprache ungeschmälert aufgenommen und bis heute bewahrt.

Den bewußten Übergang zur bildlichen Verwendung von matt bezeichnen so deutlich, wie sonst selten derartiges festgehalten ist, folgende Verse in Heinrichs von Freiberg „Tristan" (1560 fg.):

allen iren vröuden mat
wart da gesaget sunder schach.

[1] Das Schachspiel ist aus Persien und Arabien nach Griechenland und durch die Sarazenen auch nach Italien und Spanien gekommen, von wo es sich über das ganze Abendland verbreitete; im 12. Jahrh. haben sich die Schachausdrücke mit dem Spiele in Deutschland eingebürgert.

Auch die Redensart in Schach halten (d. h. einen Feind nicht zur Ruhe kommen lassen, ihm fortwährend gerüstet gegenübertreten) stammt natürlich aus diesem Spiele. Hier bezeichnet sie eigentlich das unaufhörliche Schachbieten gegenüber dem feindlichen König, der dadurch gezwungen wird, immer nur von Zug zu Zug auf seine Rettung zu denken.

1014. Er hat sein Schäfchen ins Trockne gebracht.

S. v. w. er hat seinen Erwerb in Sicherheit gebracht, sodaß er nun sorgenlos leben kann. Kluge[1] lehrt: „Schäfchen in der Redensart «sein Schäfchen ins Trockene bringen» deutet man gern als verkehrte Übersetzung von niederd. schepken, «Schiffchen». Vielleicht ist es aber eine ironische Umwendung eines dem Evangelium vom guten Hirten entnommenen, aber erweiterten Bildes." Vielleicht, jedenfalls ist die erste Deutung — abgesehen davon, daß Schiffe nicht ihren Zweck erfüllt haben, wenn sie aufs Trockene gesetzt sind, sondern wenn sie den Hafen erreicht haben — schon deshalb von der Hand zu weisen, weil es in niederdeutschen Mundarten nicht Schepken, sondern Schääpken heißt. Und auch der zweite Weg zur Erklärung ist, bei Lichte besehen, doch nur ein Einfall. Das Wesentliche des Ausdrucks haftet ja nicht an dem Worte Schäfchen, sondern an dem Begriff: ins Trockene bringen, d. h. in Sicherheit bringen, im Gegensatz zu Wendungen wie: in die Patsche geraten, in der Tinte sitzen u. s. w. So ist denn auch aus Holstein sprichwörtlich bezeugt: He hett sine Saken up't Dröge brogt. Das Schäfchen bezeichnet einfach typisch jede Erwerbung eines kleinen Mannes, zunächst auf dem Lande. Wer einen zu Grunde liegenden Vorfall möglichst scharf begrenzt wissen möchte, sei auf die liebevolle Ausführung einer Möglichkeit in Hildebrands Buch vom deutschen Sprachunterricht verwiesen (3. Aufl., S. 114 fg.).

1015. Er hat sein Schäfchen geschoren.

S. v. w. er hat die Wolle, d. h. seinen Vorteil, dahin. Auch: sein Schäfchen zu scheren wissen, d. h. sich auf seinen Vorteil verstehen.

[1] Etym. Wörterbuch, 5. Aufl., S. 315.

1016. Den Schalk im Nacken haben.

Der Ausdruck meint ähnlich wie die Redensart es hinter den Ohren haben (s. Nr. 882) s. v. w. ein Schelm sein und es sich nicht merken lassen; sie geht auf einen, der gleichsam von einem kleinen schalkhaften Dämon besessen ist, doch so, daß der Wicht ihm hinten im Nacken sitzt, sodaß ihn der Genarrte nicht hat sehen können. Bei Lehm. S. 124 (Dienst 42) ist die Rede von „Augendienern, die Trew seynd vorm Gesicht, vnd tragen den Schalck auffm Rücken". Der Liebhaber, der nicht weiß, woran er ist, klagt im Volkslied die Geliebte an:

Ihr tragt ein Schalk im Nacken,
Man weiß nit treibt Ihr Ernst oder Scherz,
Thut Honigküchel backen,
Darzwischen Dörner hacken,
Verspottet redlichs Herz!

1017. Schamade blasen.

S. v. w. klein beigeben; eigentlich: das Ergebungszeichen (chamade) blasen, der Ausdruck stammt also aus dem alten Kriegsleben. Auch Schamade schlagen, nämlich mit der Trommel.

1018. Etwas in die Schanze schlagen.

S. v. w. es einsetzen, aufs Spiel setzen, daran geben. Die Schanze hier hat mit der Schanze im Kriege, dem Bollwerk, nichts zu thun, sie ist vielmehr ein altes Spielerwort und stammt wie andre Spielausdrücke (vgl. kaput) aus dem Französischen. Ans mittellat. cadentia ist in französischem Munde chance geworden mit der Bedeutnng: Wurf im Würfelspiel. Etwas in die Schanze setzen, legen oder — echt deutsch — schlagen, heißt also eigentlich: etwas auf einen Wurf setzen, es einsetzen, als Gewinn für den, der am höchsten würfelt.

Für das reiche alte Leben des Wortes bietet Grimmelshausen eine Menge Beispiele; II, 162: „seine Schantze in acht zu nehmen" (seinen Vorteil wahrzunehmen); I, 8: „da Er dann wieder versiehet die Schantz" (Gelegenheit); III, 245: „in welcher Gegent mein Obrister die Schantze heßlich übersehen"; III, 109: „daß ihm geträumt hätte, er

wäre auf dem Spielplatz gesessen, allwo ihm einer um eine ziemliche Schantz auf dem Spiel gestandenen Gelts unrecht thun wollen" (Einsatz); II, 115: „und setzest die Seele in eine ungewisse Schantze" (auf ein gewagtes Spiel). Das letzte Beispiel kommt der ursprünglichen Bedeutung am nächsten, ganz rein zeigt sie sich z. B. in der Zimmerischen Chronik I, 243: „Mitler weil haben sie uf ainen abent mit ainandern gespielt und im spill soverr fürgeschritten, das der Beringer auch sein harnasch und das roß in die schanz geschlagen und verloren."[1]

Einem etwas zuschanzen heißt daher: es ihm in die Hände spielen, z. B. Simpl. III, 307: „welches mir manche fette Supp zuschantzte".

1019. Eine Scharte auswetzen.

S. v. w. einen Fehler wieder gut machen, einen erlittenen Schimpf wett machen, wie der Fechter seine verletzte, angehauene Klinge wieder schneidig macht, nicht auf dem Schleifstein, sondern indem er sie an der des Feindes kämpfend streicht, in den Leib des Feindes Wunden schlägt. Die Scharte ist schon längst bildlich gebraucht worden, z. B. heißt es schon in Ottokars österreichischer Reimchronik V. 22675:

ich furchte daz er slach
in iuwer lop ein scharten.

Den besiegten türkischen Großvezier läßt 1691 ein deutsches Lied jammern:

In unsre Säbel hat gemacht
Die starke Baduisch Adlermacht
Ein gar zu große Scharten;
Glaub, keiner werd sie schleifen aus
So bald von Ottomaner Haus,
Ich würd es nit erwarten.

Und der Räuber Moor bekennt am Ende seiner Thaten: „Ich maßte mich an, o Vorsicht, die Scharten deines

[1] Vgl. Tacitus in der Germania, Kap. 24: Aleam, quod mirere, sobrii inter seria exercent, tanta lucrandi perdendive temeritate, ut, cum omnia defecerunt, extremo ac novissimo iactu de libertate ac de corpore contendant.

Schwerts auszuwetzen und deine Parteilichkeiten gut zu machen — aber — o eitle Kinderei —."

1020. In den Schatten stellen.

S. v. w. gering erscheinen lassen, ebenso auch: verdunkeln. Das entgegengesetzte beleuchten bildet doch nicht auch bildlich den Gegensatz, sondern meint ganz objektiv: ein reines (ungetrübtes) Urteil über etwas möglich machen, genau wie die Redensart: ins rechte Licht rücken.

1021. Einem wie sein Schatten folgen.

Häufig in verächtlichem Sinne angewandt auf solche, die fortwährend um andre herum sind, um etwas bei ihnen zu erreichen. Schon bei Plautus, Casina I, 1, 4: Quasi umbra persequi. Daher auch bei Erasmus, Ad. III, 7: Velut umbra sequi.

1022. Vor seinem eigenen Schatten fliehen.

S. v. w. sich ohne Ursache fürchten. Oft auch: sich vor dem Schatten an der Wand fürchten. Namenlose Sammlung Nr. 238: „Der fuercht sich vor seim eygen schatten. Das sagt man von eim kleynmüthigen menschen." Ebenso lat.: timere umbram suam, z. B. bei Cicero, De petitione consulatus 4, 9. Und schon bei Plato von einem Furchthasen: τὴν αὑτοῦ σκιὰν φοβεῖσθαι.

1023. Auf seinem Schein bestehen.

Da die Redensart meist angewendet wird in dem Sinne: auf sein angebliches Recht trotzen, so sind wir leicht geneigt, bei dem Worte Schein hier so etwas wie einen falschen Schein, den bloßen Anschein zu fühlen. Es ist aber der Kaufschein gemeint, und Schein hat also hier noch seine alte Bedeutung: das, was offenbar ist, was auf der Hand liegt, was man schwarz auf weiß vorzeigen kann. Zu lebhafter Wirkung kommt der Ausdruck im 5. Akt des „Kaufmanns von Venedig", wo Shylock mit den Worten: I stay here on my bond auf seinem Schein besteht.

1024. Du sollst mich einen Schelm heißen,

wenn ich das nicht thue! Diese unter dem Volke noch gewöhnliche Beteuerungsformel ist ein Rest der alten, mittel-

alterlichen Sitte, treubrüchigen, meineidigen Leuten ehrenrührige Scheltbriefe zu senden oder öffentlich anschlagen zu lassen. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 612. Abgeschlossene Verträge enthielten häufig den Zusatz, daß den etwa wortbrüchigen Teil ein solches Schelten treffen solle. Die alte Bedeutung dieses gerichtlichen Scheltens hat sich noch in den Ausdrücken bescholten und unbescholten erhalten. — Vgl. auch Nr. 791.

1025. Schaum schlagen.

Schaum bezeichnet bildlich hohles, aufgeblasenes Zeug; Schaumschläger heißen Leute, die einem mit schönen Worten blauen Dunst vormachen.

1026. Schibóleth

wird oft das Kennzeichen einer Partei, einer Vereinigung genannt, darnach, daß die Israeliten an der Aussprache dieses Wortes die Ephraimiten erkennen wollten (Richter, Kap. 13); Schibóleth bedeutet Strom, die Ephraimiten sprachen Siboleth.

1027. Schicht machen.

S. v. w. aufhören.[1] Aus der Bergmannssprache, wo Schicht zunächst je eine Bank verschiedener übereinanderliegender Gesteine, dann eine bestimmte Arbeitszeit, schließlich die Arbeitsgrenze bezeichnet.

1028. Schiffbruch leiden.

Das Leben der Menschen und Völker wird oft einer Wanderung, oft einer Fahrt verglichen, besonders gern einer Schiffahrt. Da segelt einer voll kühner Zuversicht mit vollen Segeln aus dem heimatlichen Port, aber bald wird er von den Stürmen hierhin und dorthin geschlagen, er hat Mühe, gefährliche Klippen zu umschiffen, an denen er leicht scheitern kann, und wie mancher leidet Schiffbruch, wie manchem erfüllt es sich nicht, in den stillen Hafen eines

[1] Hat der Leser schon einmal daran gedacht, welches Bild in aufhören steckt? Kluge nimmt an, daß sich die Bedeutung aus hören, audire, entwickelt habe (ob eigentlich = „einem Verbot gehorchen"?). Viel wahrscheinlicher ist ein Überspringen des Wortes auf einen im Leben benachbarten Begriff: „Hör auf!" d. h. du, der du eben dort mit etwas beschäftigt bist, horch auf! laß einmal ab von deiner Arbeit!

ruhigen Lebensabend einlaufen zu können! (Vgl. die Redensarten unter Segel und Flagge.)

Das Bild ist in der Litteratur ungemein häufig verwertet worden; hier nur zwei Beispiele, ein altes und ein neueres. In einer Schweizer Satire aus dem Anfang des 16. Jahrhs. auf die „Krankheit der Messen" jammert der Papst: „Jetz rint unser schiff an allen orten, wir sind verloren." Und der Kardinal stimmt ein: „Ja herr, ich förcht, es helf kein verstopfen! wir hand gegenwind und sind uns alle ruder brochen."

Kosinsky malt (Räuber III, 2) sein „grausames Schicksal", das ihn dem Räuber Moor in die Arme führt, mit den Worten: „Ich habe Schiffbruch gelitten auf der ungestümen See dieser Welt, die Hoffnungen meines Lebens hab' ich müssen sehen in den Grund sinken."

1029. Jemand auf den Schild heben.

S. v. w. ihn zum Führer einer Bewegung machen. Die Redensart beruht auf der altgermanischen Sitte, den neuerwählten Fürsten auf den Schild zu heben und ihn so, damit er von jedermann gesehen werde, dreimal im Kreise des versammelten Volks herumzutragen, worauf dieses durch Handschlagen seinen Beifall zu erkennen gab. Das älteste Zeugnis hierfür bietet Tacitus, Hist. IV, 15: erat in Canninefatibus stolidae audaciae Brinno, claritate natalium insigni . . . impositus scuto, more gentis, et sustinentium humeris vibratus dux deligitur. Dasselbe wird für die Frankenkönige durch Gregor von Tours bezeugt. Montfaucon hat die Élévation du roi sur un bouclier im Disc. prélim. zu den Monuments de la monarchie française, S. XVII—XX, behandelt und ein Bild aus einer byzantinischen Handschrift des 10. Jahrhs. mitgeteilt, das sogar den König David auf den Schild erhoben darstellt. Cassiodor berichtet auch (18, 13) von Vitiges: scuto impositus, more gentis. Noch im Jahre 1204 wurde Balduin von Flandern bei seiner Wahl zum griechischen Kaiser auf den Schild gehoben.[1]

[1] Raumer, Hohenstaufen, III, 231.

1030. Etwas im Schilde führen.

S. v. w. etwas beabsichtigen, mit dem Beigeschmack des Heimlichen und darum Bösen. Die Redensart bezieht sich auf die Devisen und Abzeichen, die der Turnierritter auf seinem Schilde führte und die, für die Menge oft ein Rätsel, ihn eingeweihten Freunden kenntlich machten.

Als volkstümliches Bild, doch noch nicht so verblaßt wie heute, ist der Ausdruck aus dem Anfange des 17. Jahrhs. z. B. in einem Liede auf Wallensteins Belagerung von Stralsund bezeugt:

Drum, Deutschland, thu die Augen auf,
Merk, was des Wallensteiners Hauf
In ihren Schilden führen!

Sich durch Kennzeichen auf den Schilden zu unterscheiden, war nicht bloß ein Brauch des höfischen Rittertums im ausgehenden Mittelalter, sondern auch Sitte bei den altgermanischen Stämmen, natürlich in viel einfacherer Art. Schon Tacitus (Germania, Kap. 6) erzählt von ihnen, daß sie ihre Schilde bunt bemalt hätten. Die altfriesischen Gesetze sprechen von braunen Schilden als den eigenen und von roten sächsischen. Die fränkischen Schilde beschreibt Sidonius Apollinaris im 5. Jahrh. als in der Mitte goldgelb und nach dem Rande zu weiß gemalt. Als Zeichen des Krieges galt im Norden der rote Schild, als Zeichen des Friedens der weiße.

1031. Schildbürger, Schildbürgerstreiche.

Gewöhnlich wird Schilda als ihre Heimat bezeichnet, ein Städtchen im preußischen Regierungsbezirk Merseburg, fünf Meilen von Leipzig, doch auch ein Schilda bei Torgau macht Anspruch darauf, gemeint zu sein. Aber nicht nur in Sachsen, sondern in ganz Deutschland steht Schilda in ähnlichem Rufe wie Abdera (vgl. Nr. 3) bei den Griechen; daher sind Schildbürgerstreiche alberne, unüberlegte Handlungen. Im Jahre 1597 erschien eine Sammlung solcher Schwänke von einem unbekannten Verfasser unter dem Titel: „Die Schiltbürger. Wunderseltzame Abendtheurliche, unerhörte, und bißher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Schiltbürger in Misnopotamia durch M. Aleph,

Beth, Gimel. Misnopotamia 1597." Ein andrer Titel für dasselbe Buch ist: „Das Lalenbuch, wunderbarlicher seltzamer Zeitung unnd Geschichten, der Lallen zu Lallburg. Getruckt zu Lalenburg." Der unbekannte Verfasser dieses Volksbuches läßt die Schildbürger von einem der vielen Weisen Griechenlands abstammen und ursprünglich mit der höchsten Weisheit begabt sein. Sie werden daher von allen Fürsten zu Rate berufen, und keiner von ihnen kann daheim bleiben, bis endlich ihre Weiber sie zurückfordern, ihr verwildertes Hauswesen herzustellen; worauf sie denn, um fernern Drang nach ihrer angeborenen Weisheit zu vermeiden, beschließen, sich närrisch zu stellen, und sich nun allmählich so in die Narrheit verlieben und festrennen, daß sie nicht mehr anders können. Nachdem sie sich in allen Arten der Narrheit meisterlich versucht und befestigt und vom Kaiser ein Privilegium mit Brief und Siegel dafür erhalten haben, geht ihre Narrheit zuletzt ins Tragische über, zerstört ihren eigenen Wohnsitz und zwingt sie, nach allen Gegenden auszuwandern: so sind sie nun wieder, wie die Juden, durch die ganze Welt zerstreut und überall anzutreffen.

Dieses Buch von den Schildbürgern (oder Lalen) ist eine geschickte Sammlung von Ortsneckereien und Stichelschwänken, wie sie noch heute in Deutschland hier und dort erzählt werden, durchsetzt mit Schwänken aus der ältern Litteratur des 16. Jahrhs., besonders aus Kirchhofs Wendunmut und Schumanns Nachtbüchlein.

Ein allgemeiner Name für solche Dümmlinge, aber doch auch als Ortsname gedacht, ist der Ausdruck Schlauberger[1], der freilich auch in eigentlichem Sinne verwendet wird. Vgl. Lehm. 784 (Vergeblich 8): „Man richt offt in Sachen so viel auß, als die Witzberger, die der Sonnen Stralen in Sack stossen, vnd in jhre Ratstub tragen wolten."

1032. Dem Schinder die Keule abkaufen.

Wer beim Schinder die Keule kauft anstatt beim Fleischer, kauft zwar billiger, aber schlechter, kauft statt einer Rinds- oder Kalbskeule eine Pferde- oder Hundekeule.

[1] Auch Schlaumeier, Schlaumichel sind in verschiedenen deutschen Gegenden gebräuchlich.

1033. Jemand beim Schlafittchen kriegen.

Auch: beim Schlafittich, d. i. Schlagfittich, wie in mitteldeutschen Mundarten scherzend der Rockschoß genannt wird. Bildlich meint die Redensart dasselbe wie der Ausdruck: einen erwischen.

1034. Er schlägt ganz nach seiner Mutter.

S. v. w. es besteht eine große Ähnlichkeit der Art zwischen ihm und der Mutter. Zur Erklärung vgl. Nr. 60.

Eine hübsche Zusammenstellung von metaphorischen Ausdrucksweisen, in denen wir das Wort „schlagen" gebrauchen, findet sich bei Wunderlich, Deutsche Sprichwörter: „Beim Anblick eines höchst unglücklichen Menschen erinnern wir Deutschen uns sogleich eines mit Schlägen und Püffen bedeckten Faustkämpfers, der sich mit lahmen Gliedern aus dem Handgemenge zurückzieht, und nennen ihn einen «geschlagenen» Mann. Wie ein tüchtiger Boxer durch seine Angreifer, so «schlagen wir uns durch» eine Reihe von Übelständen und Mißverhältnissen. Ja sogar die Ideen und Geister brauchen die Faust. Die Geister platzen auf einander. Wir schlagen uns böse Gedanken aus dem Kopfe, schlagen gute Ratschläge in den Wind, und auch die Bitten eines Zudringlichen schlagen wir ab, als wären es unangenehme Streiche und Stöße, die wir zu parieren hätten.

„Bei uns Deutschen schlägt auch das Herz, das bei den Lateinern bloß sich regt oder zuckt (cor palpitat). Auch die Uhren schlagen bei uns, die anderswo, z. B. bei den Franzosen, nur tönen (il a sonné deux heures). Fast komisch ist es, daß bei uns Deutschen auch die Nachtigallen nicht singen, sondern schlagen, und daß auch Bäume ausschlagen (als wenn die kleinen Blüten und Knöspchen lauter dicke Fäuste wären), und daß die Bohnen oder andre Pflanzen, auch die Kinder und Zöglinge gut einschlagen. Die Tinte schlägt durch (das Papier), das Korn schlägt in die Höhe, die Wurzeln schlagen in den Boden, die Sachen schlagen fehl, gewisse Dinge schlagen in mein Fach. Unsre Augen werden mit Blindheit geschlagen, und Gott schlägt das Land mit Krankheit und Pestilenz. Wie das Herz und die Uhren, so giebt uns auch das Schicksal Schläge."

1035. Eine Schlange am Busen nähren.

S. v. w. einem Gutes thun, den man für seinen Freund hält, der einem aber feind ist. Die Folge daraus zieht Lehm. 819 (Pndanck 26): „Wer ein Schlang im Busen ernehret, der wird mit Gifft belohnet.“ Frz.: nourrir un serpent dans son sein. Und schon im Altertum: Viperam sub ala nutricat. Petron, c. 77. Daher bei Erasmus (Ad. IV, 2): Colubrum in sinu fovere.

Die Redensart gehört zu einer Fabel Äsops (4, 18), die uns aus dem Reinecke Fuchs bekannt ist, und die Erasmus (a. a. O.) in folgenden Versen erzählt:

Sinu fovebat quidam agricola viperam
Gelu rigentem, at haec calorem ut senserat,
Ferit foventem, moxque perimit vulnere.
Ingrati ad hunc benemeritos tractant modum.

Im germanischen Altertum galt die Schlange wegen ihres anschmiegenden Wesens für ein Symbol des Weibes. Damit hängt zusammen, daß es eine ganze Reihe altgermanischer Frauennamen giebt, deren zweiter Bildungsteil das Wort lind (Schlange) ist, das wir sonst nur noch in Lindwurm erhalten haben: Gerlind, Siglind, Alflind u. s. w. Der Name Linda ist eine Erinnerung daran.

1036. Ein Schlaraffenleben führen.

Das Schlaraffenland ist von allen den Utopien, die beschrieben worden sind, allein volkstümlich geworden. Wer hätte noch nichts von dem märchenhaft glückseligen Leben gehört, das dort geführt wird! Da sind die Seen voll Wein, in den Teichen schwimmen die Fische gleich gesotten herum, die Dächer der Häuser sind große Fladen, die Steine sind aus lauter Zucker, die Brunnen spenden Milch, die Zäune sind mit Würsten durchflochten, die gebratenen Tauben fliegen einem nur so ins Maul u. s. w., wie das Hans Sachs in einem lustigen Schwank vom Jahre 1530 zum ersten Male ausführlich geschildert hat. Vgl. auch Simpl. I, 262: „Und alsdann wirds in Teutschland hergehen wie im Schlauraffen-Land, da es lauter Muscateller regnet und die Creutzer-Pastetlein über Nacht wie die

Pfifferlinge wachsen![1] Da werde ich mit beyden Backen fressen müssen wie ein Dreſcher und Malvaſier ſauffen, daß mir die Augen übergehen."

Schlaraffenland heißt dieſes Land nach ſeinen Bewohnern, den Schlaraffen, früher Schlauraffen (ſ. oben), von mittelhochd. slur-affe, d. i. ein Schimpfwort für einen faulen Geſellen, wie Maulaffe für einen, der daſteht und mit offenem Maule glotzt.

1037. Schlecht und recht.

In dieſer alten, bis auf den heutigen Tag gebräuchlichen Reimformel hat das Wort „ſchlecht" eine Bedeutung bewahrt, die dem mittelhochdeutſchen sleht, d. i. eben, glatt, gerade, richtig, ſehr nahe ſteht, ſodaß wir es als ſynonym mit „recht" empfinden. Luther überſetzte noch Luk. III, 5: „was uneben iſt, ſoll ſchlechter (d. h. ebener) Weg werden." In der alten Sprache ſind krumm und ſchlecht Gegenſätze, vgl. Brants „Narrenſchiff" 19, 45:

Die zung die bruchт man jn das recht
Durch ſie würt krum das vor was ſchlecht.

Das iſt ein alter volkstümlicher Reim, wenig anders ſchon bei Boner VII, 46:

Die valschen zungen hant daz reht,
Si machent krump, daz e was slecht.

Als ſich ſchlecht dann in der Richtung auf die heutige „ſchlechte" Bedeutung (ähnlich wie einfältig und albern d. i. allwahr, mittelhochd. alwaere) entwickelt hatte, ſchuf die Sprache gleichſam zum Erſatz aus dem Zeitwort ſchlichten und dem alten Abſtraktum diu slihte ein neues Eigenſchaftswort ſchlicht.

1038. Den Schleier nehmen.

S. v. w. ins Kloſter gehen und Nonne werden. Volkstümlich iſt die Wendung nicht, ſondern ſie lebt in bewußter Sprache; iſt ſie doch auch wahrſcheinlich weſentlich jünger als die Sache, die ſie bildlich bezeichnet, wenigſtens nimmt

[1] Vgl. hierzu Nr. 924 und Nr. 936.

man an, daß das Wort Schleier erst durch die Kreuzzüge aus dem Orient bei uns eingeführt worden sei. Die tiefsittliche Bedeutung des Schleiers als schützender und rettender Hülle ist alt und weit verbreitet. In christlichen Landen ist er das Symbol des Nonnenstandes; im Altertum aber war das Tragen des Schleiers bei den Frauen fast aller Völker Sitte. Griechische Jungfrauen erschienen in Gegenwart der Männer nur unter der καλύπτρα, dem Schleier, erst drei Tage nach ihrer Verheiratung durften sie ihn ablegen; daher der Name Anakalypteria für diesen Tag. Vgl. Odyssee V, 232; Äschylos, Perser V. 529. Ebenso trug die ewig jungfräuliche Vesta bei den Römern einen Schleier. Und noch heute erscheinen die Orientalinnen sowohl zu Hause vor Fremden, als besonders auf der Straße nur mit verschleiertem Gesicht; dagegen sind Sklavinnen, bisweilen auch Weiber aus niederm Stande und die Tänzerinnen, die meist zugleich Buhlerinnen sind, unverschleiert.

1039. Es liegt ein Schleier drüber.

Bildliche Wendung für eine Sache, eine Angelegenheit, die nicht deutlich vor aller Augen daliegt, über der irgend ein (geheimnisvolles) Dunkel waltet. Das Bild wird dann auch weiter ausgeführt; so ist z. B. von dem Lüften eines solchen Dunkels, dem Heben des Schleiers die Rede.

1040. Jemand ins Schlepptau nehmen.

S. v. w. ihm dadurch vorwärts helfen, daß man ihm erlaubt, sich gewissermaßen an einen zu hängen; auch: ihn wider seinen Willen wohin mitziehen. Von den Schiffen entlehnt, die aus Wind- oder anderm Mangel nicht vom Flecke kommen und deshalb als Anhängsel eines größern, kräftigern Schiffes (früher durch ein Tau, das Schlepptau, mit ihm verbunden) in den Hafen bugsiert werden.

1041. Schliff backen.

S. v. w. Unglück oder Mißerfolg bei etwas haben, wie die Hausfrau, der das Brot oder der Kuchen nicht ganz gleichmäßig ausgebacken ist, sondern schliffige (klantschige, speckige) Stellen bekommen hat. Vgl. engl.: my cake is dough.

1042. Sich aus der Schlinge ziehen.

S. v. w. den Gefahren einer schwierigen Lage gewandt zu entgehen wissen; eigentlich: den schon in die Schlinge geratenen Kopf noch herausziehen, ehe sie zugezogen wird. Das Bild erinnert an Wendungen wie: jemand eine Falle stellen, Fallstricke legen, ins Garn gehen u. s. w.

1043. Unter den Schlitten kommen.

S. v. w. in elende Verhältnisse geraten, herunterkommen; auch bloß: ins Hintertreffen kommen, in Nachteil versetzt werden. Ähnlich in Leipzig: von der Pritsche fallen, d. h. Amt und Stellung verlieren; anderwärts auch: unter den Karren kommen, unter die Räder kommen.

1044. Einem ein Schloß vor den Mund legen.

S. v. w. ihn zum Schweigen nötigen. Die Redensart ist biblischer Herkunft und beruht auf Sirach 22, 23: „O daß ich könnte ein Schloß an meinen Mund legen, und ein fest Siegel auf mein Maul drücken." Ebenda 28, 28: „Warum machest du nicht vielmehr deinem Munde Thür und Riegel?" Wem fiele bei der Redensart nicht der lustige Schwätzer Papageno ein?

Auch der Winsbeke erteilt seinem Sohne den Rat:

Sun, du solt diner zungen phlegen,
daz si iht uz dem angen var:
schiuz rigel vür und nim ir war.

Und bei Walther von der Vogelweide:

Hüetet iuwer zungen,
daz zimt wol den jungen,
stoz den rigel vür die tür
la dekein boese wort davür.

1045. Da ist Schmalhans Küchenmeister!

Wegen der Bildung Schmalhans vgl. Nr. 523; die Redensart bedeutet: da giebt es nicht satt zu essen, da herrscht ein schmaler Hans in der Küche, kein feister Koch, der auf fette, reichliche Mahlzeiten schließen läßt. Schmalhans bedeutet dann geradezu s. v. w. den Hunger selbst; Simplicissimus erzählt z. B. einmal (I, 212) von sich: „So hätte mich auch der Schmalhans trefflich gequält."

1046. Vor die rechte Schmiede kommen (gehen).

S. v. w. an die rechte Stelle kommen, wo einem die gewünschte Hilfe oder Auskunft wird; aber auch ironisch: derb abgefertigt werden. An der Schmiede wird das Pferd beschlagen; ein merkwürdig vollständiges Gleichnis, daß der auch bildlich gut beschlagen ist (vgl. Nr. 145), der vor die rechte Schmiede gegangen ist.

Neuerdings wird dafür immer häufiger die dem modernen Leben freilich besser entsprechende Wendung gebraucht: sich an die richtige Adresse wenden.

1047. Jemand schmieren.

S. v. w. ihn bestechen. Sebastian Franck I, 79^{b}: „Die habend beide den Richter bestochen vnnd die hend gesalbet; also gadts, wär baß schmirwet, der fart dest baß." Wie das Bild vom Schmieren und Salben eigentlich gemeint ist, lehren die Verse in Freidanks „Bescheidenheit":

pfenningesalbe wunder tuot,
si weichet manegen herten muot.

In Ottokars österreichischer Reimchronik wird von einer hantsalbe erzählt, die betrug vierzic tusent marc! Vgl. auch Simpl. II, 80: „Durch was vor Schmiralia ich die Medicos persuadiren wolte"; III, 407: „daß beydes, der, so geschmiret und die, so des Schmiral angenommen, ihren Theil bekämen".

Dasselbe bedeutet: einen spicken, d. h. ihm fette Stücken zustecken.

1048. Ein alter Schmöker.

Verächtliche Bezeichnung für ein vollständig vergilbtes und durchräuchertes Buch. Zunächst ist „Schmöker" der Raucher selbst, das Wort ist niederdeutsch; hochdeutsch entspräche Schmaucher, vgl. den Ausdruck: sein Pfeifchen schmauchen.

1049. Reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist.

S. v. w. ohne sich zu zieren, gerade heraus, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Schon in der Vorrede zum Sachsenspiegel:

Ja ist uns von den argen kunt
Ein wort gesprochen lange:
Der vogel singet als im der munt
Gewaczen steit zu sange.

Vgl. dazu Brants „Narrenschiff" 41, 33:

Ein gouch singt guckguck dick vnd lang
Wie yeder vogel syn gesang.

1050. Schnapphahn.

S. v. w. ein Wegelagerer, der die Kaufleute auf der Landstraße anfällt. Das Wort ist schon im 15. Jahrh. in dieser Bedeutung bezeugt; später findet es sich auch für Flinte, weshalb man behauptet hat, diese Bedeutung müsse die ursprüngliche sein, von der Waffe sei sie auf den, der die Waffe führe, übertragen worden. Das ist wenig wahrscheinlich — man sieht weder wie noch warum —, jedenfalls aber nicht nötig; die beiden Bedeutungen können sich bei der vielfachen bildlichen Verwendung des Wortes Hahn [1] recht gut selbständig nebeneinander entwickelt haben. — Erwähnung verdient, daß die Franzosen das bezeichnende Wort in der Bedeutung Wegelagerer als chenapan in ihre Sprache aufgenommen haben.

Hans Sachs läßt einmal einen Gulden von seinem Herrn erzählen:

Als er auff Leiptzger Meß auffreisen thet
Ward er von den Schnaphahnen gfangen
Ein groß Schatzung mußt er jhn langen,
Jhm ward die sumb vnd zeyt genamt.

Und Sebastian Franck (I, 115ᵃ) berichtet: „Die Schnapphanen habend ein sprüchwort oder rymlin: Rouben vnnd brennen ist kein schand Das thund die besten im land." — Andre Ausdrücke dafür sind: Strauchdieb, Stegreifritter, Raubritter, Buschklepper, Gaudieb.[2]

[1] Vgl. auch Hauptahn, Kampfhahn, Streithahn wie Hengst in Pomadenhengst, Ladenhengst, Mädelhengst u. s. w.

[2] Gaudieb wird oft falsch erklärt als Dieb, der einen ganzen Gau unsicher macht; das Wort stammt aber aus dem Niederdeutschen, wo das zusammengesetzte gau-deef s. v. w. schneller, gewandter Dieb bedeutet. In diesem gau steckt derselbe Stamm wie in jäh.

1051. Schneckengang.

Der Ausdruck verspottet langsames Vorwärtskommen, nicht nur von lebenden Wesen, sondern auch z. B. von Verhandlungen; in Ostfriesland heißt es von einem schlechten Läufer: he kan lopen as'n snigg. Das langsame Kriechen hat wohl der Schnecke ihren Namen gegeben: ein schweizerisches Wort für kriechen ist schnaken, und snákr heißt im Altnordischen die Schlange. Von der Schnecke aber wiederum gebildet scheinen bairisch schnecken und schneckeln in der Bedeutung: langsam gehen.

1052. Schneide haben.

Schneide wird allgemein in Deutschland nicht nur von der scharfen Kante eines schneidenden Werkzeugs gesagt, sondern auch vom Charakter und bezeichnet dann etwa s. v. w. Energie, in dem engern Sinne des heutigen Modewortes aber s. v. w. patente Schärfe im äußern Auftreten. Früher hatte das Wort, von geistiger Art gesagt, einen übeln Sinn; der alte Hildesheimer Chronist Oldekop redet in einem Atem von bedregerie und sneidicheit und bemerkt, wohl auch mehr tadelnd als lobend: „de Walen (Wälschen) sint uns Dudeschen vele to sneidich und behende".

Das bairische „Auf di hab i schon lang a Schneid" (mit dir anzubinden habe ich schon längst gewünscht, Schmeller II, 571) stellt sich seiner Bedeutung nach zu der Redensart: eine Pike auf jemand haben, meint also wohl die Schneide einer Waffe; ebenso das mitteldeutsche „keine Schneide (Lust) haben zu etwas".[1]

1053. Sich schneiden.

Wird oft, besonders in burschikoser Rede, in dem Sinne von sich täuschen gebraucht. Ähnlich läßt Schiller (Räuber IV, 5) Schweizer zu Grimm sagen: „Da brennst du dich."

Einer andern Vorstellung, wenn auch demselben Worte, entstammt der Schulschnitzer, der grobe Schnitzer, den

[1] Aus Ruhla ist in demselben Sinne bezeugt: es hät mich kein Niet. Dieses Niet (althochd. niot) bedeutet eigentlich Eifer und ist in der Schriftsprache nur in niedlich (erstrebenswert, angenehm) erhalten.

der Schüler macht, wenn er gegen die Regel verstößt, sich verhaut, wie der Zimmermann, der zu grobe Schnitzel macht und dabei über die Schnur haut.

1054. Es schneit Brot!

sagen die Leute in den Gebirgsdörfern des Vogtlandes und des Erzgebirges, weil bei Schneefall die Bewohnerschaft aufgeboten wird, Straßen und Wege offen zu halten, und die Gemeinden von Staatswegen eine Vergütung dafür erhalten. In den Gegenden, wo Baumwolle gesponnen wird, heißt es auch: „es schneit Bettelleute", weil die Spinner die abfälligen Baumwollenflocken Bettelleute nennen. In Norddeutschland ist verbreitet: „die Müllerburschen schlagen sich", in Schwaben: „die Bäcker schlagen einander mit den Wecken". Vgl. Nr. 324.

1055. Jemand ein Schnippchen schlagen.

S. v. w. ihm einen Streich spielen, einen Plan vereiteln. Das liegt aber ursprünglich nicht in der Redensart; sie bezeichnet eigentlich nur den oft gegen einen andern mit Daumen und Mittelfinger ausgeführten Schnalzer, bei dem man sich etwa die Worte denkt: „Nicht so viel, nicht diesen Knips gebe ich auf dich, auf deine Meinung!" (So Hildebrand in Lyons Zeitschr. V, 307.) Auch ein Klippchen, Klipplein schlagen hat man früher gesagt, vgl. Syll. 158: „Ne crepitu quidem digiti dignum. Ich wolte nit ein Schuelling darumb geben. Ich ghewe nicht ein knipgen darumb."

Die Bedeutung wird sich so entwickelt haben. Ursprünglich war das Schnippchenschlagen ein Zeichen der Nichtachtung, genauer Nichtsachtung; einem Gegner gegenüber angewendet bedeutete es: ich fühle mich dir so überlegen, daß ich auf deine Feindschaft nicht so viel gebe. Das Bewußtsein, den andern in die Tasche stecken zu können, ihm dies und das anthun zu können, macht nun heute den Hauptinhalt der Redensart aus.

1056. Seinen Schnitt machen.

S. v. w. ein gutes Geschäft bei etwas machen; ähnlich auch: seinen Schlag machen. Beide Redensarten stam-

men wohl vom Schneiden oder Hauen des Getreides und vergleichen sich also ihrer Herkunft nach der dritten Wendung: sein Schäfchen ins Trockene bringen.

Vgl. auch: einen coup thun und das frz. beaucoup, viel, eigentlich: ein schöner Schnitt!

1057. Er zehrt von der Schnur.

Von jemand, der von dem erworbenen Besitz, nicht von dem fortlaufenden Erwerb lebt; daher liegt zugleich in den Worten: er verringert sein Vermögen. Die Redensart erklärt sich aus der Gewohnheit früherer Zeit, Geldstücke auf eine Schnur gereiht aufzubewahren, wozu man sie entweder durchbohrte oder mit einem Henkel versah. Diese Schnur war eine Art Notpfennig, den man nur im äußersten Falle angriff. Auch die Landsknechte verwerteten auf ähnliche Weise erbeutete wertvolle Ketten, indem sie ein Glied nach dem andern davon veräußerten.

Eine bereihte Schnur hat man sich auch zu denken bei den Worten: etwas am Schnürchen haben, d. h. es so bereit haben (nun auch geistig), eins so flink nach dem andern zu bieten imstande sein, wie die auf eine Schnur gereihten Perlen oder ähnliches. Am nächsten liegt, dabei an den Rosenkranz zu denken, jenes Perlenschnürchen, an dem Katholiken ihre Gebete absprechen und abzählen, sodaß, was man am Schnürchen hätte, einem so geläufig wäre, wie das Vaterunser. Namenlose Sammlung (1532) Nr. 92: „Es ist ihm also gemeyn vnd leufftig, wie das vatter unser." Ebenso Agricola Nr. 164.

1058. Über die Schnur hauen.

Zu viel thun, gewöhnlich von toller Ausgelassenheit und ihren Folgen gesagt. Weniger gebräuchlich ist der Gegensatz dazu: nach der Schnur leben als Bezeichnung für das Innehalten des rechten Maßes. Beide Redensarten beziehen sich ursprünglich auf die Linie, die der Zimmermann wahren muß, wenn er einen Balken gerade behauen will, und die er sich deutlich macht, indem er eine Schnur auf dem Holze hinspannt oder auch mit Kreide oder Rötel nach einer gespannten Schnur zieht. Wenn er über diese

Schnur haut, so verdirbt er womöglich den ganzen Balken, und doch muß er immer unmittelbar an der Schnur hinhauen. So bezeichnet die Redensart treffend ein geringes Zuviel in einer an sich guten Sache, das doch alles verdirbt. Wolfram von Eschenbach vergleicht einmal (Willehalm 394, 13 fg.) die Art zweier kämpfenden Heerführer mit dem Hauen des Zimmermanns:

der zimmerman muoz warten
wie er mit der barten
nach der ackes müeze sniden:
daz wolt ouch er niht vermiden

d. h. so schnurgerade[1] wollte König Marlanz in die Feinde eindringen. Umgekehrt sein Gegner:

Poydwiz al anders fuor:
er kunde wenic nach der snuor
houwen nach ir marke.

In Sebastian Francks Sammlung (1541), I, 74[b]: „Stateram ne transgrediaris. Vbermachs nit, haw nit über die schnur." Luther liebt: über die Schnur fahren; recht deutlich heißt es in einem Streitgedicht Contra osores sacerdotum vom Jahre 1701: weit über d'Schnur naus hacken. Ein andres Bild, von der Arbeit des Zimmermanns entlehnt, findet sich z. B. in Brants „Narrenschiff", 19, 77.

Wer vber sich vil howen wil
Dem fallen spän jn die ougen vil.

Vgl. Freidank 126, 21 und W. Grimms Anmerkung zu der Stelle.

1059. Einen schnüren; ihn in die Schnur nehmen.

S. v. w. ihm Geld abnehmen. Die Ausdrücke kommen von dem Handwerksbrauche der Maurer her, den, der un-

[1] Dasselbe Bild, wohl auch demselben Handwerk entnommen, doch vgl. auch Nr. 772. Früher auch: schnurgleich, schnurrecht; vgl. Syll. 28: „Ad vivum resecare. Alles auffs genaweſt suchen, oder gar schnur recht haben wollen." Wie oben von dem vordringenden Feinde, so in mittelhochdeutscher Zeit auch von dem die Fluten durchschneidenden Kiel in Heinrichs von Freiberg „Tristan" V. 4093 fg.:

die richte alsam an einer snuor
der schifman gein Litan vuor.

befugterweise einen Bau betritt, mit der Schnur zu umfangen und zu einem Lösegelde anzuhalten. Vgl. dazu Nr. 37.

1060. Etwas in den Schornstein (in die Feuereſſe) schreiben.

S. v. w. es verloren geben, weil die Schrift im Schornstein durch den Rauch und Ruß unleserlich wird. In Westfalen heißt die trichterförmige Einfassung des Schornsteins über dem Herde Banſen; daher dort: du kanns dat man innen banſem schriewen. Vgl. lat.: alba linea signare, (wobei natürlich zu ergänzen ist: auf weißer Unterlage, wie in demselben Sinne auch in Deutschland gebräuchlich ist: mit Kreide an eine weiße Wand schreiben [1]) oder: in aqua scribere, καθ' ὕδατος γράφειν, d. h. eben auch: etwas da aufzeichnen, wo es sofort wieder vergeht (z. B. Catull 70, 3).

1061. Gegen jemand in die Schranken treten.

S. v. w. ihm öffentlich gegenübertreten, sei es mit dem Wort oder mit der Feder, wie die Turnierritter innerhalb der Turnierschranken einander gegenübertraten.

1062. Die Schranken überschreiten.

S. v. w. weiter gehen, als recht und billig ist. Ein bildlicher Ausdruck, der des Nachweises eines bestimmten Entstehungsgebietes nicht bedarf. Man kann dabei an die Begrenzung der alten Gerichtssitzungen denken, die in urdeutscher Zeit unter freiem Himmel und erst später, namentlich durch den Einfluß der römischen Gerichtsverfassung, unter Dach und Fach in besondern Gerichtshäusern (Curien, Rathäusern) abgehalten wurden. Da das Gerichtsverfahren öffentlich war, mußte der Gerichtsplatz, zugleich eine geweihte Stätte, gegen den Andrang der Menge irgendwie gehegt und gesichert werden. Die altertümlichste Gerichtshegung bestand (nach Grimms „Rechtsaltertümern" S. 809) darin, daß Haselstäbe im Kreise in den Boden gesteckt und Schnuren darum gezogen wurden, keine Schutzwehr, sondern eine

[1] In Altpreußen sowohl: „Dat schriew möt Kahle ön e Schornsten" wie „dat schriew möt Kried an de Wand".

fast symbolische Abgrenzung. Später wurde der Dingplatz[1] durch feste Schranken und schirmende Geländer von Holz eingehegt. Jede Überschreitung der gesetzten Schranken wurde gebüßt: „wer da ouch trete in daz gestuele vor deme geheiten dinge ane lonbe des richters, der gibet zwene schillinge" heißt es z. B. in den Salfelder Statuten (Walch 1, 42); anderwärts galt gar: „wer ins gericht freventlich tritt, greift, fällt, hat fuß, hand oder hals verbrochen", vgl. Grimms „Rechtsaltertümer" S. 854.

1063. Bei dem ist eine Schraube locker.

S. v. w. es ist in seinem Kopfe nicht ganz richtig; als ob das Gehirn ein Maschinenwerk wäre, wo jedes Schräubchen festsitzen muß, wenn der Mensch ordentlich denken will. In Leipzig ist es volkstümlicher Sprachgebrauch, einen verdrehten Kopf durch irgend eine andre Krankheit zu bezeichnen, dabei aber mit dem Finger auf die Stirn zu deuten, z. B. er ist brustkrank, er hat den Schnupfen.

Seine Worte auf Schrauben stellen nennt man es, wenn sich einer so vorsichtig wie möglich ausdrückt, weil er sie gleichsam wie ein physikalisches Instrument behandelt, dessen genaue horizontale Lage durch Stellschrauben an seinen drei Füßen hergestellt wird. Ähnlich schon in Geilers Postille: „Die rede vff ein dreispitz stellen."

1064. Von altem Schrot und Korn.

S. v. w. von alter guter Art, von deutscher Kraft und Biederkeit. Eigentlich bezeichnet Schrot das Gewicht und Korn den Feingehalt der Münzen. Die Redensart ist also bezeichnend für die stetige Verschlechterung des Geldes, die in den Anfängen der Entwicklung landesherrschaftlicher Gewalten besonders im Schwange war.

Schrot bedeutete im 17. Jahrh. geradezu s. v. w. Art; daher bildete man den Stabreim Schrot und Schlag und konnte bei Gelegenheit des Westfälischen Friedens davon sprechen, daß „der Catholischen Stiffter halb alles auff den Schrot deß letzten Tridentinischen Concilii reducirt werde". Vgl. auch Simpl. I, 68: „Ich antwortete wieder

[1] Vgl. Nr. 257.

auff meinen alten Schrot, ich wüste es nicht.“ Ähnliches öfter bei Grimmelshausen.

1065. Das hat seine geweisten Schubsäcke.

S. v. w. das hat seine guten Gründe, eigentlich: hat alles seine bestimmten Säcke, in die es gehört, das eine hier hinein, das andre dort hinein, dann: das hat alles seine bestimmte Ordnung, schließlich in dem zuerst genannten Sinne.

In dem Ausdruck verdient das alte schwache Particip geweist Beachtung, das sonst fast überall, wie ja auch in der Schriftsprache, durch gewiesen verdrängt worden ist, ebenso wie das Präteritum weiste durch wies. In unserm weisen sind die Formen zweier alten Wörter zusammengeflossen: das schwach flektierende wisen (weisen) und das starke wizen (strafen). In dem Kompositum verweisen stecken auch noch beide Bedeutungen, bei ihm scheint die Vermengung begonnen zu haben.

1066. Wissen, wo einen der Schuh drückt.

Aus dem Alltagsleben, wie wenige Redensarten. Jeder ist als Kind, wenn er ein Paar neue Schuhe bekam, von Vater oder Mutter so und so oft aufgefordert worden, herauszusagen, wo der Schuh etwa drücke; denn das kann nur der wissen und sagen, der ihn anhat. Mit dieser körperlichen Beschwerde aber vergleicht nun der Volksmund Sorgen des Herzens, die eben auch nur der kennt, der sie in der Brust trägt. Es ist also müßig, die Entstehung der Redensart bei Plutarch zu suchen, der allerdings folgendes berichtet (Leben des P. Ämilius): „Als sich P. Ämilius nach langjähriger Ehe von seiner schönen, tugendhaften und reichen Gattin trennte und deshalb von seinen Freunden getadelt wurde, soll er diesen einen Schuh gezeigt und gesagt haben: auch dieser Schuh ist schön anzusehen und neu; aber niemand als ich allein weiß, wo er mich drückt.“

Luther (Heuseler 202): „Keiner sieht, wo den andern der Schuh drückt.“ Agricola Nr. 61: „Idt weth nemandt wor einen de scho drükket, sünder de en anne hefft.“ Gereimt bei Wegeler, Philosophia Patrum, Nr. 282:

Wo mich zwickt und zwackt der Schuh,
Selber ich doch wissen thu'.

Vgl. Bebel Nr. 337; Tunnicius Nr. 461; Sebastian Franck I, 84; Brants „Narrenschiff" 78, 19; 110, 21 u. s. f. Auch in den fremden Sprachen.

1067. Sich etwas an den Schuhen abgelaufen haben.

S. v. w. etwas längst wissen; genauer: es sich tagtäglich so oft durch die Finger oder durch den Kopf haben gehen lassen, wie man seine Schuhe, ohne darüber nachzudenken, täglich trägt, ja es so gründlich längst abgethan haben, wie man diese Schuhe längst abgelaufen hat.

1068. Nicht wert sein, einem die Schuhriemen aufzulösen.

S. v. w. nicht wert sein, jemand selbst den niedrigsten Dienst zu leisten. Die Redensart ist biblischer Herkunft (Mark. 1, 7; Luk. 3, 16; Joh. 1, 27; Matth. 3, 11). Alle Verrichtungen, die der Herr von seinem Sklaven verlangen kann, ist auch ein Schüler des Gesetzes seinem Lehrer zu leisten schuldig, ausgenommen das Auflösen des Schuhriemens.

Ähnlich schon mittelhochd. einem gebesten. Etwas anders in Luthers Sendbrief vom Dolmetschen: „urtheileten dem guten Mann sein Werk diejenigen, so ihm nicht genug gewest wären, daß sie ihm die Schuch hätten sollen wischen."

1069. Die Schule schwänzen.

S. v. w. die Schule versäumen. Der Ausdruck stammt aus der Sprache der fahrenden Schüler. Im Rotwelschen, in der Sprache von Gaunern, Landstreichern, fahrenden Schülern, Landsknechten u. s. w. bedeutet das Wort „schwänzen" s. v. w. gehen.

1070. Aus der Schule schwatzen.

S. v. w. von Dingen plaudern, die eigentlich Geheimnisse eines bestimmten Kreises sind. Was ursprünglich mit den Schulangelegenheiten in der Redensart gemeint gewesen sein mag, ist unklar; wegen des Alters der Redensart vgl. die Zimmerische Chronik II, 425: „das unsellig mendlin hat sein glück nit erkennen oder behalten künden, sondern hat sich vil berüempt und außer de schuel geschwetzt".

Vergleichen läßt sich das bairische: aus (von) der Farb reden, d. h. unverblümt und frei über etwas sprechen; Schmeller vermutete dafür Herkunft vom Kartenspiel.

1071. Jemand etwas zum Schure thun.

D. h. um ihn damit zu ärgern; eigentlich, um ihn damit zu scheren: scheren aber, ein Hauptgeschäft des Baders in alter Zeit, hat schon längst die Bedeutung des Quälens und Peinigens angenommen. Daher der Ausruf: laß mich ungeschoren! Daher auch schurigeln, weiter nichts als ein verstärktes „scheren".

Besonders unangenehm ist es, sich ungeseift rasieren zu lassen; daher der volkstümliche Ausdruck einen trocken rasieren für: ihn quälen.

1072. Auf Schusters Rappen.

S. v. w. zu Fuß; die schwarzen Schuhe werden scherzhaft Rappen des Schusters genannt. Noch anders früher: auf seiner Mutter Fohlen, z. B. in Behams „Buch der Wiener" 203, 29:

Wir musten all zu fussen gan,
man sach viel manchen werden man
reiten auff seiner muter voln.

Und schon in mittelhochdeutscher Dichtung, z. B. in Heinrichs von Freiberg „Tristan", wo Keie, als er zu Fuße anstatt zu Pferde heimkehrt, von einem andern Ritter verspottet wird:

Zwar als alt als ich bin,
so gesach ich iuch, ritter wert,
geriten ni so guot ein pfert,
als ir nu tuot in dirre zit.
ir und iuwer rössel sit
zwar mit einander geborn!
„Keie uf siner muoter vüln
ist gesezzen!" einer sprach,
darnach aber ein ander jach:
er ritet der zwelfboten pfert.

Die letzte dieser Spottreden[1] geht heute gewöhnlich in latei-

[1] Auch in Laurembergs Scherzgedichten 4, 141: „ick quam in eine vornehme Stadt Up mine Apostel Peerde gereden."

nischer Form: per pedes apostolorum. Ital.: andare sul cavallo di San Francesco, weil die armen Franziskanermönche zu Fuße gingen, im Gegensatz zu den reichen Benediktinern, die zu Pferde reisten; auch spronare le scarpe di San Francesco. Noch anders engl.: to ride a bayard of ten toes.

1073. Einem vor den Schuß kommen.

S. v. w. jemand in den Weg laufen, der schon auf einen gepaßt, gelauert hat, wie ein Jäger, der auf dem Anstand steht. So ruft der Musikus Miller (Kabale und Liebe II, 4) in seinem Zorn auf Wurm aus: „Aber soll mir der Tintenkleckser einmal in den Schuß laufen!"

1074. Schwager,

als Anrede des Postillons hat seinen letzten Grund darin, daß man sich früher allgemein zu vertraulicher Anrede des Wortes Schwager bediente; die Anwendung auf den Postillon soll in der ersten Hälfte des 18. Jahrhs. von Studentenkreisen ausgegangen sein. Vgl. Brants „Narrenschiff" XVII, 22 fg.:

Wer pfennig hat, der hat vil fründ,
Den grüßt und swagert yederman.

Im 6. Buch von „Wahrheit und Dichtung", da, wo Goethe von der Beurteilung seines „Götz" spricht, erzählt er auch, es habe ihn einmal ein angesehener Geschäftsmann besucht, seine gute Einsicht in die deutsche Geschichte gelobt, aber zugleich bemerkt, daß Götz kein Schwager von Sickingen gewesen sei. Goethe suchte sich dadurch zu rechtfertigen, daß Götz in seiner eigenen Lebensbeschreibung den Sickinger „Schwager" nenne. Allein der Besucher belehrte ihn, daß dieses eine Redensart sei, die nur ein näheres freundschaftliches Verhältnis ausdrücke, wie man ja in der neuern Zeit die Postillone auch Schwager nenne, ohne daß ein Familienband sie an uns knüpfe.

Bürgers Gedicht „Der Raubgraf" beginnt:

Es liegt nicht weit von hier ein Land,
Da reist ich einst hindurch;
Am Weg auf hohem Felsen stand
Vor alters eine Burg;

Die alten Rudera davon
Wies mir der Schwager Postillon.

1075. Schwamm drüber!

Eine erst neuerdings durch die Bühnenerfolge des „Bettelstudenten" in ganz Deutschland sprichwörtlich gewordene Redensart. Damit lassen sich die Verse Corneilles vergleichen:

Sur les noires couleurs d'un si triste tableau
Il faut passer l'éponge, ou tirer le rideau.

Den Römern galt der Schwamm als Bild eines leichtgläubigen, einfältigen Menschen und bezeichnete ungefähr dasselbe, was wir heute einen Pinsel nennen, aus dem Grunde, weil der Schwamm ohne jede Widerstandskraft ist, so weich, daß er zusammenschrumpft, sobald man ihn drückt.

Im deutschen Volksmund spielt der Schwamm noch wegen einer andern Eigenschaft eine sprichwörtliche Rolle; von einem starken Trinker heißt es sprichwörtlich: „er hat einen Schwamm im Magen!"

1076. Im Schwange sein.

S. v. w. in Umlauf sein, von vorübergehendem Gebrauche gesagt; eigentlich: in schwingender Bewegung sein, gegenüber Dingen, die ruhen.

Auf das Schwingen des Schwertes geht die Redensart: für den Schwang halten (die Gefahr abwenden, aufhalten), auch überschwänglich, zu überswanc, d. i. ursprünglich der Schlag, den einer dem andern noch über dessen Schlag giebt, den er noch besser schlägt als der andre, ebenso wie unübertrefflich von dem besten Wurfe mit der Lanze, dem besten Schusse gesagt worden sein wird.

1077. Mir schwant es.

Dieser merkwürdige Ausdruck für „ahnen" ist vom höchsten Alter; noch sinnlicher erscheint er mundartlich in der Form: mir wachsen die Schwansfedern. Er beruht auf dem alten germanischen Glauben an die Verwandlung von Jungfrauen in weissagende Schwäne[1], auf

[1] Auch im Altertum galt der Schwan als prophetischer Vogel; Apoll soll ihm die Gabe der Weissagung verliehen haben.

dem Glauben also an Zwitterwesen wie die Walküren, die Nornen, wie die Berserker (vgl. Nr. 142) und die Werwölfe.

In unsrer mittelalterlichen volkstümlichen Dichtung und noch in den Märchen unsrer Tage spielen diese Schwanenjungfrauen eine wichtige Rolle. Wenn sie in Menschengestalt badend ihrer Gewänder beraubt werden, müssen sie Menschen bleiben oder sind doch gezwungen, die Zukunft zu verkünden. Bekannt ist die Erzählung in den Nibelungen, wie Schwanenjungfrauen an der Donau dem grimmen Hagen den Untergang der Burgunden ansagen; in der „Gudrun" erscheinen sie als Schwäne den waschenden Maiden am Strande, ein Zeichen baldiger Befreiung aus langer Knechtschaft.

Die Redensart wird wohl heute nur noch von bösen Ahnungen gebraucht. So auch in einem volkstümlichen Lied auf die Schlacht bei Trier vom Jahre 1675:

De Dütschen stännen aß en Pahl
Und schlögen wohl twe- und dremahl
In ene Stäh den Hanen,
De sick det nich vermoen währn,
Begun darbie to schwanen.

Der sentimentale Ausdruck Schwanengesang für das letzte Lied eines Sängers, das vielleicht schon von Todesahnungen erfüllt ist, stammt aus dem Altertum (Cicero, De oratore III, 2, 6: vox et oratio cygnea) und erklärt sich aus der Meinung der Alten, daß der Schwan seinen Tod durch klagende Gesänge anzeige. Doch ist der singende Schwan auch dem germanischen Altertum wohl bekannt gewesen, vgl. den Anfang von Müllenhoffs „Deutscher Altertumskunde".

1078. Den Schwanz einziehen.

Bildlich vom Hunde für: sich kleinlaut fügen. Vgl. Erasmus Nr. 695: Inter crura caudam subjicit.

1079. Daß die Schwarte kracht (knackt).

Kraftausdruck für tüchtig, gewaltig. Die Wendung klingt heute schlimmer als früher, denn Schwarte bezeichnet eigentlich (und noch in mittelhochdeutscher Zeit) eine behaarte Stelle am menschlichen Körper, besonders die Kopfhaut und

dann allgemein die menschliche Haut. Auch: daß die Schwarte raucht (so sehr, daß man schwitzt und dampft), daß das Fell raucht! Winterholler[1] I, 791: „Die Scythen, welche Hunger und Durst leiden, daß ihnen die Schwarten trachten." Im Jahre 1683 ließ man den besiegten Türken klagen:

Der tapfre Markgraf auch,
nach seinem Heldenbrauch,
der hieb uns auf die Schwarten,
daß darvon ging der Rauch.

Anders in Murners „Mühle von Schwindelsheim" V. 1114: „drincken, das die lenden krachen".

1080. Eine Schwarte haben.

S. v. w. ein tüchtiges Mundwerk haben; meist im verächtlichen Sinne gebräuchlich. Schwarte ist volksetymologisch entstellt aus Suade (lat. suada), die Beredsamkeit, Überredungsgabe.

1081. Etwas schwarz auf weiß besitzen.

Auch: es einem schwarz auf weiß geben, s. v. w. in einem geschriebenen Beweismittel, denn quod scriptura capit, firmum manet. Besonders oft in den Versen aus „Faust" gebraucht:

Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

1082. Schwein haben.

Burschikoser Ausdruck für: unverdientes Glück haben, eigentlich wie der, der bei dem Wettspiel als schlechtester den üblichen letzten Preis, die Sau, davonträgt. So wird von einem Rennen in München im Jahre 1448 berichtet: „Das vordist pferdt gewan ein Scharlach-Tuch, das ander darnach ain Sperber mit seiner Zuegehörung, das drit ain armbst, vnnd das lest pferdt ain Saw." Und ähnlich ist bei Schützenfesten und andern bürgerlichen Waffenfesten das Schwein regelmäßig der letzte Gewinn gewesen.

Heute ist für die Bedeutung der Redensart der Gewinn das Wesentliche, aber noch lange hat man auch den ur-

[1] Vgl. Zachers „Zeitschr. für deutsche Philologie" 17, 23.

sprünglich darinliegenden Spott deutlich gefühlt: der letzte Sieger ist ja eigentlich ein halber Besiegter und der Gewinn des Schweines war mehr ein Spott-, mindestens ein zweideutiger Triumph; pflegte es doch auch mit spöttischen Glückwünschen vom Pritschmeister überreicht zu werden. Ganz deutlich war die zu Grunde liegende Vorstellung natürlich noch im 16. Jahrh., wo der Brauch noch lebendig gewesen ist; so in der Zimmerischen Chronik III, 156: „so hatten doch die herren zum wenigsten die saw davongetragen und behalten", und so konnte auch ein reformatorisch gesinnter Schweizer Dichter den Dr. Eck, der bei der Disputation in Baden mit seinen sieben Thesen besiegt worden war, verspotten: er komme von Baden zurück mit einer großen Sau und sieben Ferkeln! Geradezu wird mit der Sau auch mehrfach im 17. Jahrh. die Niederlage bezeichnet: nach der Eroberung von Ofen rief man dem besiegten Türken zu: „Seraskier, treib heim die Sau!" und nach dem Sieg an der Sau 1683 über den Türken sang deutscher Volkswitz von ihm:

Konnt nirgend, schau, als an der Sau,
Ein größre Sau aufheben.

Vgl. Lehm. 701 (Schand 3): „Schande wird offt geheilet, aber mit einer Narben, ist mit Schusterschwärtz abgewaschen, mit Dinten, mit halber Ehr davon kommen, hat die Saw davon getragen." Ebenda 708 (Schimpff 5): „Der die Saw heimführt, der darff vor schimpff nicht sorgen."

1083. Einem etwas auf die Seele binden.

Noch dringender als: es ihm ans Herz legen, aber mit derselben Vorstellung, daß die Gedanken Nachbarn des Herzens, die Sorgen Lasten des Herzens seien (vgl. Nr. 31 und 559). Auch bloß: es einem einbinden; so öfter in der Komödie „Hans Pfriem" von Martin Hayneccius, z. B. V. 1076: „Gleich ob jhm were gebunden ein", und V. 1133: „Wie vns der Herr gebunden ein". Auch auftragen erklärt sich aus einer derartigen Vorstellung, wobei freilich wohl nicht Herz oder Seele, sondern der Rücken als Träger gedacht ist.

1084. Nun hat die liebe Seele Ruhe.

Sprichwörtliche Redensart von einem, den man endlich befriedigt zu haben glaubt, nach Luk. 12, 19: „und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Mut".

1085. Vor jemand die Segel streichen.

S. v. w. nachgeben, sich für überwunden erklären, sich vor einem demütigen, wie ein Schiff, das sich dem Feinde ergiebt, die Segel streicht (d. i. einzieht). Ebenso lat.: vela contrahere, z. B. Cicero, Ad Att. I, 16, 2; Horaz, Carm. II, 10, 23; Ovid, Trist. III, 4, 32 u. ö.

1086. Mit vollen Segeln fahren.

S. v. w. alle Mittel ins Werk setzen, um seinen Zweck zu erreichen. Vgl. die Worte des Vater Miller in der ersten Scene von „Kabale und Liebe": „Da geht ihm ein Licht auf, wie meinem Rodney, wenn er die Witterung eines Franzosen kriegt, und nun müssen alle Segel dran und drauf los." Ähnlich: alle Segel aufspannen; auch: er setzt alle Segel bei, s. v. w. er setzt alle Kräfte an. Vgl. Nr. 1028. Lat.: navibus et quadrigis. Horaz, Ep. I, 11, 28.

1087. Keine Seide bei etwas spinnen.

S. v. w. kein Glück, keinen Erfolg mit etwas haben. Die Redensart wird aus der Zeit stammen, wo man sich bemühte, in Deutschland die Seidenraupenzucht einzuführen. Die Mühe war meist vergeblich, die Maulbeersträucher verdarben, die Raupen erkrankten u. s. w. Gar manchem eifrigen Züchter mag damals angesichts des Mißerfolgs gesagt worden sein: Dabei wirst du keine Seide spinnen!

1088. Einem das Seil über die Hörner werfen.

S. v. w. ihn fangen, mit List fangen, wie einen jungen Stier, den man nicht mit Händen anzupacken wagt; schließlich auch: einen überlisten, betrügen. Besonders gern wendet der Volksmund die Redensart an auf einen, der sich verlobt hat; so heißt es z. B. bremisch von einem Verlobten:

Hei het sek dat Säl ümmn de Hören smiten laten. Ähnlich Simpl. II, 182: „ein junger Schnautzhann, dem sie das Seil über die Hörner warff.“ Vgl. Lehm. 940 (Zusatz 2): „Zusagen stehet im Willen, aber das halten hat das Seil an Hörnern.“

1089. Des Seilers Tochter

heißt im Volksmund sprichwörtlich der Strick des Henkers; daher von einem, der zum Strang verurteilt ist: des Seilers Tochter wird seine Braut, er wird mit ihr kopuliert (Hebel), auch: mit Jungfer Hänfin, Jungfer Strick Hochzeit machen.

1090. Einen langen Senf über etwas machen.

S. v. w. viele unnütze Worte machen. Wenn Senf hier nicht ein bloßer Scherz ist, gebildet etwa nach Kohl oder Mährde, oder wie auch Brei und Quark bildlich für breites, unklares Gerede gebraucht werden, so wird Adelungs Vermutung als ansprechend gelten dürfen, daß Senf hier für Senfbrühe stehe (vgl. 530) und „lang“ wie in vielen andern Fällen „mit vielem Wasser verdünnt“ bedeute.

Vilmar (in seinem Idiotikon von Kurhessen, S. 382) sagt, die Redensart „Senf machen“ sei eine in älterer Zeit nicht selten vorgekommene Formel für „nichtige Redensarten vorbringen“ gewesen und stellt sie mit einer andern Wendung zusammen aus einer wahrscheinlich von einem Hersfelder verfaßten Chronik: „eine Senfmühle heimbringen“ für „nichts ausrichten“.

1091. Eine böse Sieben.

Unter dieser Bezeichnung versteht man heute eine böse, zanksüchtige Frau, eine Xanthippe. „Die böse Sieben“ spielt zuerst eine Rolle in einem alten Kartenspiel, dem sogenannten Karnuffelspiel.[1] Jede Karte trug hier neben der Zahl ein Bild, die Sieben das des Teufels. Die Siebente nun konnte alle andern 48 Karten, Papst, Kaiser, Kardinäle u. s. w. abstechen. Es klingt gar nicht unwahrscheinlich, daß ein schlimmer, verschmitzter Mensch als so eine böse Sieben be-

[1] Zur Bekämpfung dieses Spiels verfaßte Cyriacus Spangenberg sein Buch: „Die bösen Sieben ins Teufels Karnöffelspil“ (1562).

zeichnet worden sei. Aber die Art, wie sich der Ausdruck wirklich zuerst auf Frauen angewendet findet, legt die Vermutung einer andern Herkunft nahe. Joachim Rachel (1618—1669) schrieb über das erste seiner oft aufgelegten „teutschen satirischen Gedichte": „Das poetische Frauenzimmer oder Böse 7" und verspottete darin sieben verschiedene Frauenzimmer, das mürrische, das schmutzige, das verschmitzte, das schimpfende, das herrschsüchtige, das plaudernde und das hochmütige. Dahinter werden aber schließlich die sieben Laster stehen, die in der scholastischen Philosophie den sieben Tugenden gegenübergestellt wurden; die sieben Tugenden wiederum setzten sich zusammen aus Platos vier Haupttugenden Mäßigkeit, Tapferkeit, Weisheit und Gerechtigkeit und den drei christlichen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung.

1092. Ein Buch mit sieben Siegeln.

S. v. w. ein geheimnisvolles Buch, das nicht verstanden wird, dann überhaupt etwas Geheimnisvolles, Unverständliches, Dunkles. Aus Off. Joh. 5, 1 fg.[1] Faust sagt zu Wagner:

Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

1093. Seine sieben Sachen packen.

Von jemand, der seine geringen Habseligkeiten zusammenpackt, um damit abzureisen. Bairisch auch: seine sieben

[1] Die Zahl „Sieben" ist in der Bibel eine heilige Zahl, wie überhaupt im Orient, besonders aber im alten Ägypten. Sieben Planeten beherrschen den Himmel, sieben Tage bilden die Woche, der siebente Tag wurde heilig gehalten, ein Brauch, der von den Ägyptern auf die Juden und dann auf uns übergegangen ist. Sieben Monate dauerte die Sintflut, Joseph prophezeite sieben fruchtbare und sieben magere Jahre nach den sieben Kühen; im siebenten Himmel wohnt die Gottheit, daher unser sprichwörtliches im siebenten Himmel für: selig vor Freude. Vgl. auch das mittelhochdeutsche Gedicht eines österreichischen Priesters Arnold „Von der Siebenzahl".

Zweschen (d. i. Zwetschken) packen, vgl. Schmeller II, 1184. Die Zahl sieben ist hier typisch für jede kleine Zahl, für „sehr wenig"; im Alten Testament wird sieben häufig im entgegengesetzten Sinne für „sehr viel" gebraucht, z. B. „der hat sieben Greuel im Herzen". Mit sieben sind daher in jüdischen Sprichwörtern viele Hyperbeln gebildet.

1094. Es geht mit Siebenmeilenstiefeln.

Der Ausdruck, gewöhnlich im Scherze zur Bezeichnung höchster Schnelligkeit verwendet, bedarf keiner Erklärung; jeder kennt das Märchen vom Däumling, der dem Riesen die Siebenmeilenstiefeln stiehlt und ihm darin entkommt. Diese Riesenstiefeln aber haben einen mythologischen Hintergrund, sie sind ursprünglich Eigentum von Winddämonen und lassen sich also den Flügelsohlen vergleichen, mit denen in der antiken Mythologie die Geschwindigkeit der Götter angedeutet wird.

1095. Siebenschläfer.

Genauer nennte man einen Langschläfer einen von den sieben Schläfern; denn der Ausdruck geht auf die Legende von den sieben Jünglingen zurück, die bei der Christenverfolgung um das Jahr 251 in eine Höhle des Berges Kalion bei Ephesus flüchteten, dort einschliefen, vermauert wurden und erst 447 nach zufälliger Wiedereröffnung der Höhle unter Kaiser Theodosius II. wieder aufwachten, bald darauf aber, „vom Glorienschein der Heiligkeit umgeben", starben. Diese Sage wird u. a. von Gregor von Tours gegen Ende des 6. Jahrhs. erzählt, in deutscher Sprache wohl zuerst in dem mittelhochdeutschen Gedicht Von den siben schlafaeren. Vgl. auch Wolfgang Müllers Gedicht „Der Mönch zu Heisterbach", worin ein ähnliches Wunder besungen wird.

Der ältere Plinius erzählt von Epimenides, dieser sei einst in einer Höhle eingeschlafen und erst nach 57 Jahren erwacht. Er habe geglaubt, nur eine Nacht geruht zu haben, und sei sehr erstaunt gewesen über die gewaltige Veränderung, die Natur und Kunst inzwischen allenthalben hervorgebracht hätten. Nach seinem Erwachen habe er noch hundert Jahre gelebt.

1096. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Was versiegelt ist, sich also unter dem Siegel befindet, ist unverletzliches Geheimnis.

1097. Singen und sagen.

„Die zwiefache Thätigkeit des Dichters, Singen und Sagen, ist in den ältern Zeiten der deutschen Poesie als so wesentlich verbunden betrachtet worden, daß die sprichwörtliche Zusammenstellung beider Ausdrücke noch jetzt dauert, da doch von dem Singen der Dichter selten noch die Rede sein kann." So beginnt Lachmann seine berühmte Abhandlung über Singen und Sagen.[1] Er zeigt darin, wie sich die beiden Begriffe erst allmählich gesondert haben. In der Karolingerzeit konnte sogar dem Gedanken Wort und Weise zugeschrieben werden; aber im weitern Verlaufe des Mittelalters tritt neben die gesungene Poesie, die sich immer mehr auf das Lied beschränkt, und an deren Hand sich die Musik selbst zunächst weiter entwickelt, die gelesene Dichtung: die höfischen Epen, ja das Nibelungenlied in der Gestalt, wie wir es besitzen, sind nicht gesungen, sondern nur noch gesagt worden.

1098. Eine wahre Sisyphusarbeit.

S. v. w. eine schwere und qualvolle Arbeit, die obendrein nichts nützt; den Stein des Sisyphus wälzen, s. v. w. sich vergeblich abmühen, leeres Stroh dreschen. Sisyphus, des Äolos Sohn, verschlagen und schlecht, bei Homer der gewinnsüchtigste aller Menschen, wurde für seine Schlechtigkeit in der Unterwelt dadurch bestraft, daß er mit Kopf und Händen ein Felsstück einen hohen Berg hinaufwälzen mußte, von dem es immer wieder in die Tiefe rollte, sodaß seine Arbeit vergeblich blieb. Odyssee XI, 593 fg.

Vgl. Brants „Narrenschiff" 56, 51 fg.:

Er fellt, vnd blibt nit jn der höh
Der steyn, den waltzt mit sorg vnd we
Den berg vff, Sisyphus der tor.

1099. Meiner Six.

Auch: mein Six, bei Bürger einmal: mein Sixchen, eine volkstümliche Beteuerung, die ihrem Gebrauche nach mit

[1] In seinen „Kleinern Schriften" I, 461 fg.

meiner Treu, meiner Seel übereinstimmt und in der That wohl auch nur eine scherzhafte Verstümmelung von meiner Seele ist; vgl. verflixt für verflucht. Steht es aber für meiner Sechs, dann geht es auf den alten Rechtsbrauch der Besiebenung zurück. Nach diesem Brauche mußte nämlich, wer vor Gericht einen Beweis führen wollte, 21 Mann mit sich vor die Schranken führen, aus denen er sechs zu Zeugen nahm, daz sin hant selb sibent stuont. Er schwor dann, wie in lateinischen Urkunden wiederholt bezeugt ist, manu septima, was den deutschen Worten meiner Sechs entsprechen könnte, die natürlich dann auf die sechs Zeugen zu beziehen wären.[1]

Soviel ist sicher, daß auf diesen Brauch der Ausdruck übersiebnen (s. v. w. überführen, vor Gericht als falsch nachweisen) zurückgeht. Freiligrath ruft einmal das Land Westfalen an:

Mit deinen Eideshelfern „Berg" und „Fluß"
Tritt vor den Richter, der dich richten muß,
Und übersiehne deiner Feinde Rügen.

1100. Sich auf die Socken machen.

Auch: sich auf die Strümpfe machen, scherzhaft für: aufbrechen, davongehen (vgl. Nr. 133). Niederdeutsch auch: Sik up de Scholappen geven.

1101. Die Sonne bringt es an den Tag.

S. v. w. was noch so lange verborgen und geheim war, wird mit der Zeit doch entdeckt[2], es kommt einmal ans Tageslicht. Altertümler möchten in der Redensart eine Beziehung auf den altgermanischen Rechtsbrauch sehen, Gericht nur bei steigender Sonne zu halten, sodaß die Sonne also gleichsam die Wahrheit in dem dunkeln Rechtsstreit finden helfe. Es liegt aber wohl eine andre Vorstellung zu Grunde, nämlich die, daß die Sonne das bloßlegt, was unter der Hülle des Schnees verborgen gewesen ist.

[1] Über die Einzelheiten dieser Entsprechung vgl. Germania XII, 476.

[2] Ein alter Dichter gebraucht daher ein sehr passendes Bild, wenn er die Wahrheit zur Tochter der Zeit macht (vgl. Gellius, Noct. Att., XXI, 12). — Vgl. auch Chamissos bekanntes Gedicht.

1102. Es ist sonnenklar.

S. v. w. es ist auch nicht der geringste Schatten von Unklarheit vorhanden. Das Sonnenlicht als Inbegriff der Klarheit und Reinheit zu fassen, ist eine uralte Vorstellung, jedenfalls älter als das Bewußtsein von der uns umgebenden Luft, von deren Klarheit wir jetzt reden. Ebenso lat.: Solis luce videtur clarius. Cicero, De divin. I, 3. Sole ipso est clarius! Arnobius 1, 27. Vgl. auch das lateinische Sprichwort: Adversus solem ne loquitor: dazu Erasmus: Nam quod maxime constat, maximeque in confesso est, id sole clarius dicimus. Ergo contra solem loquitur, qui dicit: Nil intra est oleam, nil extra est in nuce duri.

In der Redensart: es ist klar wie der Tag bedeutet Tag s. v. w. Tageslicht, Sonnenlicht. Umgekehrt galt in der alten Rechtssprache Sonne s. v. w. Tag: „von einer sonnen zu der andern" (vgl. Haltaus 1695 und Grimms „Rechtsaltertümer" S. 814, Anm.).

1103. Ein Sonntagskind.

Holländ.: een zondagskind. (Harrebomée II, 507.) Noch heute ist der alte Glaube nicht ausgestorben, daß Sonntagskinder, d. h. die am Sonntag geborenen Kinder, Glückskinder seien. Sie haben die Gabe des Scharfsinns, der Weissagung; ja sie sehen sogar alle Geister und Gespenster (Meyer, Aberglaube, S. 207; Grimm, Mythologie, S. 243, 634).

1104. Späne

dienen im Scherze zur Bezeichnung von großem Reichtum, aber auch von Zwist, Uneinigkeit, Zerwürfnis. In der zweiten Bedeutung stellt man das Wort zu dem alten spanen. locken, reizen, eigentlich: an sich ziehen (vgl. griech.: σπάω), von dem auch abspenstig und widerspenstig stammen. Späne machen s. v. w. Umstände, Schwierigkeiten machen.

Vgl. noch Lehm. 719 (Schwätzen 12): „Kan er nicht zimmern, so hawet er doch Späne, machts wie ein ungeschickter Zimmermann, der viel späne hawet."

1105. Das kommt mir spanisch vor.

So wird von einer Sache gesagt, die befremdend, unangenehm, wohl auch komisch wirkt. Das wird dir spanisch vorkommen, s. v. w. du wirst dich wundern. Als Karl V., ein Spanier seiner Abstammung und Erziehung nach, die deutsche Kaiserkrone trug, fanden manche spanische Sitten, Moden, Glaubenssatzungen, die den Deutschen bis dahin unerhört waren, in Deutschland Eingang. Damals wird die Redensart aufgekommen sein, bezeichnend für ein, wenn auch geringes bewußtes Fühlen der eigenen Art gegenüber aufgedrängtem fremdem Brauche. Vgl. Simpl. I, 167: „Bey diesem Herrn kam mir alles widerwertig und fast Spanisch vor.“[1]

Dagegen wird die Redensart *einem spanisch kommen*[2] auf die Greuelzeiten Albas und seiner spanischen Soldateska zurückgeführt. Wohl nichts weiter als ein zufälliges Zusammenklingen mit dieser Wendung bietet eine Stelle in Goethes „Egmont“. Egmont wirft (III, 2) den Mantel ab und steht nun in einem prächtigen Kleide da. Klärchen tritt vor Verwunderung zurück und ruft aus: „Wie prächtig! Da darf ich euch nicht anrühren.“ Egmont: „Bist du zufrieden? Ich versprach dir, einmal spanisch zu kommen.“

1106. Auf etwas spannen.

Oder: darauf gespannt sein. Schon längst ist der Ausdruck ebensogut von den menschlichen Sinnen wie etwa von einem Bogen gebraucht worden. In der Dichtersprache der mittelhochdeutschen Zeit sind den muot spanen, daz herze (als Sitz der Begierden) spanen ganz geläufige Wendungen. Wolfram von Eschenbach nennt gar einmal (Parzival 508, 30) die schöne stolze Orgeluse spansenwe des herzen, d. h.

---

[1] Spanisch kommt den Spaniern selbst manche Eigenheit auf ihrer Halbinsel, manche Maßregel ihrer Behörden vor, daher sich die spöttische Redensart Cosas de España in Spanien eingebürgert hat.

[2] Vgl. das süddeutsche: „Es geht zu, als ob der Türk' da wär.“ Auch der Name der Schweden ist seit dem Dreißigjährigen Kriege in verschiedenen Gegenden Deutschlands in demselben Sinne typisch geworden.

sie war gleichsam eine Sehne, die das Herz des Geliebten wie den dazugehörigen Bogen spannte.

1107. Einen Sparren zu viel haben.

Von jemand, bei dem es im Kopfe nicht richtig ist, bei dem das Gebälk, das Sparrenwerk des „Oberstübchens" (vgl. Nr. 870) nicht in Ordnung ist. Diese Erklärung verdient den Vorzug vor einer andern, wonach mit den Worten eigentlich gemeint sei: eine Stufe zu weit getrunken haben, nämlich auf der Leiter (Skala), die im Innern des Bierkruges angebracht war und an der man eigentlich von Sprosse zu Sprosse trinkend hätte hinabsteigen müssen.

1108. Einem einen Spiegel vorhalten.

S. v. w. jemand, der immer nur andrer Fehler sieht und aufdeckt, zeigen, daß er selbst auch nicht fehlerfrei ist. So sagt schon Sebastian Brant in der Vorrede zu seinem „Narrenschiff" von dem Buche (nach Simrocks Übertragung V. 31—37):

Der Narren Spiegel mag man's nennen,
Denn jeder Narr lernt sich hier kennen.
Wer jeder sei, wird ihm vertraut,
Der in den Narrenspiegel schaut.
Wer sich drin spiegelt, lernt da wohl,
Daß er nicht weis' sich achten soll,
Nicht für was halten, ist er's nicht.

Der Ausdruck Spiegel wurde früher vielfach in diesem figürlichen Sinne gebraucht, namentlich als Titel von Werken, besonders pädagogischen und moralischen Inhalts, in denen Beispiele aus dem Leben als Muster oder zur Warnung aufgestellt sind, z. B. Fürstenspiegel, Beichtspiegel. Auch als Titel von Rechtsbüchern wurde das Wort Spiegel gebraucht, z. B. Sachsenspiegel, Deutschenspiegel, Schwabenspiegel.

1109. Den Brief wird er nicht hinter den Spiegel stecken!

Von dem Brauche entlehnt, daß man Glückwunschkarten, angenehme Briefe und dergl. an den Spiegel steckt (d. h. mit einem Ende hinter den Rahmen steckt), wo sie leicht gesehen und gelesen werden können. Auch: den wird er nicht

ans Fenster stecken (wird er nicht jeden Vorbeigehenden lesen lassen). Beide Ausdrücke werden auf grobe Schreiben angewendet, in denen der Empfänger die Wahrheit tüchtig gesagt bekommt.

1110. Spiegelfechten.

Bildlicher Ausdruck für Betrug, eigentlich Scheingefecht; ursprünglich die Fechtübung vorm Spiegel, wobei der Fechter die Genauigkeit und Gewandtheit seiner eigenen Bewegungen selbst im Spiegel prüfen konnte. Diese Übung ist kein ernster Kampf; darum hat man nach ihr dann leichtes Kriegsgeplänkel, das nicht ernstlich gemeint zu sein schien, dann auch Scheinangriffe, schließlich überhaupt das Erwecken eines falschen Scheins als Spiegelfechterei bezeichnet. Der Weg dieser Entwicklung war schon im 17. Jahrh. betreten; als die Türken vergeblich versucht hatten, Ofen zu entsetzen, verspottete sie ein deutsches Lied:

Man sahe schon wetzen
Den blankenden Sabel,
Die Fähnlein erhöcht,
Doch ward es ein Fabel
Und Spiegelgefecht.

1111. Einem das Spiel verderben.

In dieser Wendung könnte unter dem Spiel eigentlich ein musikalisches Zusammenspielen gemeint sein, wobei einer durch Ungeschick oder Unaufmerksamkeit leicht alles verdirbt. Vgl. Syll. 156: „Ne vities Musicam. Verderbe uns nicht die Musicam oder das Spiel." Doch läßt sich recht gut auch an das Spielen der Kinder denken, wo ein Störenfried durch launisches Gezänk oft alles gemeinsame Spiel unmöglich macht.

Viele andre Redensarten, die hier anklingen, wie: *seine Hand im Spiele haben, sich ins Spiel mengen, gute Miene zum bösen Spiel machen, gewonnenes Spiel haben*, wird man auf das Glücksspiel, besonders auf das Kartenspiel zurückführen dürfen. Freilich ist ja schon lange zuvor, ehe es Karten gab, auch der Kampf ein Spiel genannt worden, sodaß hier nicht überall das ursprüngliche Gebrauchsgebiet bestimmt werden kann. In

Heinrichs von Freiberg „Triſtan" droht Kaudin ſeinem Schwager Triſtan V. 3856:

Iſt daz ich genzlich ervar,
daz du min swester smaehen wilt,
eins spiles wirt mit dir gespilt,
daz dine friunt beginnen klagen.

Derſelbe Dichter iſt ſich aber der eigentlichen Bedeutung des Wortes Spiel wohlbewußt; genau die Worte wägend erzählt er „Triſtan" V. 1612 fg.:

da wart mit schilden und mit spern
ritterernst, nicht ritterspil
gepflogen und geüebet vil.

1112. Den Spieß umkehren.

S. v. w. die Rollen tauſchen, auch: die Sache am andern Ende angreifen, eigentlich aber ſ. v. w. von der Abwehr zum Angriff übergehen. Die Wendung läßt ſich am leichteſten ſo entſtanden denken, daß der Angegriffene im Handgemenge dem Angreifer den Spieß entreißt und ihn nun gegen den Angreifer kehrt, vielleicht mit den Worten: Jetzt kehren wir den Spieß einmal um, wobei der Beraubte ironiſch als mithandelnd bezeichnet wird (ſo Hildebrand in Lyons Zeitſchr. V, 26).

Der Spieß hat in alter Zeit eine größere Rolle in der volkstümlichen Bilderſprache geſpielt als heute. Die Redensart: mit dem Judenſpieß rennen, d. h. wuchern, kommt allerdings auch noch vereinzelt in unſerm Jahrhundert vor. H. Kurz führt in einer Anmerkung zu Simpl. I, 88: „Die Handels-Leute und Handwercker ranten mit dem Juden-Spieß" neben ältern Belegen auch folgende Worte aus dem „Hoftheater von Barataria" des Grafen von Benzel-Sternau an: „Das kommt alles vom vertrackten Judenſpieß — von dem ignobeln Schachern und Wuchern." — Mit dem goldenen Spieß, dem ſilbernen Spieß ſtechen[1] hieß

[1] Auch in das humaniſtiſche Latein des 16. Jahrhs. aufgenommen; in Naogeorgs „Pammachius" (II, 3) rühmt ſich z. B. Chremius, des Satans Höllendiener (V. 1313 fg.):

Judicum decem
Corrupi milia, ducentas quoque virgines
Fefelli et hastis expugnavi argenteis.

s. v. w. mit goldenen, silbernen Münzen zu bestechen suchen, später kommt dafür auf: mit der silbernen Büchse schießen. Ein Rest davon ist unser bestechen, d. h. einen durch dieses Stechen bewältigen, herumkriegen, nicht, wie Jacob Grimm meinte, ihm Geschenke, Spangen oder dergl. an den Arm stecken!

1113. Spieße haben.

S. v. w. viel Geld haben. Im Rotwelschen hieß ein Sechspfennigstück Spieß; von da aus könnte der Ausdruck in die Studentensprache, wo er noch heute gäng und gäbe ist, und von ihr wiederum in weitere Kreise getragen worden sein. Im letzten Grunde steht jedenfalls die am Schlusse von Nr. 1112 besprochene Wendung dahinter, sodaß kurz Spieße gebraucht wurde für goldene Spieße.

1114. Spießbürger.

Auch kurz Spießer, seit der Zeit des Niederganges der Städte, des endgiltigen Sieges der Landesherren, d. h. seit dem 16. Jahrh., sprichwörtlich geworden zunächst für die Bürger kleinerer Städte, die engherzig und schwerfällig an der alten Bewaffnung festhielten, in Harnisch und Spieß wie ihre Großväter und Urgroßväter zur Verteidigung der Stadt auf den Wällen antraten, während draußen die Feuerwaffen immer weitere Verbreitung fanden; dann überhaupt für einen philiströsen Kleinstädter mit altfränkischen Manieren und engem Gesichtskreis.

1115. Spießruten laufen.

Das war eigentlich eine grausame alte Soldatenstrafe, die erst Friedrich Wilhelm III. für Preußen abgeschafft hat. Der Sträfling mußte mit entblößtem Rücken zwischen zwei Reihen Soldaten hindurchlaufen, wobei er von rechts und links mit Ruten geschlagen wurde.[1] Heute verstehen wir

[1] Diese Strafe ist vielleicht ein Rest des noch ältern durch die Spieße jagen, das ein Vokabular von 1618 übersetzt: praepilatis hastis objicere, das sich also der militärischen Strafe des Erschießens vergleicht; Aventin erzählt einmal: „Die teutschen Knechte ließen den Mörder durch die Spieß laufen", und ausführlich hat Fronsperger „dieses Recht, wie es die Kriegsknecht füeren mit den langen spießen" beschrieben.

darunter die unangenehme Lage, einen Gang thun zu müssen, bei dem von rechts und links neugierige Augen auf einen gerichtet sind und hüben und drüben spitze Zungen über einen urteilen.

1116. Einem die Spitze bieten.

S. v. w. ihm Trotz bieten, eigentlich ihm die Spitze des Schwertes entgegenhalten und ihn so zum Zweikampfe herausfordern oder im Zweikampf mit einem gefährlichen Stiche bedrohen. So ist noch heute in ursprünglichem Sinne gebräuchlich: jemand vor die Spitze fordern, wie vor die Klinge fordern, d. h. ihn zum Zweikampf herausfordern. In kühner Zusammenfassung mit ähnlichen Wendungen in einem Siegeslied auf die Eroberung von Ofen 1686, wo der Türke gehöhnt wird:

Teutschmeisters heroisches Martisgemüthe
Der weiß dir Trutz bieten, Pistolen und Spitz.

Die Redensart geht aber bis ins Mittelalter zurück; in dem Gedicht Heinzeleins von Konstanz vom Ritter und Pfaffen begegnet in demselben Sinne das schweizerische einem ein eggen bieten.[1] Aus Baiern bringt Schmeller das gehäufte „einem Spitz und Knopf zugleich bieten" in dem Sinne von: ihn möglichst drängen, eigentlich ihm in einem Nu die Degenspitze (zum Angriff) und den Degenknauf (zur Abwehr) entgegenhalten und ihm so im Zweikampf viel zu schaffen machen. Daher dann auch das bairische „es steht auf Spitz und Knopf", d. h. es ist zum Äußersten gekommen.

1117. Jemand spitz kommen.

S. v. w. ihn mit Worten verletzen. Wörter sind auch Schwerter, und Zungenstiche oft Lanzenstiche! Vgl. Ps. 57, 5. Auch *sticheln* und das bairische *spießeln* gehören hierher.

1118. Sich auf etwas spitzen.

S. v. w. sich Hoffnung auf etwas machen, entweder deshalb, weil man unwillkürlich den Mund spitzt, wenn

[1] Ecke ist ebenso wie Ort eigentlich Spitze, besonders Spitze der Waffe.

man etwas Leckeres für ſeine Zunge erwartet, oder beſſer unmittelbar ſo von den Sinnen geſagt, wie auch von einem Spannen der Sinne die Rede iſt. Ähnlich ſpricht ſchon Hugo von Trimberg im „Renner“ V. 11574 fg. von einem Jüngling:

der friunde, liep hat unde guot
und uf eim starken rosse sitzet
daz herze und alle sine gedank spitzet,
wie er der werlde wol gefalle.

Und um dieſelbe Zeit ſchon, faſt genau wie wir ſagen, in Ottokars öſterreichiſcher Reimchronik V. 62064:

er spitzt sich gen ir minne.

1119. Splitterfaſernackt.

Sogenannter Volksſuperlativ, ſ. v. w. ganz nackt, eigentlich bis auf den letzten Splitter, die letzte Faſer entblößt. Unſre Sprache hat einen großen Reichtum von derartigen Zuſammenſetzungen; z. B.: kohlrabenſchwarz, pechrabenſchwarz, funkelnagelneu, mutterſeelenallein[1] u. ſ. f.

1120. Ein Splitterrichter

heißt jemand, der andre tadelt, ohne daran zu denken, daß auch er nicht frei von Tadel iſt, ja daß er viel größern Tadel verdiente. Der Ausdruck verdankt ſeine Entſtehung der bekannten Gleichnisrede Matth. 7, 3—5, wo Chriſtus ſagt: „Was ſieheſt du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirſt nicht gewahr des Balkens in deinen Augen?“ u. ſ. w. Vgl. Luk. 6, 42.[2] Günther:

Flieh auf ewig die Geſichter
Aller finſtern Splitterrichter.

Daneben hat das Wort Splitterrichter den Begriff eines kleinlichen Tadlers angenommen, der alles auf die Goldwage legt, gleichſam über jedes Splitterchen zu Gerichte

[1] Auch öſterreichiſch „ſpinädafeind, ſo ſehr feindſelig wie Spinnen und Nattern“ d. h. wie man es Spinnen und Nattern iſt? Vgl. das ſchriftdeutſche ſpinnefeind und lat. odisse aeque atque angues, z. B. Plautus, Merc. IV, 4, 21.

[2] Ein andres Bild dafür bietet Lehm. 86 (Beſſern 30): „Mancher meynt, er müſſe nur ander Leut Liechter butzen, vnd ſiehet den großen Butz an ſeinem nicht.“

sitzt. So sagt Lessing einmal: „Was übrigens den Inhalt des Freigeistes anlangt, so wird auch der eigensinnigste Splitterrichter nicht das geringste daran finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte.“

1121. Sich die Sporen verdienen.

Von jemand, der sich durch eine ausgezeichnete That ursprünglich in die weltliche, nun aber auch bildlich etwa in die Ritterschaft des Geistes Aufnahme verschafft hat. Die goldenen Sporen wurden dem jungen Helden beim Ritterschlag als Abzeichen seines neuen Standes feierlich angeschnallt.[1]

1122. Auf dem Sprunge stehen.

S. v. w. im Begriffe sein, etwas zu thun. Das schöne, lebendige Bild bedarf keiner Erklärung.

1123. Auf jemandes Sprünge kommen.

S. v. w. es ihm nachmachen, eigentlich in seine Fußstapfen treten, denn eben die Fußstapfen heißen bei den Jägern, für die ja auch das Auffinden einer Spur und ihr nachzugehen zunächst wichtig ist, „Sprünge“. Ehe man aber auf jemandes Sprünge kommen kann, muß man hinter seine Sprünge gekommen sein, d. h. muß man seine Art und Weise erkannt haben. Wem das nicht gelingt, der muß sich, wie ein Jagdhund vom Jäger, von einem andern auf die Sprünge helfen lassen. Ähnlich schon in Ottokars österreichischer Reimchronik V. 14521 fg.:

mit maniger rede kluoc,
der sie zalten genuoc
dem kunic von Beheim vor,
unz sie in brahten uf daz spor
daz er in des volgen wolde.

Dagegen werden nicht aus der Jägersprache entlehnt sein die beiden Wendungen: einem viel Sprünge machen, d. h. ihn viel springen machen, ihm viel zu schaffen machen,

[1] Hier mag auch beiläufig der Ausdruck spornstreichs (d. h. schleunigst) erklärt sein, er bedeutet eigentlich: indem man sein Pferd mit den Sporen antreibt.

und keine großen Sprünge machen, d. h. aus Mangel an Mitteln nichts Großes unternehmen können. Die letzte dieser Redensarten findet vielmehr eine treffliche Ergänzung in dem niederdeutschen Ausdruck: He hett 'n Büngel an't Been, d. h. er ist gehindert wie ein gebengelter Hund.

1124. Über jemand den Stab brechen.

S. v. w. ihn verurteilen, ein hartes, wegwerfendes Urteil über ihn fällen. Die Redensart beruht auf einem symbolischen Brauche beim peinlichen Gerichtsverfahren. Der zum Tode Verurteilte wurde nämlich vor seiner Hinrichtung noch zu einem feierlichen Schlußverhör vor das Gericht geführt, um hier nochmals über seine Schuld kurz vernommen zu werden, worauf der Richterspruch mit der landesherrlichen Bestätigung nochmals feierlich verkündet, dann von dem Richter ein hölzerner Stab in drei Teile zerbrochen und dem Verurteilten mit den Worten vor die Füße geworfen wurde: „Nun helf' dir Gott, ich kann dir nicht mehr helfen." Hiermit wurde der Verurteilte dem Scharfrichter zur sofortigen Vollstreckung der Todesstrafe übergeben.

Das Symbol des Stabbrechens bedeutet ursprünglich nichts anders als das Ende des ganzen peinlichen Verfahrens, also: das Gericht ist aus, der Verbrecher ist unwiderruflich gerichtet, verurteilt und verfemt. Wie nämlich der König, der Feldherr und der Hirte[1] den Stab tragen und trugen, so auch der Richter als Wahrzeichen richterlicher Gewalt. Er gebot damit Stille; so lange er ihn hielt, blieb die Versammlung beisammen, war das Gericht gleichsam feierlich gehegt, geschirmt und geschützt; legte er ihn aber nieder, so war das Verfahren beschlossen. Vgl. Grimms „Rechtsaltertümer", S. 761 fg. u. 133 fg.

1125. Wider den Stachel löcken.

S. v. w. hartnäckig, halsstarrig, starrköpfig sein; zu seinem eigenen Schaden widerstreben, vergeblichen Widerstand leisten. Löcken (mittelhochd. lecken, auch Luther schrieb

[1] Das Attribut des Bischofs als eines geistlichen Hirten ist der Krummstab, der von dem oben rundgebogenen Stabe der römischen Augurn (lituus) stammt.

lecken) ist ein fast ganz vereinzelt dastehender, altertümlicher Ausdruck, der sich nur noch in dieser Redensart erhalten hat. Er bedeutet s. v. w. mit den Füßen ausschlagen; die ganze Wendung stammt aus Apostelgesch. 9, 5, vgl. 5, 39, und ist ein im Altertum oft gebrauchtes Bild aus dem Landleben: der Ochse, der den Pflug zieht, schlägt gegen den Stachel[1] aus, mit dem ihn der Treiber anspornt, verwundet sich aber dadurch desto heftiger. Burkhard Waldis reimte:

Die sich wölln wider Gott auff lenen
Vnd widern scharpffen stachel lecken:
Den bleibt er in der ferßen stecken.

Dasselbe Bild findet sich schon bei Terenz im Phormio I, 2, 28: Namque inscitia est adversus stimulum calces (ergänze etwa rejicere), bei Plautus im Truculentus IV, 2, 55: si stimulos in pugnis caedis, bei Ammian 18, 5: ne contra acumina calcitraret u. ö. Auch bei griechischen Dichtern und Prosaschriftstellern begegnet die Redensart πρὸς κέντρα(ον) λακτίζειν, vgl. Eurip. Bacch. 794; Äschyl. Agamemn. 1616 (1624) u. a.

1126. Nicht stallen.

S. v. w. sich nicht vertragen können, nicht friedlich miteinander auskommen. Der Ausdruck vergleicht die beiden Uneinigen mit zwei Pferden, die nicht nebeneinander im Stalle stehen wollen, die sich stoßen und treten. Vgl. Vilmar, Kurhessisches Idiotikon, 395: mit einem stallen, mit ihm gut stehen, sich mit ihm vertragen.

1127. Einem die Stange halten.

S. v. w. ihm beistehen. Die Redensart stammt aus unserm alten Rechtsleben. Beim gerichtlichen Zweikampf wurde jedem der beiden Kämpfer ein „Sekundant" beigegeben, um nötigenfalls mit einer Stange die Kämpfer

[1] Dieser Stachelstock war ein Stab, der am dickern Ende mit einem starken eisernen Spaten versehen war, um die sich an die Pflugschar hängende Erde abzustoßen; an dem dünnern Ende befand sich die eiserne Spitze, mit der die Tiere durch Stiche zum Ziehen angetrieben wurden (Richter 3, 31; Apostelgesch. 9, 8; 26, 14). Zum Antreiben der Lasttiere bediente man sich lederner Peitschen.

zu trennen. So heißt es im schwäbischen Landrecht: ir ietwederm sol der rihter einen man geben, der ein stange trage, die sol der über den haben (halten), der da gevellet (zu Falle kommt). Auch in das Turnier ist diese Einrichtung übernommen worden: hier ist der Stangenträger unter dem Namen Grießwart bekannt, in alter Zeit heißt er aber auch geradezu stanger oder stängler.[1] Wer von den beiden Kämpfern der Stange begehrte, bekannte sich dadurch für überwunden. Auch dieses Begehren der Stange ist zur Redensart geworden, vgl. die Zimmerische Chronik I, 157, 16: „die wollten der sach gegen den stetten nit vergessen, auch lange nicht der stangen begeren".

Einem die Stange halten wird aber auch in dem Sinne gebraucht: ihm gewachsen sein. Das scheint eine Vermengung mit der Redensart „einem die Wage halten" zu sein. Die Vorstellung zweier an eine Stange geschirrten Pferde verhilft zu keiner Erklärung.

1128. Bei der Stange bleiben.

S. v. w. den Faden des Gesprächs, der Erzählung festhalten, überhaupt bei irgend einer Thätigkeit standhaft aushalten; gewöhnlich in negativem Satze oder als Befehl: bleibe bei der Stange! Dieses Gebot gilt eigentlich dem schlechten Fechter, der dem Stoße des Gegners mit der eigenen Waffe ausweicht, anstatt ihn damit zu parieren, oder der seine Waffe nicht nach jedem Stoße oder Schlage sofort wieder mit der des Gegners bindet und dadurch den Zusammenhang des Gefechts unterbricht. In Sam. Butlers „Hudibras" heißt es:

Dann Hudibras: Nur immer Sprünge;
Du bleibest niemals bei der Klinge.

1129. Einem den Star stechen.

S. v. w. ihm die Augen öffnen, ihn sehend machen; eigentlich einen Starblinden durch einen Schnitt am Auge vom Star befreien. Nach der Befreiung Wiens 1683 lief das Wortspiel gegen den Türken um: Graf Starhemberg

[1] Vgl. Hildebrand in Lyons Zeitschrift V, 23.

kann dir den Staaren wohl stechen! Starblind ist merkwürdigerweise zum Volkssuperlativ (vgl. Nr. 1119) geworden, es bedeutet oft übertragen s. v. w. völlig blind.

Ein andres Bild für plötzliches Befreitwerden von geistiger Blindheit ist: es fällt mir wie Schuppen von den Augen! das aus der Geschichte von der Bekehrung des Paulus stammt, Apostelgesch. 9, 18. So Franz Moor (Räuber I, 1) zu seinem alten Vater: „O daß ihr's begreifen lerntet! daß euch die Schuppen fielen vom Auge!" Und in der nächsten Scene Karl Moor: „Da fällts wie der Staar von meinen Augen!" Schwächer Franz zu Daniel (IV, 2): „Er sagte dir, daß dir einmal die Decke von den Augen fallen würde —?"

1130. Sich aus dem Staube machen.

S. v. w. sich eiligst entfernen, um Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen. Wir denken bei der Redensart wohl kaum noch an den Staub des Schlachtfeldes, und doch wird dieser ursprünglich gemeint sein: wer sich aus dem Staube macht, ist ein Drückeberger; vgl. lat.: arena cedere.

1131. Viel Staub aufwirbeln.

Die Geschichte hat viel Staub aufgewirbelt, sagt man, wenn eine an sich geringfügige Sache Anlaß zu lebhaften Erörterungen gegeben hat, wie ein vorübereilender Wagen nur durch eine große Staubwolke noch eine Weile nachwirkt. Ebenso frz.: faire de la poussière.[1]

1132. Es einem stecken.

S. v. w. ihm beibringen, daß er etwas nicht wieder zu thun hat. Eigentlich: ihm Einhalt thun, indem man ihm einen Pflock in den Weg steckt (vgl. Nr. 928). Denn jedenfalls gehört hierher das niederdeutsche: Ik wil di en Sticken steken[2], und das ältre bairische: einem einen Halt stoßen, das mit insidias ponere alicui übersetzt wird.

---

[1] Staub ist auch ein Sinnbild des Vergänglichen, des Niedrigen, vgl. die Gellertschen Verse S. 14, A. 1.

[2] He hett sinen Sticken stecken heißt auch s. v. w. er hat sich etwas vorgenommen, sich einen Pflock als Ziel gesetzt. Wir reden noch heute bildlich von dem Stecken des Ziels: damit ist

Möglich wäre es allerdings auch, daß die Wendung eins wäre mit der gleichlautenden: einem etwas stecken, d. h. es ihm heimlich mitteilen, eigentlich: die Nachricht ihm heimlich zustecken. So in den Worten des alten Miller in der ersten Scene von „Kabale und Liebe“: „Hätt gleich alles Seiner Excellenz, dem Herrn Papa, stecken sollen.“

1133. Sein Steckenpferd reiten.

Der Ausdruck Steckenpferd, engl. hobbyhorse, ist von dem beliebten Kinderspielzeug auf kleine Liebhabereien, Lieblingsneigungen Erwachsener übertragen worden. Goethe sagt einmal: „Sodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere[1] Wörtchen Steckenpferd, bei dessen Gebrauch wir einander mehr schmeicheln als verletzen.“

In diesem Sinne ist der Ausdruck erst durch Lorenz Sterne (Tristram Shandy 1759—62) gebräuchlich geworden. Bebel Nr. 562 erklärt noch: In baculo equitare; est frustra conari, und in Shakespeares „Viel Lärmen um Nichts“ bezeichnet hobbyhorse einen albernen Menschen.

1134. Aus dem Stegreif.

S. v. w. ohne langes Besinnen, unvorbereitet. So reden wir von einem, der geschickt aus dem Stegreif dichtet, der eine Rede aus dem Stegreif hält; heute verliert die Wendung immer mehr an Boden gegenüber dem fremden improvisieren.[2]

Stegreif ist ein älteres Wort für Steigbügel; die alte Bezeichnung ist immer mehr abgekommen, seitdem sie der Sache nicht mehr entsprach: es ist kein Reif mehr, in

ursprünglich das Einstoßen des Zielstabes in den Erdboden gemeint. In mittelhochdeutscher Zeit hieß es gewöhnlich ein zil stozen, ähnlich noch heute in Baiern: Felber stoßen (Weiden pflanzen), einen Waldgrund mit Eicheln bestoßen (bepflanzen), vgl. Schmeller II, 789.

[1] Das weniger höfliche Wort ist Marotte, eigentlich der Narrenstab mit dem Puppenkopf oben daran; dann eine Narrheit, eine Thorheit, auf die man versessen ist, eine Schrulle.

[2] Im klassischen Latein entspricht ex tempore, daher extemporieren und das Extemporale in der höhern Schule.

den man beim Besteigen des Pferdes den Fuß setzt, sondern eben ein Bügel. Aus dem Stegreif bedeutet also ursprünglich: ohne abzusteigen, wie man gerade zu Pferde sitzt. Geradezu zu einem Gewerbe im Stegreif war im ausgehenden Mittelalter das Räubern geworden, daher der Ausdruck Stegreifritter und die alte Redensart: sich im Stegreif, vom Stegreif nähren[1]; sie galt im 14., 15. und 16. Jahrh. von niemand so sehr, wie von dem materiell wie geistig heruntergekommenen kleinen Landadel.

Dem eigentlichsten Sinne unsres Ausdrucks steht es also ganz nahe, wenn in der Lebensbeschreibung Wilwolts von Schaumburg einmal erzählt wird: „In dem rannten die Franzosen nach irer gewonnhait daher mit den spießen, was sie aus den pferten gewinnen möchten." Bildlich dagegen schon Simpl. II, 286, 23: „gab in kurtzer Zeit diese meine Handthierung auf und besan mich im Stegreif auf etwas anders."

1135. Einen Stein auf jemand werfen.

S. v. w. ihn einer Schuld zeihen. Die Redensart geht zurück auf die altjüdische Strafe der Steinigung (vgl. 3 Mos. 20, 27), wobei der, der als Ankläger aufgetreten war, den ersten Stein auf den Verurteilten werfen mußte. Joh. 8, 7: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie."

1136. Das möchte einen Stein erbarmen.

Eine poetische Hyperbel: es ist so rührend, so mitleidswert, daß sich nicht nur Menschenherzen, ja nicht nur die Herzen aller lebenden Wesen, sondern selbst die fühllosen Steine erbarmen möchten. Das Bild ist so menschlich, daß es nicht wunder nehmen kann, wenn es schon im Altertum begegnet; vgl. lat.: adamanta movere lacrimis, Ovid, De arte am. 1, 659; lapides flere et lamentari cogere, Cicero, De orat. 1, 57, 245. Auch in der eddischen Sage

[1] Vgl. Sebastian Franck I, 217[b]: „Jn muß der bettel oder stegreiff neren", und aus Murners „Narrenbeschwörung" die Verse:

Noch schadts mir nit an miner eren,
Das ich des sattels mich erneren.

von Baldr spielt es eine Rolle. Die Todesgöttin Hel verspricht den Asen, den toten Baldr wieder ins Leben zurückkehren zu lassen, wenn ihn alle Wesen, lebende wie leblose, beweinen würden. Wirklich weint auch die ganze Natur, selbst die Steine, nur die Riesin Thök nicht, und so bleibt Baldr im Totenreiche. Auch christliche Legenden wissen davon zu erzählen, das steinerne Heiligenbilder von dem Flehen der Gläubigen zu Thränen gerührt werden.

1137. Der Stein der Weisen.

Von einem Thoren, der einem chimärischen Ziele nachjagt, sagt man, er suche den Stein der Weisen. Die Alchimisten früherer Jahrhunderte lebten der Überzeugung, daß es einen Stein gebe, mit dessen Hilfe man unedle Metalle in edle verwandeln könne, ein Glaube, der jedenfalls seine Entstehung der falsch verstandenen Thatsache verdankt, daß aus gewissen Erzen Metalle darstellbar sind. Eine Masse, die Metallveredelung bewirken konnte, mußte auch heilend, stärkend und verjüngend auf den menschlichen Körper einwirken; daher wurde der Stein der Weisen auch als die große Panacee, als ein untrügliches Universalheilmittel gepriesen. Die im Geruche standen, ihn gefunden zu haben, hießen „Adepten" (von adipiscor d. h. erlangen), und Fürsten trachteten darnach, ihrer habhaft zu werden, um sich von ihnen im Gefängnis Gold machen zu lassen. Insbesondere galt Salomo, der im Besitze aller Weisheit Himmels und der Erde gewesen war, auch als glücklicher Besitzer des Steins der Weisen; vgl. „Faust" I, 932. König Heinrich III. von England gab förmlich Freibriefe zur Erfindung des Steins der Weisen und sagte zu seinen Priestern: „Könnt ihr Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandeln, wie viel leichter unedle Metalle in ein edleres Gold!"

1138. Stein und Bein schwören.

S. v. w. etwas mit den festesten Eidschwüren versichern; mit den festesten: darin liegt zugleich die Erklärung der Worte *Stein* und *Bein*. Man hat zwar gemeint, darunter seien vielmehr die *Edelsteine* auf den Reliquienkästchen oder

die Steinplatte des Altars und die Gebeine von Heiligen zu verstehen, die früher mit den Fingern beim Schwören berührt worden wären, ja sogar die Deutung hat Beifall finden können, beim Stein hätten die Heiden, beim Heiligengebein die Christen geschworen, also sei ein Eid bei Stein und Bein der allerstärkste Eid. Aber der Ausdruck ist nichts weiter als eine bildliche Bezeichnung großer Festigkeit. Darum auch die Wendung: „es hat Stein und Bein gefroren", d. h. die Kälte ist so groß gewesen, daß der Frost sogar in so harte Dinge wie Stein und Knochen gedrungen ist.[1]

In Zusammensetzungen mit Adjektiven bedeutet steinebenso wie stock- einen hohen Grad der betreffenden Eigenschaft, vgl. Wörter wie Stockjude, Stockpreuße, Stockphilologe, stockfremd, stockfinster, stockdumm, stockblind, stocktaub; steinreich, steinalt, und im 16. Jahrh. auch steintaub. Vermutlich sind diese stock- und stein- aus solchen Zusammensetzungen, wo sie einen bildlichen Sinn hatten (stocktaub: so taub wie ein gefühlloses Holz, vgl. ein verstockter Sünder), dann auch, weil man sie mit der Zeit hier nur noch als Verstärkungen empfand, zur bloßen Verstärkung des Begriffs auf andre Adjektiva übertragen worden.

1139. Auf Stelzen gehen.

S. v. w. sich in Sprache, Geberden u. s. w. nicht natürlich, sondern gezwungen, geschraubt benehmen.[2] Andre

[1] Es ändert nicht viel, wenn die bairische Fassung ursprünglich sein sollte: zu Stein und Bein gefrieren (Schmeller II, 763), wogegen aber doch spricht, was Schmeller dazu aus dem Slavischen anführt „eine Kälte war, daß Stein und Bein zusammenfroren" und ein altes Zeugnis wie die Verse aus einem Soldatenlied von 1641:

Wan andre ziechen ins Quartier,
Die Waffen von sich legen,
So kriecht ihr erst im Winter für,
Wollt große Ehr einlegen,
Wo Stein und Bein ganz gfrieren ein.

Niederdeutsch auch: Steen un Been floken (fluchen), sogar: he löpt sik Steen und Been af!

[2] Schiller hat das Bild glücklich verwertet in der zweiten Scene der Räuber, wo Karl Moor die großen Helden des Alter-

Bilder für derartige Unart stecken in den Worten gespreizt, breitspurig und in Schwulst, geschwollen und was damit verwandt ist.

Das Bild ist früher auch in anderm Sinne gebraucht worden. In der Zimmerischen Chronik z. B. bedeutet uf stelzen gehn große Schritte thun, weit draußen sein, im 17. Jahrh. wird die Redensart gleichbedeutend mit hinken gebraucht, z. B. vom Reiche Mahomets nach den großen Türkensiegen, zu Anfang des 16. Jahrhs. gebraucht sie Murner mit Beziehung auf die nahe Gefahr, beim Stelzenlaufen zu stürzen, „Schelmenzunft" 42, 33:

Wie ist ein frummer rat so seltzen!
ach gott, es gat yetz als vff steltzen,
Biß daß ein mal den hals ab stürtzt,
vnweyser rat ein landt verkürtzt.

1140. Mit Stentorstimme.

S. v. w. überlaut, gewaltig. Stentor war einer der griechischen Fürsten vor Troja; nach Ilias V, 785 hatte er eine Stimme, daß er fünfzig Männer überschrie. Im Wetteifer mit der unermüdlichen Lunge des Hermes soll er aber sein Leben eingebüßt haben.

Ein schönes, kraftvolles Bild statt dessen bei Walther von der Vogelweide:

von den sölh stimme wart vernomen
ez möhte biben des meres wac

d. h. die Meeresflut wäre davon erschüttert worden.

1141. Unter keinem guten Stern geboren sein.

Dazu Wendungen wie: sein Unstern will es, an seinen Stern glauben, sein Stern erbleicht, ist untergegangen, über einem Unternehmen waltet ein günstiger oder ungünstiger Stern u. s. w.[1]

---

tums beklagt, daß sie jetzt dazu daseien, in Gymnasien ein trauriges Leben zu fristen — „oder, wenn's glücklich geht, von einem Tragödienschreiber auf Stelzen geschraubt und mit Drahtfäden gezogen zu werden".

[1] In einem alten Regensburger Schreinerspiel sagt der Narr von zwei dummen Schreinern:

Die zwen hab ich mir außerkorn,
sein beede in meinem Planetten geborn.

Alle diese Redensarten beziehen sich auf den astrologischen Aberglauben, daß die Sterne, besonders die Planeten, schicksalbestimmend seien. Dieser Glaube hat sich vom Orient über das Abendland verbreitet. Der griechische Geschichtschreiber Diodor von Sicilien berichtet (II, 31), daß nach chaldäischer Auffassung die Planeten auf die Geburt des Menschen den größten Einfluß ausüben, im Guten wie im Schlimmen, und durch die Beobachtung und Erkenntnis ihres Wesens seien die Priester vorzüglich imstande, zu wissen, was den Menschen zustoßen werde. Seine vorzüglichste Ausbildung hat dieser Sternglaube auf den arabischen Hochschulen, z. B. in Bagdad, erhalten, von wo er sich als Lehre von der Voraussbestimmung aller Schicksale aus dem Stande der Gestirne im 12. und 13. Jahrh. auch Eingang im christlichen Europa verschaffte. Im ausgehenden Mittelalter war es schon allgemeiner Brauch, daß hochgestellten Personen bei der Geburt das Horoskop oder die Nativität gestellt wurde, d. h. daß man aus der Konstellation, d. i. eben dem Stande der Sterne (lat. stella = Stern) ihr künftiges Schicksal vorhersagte. Diese Gedanken sind uns mit Schillers „Wallenstein" wieder vertraut geworden, sie haben aber im Volke ununterbrochen weiter gelebt. So erzählte ein alter Hirt zu Brodewin in der Uckermark: Jeder Mensch habe sein Licht am Himmel, und wenn er sterbe, so gehe es aus; es kämen aber statt der alten immer neue zum Vorschein, da immer wieder neue Menschen geboren würden. Vgl. Haupts Zeitschrift IV, 390.

Während alles dies auf Aberglauben beruht, hat noch heute das alte Bild von der Beständigkeit des Polarsterns seine Geltung. Von den neuern unsrer großen Dichter hat es keiner so geliebt wie Schiller: Don Carlos vergleicht Philipps starre Seele dem Angelstern des Himmels, der „unverändert und ewig um sich selber treibt", dem Max Piccolomini hat Wallenstein „wie der feste Stern des Pols als Lebensregel vorgeschienen". Gewaltig hat es Shakespeare (Julius Caesar III, 1) ausgeführt:

> Doch ich bin standhaft wie der Nordstern ist,
> Deß wahrhaft feste, ruhende Natur
> Nicht ihresgleichen hat am Firmament.

Der Himmel prangt mit Funken ohne Zahl,
Und alle sind sie Feu'r, und jeder leuchtet,
Doch einer nur behauptet seinen Stand.

Und ähnlich läßt schon Wolfram von Eschenbach (Parzival 715, 14 fg.) den tapfern König Gramoflanz die Beständigkeit der Güte seiner Geliebten mit dem unbeweglichen Gegenüber des Südpols und Nordpols vergleichen:

ich mac wol diner güete jehen
staete ane wenken sus,
als polus artanticus [1]
gein dem tremuntane stet,
der enweder von der stelle get.

1142. Im Stiche lassen.

S. v. w. aufgeben, preisgeben, im entscheidenden Augenblicke verlassen. Dabei wird ursprünglich nur eine Sache als Objekt gedacht worden sein, denn die Redensart erklärt sich vermutlich aus dem Turnierbrauch, daß der besiegte Ritter seine Waffen und sein Roß dem Sieger lassen mußte; dann hatte er sie wörtlich im Stiche gelassen. So ist erklärlich, wie die Wendung auf das Hinterlassen von weltlichen Gütern beim Tode hat angewendet werden können, vgl. Lehm. 921 (Wohlthat 42): „Die gute werck vnd wohlthaten, so den Armen geschehen, folgen vns nach in Tod vnd ins ewige Leben, daß man sonst erspart vnd hinterlassen, das bleibt im stich."

1143. Stich halten.

S. v. w. aushalten, ausdauern, die Probe bestehen. Vom Fechten entlehnt, hier bedeutet es eigentlich s. v. w. den Stich des Gegners aushalten. Den gewaltigsten Stich hatte der Schild des Ritters im Turnier auszuhalten, wenn ihn die Lanzenspitze des heransprengenden Gegners mit voller Wucht traf. Vielleicht ist das der Ausgangspunkt

[1] artanticus für antarcticus; zu tremuntan vgl. ital. tramontana, Nordstern, Polarstern. Beiläufig: von einem betrunken Dahinwankenden heißt es noch heute „er hat die Tramontane verloren". Es stammt das aus der Schifferſprache und bedeutet s. v. w. die Richtung nicht mehr wissen; denn der Nordstern diente früher den Schiffern als Richtpunkt auf der Fahrt.

der Redensart gewesen. Früher noch deutlicher: den Stich halten. Götz von Berlichingen erzählt in seiner Lebensbeschreibung: „Aber Heydeck das hielt den Stich und ergab sich nit", und Luther sagt von den fünf weisen Jungfrauen: „Sie haben Gottes Wort bei sich und nicht einen gedichteten, gemachten Wahn, der den Stich nicht halten mag." Nach dem Tode Gustav Adolfs wurde den Evangelischen prophezeit:

Eur Sach kan nit haben den Stich,
Sicht ihme gleich; es gang hinter sich.

1144. Einem zum Stichblatt dienen.

S. v. w. jemand zum Gegenstand scherzhafter, auch boshafter Verspottung dienen. Die Redensart ist von der Querscheibe (diese heißt eben Stichblatt) zwischen Griff und Klinge der Stoßwaffen entlehnt, worauf im Gefecht die meisten Stiche gehen.

1145. Einen Stiefel vertragen.[1]

Noch heute ist es nicht unerhört, daß ein kleiner Stiefel aus Glas als Trinkgefäß dient, wie denn früher die mannigfaltigsten Gestalten in Biertöpfen und Krügen nachgeahmt worden sind. „Heutiges Tages trinken die Weltbrüder und Trinkhelden aus Schiffen, Windmühlen, Laternen, Sackpfeifen, Schreibzeugen, Büchsen, Krummhörnern, Knebelspießen, Weinwagen, Weintrauben, Äpfeln, Birnen, Kockelhähnen, Affen, Pfauen, Pfaffen, Mönchen, Nonnen, Bauern, Bären, Löwen, Hirschen, Rossen, Straußen, Katzen, Schwanen, Schweinen, Elendsfüßen und andern ungewöhnlichen Trinkgeschirren, die der Teufel erdacht hat, mit großem Mißfallen Gottes im Himmel." Und in Fischarts „Gargantua" heißt es zu Anfang des berühmten Kapitels „Von der Trincken Litanei": „Da het einer wunder gesehen, wie da die Gleser, Becher vnd allerley Trinckgeschirr vmbgiengen, . . da stachen sie einander die Pocal auff die Prust, da flogen die müheln, da stibeten die Römercken, da raumt man die Dickelbächer,

[1] Diese geläufigste aller Trinkerredensarten sollte hier doch nicht fehlen, wenn auch sonst derartiges nicht aufgenommen worden ist, da es ein ganzes kleines Buch darüber giebt von H. Schrader: „Das Trinken in mehr als fünfhundert Gleichnissen und Redensarten."

da soffen je zwen vnd zwen auß doppleten: die man von einander bricht, ja sie soffen auß gestifleten Krügen" u. s. w. Hier ist denn der Stiefel glücklich genannt, und er ist vielleicht älter als alles andre der Art. Schon im Ruodlieb (d. h. um 1030) heißen ein paar, wie es scheint lederne, Weinflaschen (lagenae), die lobpreisend dargeboten werden, im Scherze auch Stiefel (ocreae). Und so ist auch behauptet worden, daß man früher nicht nur aus wirklichen Damenschuhen, sondern auch aus großen Männerstiefeln getrunken habe. G. Pfarrius erzählt in dem hübschen Gedicht „Der Trunk aus dem Stiefel", wie sich Ritter Boos von Waldeck dadurch, daß er einen Kurierstiefel auf einen Zug leert, das schöne Dorf Hüffelsheim ertrinkt.

In Wendungen wie: einen schanderhaften Stiefel schreiben, seinen Stiefel wegpredigen und ähnlichem ist Stiefel nichts andres als eine burschikose Entstellung von Stil.

1146. Den Stier bei den Hörnern fassen.

S. v. w. ein gefährliches Unternehmen kühn da anfassen, wo es allein zu bewältigen ist, wenn es auch da am ehesten Gefahr droht. Vgl. das niederdeutsche Sprichwort: Gott giwt uns wohl 'n Koh, awer nich gliek bi de Höörn.

1147. Es steht ihm an der Stirn geschrieben.

S. v. w. seine Gesinnung verrät sich schon durch seinen Gesichtsausdruck. So sagt Margarethe zu Faust von Mephistopheles:

Es steht ihm an der Stirn geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.

Bildlich wird Stirn für Kühnheit, Frechheit gebraucht in der Wendung: die Stirn zu etwas haben. Ähnlich läßt Schiller (Kabale und Liebe V, 4) den Ferdinand sich fragen: „Wie? hab ich auch Brust für das?"

1148. Über Stock und Stein.

Stabreimender Ausdruck[1] für: über alle Unebenheiten hinweg, gewöhnlich von unaufhörlichem Wandern, auch gern von hastigem Gehen gesagt, das sich nicht lange nach gutem

[1] Auch mit Endreim: über Stock und Block.

Wege umsieht. Man hat sich viele Mühe gegeben, die Formel als einen Bestandteil der altdeutschen Rechtssprache nachzuweisen und daraus, daß eine Grenze wohl als gestockt und gesteint, bestockt und besteint, unterstockt und untersteint bezeichnet wird, geschlossen, über Stock und Stein meine eigentlich: bis über die Grenze. Das ist aber wenig wahrscheinlich. Schon seit Jahrhunderten werden die beiden Substantiva nebeneinander immer nur in dem auch noch heute gebräuchlichen Sinne angewendet. Vgl. z. B. den „Renner" V. 12483 fg.:

über rauhe, sleht, über steine, über stöcke
sul wir hurten, loufen, springen.

Und ähnlich V. 13872 fg.:

über gruoben und graben, über rauh und sleht,
über stocke, steine: daz ist sin reht.

1149. Über den Strang schlagen.

S. v. w. in ausgelassener Laune zu weit gehen, wie ein mutwilliges Pferd, das ausschlägt (d. i. eben aus dem Geschirr herausschlägt) und dabei mit dem Beine über den Strang fährt, an dem es ziehen soll.

1150. An einem Strange ziehen.

S. v. w. nach demselben Ziele streben, einer Gesinnung sein. (Vgl. in ein Horn blasen.) Lehm. 820 (Vneinigkeit 8): „Von den vneinigen pflegt man zu sagen, sie ziehen nicht an einem Seil, tragen nicht an einer Stang[1], ziehen nicht gleich, sie stimmen zusammen wie der Hanen vnd Hennen Gesang, wie der Hund bellen, sie stehen oder halten zusammen wie Zähn im gesotten Kalbskopff, sie sind einig wie die Zacken in einer Mistgabel, jeder wil auff ein besondern Berg."

Hierher gehört auch das bildliche abfallen, d. h. einer Sache untreu werden, die Lust verlieren und wegbleiben.

[1] Nämlich Wasser; die an einer Stange Wasser tragen, sind einträchtig: sie müssen gleichen Schritt halten, um nichts zu verschütten. Von einträchtig ist dann rückwärts Eintracht gebildet, wie Einfalt von einfältig, Anstand von anständig, Anmut von anmutig. Vgl. auch mittelniederländisch over een dragen, d. i. mit einem andern Bilde unser über-einstimmen.

Früher hieß es dafür noch deutlich: ab dem Seil fallen, z. B. in der Zimmerischen Chronik 421, 12: „das dieselben von Lupfen hern Wörnhern wider ab dem sail gefallen." Und noch 1681 legte man dem französisch gewordenen Straßburg die Worte in den Mund:

Was wird der Kaiser sagen,
Daß ich so gschwinder Eil
Ohn einigs Adieusagen
Gefallen von dem Seil.

1151. Wenn alle Stränge reißen.

S. v. w. wenn alles fehlschlägt, im äußersten Notfall. Dabei muß ursprünglich an ein vielfältig gebundenes, durch eine Menge Seile gehaltenes Ding gedacht worden sein. Oder an einen mit mehrern Zugtieren bespannten Wagen?

1152. Jemand einen Streich spielen.

S. v. w. ihm etwas Schlimmes oder doch einen Schabernack anthun. Dabei ist nicht etwa an das Streichen des Fidelbogens beim Geigenspielen zu denken, sondern spielen ist ironisch gemeint (vgl. Nr. 1111), und Streiche bedeuten ja allgemein s. v. w. lustige oder schändliche Thaten.

1153. Jemand auf dem Strich haben.

S. v. w. ihm feindselig gesinnt sein. Die Redensart erinnert an andre wie: einen auf dem Korn haben, es auf einen abgesehen haben[1]; sie deckt sich aber sogar offenbar mit der Wendung: einen auf dem Zug haben. Strich und Zug werden hier ursprünglich soviel sein wie Richtung, Weg, Lauf, Bezirk, der zu durchziehen, zu durchstreichen ist. Am besten ließe sich dann die Redensart im Munde der oberdeutschen Strickreiter (eigentlich Strichreiter, einer Art berittener Polizei) entstanden denken — in der That scheint sie noch heute in Niederdeutschland ungebräuchlich zu sein —; sie konnten gut von einem sagen, auf den sie fahndeten: ich habe ihn auf dem Striche.

[1] Sie ließe sich auch wie diese erklären: Strich bezeichnet nämlich auch kurz die das Flintenrohr fortsetzende Luftlinie, in der die Kugel dahinzufliegen hat; man redet z. B. von Flinten, die den Strich nicht halten.

1154. Das geht mir gegen den Strich.

S. v. w. das paßt mir nicht, steht mir nicht an. Eine Übertragung des Unbehagens, das man an Tieren beobachtet, wenn ihnen gegen den Strich über ihr Fell gefahren wird, auf den Menschen.

1155. Leeres Stroh dreschen.

S. v. w. unnütze, vergebliche Arbeit machen. Goethe schaltet frei mit dem Bilde und belebt es dadurch neu:

Was willst du dich das Stroh zu dreschen plagen?
Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.

Dasselbe Bild hat auch den Ausdruck abgedroschnes Zeug geschaffen, ebenso das französische ce sont des choses cent fois rabbattues, ein ähnliches das lateinische verba trita. Vgl. Syll. 39: „Anthericum metere. Ein lär Strohe dräschen." Lehm. 784 (Vergeblich 1): „Welcher vergebliche vnnütze Arbeit gethan, von dem sagt man: Er hat leer Stroh getroschen, ein leer Nuß auffgebissen, den Esel beschoren, ein Mohren gebadet, den Krebs lernen für sich gehen, den Tauben ein Lied gesungen, den Blinden ein Spiegel geschenkt, den Fröschen ein Fuder Wein zum Bad verehret. Hat Speck im Hundsstall gesucht, der Flöh gehüt, die Garn vergebens gesteckt, Moses Grab gesucht. Welche das thun, die verrichten eben so viel, als die mit dem Hindern ein Nuß wollen auffbeissen."

1156. Stroh zum Feuer thun.

S. v. w. die Sache noch schlimmer machen, ein ähnliches Bild wie Öl ins Feuer gießen (Nr. 344); oft mit Beziehung auf den Verkehr beider Geschlechter gesagt, so schon in alter Zeit, z. B. bei Freidank 121, 3, im jüngern Titurel 5776, 3 u. s. w., bei Hans Sachs:

Mansbilder Junge oder alt
In wort vnd wercken euch enthalt
Wo stroh bey fewer nahend leit
Das wird brennend in kurtzer zeit.

Vgl. auch den alten Reim: Feuer und Stroh, eins des andern froh.

1157. Strohwitwer sein.

Scherzhafte Bezeichnung für einen verheirateten Mann, dessen Frau verreist ist, sodaß er nachts auf dem Stroh, d. h. im Bett, so gut wie verwitwet ist. Vgl. die Worte der Frau Marthe in Goethes „Faust“:

Gott verzeih's meinem lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohlgethan!
Geht da stracks in die Welt hinein,
Und läßt mich auf dem Stroh allein.

1158. Gegen den Strom schwimmen.

Wird bildlich gebraucht von einem, der mit großer Anstrengung und wenig Erfolg in der entgegengesetzten Richtung strebt als wie die große Menge. Das Bild ist alt. Sirach 4, 31: „Schäme dich nicht zu bekennen, wo du gefehlt hast, und strebe nicht wider den Strom.“ Bei Ovid, Remed. am. I, 121: stultus Pugnat in adversas ire natator aquas. Derselbe, Ars amandi II, 181: nec vincere possis Flumina, si contra, quam rapit unda, nates. Bebel (1507) Nr. 493: Durum est natare contra impetum fluminis; hoc est: periculosum est potentibus adversari. Tunnicius (1515) Nr. 888: „Tegen den stroem ys gwaet swemmen“, mit der Übersetzung: In cursum Rheni moliri corpore durum. Und noch heute heißt es in Niederdeutschland: Stromup is quad swemmen.

1159. Einem den Stuhl vor die Thür setzen.

S. v. w. ihn zum Hause hinausweisen.[1] Man vermutet wohl mit Recht, daß die Redensart auf einer früher wirklich ausgeübten symbolischen Handlung beruhe. Der Stuhl ist ein altes Rechtssinnbild zur Bezeichnung von Eigentumsrecht und Herrschaft. Bei Feldgütereinwährungen war es z. B. (s. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 187) üblich, daß der neue Gutsempfänger vom Gericht an das Gut begleitet wurde, sich dort auf einen dreibeinigen Stuhl setzte und so in einem dreimaligen Schube sich dem Gute näherte; das hieß: in das Gut rutschen. Grimm kennt für diese Rechtsgewohnheit keinen Beleg, der über das

[1] Echt französisch dafür: offrir une canne, einen Spazierstock.

14. Jahrh. reichte[1]; trotzdem ist nicht anzunehmen, daß ein solches Symbol erst um diese Zeit eingeführt worden sei. Ist doch auch die bildliche Bedeutung von besitzen, die offenbar auf ihm beruht, viel älter. Umgekehrt verliert man durch Entsetzung Macht und Eigentumsrecht (vgl. Amtsentsetzung, Thronentsetzung).

So war es auch in alter Zeit Rechtsbrauch, Personen, die sich zum zweiten Mal verheirateten, die „ihren Witwenstuhl verrückten", von der Gütergemeinschaft mit den Kindern erster Ehe auszuschließen.[2] Ja es wurde ihnen dann der Stuhl wirklich vor die Thür gesetzt, das geht wohl aus dem folgenden Zeugnis zur Genüge hervor: „Ob sich das mensch verändert, so möchten die kind im oder ir ein stuhl für die thür setzen, alles von altem herkommen und hätte dasselb mensch kein recht mehr in dem haus." Vgl. Grimm, a. a. O., S. 188.

1160. Sich zwischen zwei Stühle setzen.

S. v. w. von zwei Dingen, die man zugleich erhalten möchte, keins bekommen; sich in Hoffnungen, die man gleichzeitig auf zwei Personen oder Sachen gesetzt hat, betrogen sehen. Im 11. Jahrh. aus Deutschland schon mehrfach, allerdings in lateinischer Form bezeugt:

Labitur enitens sellis haerere duabus.
Sedibus in mediis homo saepe resedit in imis.[3]

Walther von der Vogelweide klagte: Wie sin wir versezzen zwischen zwein fröiden nider an die jamerlichen stat! Vgl. noch Bebel Nr. 587: Inter duo scabella in terram residere. Tunnicius (1515): „De vp beiden stolen wilt

[1] Von den vielen Belegen, die Jacob Grimm a. a. O. bringt, mag wenigstens einer hier angeführt sein: „so sal der richter mit den scheffin unde gerichtis knechten ufstehin unde das gerichte nicht ufgebin sundern mit dem cleger gehin in die hufunge odir ut das erbgut unde mit sich nemen einen stul mit dri beinen, da sal he den cleiger uf dem erbe uf setzin, eins, zwi, zum dritten mal." Frankenberger Statuten vom Jahre 1493.

[2] Zweite Ehe war bei unsern Altvordern ungern gesehen; vgl. Tacitus, Germania, Kap. 19.

[3] Vgl. Haupts Zeitschrift VI, 305, und Germania XVIII, 324.

sytten, de sytten dar vake tusschen dale.“ Gereimt in Wegelers Philosophia Patrum Nr. 2872 und 2873:

Will Einer sich setzen, zur Erde fällt,
Der zwischen zwei Stühlen die Mitte hält.
Wer zwischen zwei Stühl' sich unverhofft setzt,
Sich leicht auf dem Boden den Poder verletzt.

Dichter schalten frei mit der überlieferten Form der Vorstellung und beleben so das alte Bild neu; in einem Streitgedicht von Burkhard Waldis gegen den Wolfenbüttler Herzog heißt es einmal: „Auffs letst sitzt nebem stul darnider.“

Anders bedeutet im Lateinischen duabus sellis sedere s. v. w. auf beiden Achseln tragen.

1161. Der Sündenbock sein.

Von jemand, der für andrer Schuld büßen muß. Der Ausdruck stammt daher, daß am großen Versöhnungstage ein Bock von dem jüdischen Hohenpriester symbolisch mit den Sünden des Volks beladen ward und, für „Asasel“[1] bestimmt, in die Wüste getrieben wurde, während ein zweiter Bock, durch das Los bestimmt, Gott geopfert wurde. Vgl. 3 Mos. 16.

1162. Die Suppe ausessen müssen,

die man eingebrockt hat, s. v. w. eine Sache, die man angestiftet hat, mit allen ihren Folgen tragen müssen. Schon in alter Zeit sprichwörtlich:

Swaz ie der man gebrou.
Ze sufen im daz geschach.[2]

Den Ungar verspottete man 1691:

Ausfressen muß er, wie gebührt,
Von fremden Köchen präpariert,
Ein türkische Hundssuppen.

1163. Einem die Suppe versalzen.

S. v. w. ihm etwas gründlich verleiden. Früher auch ähnlich: einem die Suppe schmalzen, ihm eine heiße Suppe kochen. So ließ man den besiegten Türken 1683 klagen:

[1] D. i. Trotz gegen Gott; damit ist ein in der Wüste hausender böser Dämon gemeint.

[2] So in Ottokars österreichischer Reimchronik V. 67281 fg. gebrou, d. i. braute, vgl. Unheil brauen u. ähnl.

Die ich zuvor geschändt,
Die kochten mir die Suppen,
Daß ich das Maul verbrennt.

Auch das Mus versalzen war in demselben Sinne sprichwörtlich, vgl. Murners „Schelmenzunft" XXXIII und Lehm. 720 (Schwer machen 1): „Man hat vns in holen Weg geführet, ein harte Nuß auffzubeissen geben, Essig zum Wein gelegt, das Mus versaltzen." Noch anders in der Zimmerischen Chronik IV, 224:

Dann wurd sie das gewar,
Der Pfeffer war versalzen . .

wo mit dem Pfeffer eine Pfefferbrühe gemeint ist, vgl. Nr. 530.

1164. Süßholz raspeln.

S. v. w. süße Worte machen, einem angenehme Dinge sagen, besonders von dem Scherwenzen junger Burschen um die Mädchen; in Leipzig heißt, wer sich darauf versteht, ein Sirupsbengel. In Oberdeutschland sagt man auch dafür: Lebkuchen austeilen.

T.

1165. Das ist starker Tabak!

S. v. w. das ist schwere Kost, auch allgemeiner: das ist ein starkes Stück, eine grobe Unverschämtheit und dergl. Vgl. das niederdeutsche Scherzwort: Dat's baschen (barscher) Toback, säd de Düwel, as de Jäger em en't Muul schaten harr, und spogt de Hagelkürn ut.

Anders in Paris: c'est un peu fort de café, auch de chicorée, de moka. Vgl. auch Nr. 227.

1166. Nach der Tabulatur.

Oft dafür mit volkstümlichem Stabreim: nach der Tippeltappeltur, d. h. genau nach der vorgesetzten Ordnung, streng in der bestimmten Reihenfolge. Der Ausdruck erklärt sich aus der Zeit der Meistersinger: Tabulatur hieß das pedantische Kunstgesetzbuch dieser zünftischen Sänger.[1]

[1] Die älteste Tabulatur ist der „Schuelzettel zu Nürnberg" vom Jahre 1540.

1167. Du suchst wohl den gestrigen Tag?

So fragen wir einen, der zerstreut nach etwas herumsucht, ohne es zu finden. Die Frage ist ein bildlicher Scherz, der aber den Eindruck der Vergeblichkeit dieses Suchens so scharf wie möglich hinstellt.

Büchmann hat auch hier eine Quelle aufgespürt und damit seiner Ansicht nach den Ausdruck als Zitat nachgewiesen. „Den gestrigen Tag suchen erklärt sich aus Wolf Büttners «627 Historien von Claus Narren», wonach der Hofnarr Claus († 1515) den Kurfürsten Johann Friedrich, welcher klagt: «den Tag haben wir übel verloren» also tröstet: «Morgen wollen wir alle fleißig suchen und den Tag, den du verloren hast, wohl wieder finden».“

1168. In den Tag hinein leben.

Bildlich für: ohne Überlegung, sorglos, unbekümmert um die Zukunft leben. — Erasmus, Ad. I, 8, 62: In diem vivere, est praesentibus rebus contentum vivere atque ex parato, minime sollicitum de futuris. Die Redensart war wörtlich so in klassischem Latein geläufig, vgl. z. B. Cicero, De or. II, 40, 169; Plinius, Ep. 5, 54 u. s. w. Ähnlich in horam vivere, z. B. Cicero, Philipp. 5, 9.

Tag, tagen, Tag werden werden oft im Scherz auf geistige Helle und Klarheit übertragen, daher auch: jetzt dämmerts, von einem, dem die Wahrheit einzuleuchten beginnt (s. Nr. 761), vgl. das griechische ἐκτα ἐξηγρόμην.

1169. Es ist noch nicht aller Tage Abend.

S. v. w. das Blättchen kann sich noch wenden; die Sache ist noch nicht bis zum letzten Ende gediehen, darum braucht man noch nicht alle Hoffnung aufzugeben, oder: man darf sich noch nicht in Sicherheit wiegen. Dasselbe Bild schon im Lateinischen: Nondum omnium dierum sol occidit, z. B. Livius 38 (39), 26, 9. Das Sprichwort erinnert an die Geschichte von Krösus und Solon: der König Krösus von Lydien zeigte dem weisen Athener Solon seine unermeßlichen Schätze und fragte ihn, ob er einen Glücklichern kenne als ihn; Solon aber erwiderte: Niemand kann vor seinem Tode glücklich gepriesen werden.

1170. Tantalusqualen ertragen.

S. v. w. furchtbare Qualen. Die griechische Sage erzählt von Tantalus, einem Sohne des Zeus, er sei in den Tartarus gestoßen worden, weil er Nektar und Ambrosia aus dem Olymp entwendet und den Menschen gebracht habe. Dort in der Unterwelt mußte er nach den Worten der Odyssee (XI, 582 fg.)

Mitten im Teich dastehn, der nahe das Kinn ihm bespülte.
Lechzend strebt' er vor Durst, und den Trunk nicht konnt' er erreichen,
Denn so oft sich bückte der Greis, nach dem Trunke verlangend,
Schwand ihm das Wasser zurück und versiegte, daß um die Füße
Schwarz der Boden erschien.

Auch Bäume neigten ihre Zweige und Früchte auf ihn herab; aber sobald er die über ihm schwebenden Früchte erreichen wollte,

Schwang ein stürmender Wind sie empor zu den schattigen Wolken.

Diese quälende Täuschung war ihm als ewige Strafe gesetzt.

1171. Etwas aufs Tapet bringen.

Früher auch: aufs Tapet werfen, d. h. das Gespräch, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf lenken. Das Tapet war dabei das grüne Tuch[1], das den Beratungstisch bedeckte, auf dem die zu erledigenden Akten u. s. w. vorgelegt wurden. Wir kennen sonst nur die Tapete als Wandbekleidung, doch steckt dasselbe Wort (ursprünglich lat. tapetum) auch noch in Teppich, das freilich viel früher entlehnt und schon in alter Zeit in der Endung der deutschen Sprache mehr angeglichen worden ist. Die ursprüngliche Bedeutung ist: gewirkte Bekleidung (des Fußbodens, der Wand, des Tisches).

1172. Wie von der Tarantel gestochen.

D. h. wie besessen, z. B. umherrennen, emporfahren oder ähnliches. Die Tarantel ist eine südliche Erdspinne, die

[1] Daher sprichwörtlich am grünen Tisch, d. h. in der Beratung juristischer Beamten nach Aktenstücken, im Gegensatz zu der praktischen Einsicht in die Dinge selbst, z. B. in die Landwirtschaft, die Kriegführung, die Schule.

ihren Namen daher hat, daß sie sich bei Tarent in Apulien findet; ihr giftiger Biß ruft eine Krankheit hervor, die sich in heftigen Zuckungen (ähnlich wie der Veitstanz) äußert. Die Italiener nennen deshalb auch einen rasenden Nationaltanz Tarantella, und so haben auch wir das Wort als Bezeichnung eines Musikstückes, das einen derartigen Tanz charakterisiert. Vgl. frz.: mordu, piqué de la tarentule.

1173. Einen in der Tasche haben.

S. v. w. ihn in seiner Gewalt haben, mit ihm anfangen können, was man will; ähnlich: einen in die Tasche stecken, d. h. seiner Herr werden, vgl. die Redensart: einen in den Sack stecken. Einer muß tief in die Tasche greifen wird bildlich gesagt für: es kostet ihn viel Geld.

1174. Warten, daß einem die gebratenen Tauben ins Maul fliegen.

Von jemand, der sich's sehr bequem macht, der ohne Anstrengung etwas erreichen will. So heißt es aber auch von einem, der unerhörtes Glück hat: dem fliegen die gebratenen Tauben in den Mund!

Namenlose Sammlung (1532) Nr. 631: „Harr biß dir ein gebratne taub ins Maul fliege." In der Erklärung steht, daß man dies Sprichwort anwendet „gegen denen, die nichts thun woellen, vnd meynen Gott soll jn geben vnd thun was sie begeren, on arbeyt vnd fleiß." Nach Luthers Sprachgebrauch ist es ein gebratenes Huhn, was dem faulen Glückspilz zufällt; vgl. Lehm. 407 (Hoffnung 32): „Hoffnung, ist ein pein: wart biß ein gebraten Lerch ins Maul fleucht."[1]

Ähnlich sind schon im Altertum gebratene Krammetsvögel, die einem in den Schlund hineinfliegen, sprichwörtliche Merkmale einer goldenen Zeit gewesen, auch das Tischlein

[1] In humanistischer Zeit mehrfach in lateinische Verse gebracht, so z. B. Gartner, Proverb. Dicteria 1574, S. 106: Non volat in buccas assa columba tuas. Buchler, Thesaur. prov. sentent. (Köln 1613), S. 85: Nulli per ventos assa columba venit.

deck dich! findet sich so bereits in der alten attischen Komödie; vgl. auch Petron 45, 4: hic porci cocti ambulant und Nr. 1036.

1175. Taubenschlag.

So nennt man bildlich eine Vereinigung, z. B. ein Lehrerkollegium, ein Bühnenpersonal, wo sich keine ruhigen, stetigen Zustände bilden können, weil fortwährend alte Mitglieder abgehen und neue sich einfinden, wie am Taubenschlag ein fortwährendes Aus- und Einfliegen ist.

Sich davonstehlen wie die Katze vom Taubenschlage nennt man es, wenn sich einer mit bösem Gewissen möglichst unbemerkt entfernen will, wie die Katze, die im Taubenschlage geräubert hat und mit der Beute davonschleicht.

1176. Ei der Tausend!

Ausruf des Erstaunens oder des Unwillens. Wahrscheinlich ist es eine volksetymologische Umbildung von der Daus (Taus), d. i. der Teufel. Vgl. die Zimmerische Chronik I, 116, wo mit folgenden Worten von einem bösen reichen Bürger erzählt wird, wie ihn der Teufel holt: „so ersicht er den besen findt gegen ihme gehn, mit feur in zu brennen; so spricht er zum weib und andern, die bei und umb in stuenden: «Weichent eilends und fliehent alle von mir, damit euch das feur nit auch begreif, dann das daußerlin (also nambt er den findt) ist verhauden und wil mich verbrennen», und mit denen worten so stirbt er geschwindt dahin." Wir sagen noch: sich auf etwas verstehen wie ein Daus, ähnlich Simpl. III, 26, 16 von einem verschlagenen Weibe: „die selbe Wittib war ein rechtes Dauß-Eß". Wie Daus, ein Wort des Karten-, ursprünglich des Würfelspiels, zu der Bedeutung Teufel hat kommen können, das kann Agricola (Nr. 420) lehren. „Tausz esz in primis, est signum perditionis. Wenn man wirfft der meysten augen auff dem wurffel, so ist Tauß eß der geringste wurff, darumb bedeut der wurff das verlieren."

Vielleicht erklärt sich hieraus sogar die erste Hälfte des Wortes Tausendkünstler, obgleich sich dieses auch ganz

natürlich auf einen deuten läßt, der sich auf tausend Künste versteht.

1177. Jemand zum Tempel hinauswerfen.

S. v. w. ihn zum Hause hinauswerfen. Tempel ist hier nicht etwa im Scherz für das gewöhnliche Haus eingesetzt worden, sondern die Redensart beruht auf der Erzählung des Neuen Testaments von der Vertreibung der Wechsler und Händler aus dem Tempel. Vgl. Matth. 21, 5; Luk. 19, 45; Mark. 11, 15; besonders Joh. 2, 15 (und trieb sie alle zum Tempel hinaus).

1178. Dem Teufel ein Licht anzünden.

Auch: dem Teufel eine Kerze anzünden; d. h. einer bösen Sache einen Dienst thun, nicht als ob man dem Teufel bei seinen Schandthaten leuchten wollte, sondern im Gegensatz dazu gesagt, daß man sonst nur dem lieben Gott in der Kirche Kerzen anzündet.

Den Teufel mit Beelzebub austreiben heißt s. v. w. ein Übel so ungeschickt beseitigen, daß man ein andres, eben so schlimmes oder schlimmeres an seine Stelle setzt. Vgl. Lehm. 459 (Krieg 164): „Wenn Gottlose Obristen vnd Soldaten gegen einander streiten, so treibt ein Teuffel den andern auß." — Ebd. 713 (Schrecken 8): „Ein Donner mit dem andern vertreiben. Man muß Pilatum mit dem Keyser schrecken."

Aus der alten Vorstellung[1], daß der Teufel gebunden in der Hölle liege, erklärt sich der Ausruf: der Teufel ist los! Vgl. aus der Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager" den Vers: die Kriegsfuri ist an der Donau los! Über wen eine Menge Unfälle mit einem mal hereinbricht, Ür fragt verzweifelt: sind denn heute alle Teufel los? Lehm. 838 (Unglück 26): „Wenn der Teuffel ledig wird, Lemuß man vntertretten. Item, wenns Spies vnnd Büchsen so net."

Wie allmählich die Furcht vor dem Teufel immer mehr

[1] Vgl. Offenbarung 20, 7: Und wenn tausend Jahre vollendet sind, wird der Satanas los werden aus seinem Gefängnis u. s. w.

schwand und er selbst immer mehr an Ansehen verlor, dafür zeugen die mitleidigen Ausdrücke: armer Teufel, guter dummer Teufel; ja, man sagt wegwerfend: allen Teufel, allen Tod und Teufel, in dem Sinne von: allen möglichen Schund. Aus dieser Verachtung, mit der der Name des Teufels ausgesprochen wurde, erklärt es sich auch, daß den Teufel geradezu zu einer starken Negation geworden ist, z. B. in einer Wendung wie: sich den Teufel um etwas bekümmern. Vgl. Chamisso, Der rechte Barbier:

Den Teufel auch!
Das ist des Landes nicht der Brauch!

1179. Den Teufel an die Wand malen.

S. v. w. von etwas reden, etwas als möglich annehmen, was man weit weg wünscht. Dem Ausdruck liegt der alte Aberglaube zu Grunde, daß man ein Unheil, einen Dämon durch bloßes Nennen herbeilocken könne, berufen, beschreien könne. Den Teufel fürchtete man sich sogar zu malen, als ob er sich dadurch angezogen fühlen könnte. Noch heute warnen wir deshalb davor, den Teufel an die Wand zu malen; früher sagte man gewöhnlich: male den Teufel nicht über die Thür, so bei Luther, Sebastian Franck u. a. Im Lateinischen entspricht: Lupus in fabula!

1180. Abwarten und Thee trinken!

Die Worte stammen aus dem Munde des Arztes, der damit seine ungeduldigen Patienten vertröstet; in übertragenem Sinne bedeuten sie: ausharren und seine Pflicht thun sind die Bedingungen, daß etwas zum guten Ziele gelange.

1181. Vor Thorschluß.

Prägnant für: unmittelbar vor Thorschluß, d. h. im letzten Augenblick, gerade noch zur rechten Zeit. An den ursprünglichen Sinn wird dabei nicht mehr gedacht; werden doch heute die Stadtthore — diese sind gemeint — nicht mehr geschlossen, ja die meisten Städte haben gar keine mehr. An vielen Orten ist es aber noch nicht lange her[1],

[1] In Leipzig wurde der Thorgroschen 1824 abgeschafft.

daß sie jeden Abend pünktlich zur festgesetzten Zeit geschlossen wurden; wer später kam, mußte den Einlaß bezahlen; froh war also, wer gerade noch vor Thorschluß hereinschlüpfte.

Ähnlich wird gebraucht: in elfter Stunde, d. h. unmittelbar vor der Entscheidung, die man sich in die zwölfte Stunde fallend denkt.[1] Ein thüringisches Mädchen sagte von einem langsam arbeitenden Schuster, er wäre ein Schuster auf die Neunundneunzig; vgl. Kern und Willms Nr. 1292: He hört to de 99er (was in manchen Gegenden Deutschlands namentlich auf Apotheker angewandt wird).

1182. Mit der Thür ins Haus fallen.

S. v. w. sofort von etwas zu reden anfangen, was man eigentlich erst nach vorbereitenden Worten hätte sagen sollen, in plumper Weise auf eine Sache losgehen, wie einer, der, anstatt ruhig die Thür zu öffnen und dann ins Haus zu treten, die Thür einstürmt und nun „mit der Thür ins Haus fällt". Vgl. Lehm. 826 (Ungeschicklichkeit 1): „Der ungeschickt fält mit der Thür ins Hauß, ist auß der Plumpardey, platzt drein wie ein Saw in Rübenacker, wie ein Pfeiffer ins Wirthshauß." In der Rheinprovinz sagt man sogar: Dä fällt met der Schürendür en et Hus.

1183. Zwischen Thür und Angel.

Der Ausdruck wird heute in dem allgemeinen Sinne gebraucht: in einer bedrängten Lage, zwischen zwei Möglichkeiten eingekeilt, ohne zu wissen, welche man ergreifen soll. Früher bezog er sich nur auf das Eindringen in zwei eng zusammengehörige Glieder, etwa auf einen, der sich zum Vermittler zwischen zwei Ehegatten aufdrängt. Schon bei Peter Suchenwirt:

Ein sprichwort ist lang gesait:
Wer zwischen tüer und angel
Stözt seinen vinger unverzait
Der gwint an frewden mangel

[1] Vgl. Matth. 20, 1 fg. das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge; da wird in der zwölften Stunde der Lohn ausgezahlt, und die erst in der elften Stunde des Tages mit der Arbeit begonnen haben, erhalten ebensoviel wie die Tagelöhner, die seit dem frühen Morgen arbeiten.

Ob er sich da zwischen klembt
Vil hart, daz er sich rimphet
Oder leicht vil gar derlemt
Der hat nicht wol geschimpfet.

Bei Sebastian Franck I, 160b: „Wär sinen finger zwüschen angel vnd thür oder, wie die Cölner sagend, zwüschend thür vnd gaddern steckt, der klempt sich gern.“ Vgl. Brants „Narrenschiff“ VII, 22 und Lehm. 203 (Freund 23): „Wer sich zwischen Thür und Angel steckt, der klemmet sich, also wer Freunden oder Eheleuten zu wider handelt.“

Als gleichbedeutende deutsche Redensart vgl. Nr. 126. Lateinisch entspricht etwa: inter sacrum saxumque stare, Plautus, Capt. III, 4, 84; vgl. auch: hac urget lupus, hac canis angit, Horaz, Sat. II, 3, 64. Ital.: essere (venire) tra bajante e ferrante.

1184. Kehre vor deiner eigenen Thür!

So weist man einen aufdringlichen Tadler zurück, indem man damit sagen will: Kümmere dich um deine eigenen Sachen. Vgl. Lehm. 332 (Gleißnerey 18): „Mancher kehrt vor ander Leut thür, vnnd vor seiner nicht.“ Ebd. 502 (Mängel 77): „Kehre jeder vor seiner Thür, so wirds allenthalben sauber.“

1185. Man sucht niemand hinter der Thür,

wenn man nicht selber dahinter gesteckt hat. Bildlich für: man traut niemand anders etwas zu, was man nicht selbst gethan hat oder vorkommendenfalls thun würde. Der Vergleich wird dem Versteckspiele der Kinder entnommen sein. Vgl. Kern und Willms 1073: „Man söcht nüms (niemand) achtern Asend, of man hett fülfft der achter sätten.“ (Vgl. auf den Busch klopfen.)

1186. In die Tinte geraten (führen).

S. v. w. ins Unglück geraten oder bringen; vgl. Ausdrücke wie: in die Patsche kommen, einen in die Patsche bringen, ihn hineinreiten, da sitzen wir in der Sauce! Nach Rollers Befreiung sind die ersten Worte des Räubers Moor (Räuber II, 3): „Freiheit, Freiheit! — Du bist im Trocknen, Roller!“ In dem Bericht Schweizers gleich darauf heißt

es: „Wir hatten den Tag vorher durch unsre Spione Wind gekriegt, der Roller liege tüchtig im Salz.“ Und Roller selbst spricht noch in derselben Scene den verteufelten Wunsch aus: „Moor! möchtest du auch bald in den Pfeffer geraten, daß ich dir gleiches mit gleichem vergelten kann.“

1187. Das Tischtuch ist zwischen ihnen zerschnitten.

So wird von zweien gesagt, die lange in innigem freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Verhältnisse gelebt, sich dann aber so entzweit haben, daß eine Vereinigung, eine Versöhnung unmöglich erscheint. Wahrscheinlich geht die Redensart im letzten Grunde auf einen symbolischen Brauch unsrer Vorfahren bei Ehescheidungen zurück: die Gatten faßten ein Leinentuch und zerschnitten es so, daß jeder Teil ein Stück behielt. Vgl. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 454. Allgemein bekannt ist der Auftritt zwischen Graf Eberhard dem Greiner und seinem Sohn Ulrich nach der Schlacht bei Reutlingen, den Uhland in folgender Strophe erzählt hat:

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder; man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer und spricht kein Wort dabei
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

1188. Mit dem Tode ringen.

Dieser bildliche Ausdruck ist ursprünglich ebenso wie das Wort Todeskampf ganz wörtlich gemeint gewesen: lebt doch der Tod noch heute in volkstümlicher Vorstellung als Knochenmann.

1189. Aussehen wie der Tod von Ypern.

Ist eine in ganz Deutschland zerstreut verbreitete, besonders aber in Holland vielgebräuchliche Redensart; vgl. Harrebomée II, 484. Vilmar bemerkt dazu in seinem kurhessischen Idiotikon, S. 412 (unter „Tod“): „Am Anfange dieses Jahrhunderts in Niederhessen äußerst üblich, um das bleiche, totenähnliche Aussehen eines Menschen, z. B. derjenigen Kranken, welche in den letzten Stadien der Lungensucht stehen, zu bezeichnen; seit 1830 wohl gänzlich erloschen. Woher die Formel stammt, vermag ich nicht anzugeben; sie galt, als ich sie in meiner Kindheit vernahm, für alt-

herkömmlich, indem man erwähnte, daß die Gefangennahme hessischer Truppenteile in Ypern 1793 das alte Sprichwort habe wahr machen müssen.“ Die Veranlassung zu der Redensart hat wohl ein zur Erinnerung an die Pest in Ypern (Belgien) aufgestelltes Totenbild gegeben, ebenso wie das schweizerische *aussehen wie der Tod von Basel* und andre derartige Wendungen mit andern Ortsnamen auf öffentliche Darstellungen des Todes zurückzuführen sein werden. Vgl. Richter, Deutsche Redensarten, Nr. 3.

1190. Toll und voll.

Starker Ausdruck zur Bezeichnung völliger Trunkenheit; ursprünglich *voll und toll*, so noch oft bei Luther. Zu erklären ist an den Worten nichts, nur der Mißdeutung Richters[1] sei hier entgegengetreten, daß toll und voll aus donevoll entstanden wäre (donevoll würde bedeuten zum Platzen voll). Es ist ursprünglich und wahr und nicht aus verkehrter Volksetymologie entsprungen, was die volkstümlichen Reime lehren: Voller Kropf, toller Kopf; en full Mann, en dull Mann.

1191. Den Ton angeben.

S. v. w. der geistige Führer sein, dem alle folgen; regelmäßig den Anfang mit etwas machen, worauf es alle andern nachmachen; z. B. der Prinz von Wales giebt in der Mode der Herrenkleidung den Ton an. Die einfachste Erklärung liegt jedenfalls in dem Hinweis auf einen Musikdirigenten, der seinen Chorsängern den Ton angiebt, den sie anstimmen sollen. Eine andre Deutung ließe sich vielleicht aus der Erklärung der drohenden Worte: *nun geht's aus einem andern Ton*[2] rechtfertigen. Hier ist nämlich nicht etwa das gemeint, was wir unter Ton verstehen, auch nicht Tonart, worauf man leicht verfallen könnte, sondern die Redensart stammt aus einer Zeit, wo man unter Ton allgemein s. v. w. Melodie verstand. Wenn einer bestimmt: „Jetzt soll es aus einem andern Tone gehen!“ so sagt er

[1] Deutsche Redensarten, Nr. 95.

[2] Ein niederdeutsches Scherzwort heißt: Nu geiht utn annern Don — sä de Köster und sloitje dat Evangelium.

damit eigentlich: jetzt sollt ihr ein andres Lied, eine andre Melodie singen! Vgl. die Zimmerische Chronik II, 230: „So Herr Hainrich die zeit erlept haben sollt; wurt er schenk Eberharten auß chraft der acht ain anders liedlein haben singen lernen." So könnte den Ton angeben auch soviel bedeuten wie: die Melodie angeben, die gesungen werden soll, wenn die Redensart alt genug dazu wäre.

1192. In einen Topf werfen.

S. v. w. vermengen, gemeinsam behandeln und damit der Eigentümlichkeit der einzelnen Dinge oder Fälle nicht gerecht werden. Ebenso frz.: jeter dans le même moule.

Der hübsche bildliche Ausdruck: es ist noch nicht in dem Topfe, wo's kochen soll bedarf keiner erklärenden Worte; in Niederdeutschland heißt es dafür: dat is noch lange nich int Fat, wo't suren sall.

1193. Die Trauben sind ihm zu sauer.

So heißt es sprichwörtlich von einem, der aus einem äußern Zwange von einem Begehren hat abstehen müssen und nun so thut, als ob ihn freie Entschließung dazu gebracht hätte. In der äsopischen Fabel tröstet sich der hungrige Fuchs, der an schönen, leider für ihn zu hoch hängenden Weintrauben vorüberkommt, mit den Worten: sie sind mir zu sauer. In Niederdeutschland: De Beeren sün doch suur — sä de Foß, as he se nich langen kunn; und ähnlich: Se is mi to krumm — sä de Foß, do hung de Wust an'n Balken.

Wie von sauern Trauben, so ist auch bildlich von bitterm Mehl die Rede, doch in anderm Sinne. Vgl. das Sprichwort: Wenn die Mäuse satt sind, schmeckt das Mehl bitter.

1194. Mit dem Nürnberger Trichter eingießen.

Scherzhafte Bezeichnung für das mechanische Eintrichtern von Dingen, die durch feines Nachempfinden allmählich angeeignet werden wollen. Das Bild des Trichters für derartiges Einfüllen in den Kopf läßt sich schon aus dem 16. Jahrh. (bei Sebastian Franck) nachweisen; mit dem Nürnberger Trichter wird wohl ursprünglich ein Lehrbuch

der Dichtkunst von G. Ph. Harsdörfer gemeint sein, dessen erster Teil 1647 in Nürnberg unter dem Titel erschien: „Poetischer Trichter, Die Teutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache, in VI Stunden einzugießen".

1195. Ein Tropfen auf einen heißen Stein.

S. v. w. viel zu wenig und daher völlig wirkungslos, wie es das jedem verständliche Bild höchst bezeichnend ausdrückt. In Tirol hört man in demselben Sinne: das is grad, as wenn ma an Gbetle i d'Höll wurf; dasselbe komisch entstellt in der Pfalz: einen Bettelbuben in die Hölle werfen.

Auch der Schlag ins (kalte) Wasser bezeichnet bildlich etwas Wirkungsloses; bei Walther von der Vogelweide, der einmal wehmütig vergangener schöner Tage mit den Worten gedenkt:

die mir sint enpfallen gar als in daz mer ein slac.

Endlich reihen sich auch die Luftstreiche der Fechter hier an; Syll. 29: „Aerem ferire. Aerem verberare. In die lufft streichen." Vgl. 1 Cor. 9, 26.

1196. Einen Trumpf darauf setzen.

S. v. w. etwas mit einem derben Zusatz bekräftigen; der zu Grunde liegende Vorgang im Kartenspiel ist der, daß man eine ausgespielte Karte seiner Partei, die von der Gegenpartei gestochen werden könnte, dadurch zu halten sucht, daß man eine Trumpfkarte darauf setzt, die der Gegner nicht leicht überstechen wird.

Ebendaher: den letzten Trumpf ausspielen, s. v. w. die letzte Kraft daran setzen, sein letztes Mittel versuchen. Daher auch: das und das ist Trumpf, d. h. es giebt jetzt den Ausschlag. Namentlich beliebt, wegen des Stabreims: da ist Treff Trumpf, wobei Treff (frz. trèfle aus trifolium) volksetymologisch mit treffen in Zusammenhang gebracht wird. Daraus scherzhaft in Schwaben: Da ist ietz Dreck Trumpf, d. h. da steht es schlecht, ist nichts mehr zu machen.

U.

1197. Jemand überflügeln.

S. v. w. ihn überholen, übertreffen. Man hat die Redensart als militärischen Ausdruck erklären wollen. Bei der militärischen Frontaufstellung nennt man ja die beiden Seiten den rechten und den linken Flügel. Überragt nun bei einem Angriff die eigene Frontaufstellung die feindliche, so kann der Feind umgangen, überflügelt, also in der Flanke und Front zugleich angegriffen und geschlagen werden. Das Kriegsheer wird hier seiner Stellung und Lage nach aufgefaßt als ein im Fluge befindlicher Vogel mit ausgebreiteten Flügeln. Viel einfacher und natürlicher erklärt sich die bildliche Wendung im Anschluß an Redensarten wie Nr. 380 fg., wo der Mensch als geflügelt gedacht wird. Überflügeln ist nichts andres als überfliegen, im Fluge überholen.

1198. Umgekehrt wird ein Schuh draus!

So sagt man im Scherze, wenn einer etwas gerade auf die entgegengesetzte Weise anfängt, als es richtig wäre, also verkehrt. Wirklich hat man geglaubt, die Redensart stamme von einem Spiele, wo es gelte, die Worte umzudrehen: aus Husch wird umgekehrt Schuh u. s. w., vgl. Müller in Lyons Zeitschrift V, 172. Das heißt die Hauptsache der Redensart, das Umgekehrte, völlig verkennen und auf den ganz zufälligen Schuh zu viel Gewicht legen. Die Worte „wird ein Schuh draus" sind weiter nichts als ein scherzhafter Zusatz nach Art der apologetischen Sprichwörter.

Der Witz ist aber alt; in dem niederdeutschen satirischen Spiel vom Bauern Claws sagt dieser (V. 374): „Her fiscal, keret dat umme, so wert it en got scho."

1199. Umstände machen.

Von einem schwerfälligen, peinlichen, bedenklichen Menschen, der seine Sache nicht kurz und gut erledigt, sondern sie zehnmal besieht, ehe er darangeht, den und jenen darum fragt, hundert unwichtige Kleinigkeiten dabei berücksichtigt u. s. w.

Der Ausdruck hat eine merkwürdige Geschichte. Der Umstand ist ursprünglich ein Begriff und Wort unsers alten Rechtslebens, es bezeichnete die umstehenden Gemeindemitglieder bei einer Gerichtsversammlung im Gegensatz zum Gerichtsvorsitzer. Wenn dieser den Umstand oft berief, oft um geringfügiger Dinge willen besonders zusammenkommen ließ, so konnte man buchstäblich sagen, daß er viele Umstände mache. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Redensart unmittelbar aus dem Rechtsbrauch abzuleiten sei; schon ziemlich früh ist die Mehrzahl Umstände auch in unpersönlichem Sinne von sich anreihenden Nebenthatsachen gebraucht worden.

1200. Eine unbekannte Größe.

Mit diesem eigentlich mathematischen Ausdrucke (die unbekannte Größe ist x) bezeichnet man ironisch einen unbekannten Menschen, wobei natürlich Größe nicht im mathematischen Sinne gemeint ist, sondern in dem Sinne von Berühmtheit.

1201. Ungebrannte Asche.

Sprichwörtlicher Scherz für Prügel, z. B. in einer Wendung wie: es einem mit ungebrannter Asche auf den Buckel schreiben, d. h. mit einem hölzernen Knüppel. Ähnlich in Wolgemuths Esopus II, 228:

Fehlt dirs im magen oder därmen?
wil dirs bei kaltem Holz wol wärmen.

1202. Ein Uriasbrief.

S. v. w. ein für den Überbringer verderblicher Brief. Als Uria, ein Heerführer Davids, unter Joab Rabbath-Ammon belagerte, verführte David des Uria Gattin und, um das Verbrechen zu verdecken, ließ er sich den Uria kommen und schickte ihn dann an Joab zurück mit einem Briefe, der den Befehl enthielt, den Uria vor dem belagerten Rabbath-Ammon an eine Stelle zu verweisen, wo er voraussichtlich vom Feinde getötet werden mußte. Vgl. 2 Sam. 11, 14 fg. Daher der sprichwörtlich gewordene Ausdruck. Ein solcher Brief wird auch Bellerophontesbrief genannt; nach Bellerophon(tes), der als Gast bei König

Prötos von dessen Gemahlin eines Angriffs auf ihre Tugend beschuldigt wurde, worauf ihn Prötos mit einer Tafel an seinen Schwiegervater sandte, auf der in geheimer Schrift die Tötung des Überbringers erbeten wurde. Vgl. C. Nepos, Pausanias, 4, 1; Plautus, Bacch. 4, 7, 12.

V.

1203. Zu seinen Vätern versammelt werden.

Ist biblischer Herkunft; vgl. 1 Mos. 25, 8; 2 Kön. 22, 20; 2 Chron. 34, 28. Jeder etwas begüterte Jude hatte ein Familienbegräbnis, weshalb die Kinder der Juden dafür sorgten, daß ihre Eltern, selbst wenn sie zuletzt in einem andern Lande gelebt und gewohnt hatten, bei ihren Vorfahren begraben oder zu ihren Vätern versammelt würden; so ließ z. B. Joseph seinen Vater Jakob, obwohl dieser bei ihm in Ägypten starb, dennoch in Kanaan begraben. Selbst Joseph wollte in seinem Vaterlande begraben sein; vgl. Jos. 24, 32; ferner 1 Mos. 50; 47, 29, 30. Beerdigte man einen Juden nicht in seinem Familienbegräbnis, so sah man das als Strafe eines schlecht geführten Lebens an, z. B. 1 Kön. 13, 22.

1204. Dem kann man ein Vaterunser durch die Backen blasen (lesen).

Von einem Menschen mit sehr eingefallenen Backen, an dem, wie man zu sagen pflegt, nichts weiter ist als Haut und Knochen. Am nächsten liegt es, dabei an die oft entsetzlich magern und hohlwangigen geschnitzten Christusbilder der spätgotischen Kunst zu denken. Bei deren Anblick konnte wohl die blasphemische Vorstellung entstehen, die der Redensart zu Grunde liegt.

1205. So spielt man in Venedig!

Ausruf eines Kartenspielers, wenn es ihm gelungen ist, durch Glück und Geschick seinen Gegner zu besiegen, mit dem Nebensinn: dir ist übel mitgespielt worden! Die Redensart bezieht sich vielleicht auf das eigentümliche System der

venetianischen Rechtspflege, wo Spione und Angeber in Menge ihr Unwesen trieben, durch die mancher für ein unbedachtes Wort in den unterirdischen Kerker, auf die Folter oder in die Bleikammer kam. Alle Schritte und Tritte wurden überwacht, alle Worte belauscht, jede Bewegung des Volks beobachtet.

1206. Sich etwas verbeißen.

Man verbeißt seinen Schmerz, seinen Zorn, seinen Ärger, beißt ihn gleichsam weg, indem man sich auf die Lippe beißt, so den Affekt in einer Thätigkeit ausläßt und durch den neuen Schmerz zugleich das ursprüngliche Gefühl übertäubt.

In Leipzig giebt es einen Kindervers zur Erheiterung und damit zur Versöhnung eines Zürnenden, mit kunstvollem Reim und regelrechtem mundartlichen Stabreim:

Biste beese, beiß in Bels,
bis de gommst nach Weißenfels;
bis de gommst nach Halle,
sin de beesen alle!

1207. Sich auf etwas verbissen haben.

Das heißt wörtlich: verkehrterweise sich auf etwas festgebissen haben. Wirklich thut das oft der Hund auf der Jagd: er verbeißt sich auf das Wild, sodaß ihn der Jäger von der Beute lösen muß; von der Jägersprache aus wird der Ausdruck wohl weitere Verbreitung erlangt haben. Vgl. Simpl. II, 128: „Ich war dannoch so hart verbäist, solches zu wissen, daß ich mir dieselbige Gedancken nicht mehr ausschlagen konte."

Ähnlich auch: ganz versessen sein auf etwas, d. h. sich verkehrterweise so darauf festgesetzt haben, daß man nicht wieder loskann. (Vgl. auch 297).

1208. Mit offenem Visier kämpfen.

Eigentlich s. v. w. sich seinem Gegner ohne die das Gesicht verdeckende Stahlmaske, ohne das vorgezogene Helmgitter (das ist eben das Visier) gegenüberstellen. In übertragener Bedeutung jetzt oft bei litterarischen Fehden angewandt, um auszudrücken, daß jemand offen mit Nennung seines Namens kämpfe.

1209. Den Vogel abschießen.

Wer den Vogel von der Stange abschießt, hat unter den Schützen das Beste gethan (Nr. 148), ist Schützenkönig. Bildlich wird die Wendung gern von dem gebraucht, der sich bei einer öffentlichen Leistung mehrerer, z. B. bei einem Konzert, einer Theateraufführung, einer Debatte, einem Festessen mit Toasten und dergleichen vor allen andern auszeichnet und den größten Beifall erntet.

1210. Ein Vögelchen davon haben singen hören.

S. v. w. auf geheimnisvolle Weise Kunde von etwas erhalten haben, die für andre unerwartet und überraschend ist. Die Redensart mutet uns heute als ein bloßer Scherz[1] an, es liegt ihr aber doch vielleicht eine alte mythologische Vorstellung zu Grunde.

Der Glaube früherer Zeit schrieb den Vögeln übermenschliche Klugheit zu: sie belauschen die Menschen und erzählen wieder, was sie gehört haben. Odin hat zwei Raben zur Seite, Hugin und Munin (d. i. Gedanke und Erinnerung), die dem Gotte Nachricht bringen von allem, was sie auf Erden gehört und gesehen haben. Aus dem griechischen Altertum seien die Kraniche des Ibykus erwähnt; aus dem jüdischen eine Stelle im Pred. 10, 20: „Fluche dem Könige nicht in deinem Herzen; denn die Vögel des Himmels führen die Stimme, und die Fittiche haben, sagen's nach." So ist denn auch in vielen Sagen und Erzählungen, morgen- wie abendländischen, die Kunst der Sprache den Vögeln eigen.

Nach Gervasius von Tilbury lebte z. B. in Burgund ein Rabe, der auf einem Schlosse regelmäßig Anzeige machte, wenn sich eine Gefahr in der Nähe zeigte oder feindlicher Überfall drohte. Als dieser Vogel einst bemerkte, daß die Burgfrau neben ihrem Gatten noch einen Geliebten hatte, erzählte er es dem Burgherrn, wurde aber zur Strafe dafür von dem Nebenbuhler durch einen Pfeilschuß getötet (Otia imperialia III, 95). Vgl. Wackernagel, Kleine Schriften, III, 196 fg.

[1] Ein solcher ist wohl wirklich das ostfriesische: De hettn Muske der van piepen hört, d. h. er ist mit der Sache nicht ganz unbekannt.

Die entgegengesetzte Bedeutung hat die Redensart: Die Spatzen erzählen sich's auf den Dächern, s. v. w. das Geheimnis ist in aller Munde, die ganze Stadt spricht davon.

1211. Jemand für vogelfrei erklären.

S. v. w. ihn verrufen, ihn aus der Gesellschaft ausstoßen. Man denkt leicht, vogelfrei bedeute s. v. w. frei wie der Vogel, auf den jedermann schießen kann; den wahren Sinn des Wortes lehrt aber die alte Verrufungsformel, aus der es stammt. Wer „aus dem Frieden in den Unfrieden, von Sicherheit in Unsicherheit" gerufen werden sollte, wurde erteilt „dem Vogel in der Luft" (avibus permissus), den wilden Tieren im Walde, dem Fisch in der Woge und jedem (zur Tötung). Kein Mensch durfte den Friedlosen hausen oder hofen, und keine Freistatt sollte ihm den Frieden geben. Sachlich entspricht lat.: aqua et igni interdicere alicui[1], z. B. Caesar, De bell. G. 6, 44; Cicero, Ad. fam. 11, 1, 2 u. ö.).

1212. Ein rechter Vokativus!

Von jemand, dem nicht zu trauen ist, der es hinter den Ohren hat. Der Vokativus ist der fünfte Fall, der Anrufefall. Bildlich meint Vokativus einen, der oft in strafendem, mißbilligendem oder staunendem Sinne im Anrufefall genannt wird.

W.

1213. Einem die Wage halten.

S. v. w. ihm an Stärke (eigentlich): an Gewicht) gleich sein. Eine Menge Ausdrücke, bei denen wir nicht mehr an die Wage denken, stammen doch von ihr und bezeugen so

[1] Über Wasser und Feuer als unentbehrliche Hilfsmittel des menschlichen Daseins und bürgerlichen Lebens vgl. Cicero, D amicit. 6, 22; vgl. auch die lat. Redensart: aqua et igni accipi, von der Braut oder Neuvermählten, wenn sie von ihrem Verlobten zur Herrin des künftigen Hauswesens gemacht wird.

ihre Wichtigkeit für das Leben. Wichtigkeit selbst gehört dazu, samt wichtig und gewichtig (die leider jetzt immer mehr durch „erheblich“ oder gar „bedeutsam“ verdrängt werden), erwägen und den Ausschlag geben (Nr. 89); gewichtige Gründe sind solche, die schwer in die Wagschale fallen. Bairisch heißt auf der Wage sein s. v. w. noch ungewiß sein, nach welcher Seite es sich entscheiden wird (dafür sächsisch: auf der Keppe stehen); auf die Wage legen s. v. w. dem Zufall überlassen, riskieren, woher wagen stammt und alles, was damit zusammenhängt. Einem gewogen sein heißt eigentlich: ihm die Wage halten, gleich mit ihm schweben, ihm gleich, ihm zugethan sein. Verwegen ist ursprünglich, wer alles verwogen hat, d. h. als wertlos hat fahren lassen.

1214. Ein Waisenjunge in etwas sein.

S. v. w. erbärmlich wenig davon verstehen, eigentlich der Sache so beraubt sein wie das Waisenkind der Eltern. Der bildliche Ausdruck ist alt; schon Heinrich von Freiberg rühmt zu Anfang des 14. Jahrhs. von seinem Helden Tristan (V. 1349 fg.):

Her Tristan der kurteise
der valscheit ein weise

und bekennt, mit einem ganz naheliegenden Ausdruck, bescheiden von sich selbst (V. 7 fg.):

getihtes des gar spaehen
des richen und des waehen
bin ich ein erbeloser man.

1215. Den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen.

So nennt man es, wenn einer unmittelbar vor dem Dinge steht, das er sucht, und es trotzdem nicht sieht, ähnlich wie man in Norddeutschland spottet: He sitt up't Perd un söcht derna. Die Redensart: „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen“ ist nach der ältern gebildet: die Stadt vor lauter Häusern nicht sehen, die, wie Büchmann gezeigt hat, französischer Herkunft ist. Der Herr Gaulard kommt aus der Freigrafschaft Burgund nach Paris, wandert durch die Straßen und meint enttäuscht: „Jedermann hat mir gesagt, ich würde eine große schöne Stadt sehen, aber die

Leute haben mich zum besten gehabt: man kann sie nicht sehen vor den vielen Häusern, die den Umblick verhindern." Erst Wieland scheint die Redensart in die uns geläufige Form geprägt zu haben. Vgl. lat.: frondem in silvis non cernere (Ovid, Trist. V, 4, 9) und quaerit aquas in aquis (Ovid, Amor. 2, 2, 43).

1216. Da kannst du warten, bis du schwarz wirst!

D. h. bis zum Nimmermehrstag. Bekanntlich werden Leichen, wenn sie in Verwesung übergehen, schwarz. Vgl. lat.: Ad calendas graecas, z. B. Sueton, Octav. 87 u. ö.; der griechische Kalender hatte nämlich keine Kalenden.

1217. Das hat sich gewaschen!

S. v. w. es ist vortrefflich, rein von Mängeln und Fehlern. Ein Kerl, der sich gewaschen hat, ist ein tüchtiger Mensch. Vgl. lat. lautus, lotus, s. v. w. prächtig, ursprünglich aber: gewaschen.

1218. Einem nicht das Wasser reichen.

S. v. w. tief unter ihm stehen; eigentlich: nicht einmal wert sein, ihm den niedrigen Dienst des Wasserreichens nach Tische zu thun, vgl. Nr. 1068 und Syll. 120: „Indignus qui illi Matellam porrigat. Er ist nicht werth, daß er jhm die schuhe solte auß ziehen. Er könte jhm nicht das wasser langen oder reichen. Man solt sie uff einen tag nit nennen." Die Redensart erklärt sich aus der früher allgemein verbreiteten höfischen Sitte des Wasserherumreichens bei Tische. Nachdem der Truchseß dem Herrn des Hauses knieend die Meldung gemacht hatte, daß das Mahl angerichtet sei, ließ dieser durch Hornfanfaren oder durch Zuruf den Herrschaften das Zeichen geben, sich an ihren Platz zu bemühen. Unter der Leitung des Kämmerers wurde dann den Tischgästen von den Edelknaben knieend eine Schüssel gehalten und ihnen Wasser über die Hände gegossen. Ein Tuch zum Trocknen hing um den Hals der Knappen. Damen mußte das Wasser zuerst gereicht werden.[1] Dieses Waschen,

[1] In keinem höfischen Epos wird uns, sobald der Dichter eine Helden sich zu Tische setzen läßt, ein Hinweis auf das wazzer

das nach aufgehobener Tafel wiederholt wurde, erklärt ſich aus dem Umſtande, daß Servietten und Gabeln früher noch zu den Seltenheiten gehörten: man führte die Biſſen mit der bloßen Hand zum Munde.[1] Die Gabel als Tiſchgerät iſt erſt im 16. Jahrh. bei uns in Gebrauch gekommen und von der Fleiſchgabel in der Küche ausgegangen. Auch die Meſſer waren ſpärlich vorhanden und gingen von Hand zu Hand. Auf einem Bilde im Hortus deliciarum der Äbtiſſin Herrad von Landsberg ſieht man vier Perſonen an einem gedeckten Tiſche ſitzen, auf dem nur zwei Meſſer und zwei Gabeln liegen. In Immermanns „Münchhauſen" eſſen die weſtfäliſchen Bauern noch ohne Gabel.

Vgl. auch 2 Kön. 3, 11: „Hie iſt Eliſa, der Sohn Saphat, der Elia Waſſer auf die Hände goß", in der Bedeutung: der ihm diente; dazu 1 Kön. 19, 21. Bei der katholiſchen Meſſe gießt der Miniſtrant dem Prieſter das Waſſer auf die Hände; ebenſo reichen die Leviten noch heute den Prieſtern, bevor dieſe den Segen ſprechen, das Waſſer zum Waſchen der Hände. Vgl. auch das lat.: dare aquam manibus, Plautus, Pers. 5, 1, 17; Mostellaria 1, 3, 150.

nemen erſpart. Ausführlich ſchildert es Heinrich von Freiberg in ſeinem „Triſtan" V. 602 fg.:

die tische wurden geriht,
tuoch unde brot dar uf geleit.
nu was daz wazzer bereit,
Isot die maget des ersten
mit junefrouwen den hersten
in zühten wazzer da nam
dar nach manch vrouwe wunnesam.
die vürsten wazzer namen,
vil herren dar zuo quamen
und manch ritter wunnenclich
die namen wazzer und satzten sich.

[1] Chaucer, Canterbury Tales, Prol. 127 fg., rühmt von der Nonne:

Sie war geübt in feinen Tafelſitten,
Nie iſt ein Biſſen ihrem Mund entglitten;
Nicht taucht' in Brühe ſie den Finger ein.
Schön nahm den Biſſen ſie und hielt ihn fein,
Daß nie ein Tropfen auf die Bruſt ihr fiel.

1219. Das ist Wasser auf seine Mühle.

S. v. w. das paßt ihm in seinen Kram, das ist ein gefundenes Fressen für ihn. Als Kosinsky (Räuber III, 2) seine Geschichte erzählt hat, ruft Schweizer: „Das ist Wasser auf unsre Mühle, Hauptmann!“ Er freut sich über diesen neuen Beweis für die Ungerechtigkeit dieser Welt, die die Räuber als Grund für ihre Thaten auf ihre Fahnen geschrieben haben, wie ein Müller, der neues Wasser auf das Rad seiner Mühle bekommt, wodurch die Mühle kräftiger arbeitet (vgl. Nr. 871).

Auf die Wichtigkeit der gemeinsamen Mühle im alten Dorfleben läßt auch das Sprichwort schließen: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und die alte Redensart: Alle Wasser auf seine Mühle richten, d. h. alles für sich erraffen wollen.

1220. Kein Wässerchen trüben.

S. v. w. von ganz ungefährlicher, unschuldiger Art sein, niemand etwas zu Leide thun. Die Redensart beruht auf der Äsopischen Fabel vom Wolf und vom Lamm (vgl. Phädrus, Fab. I, 1, 5—6): ein Wolf, am Bache trinkend, bemerkt ein kleines Stück weiter unten an demselben Bache ein Schaf. Er fährt darauf los und frißt es, weil es ihm das Wasser getrübt habe, trotz des demütigen Einwands des Schafes, daß das ja gar nicht möglich sei, weil das Wasser nicht bergauf fließe.

1221. Wasser in ein Sieb schöpfen.

Auch: mit einem Siebe Wasser schöpfen; s. v. w. sich vergebliche Mühe machen. Der Vergeßliche hört und sieht zwar, aber er schöpft Wasser mit einem Siebe. Vgl. Lehm. 380 (Haushaltung 97): „Wer das jenige, was er gewonnen, nicht kan erhalten, der schöpfft Wasser in Sack.“ Die Redensart geht bis ins klassische Altertum zurück, vgl. den Ausdruck Danaidenarbeit (Nr. 240). Im Lateinischen erscheint sie öfter bei Plautus als imbrem in cribrum gerere (Pseud. I, 1, 100), in pertusum dolium aliquid ingerere (Pseud. I, 3, 135), Lukrez u. a. Von ältern deutschen Spruchdichtern kennen sie schon Freidank und Frauenlob.

1222. Waſſer in den Rhein tragen.

S. v. w. etwas ganz Überflüſſiges thun. Dafür im öſtlichen Mitteldeutſchland: Waſſer in die Elbe tragen, im Norden auch: Waſſer ins Meer, in die See tragen.[1] Murner klagt einmal in der „Schelmenzunft" (XVIII, 15 fg.):

Die iunge welt iſt ſo verkert,
Mich dunckt, wer ſy ietz boßheyt lert,
Der dreit das waſſer in den ryn.

In Oſtfriesland heißt es dafür: Dat is ſo völ as Delen na Norwegen ſtüren; in der That wäre es höchſt überflüſſig, den Norwegern mit Dielen (Holz) aushelfen zu wollen. Noch andres ſ. in Nr. 309. Schon lat. war in dieſem Sinne ſprichwörtlich: aquas in mare fundere, Ovid, Trist. V, 5, 44; sidera coelo addere, Ovid, Amor. II, 10, 13; in silvam ligna ferre, Horaz, Sat. I, 10, 34; in litus arenas fundere, Ovid, Trist. V, 6, 44.

1223. Bis dahin läuft noch viel Waſſer den Berg hinunter.

S. v. w. es wird noch viel Zeit vergehen, ehe das Erwartete eintreten wird. Schon in dem mittelhochdeutſchen Gedicht vom Wartburgkrieg heißt es (24, 15): Für Megenze (d. i. Mainz) gat die wile des klaren Rines harte vil (vgl. Germania, VII, 187). Bei Bebel (1507) Nr. 574: Interea multum aquae in Neccaro vel Rheno praeterfluit. Burkhard Waldis 4, 88, 50 (Sandvoß, S. 83): „Eh man jm gibt die gloten gab, Leufft viel waſſer den Rhein herab." Anders Erasmus, Ad. IV, 4, 9: Multae rotae volventur; bei Sebaſtian Franck 1, 26: „Es werden noch vil reder umbgehen." Vgl. auch frz.: Avant que cela arrive, il passera bien de l'eau sous les ponts.

1224. Vom reinſten Waſſer.

S. v. w. ganz echt, unverfälſcht, z. B. ein Agrarier vom reinſten Waſſer, d. i. einer, der ſtreng an dem Parteiprogramm feſthält. Der Ausdruck wird urſprünglich auf

[1] Merkwürdig verſchoben, aber vielleicht urſprünglich iſt die Vorſtellung bei Freidank 130, 26:

Des brunnen fluz wird selten breit
da man daz wazzer in treit.

Edelsteine angewendet, wie man ja auch vom Fluß solcher Steine spricht. Es giebt z. B. Diamanten vom ersten, zweiten, dritten Wasser; vom ersten Wasser aber wird gleichwertig gebraucht mit der Bezeichnung vom reinsten Wasser.

1225. Sich wegwerfen.

S. v. w. sich gemein machen, sich in seiner Ehre schädigen, sein eigenes Ich wie einen verächtlichen Plunder behandeln, den man in die Ecke wirft. Im 11. Auftritt von „Wallensteins Lager" fragt der erste Kürassier den Schützen, der sich mit dem Bauer in ein Spiel eingelassen hat und dabei von ihm betrogen worden ist:

Kannst dich so wegwerfen und blamiren,
Mit einem Bauer dein Glück probiren?

Ebenso sagte der Lateiner: se abjicere, eigentlich sich hoffnungslos zu Boden werfen, allen moralischen Halt verlieren; z. B. Cicero, Tusc. 2, 23, 54: se abjicere atque prosternere.

1226. Weihrauch streuen.

S. v. w. einem schöne Worte sagen, ihm schmeicheln und ihm dabei blauen Dunst vormachen: das beides liegt bildlich in dem angenehmen und doch betäubenden Dufte des Weihrauchs. Vgl. Syll. 79: „Dare verba. Glatte Worte schleiffen. Hoffweirauch verkauffen. Die sieben wort geben. Se solden juw gern brillen verkoopen." Einem, der sich über Verdienst feiern läßt, wirft man vor, er lasse sich beweihräuchern.

1227. Jemand reinen Wein einschenken.

Bildlich für: ihm unumwunden die volle Wahrheit sagen. Ähnlich bei Heinrich Julius von Braunschweig: damit ich dir rein Bier einschenke.

1228. Einem etwas weismachen.

S. v. w. ihm etwas aufbinden. Die Redensart ist dadurch entstanden, daß das alte einen wis machen (einen in Kenntnis setzen) so oft in ironischem Sinne angewendet worden ist, daß schließlich der ironische Sinn als der eigent-

liche empfunden wurde. Das Wort ist natürlich ganz nahe mit weise verwandt und stammt mit diesem von wissen ab.

Goethe spielt in einem Distichon auf Newton mit weis machen und weiß machen:

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar manches
Hat er euch weis gemacht, das ihr ein Säculum glaubt.

1229. Sein Weizen blüht.

S. v. w. seine Sache geht gut, er kommt in die Höhe, hat Glück in seiner Thätigkeit; eigentlich im Munde der Bauern von einem, dessen Weizenfeld vor andern blüht. Früher gab es dafür noch eine Menge andre Bilder. Walther von der Vogelweide tröstet sich einmal (34, 34):

Die wile ich weiz dri hove so lobelicher manne,
So ist min win gelesen unde suset wol min pfanne.[1]

Und Wernher der Gärtner läßt die Bauerntochter Gotelint, die oben hinaus will, ihrem Bruder zureden (Meier Helmbrecht V. 1396 fg.):

schaf daz mir Lemberslint
werde gegeben ze manne:
so schriet mir min pfanne[1],
so ist gelesen mir der win
und sint gevüllet mir die schrin
so ist gebrouwen mir daz bier
unde ist wol gemalen mir.

In einem alten Soldatenlied endlich heißt es ähnlich von der großen Beute nach der Schlacht bei Patras (1687):

Da hat sich mancher sonder Mühn
Zu nehmen nit gesäumet,
Dem sonsten keine Wicken blühn.

1230. Den Weizen von der Spreu sondern.

Wird nach Matth. 3, 12 oft bildlich gebraucht für: Gut und Böse, Nützliches und Unnützes, Echtes und Falsches scheiden. Vgl. Lehm. 447 (Krieg 37): „Ein Capitän, da sein Vortrab vom Feind ward geschlagen, sagte er, es sey gut, das die Sprewer vom Kern abgedroschen werden."

[1] Die Pfanne sauft oder schreit von dem kreischenden Speck, der darin bräkelt.

1231. Werg am Rocken haben.

S. v. w. etwas auf dem Kerbholz haben, Strafe zu erwarten haben, noch eine ungebüßte Schuld mit sich herumtragen. Die ursprüngliche Vorstellung und die heutige Verwendung ist genau dieselbe wie bei der ältern Redensart: noch etwas auf der Kunkel bei jemand haben. Daß das Bild alt ist, kann bei der uralten Wichtigkeit des Spinnrades für das deutsche Haus[1] nicht bezweifelt werden; gehörte doch in alter Zeit der Rocken zum Weibe, wie das Schwert zum Manne.

Ein Zeugnis aus dem 15. Jahrh. liegt in dem Liederbuche der Hätzlerin (68ª, 89) vor in der derben Abweisung eines unwillkommenen Werbers:

Hett ich nit liebers, dann du mir bist,
Zwar so hett ich gern mist,
Du hast vil wercks am rocken.

1232. Der Wermutstropfen

ist sprichwörtlich für eine bittere Erfahrung unter einer Menge von wohlthuenden, für einen Unglücksfall mitten in einer Reihe glücklicher Ereignisse, weil ein Zusatz von einem Tropfen Wermutsaft (Artemisia Absynthium heißt das Kraut, woraus er gewonnen wird) genügt, jede milde, wohlschmeckende, süße Flüssigkeit in einen bittern Trank zu verwandeln.

1233. In ein Wespennest stechen.

S. v. w. eine gefährliche Sache aufrühren, seine Gegner in Menge zum Angriff reizen. In der Wormser Ausgabe des Freidank (1538) steht vor dem Kapitel „Von neid vnd haß" ein Teufel, der sich mit einem Wespenschwarm herumschlägt; vgl. Freidank 146, 1 fg. Schon lat. war sprichwörtlich: irritare crabones, z. B. Plautus, Amphit. II, 2, 75. Ein gereimtes Sprichwort ist:

[1] So stammt vom Spinnen auch der obersächsische Ausdruck meeseldrähtig für verdreht oder zerfahren; eigentlich gilt er von einem am Spinnrade schlecht, locker, faserig gedrehten Faden (mittelhochd. meizel bedeutet Charpie). S. Hildebrand im Vorwort zu Albrechts „Leipziger Mundart".

Greif niemals in ein Wespennest!
Doch wenn du greifst, so greife fest!

1234. Sich in Wichs werfen.

Aus den Studentenkreisen weiter verbreitet in dem Sinne von: sich fein anziehen, die Gesellschaftskleider anlegen. Wichs und was damit zusammenhängt, haben eine reiche Bedeutungsgeschichte. Ihr gemeinsamer Stammvater ist Wachs; von diesem kommt zunächst wichsen, älter wechsen, d. i. mit Wachs überziehen, oder doch mit einer Mischung von Wachs. Diese Mischung nannte man dann Wichse, und da wichsen Glanz verleiht, brauchte man Wichs bildlich für Glanz, aufwichsen in dem Sinne von glänzend auftreten, burschikos auch prägnant für: ein glänzendes Gastmahl anrichten.

Um beim Auftragen der Wichse den Glanz auf dem Leder zu erzeugen, bedarf es tüchtigen Streichens. Dieses Streichen oder Wichsen ist dann auch bildlich von Streichen gesagt worden, die auf andrer Grundlage geführt werden: einen durchwichsen, das Geld verwichsen (ebenso hat auch versohlen seinen Ort getauscht).

1235. Das ist ihm nicht an der Wiege gesungen worden.

So sagt man von jemand, der Schicksale durchmacht, ganz anders als man sie nach seiner Herkunft hätte erwarten sollen, und zwar ebenso von einem, der sich aus niederm Stande zu hohem Ansehen emporschwingt, wie von einem, der, von Geburt mit allen Glücksgütern gesegnet, später traurig herunterkommt; die zweite Verwendung ist die häufigere. An Wunschlieder, die den Kindern gesungen worden wären, ist dabei nicht zu denken; der Ausdruck steht bildlich für: davon hat er als Kind nichts zu hören bekommen.

Ähnlich in Holstein: Dat is em in de Döpe nich vörseggt.

1236. Wind bekommen.

Die Redensart stammt aus der Jägersprache. Das Wild bekommt vom Jäger Wind, d. h. der Wind bringt seiner feinen Nase den Geruch des Jägers zu, und so wird es gewarnt. Auf Menschen übertragen bedeutet die Wendung: geheime Kunde von etwas erlangen, es zugesteckt kriegen.

So meint es z. B. der alte Miller, wenn er (zu Anfang von „Kabale und Liebe") die Befürchtungen herausstößt: „Meine Tochter kommt mit dem Baron ins Geschrei. Mein Haus wird verrufen. Der Präsident bekommt Wind."

1237. Etwas in den Wind schlagen.

S. v. w. es unbeachtet lassen, sich nichts daraus machen, z. B. aus Warnungen, Bedenken, einem guten Rat. Der Gegensatz dazu wäre: es sich zu Herzen nehmen. Vgl. die Zimmerische Chronik II, 435: „Solchs gab graf Wilhalmen wenig zu schaffen, nams uf die leicht achsel und schluegs in wind." — Vgl. lat: ventis tradere, Horaz, Carm. I, 26, 2; ebenso bei Erasmus, Ad. III, 4.

In den Wind reden (z. B. 1 Kor. 14, 9) kurz für: Worte reden, die von dem, für den sie bestimmt sind, in den Wind geschlagen werden. So schon lat.: ventis loqui (Ammian 15, 5), dare verba in ventos (Ovid, Amor. I, 6, 42), profundere verba ventis (Lukrez IV, 932).

Wind wird endlich, als bloße Luft, für Lügen gebraucht, z. B. in der Wendung: einem Wind vormachen (vgl. auch Nr. 778). Daher nennt man auch einen Aufschneider Windbeutel und einen leichtfertigen, unzuverlässigen Flunkerer Windhund.

1238. Wo hat dich der Wind hergeweht?

Diese Redensart drückt eine durch das unverhoffte Erscheinen eines Freundes veranlaßte freudige Überraschung aus. In Schwaben sagt man nach Birlinger, S. 93, noch: „Windle, wehe!" wodurch der Wind angerufen wird, daß er jemand herbeiführe.

1239. Winkelzüge machen.

S. v. w. Ausflüchte suchen, nicht geradeheraus reden. Wir denken uns wohl dabei etwas derartiges wie: in Winkeln herumziehen, wie wir auch vom Ziehen der Truppen sprechen.[1] Die Züge dieser Redensart gehören aber vielmehr zu dem

[1] Anders erklärte Adelung Winkelzüge als Züge, die „im Winkel, d. h. im Verborgenen, gemacht werden".

Ziehen einer Linie, und das Ganze meint eigentlich: keine gerade Linie ziehen, sondern — mit Hilfe des Winkelmaßes — lauter Winkel.

Diese Erklärung wird gestützt durch eine alte nahe verwandte Redensart. Luther sagt einmal in den Tischreden: „Der Satan sucht immerdar Winkelhölzer und Beirede wider Gottes Ordnung"; offenbar in dem Sinne von unserm: Ausflüchte suchen. Winkelholz ist aber ein alter Name für das Winkelmaß, und Winkelhölzer sucht eben, wer Winkelzüge machen will.

Diese ursprüngliche Vorstellung ist freilich schon früh verkannt worden. In der mittelniederländischen Hövelschen Chronik heißt es z. B. einmal in dem festgestellten Sinne; „de Denschen hebben des winkelholtes so vele gehouwen": hier scheint der Verfasser an das Schlagen von Holz in einem Waldwinkel gedacht zu haben.

1240. Jemand einen Wischer geben.

S. v. w. ihm einen Verweis erteilen. Das Wort erklärt sich ebenso wie das bildliche: einen herunterputzen; tadeln wird als säubernde Thätigkeit aufgefaßt.[1] Kabale und Liebe, I, 1: „Der junge Baron bringts mit einem Wischer hinaus."

1241. Wissen, wieviel es geschlagen hat.

S. v. w. wissen, woran man ist. Die Redensart stammt aus einer Zeit, wo noch nicht jeder die Taschenuhr in der Weste hatte, sondern nur aller Stunden einmal vom Kirchturm herab unterrichtet wurde, wie weit es am Tage sei. Die vorhergehende Ungewißheit und die plötzliche deutliche Belehrung sind der eigentlichen und der bildlichen Verwendung der Worte gemeinsam.

Wenig anders aus dem Waldeckschen: Hei merkede't, bu vill de Uhre is.

1242. Sich bessern wie ein junger Wolf.

S. v. w. immer schlimmer werden. Vgl. Tunnicius; (1514) Nr. 585: „He sal sik beteren als ein junk wulf"s

[1] So geht auch unser aufmutzen, d. h. vorwerfen, tadeln, zurück auf mittelhochd. ufmützen, d. h. aufputzen, schmücken.

mit der lat. Übersetzung: Ursus ut exiguus animum mutabit iniquum.

1243. Dem Wolfe die Schafe befehlen.

Von einem bösen Vormunde gebräuchlich, der gleichsam der Räuber ist, dem die Unschuld anvertraut wird. Das Gleichnis vom Wolf als Hirten ist sehr alt. Schon in Freidanks „Bescheidenheit" wird gelehrt:

Swa der wolf ze hirte wirt,
Da mite sint diu schaf verirt.
Swer den wolf nimt ze ratgeben,
Daz gat den schafen an daz leben.

Und von dem alten Herger, einem fahrenden Spruchdichter des ausgehenden 12. Jahrhs., stammt die Fabel:

Ein wolf sine sünde floch,
in ein kloster er sich zoch,
er wolde geistlichen leben.
do hiez man in der schafe pflegen:
sit wart er unstaete.
do beiz er schaf unde swin:
er jach daz ez des pfaffen rüde taete.

1244. Ein Wolf in Schafskleidern.

S. v. w. ein Scheinheiliger; nach Matth. 7, 15: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reißende Wölfe." — Das Bild ist frühe in Deutschland bekannt geworden; den lehrhaften Dichtern in mittelhochdeutscher Zeit ist es ganz geläufig, vgl. z. B. im „Renner" V. 385 fg.:

Der ist gar ein lemblin uzen,
Doch mac ein wölflin da wol luzen.

Später reimt Burkhard Waldis (Verlorner Sohn, V. 1993):

Wan er der wulf wil roven gan
So tuet he schapes kleder an.

Noch anders gereimt bei Wegeler, Philosophia Patrum, Nr. 2115: Oft aus Lammeshaut Wolfes Tücke schaut.

1245. Wie aus den Wolken gefallen sein.

S. v. w. höchst überrascht sein, etwa als wäre man eben aus einer andern Welt in diese hereingeschneit. Frz.: à cette nouvelle il tomba des nues. Das anschauliche

Bild bedarf keiner Erläuterung; nur das sei bemerkt, daß es mit dem lat. coelo missus, als dessen Übersetzung man es erklärt hat, nichts zu thun hat.

1246. In der Wolle sitzen.

S. v. w. es gut haben, mit Glücksgütern gesegnet sein; ein andres Bild dafür ist warm sitzen.[1] Ebenso decken sich die Wendungen: in die Wolle geraten und warm werden, d. h. hitzig werden, sich ereifern. In der Wolle ist es einem eben warm. Doch sei auch daran erinnert, daß die Wolle der Schafe oft im Bilde dem Reichtum der Menschen verglichen wird. Daher bedeutet: einem in die Wolle greifen s. v. w. ihm in den Beutel greifen. Schon in der Zimmerischen Chronik II, 121: „Als nun junker Hainrich vil verthon, derhalben in große schulden kommen, hat er angefangen, dem alten herrn mehr und gröber in die wollen zu greifen." Vgl. Lehm. 679 (Regenten 201): „Alexander der Groß alß er vermahnt worden, er solt seinen Unterthanen besser in die Woll greiffen, hat er geantwortet. Er möge keinen Gärtner haben, der fruchtbare Kräuter mit der Wurtzel außrupfft."

1247. In der Wolle gefärbt.

S. v. w. ganz echt. Der Ausdruck gilt ursprünglich von einem farbigen Stoff, der nicht erst als Tuch, sondern schon als unverarbeitete Wolle gefärbt worden ist und, da er völlig von ihr durchdrungen ist, die Farbe besser hält (vgl. Nr. 318). Aus demselben Lebenskreise stammt auch das bildliche waschecht, z. B. ein waschechter Nationalliberaler.

1248. Es in Worten haben,

auch mit dem Zusatz: wie das Eichhörnchen im Schwanz. Von jemand, der mit hoher Gönnermiene in beredten, schönen Worten etwas verspricht, worauf nicht zu bauen ist, dessen ganze Stärke also die Worte sind, wie die Stärke des Eich-

[1] Vgl. Murners „Schelmenzunft" XIX, 2 fg.:
Ich meint gar offt, ich sesse warm,
Und hett im bad eyn gute hitzen.
Drastischer in Ostfriesland: He sitt mit de Neers in't Botterfatt.

hörnchens der Schwanz. Vgl. Agricola (1529) Nr. 43: „Es ist dir in worten, wie manchem im synne.“ Mit der Erklärung: „Im synne hats mancher, er wolle gros ding thun, aber er feylet darnach weyt, wens zur that kompt, vnd zum treffen gehen soll.“ Namenlose Sammlung (1532) Nr. 30.

1249. Einem in den Wurf kommen.

Einem, der es auf einen abgesehen hat, gleichsam mit dem Speer oder dem Stein in der Hand schon zum Wurfe lauernd ausgeholt hat, als Beute in die Schußlinie laufen.

1250. Einem die Würmer aus der Nase ziehen.

Bildlich für: einem durch vorsichtige Fragen seine Geheimnisse entlocken. Ebenso frz.: tirer les vers du nez à qn. Wir gebrauchen die Redensart, die eigentlich den Kunstgriff eines Arztes bezeichnet, wohl meist in Erinnerung an die Worte im „Faust“ — also mehr als Citat —:

> Laßt mich nur gehn! Bei einem vollen Glase
> Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,
> Den Burschen leicht die Würmer aus der Nase.

So prahlt Frosch in Auerbachs Keller, als Faust und Mephistopheles durch ihren Eintritt die Neugierde der Studenten erregen.

1251. Einen Wurm im Kopfe haben.

S. v. w. närrisch, hochmütig sein. Von den Schafen hergenommen, die wirklich durch den sogenannten Drehwurm im Gehirn die Drehkrankheit (Schöpsdrehe) bekommen. — Einen andern Sinn hat: es wurmt mich etwas, d. h. es frißt oder nagt wie ein Wurm an meinem Herzen.

1252. Wurst wider Wurst!

D. h. Gleiches wird mit Gleichem vergolten, s. Nr. 451. Von der Sitte, sich beim Schlachten der Schweine gegenseitig mit Wurst und Fleisch zu beschenken.[1] Dem Aus-

[1] Diese Sitte und das noch in ganz Norddeutschland übliche Schlachtfest, zu dem man hier und da ein Gastmahl rüstet und Verwandte und Bekannte einlädt, hat Jacob Grimm (Mythologie S. 1201) wohl nicht zu kühn auf ein wirkliches, älteres heidnisches Fest bezogen, das in der Familie begangen wurde, sowie auf alte Opfergemeinschaft.

druck ſtehen eine Menge Geſchwiſter zur Seite: Wie du mir, ſo ich dir (Spr. Sal. 24, 29). — Brateſt du mir eine Wurſt, ſo löſche ich dir den Durſt[1], d. h. biſt du mir gefällig, ſo bin ich's wieder. — Ein Eiſen macht das andre ſcharf. — Eine Hand wäſcht die andre. — Hauſt du meinen Juden, hau' ich deinen Juden.

Aus alter Zeit vgl. dazu im „Renner" V. 7576 (13340, 15364):

Schone du min, so schone ich din,
Sit wir beide schuldec sin.

Boner 37, 57 (ähnlich Freidank 121, 8):

Waz du wilt daz man gen dir
Tuo, daz tuo du gegen mir.

Und im „Buch der Rügen" S. 265:

Swaz du niht wilt daz dir geschiht,
Des entuo den andern niht.

1253. Die Wurſt nach der Speckſeite werfen.

S. v. w. durch ein kleines Geſchenk ein größeres, durch eine kleine Gefälligkeit einen großen Vorteil zu erhalten ſuchen.[2] Vgl. Syll. 233: „Tribus minis insumptis duodecim imputat. Er wirfſt wurſt nach einer Seiten ſpeck."

---

[1] Schon in Brants „Narrenſchiff" Kap. 81 („von kochen vnd keller"), V. 53 fg.:

Der keller (d. i. Kellner) ſpricht, brot mir eyn wurſt
Herr koch, ſo leſch ich dir den durſt.

[2] Etwas ganz ähnliches drücken wir aus mit Wendungen wie: da muß man etwas *dranhetzen*, etwas *draufgehen laſſen* (jünger iſt: dreihundert Mark ſind draufgegangen). Sie meinen eigentlich: Geld an die Ware hetzen, auf ſie drauf gehen laſſen, wie Hunde auf einen Eber. Noch heute heißt es im Hannöverſchen: Wer Swineköppe will, mot'r Hunneköppe anſetten, ſeggt de Föſter; und dasſelbe Sprichwort bieten ſchon die Worte des gleichgiltigen Keie in Wolframs „Parzival" 150, 21:

Ine sorge umb ir deweders lebn:
man sol hunde umb ebers houbet gebn.

Vgl. im „Renner" V. 13465 fg.:

ein arm hoffertic lobelin
hetzet mangen an bern, an swin.

In Niederdeutschland auch (z. B. bei Reuter): He smitt mit de Wust na'n Schinken, sogar gereimt: he smitt mit de Pink (kleinen Wurst) na de Schink. Das Bild ist von so einer volkstümlichen Kraft und doch Gemütlichkeit, wie sie sich nur in deutschen Redensarten beisammen finden. Ausgeführt hat es Konrad von Würzburg in folgenden Versen:

Wer waget der gevinnet vil:
wirf die wurst an bachen (Schinken)
Vil liht so wirt er krachen,
Daz in die wurst erschellet (klingen macht)
und daz er mit ir vellet.

Bei Agricola findet sich das Sprichwort: „Schenken heißt angeln"; es meint völlig dasselbe wie unsre Redensart, vgl. Agricolas Erklärung: „Wer einem andern etwas schenket, der wirft ihn mit einer Bratwurst um ein Seiten Speck. Man schenkt gar selten aus lauterer Lieb, ohn ein Schalksaug, sondern man handelt, angelt, jagt und fischt mit den Gaben, daß man mehr sehe und mit Gewinn wieder nehme. Dem Fisch schenkt man am Angel ein Köder, dem Wolf ein Aas oder Gans, daß der Fisch am Angel hangen und zum Raub werde und der Wolf in die Grube falle. Mit Schenken thut man einer Gabe winken; wer giebt, der riecht ein Wildpret und ist ein rechter Handel; arme Leut, wenn sie ihr Ding theuer gedenken zu verkaufen, so schenken sie's Reichen, thun aber oft, wie die Angler — einen Fehlzug. Man schickt keinem kein Wurst, man verhoffe dann, er werde auch ein Sau schlachten und des Sprichworts gedenken: Wurst wider Wurst, Korn umb Salz! Daher kommt's, daß man allein den Reichen giebt, denn an Armen weiß man nichts zu gewinnen und hofft keiner Widerlag, darum handelt niemand mit ihnen." — Manutius, Adag. (Ursellis 1603), S. 581: pileum donat, ut pallium recipiat. — Owen, Monost. 89: Munera qui mittit, sperat majora remitti. Auch als leoninischer Vers: Ovum dat nulli, nisi sit retributio pulli. — Schon Martial 5, 60: Quisquis magna dedit, voluit sibi magna remitti.

X.

1254. Einem ein X für ein U machen.

S. v. w. ihn betrügen. Bekanntlich wurden im Mittelalter die Zahlen mit römischen Zahlzeichen ausgedrückt, unter denen das V, das damals zugleich für U stand, fünf (5) bedeutete. Zwei V, das eine verkehrt an das andre gesetzt (X), bedeutet aber zehn (10). Demnach ist der ursprüngliche Sinn der Redensart: jemand zehn statt fünf (d. i. „mit doppelter Kreide") anschreiben. Daß ein solcher Betrug (z. B. bei einer Zechschuld) leicht vorkommen konnte, ist begreiflich. Vgl. Lehm. 74 (Belohnen 39): „Auff ein schwere Reiß mag man wol ein X vor ein V setzen."[1] Ebd. 936 (Zehrung 22): „Wenn der Wirth schreibt ein X vor ein V. so kompt er seiner Rechnung zu." Diese Deutung wird über allen Zweifel erhoben durch eine Stelle in Laurenbergs Scherzgedichten (I, 136 fg.): (ik) laet mi nicht verleiden:

voer L to schriven C und vör V schriven X,
kan ik den nicht veel mehr, so bin ich darup fix.

Gelehrt, aber verkehrt ist die in der „Germania" veröffentlichte Deutung A. Höfers. „Unter den verschiedenen Geheimschriften, deren unsere Vorfahren sich bedienten, war die gewöhnlichste und mindestens bis ins 15. Jahrhundert fortdauernde Art bekanntlich die, welche statt des Vokals den zunächst folgenden Konsonanten setzte, also b statt a, f statt e, k statt i, p statt o und endlich x für v, u, sowie xx für w. Hier ward also wirklich ein X für ein U gesetzt. Und da die Absicht dieser Schreibweise, mag sie oftmals auch als Zeitvertreib und Spielerei geübt sein, ursprünglich nicht sowohl auf ein Betrügen und Fälschen, als auf ein Verbergen und Täuschen hinauslief, so scheint mir unsere in völlig gleichem Sinne gebrauchte Redensart auch hier ihren ersten Ursprung zu haben, wobei nicht geleugnet werden soll, daß später auch die Bedeutung des X und U als X und V eingewirkt habe." S. Germania, XIII, 270; XIV, 215; VI, 216.

[1] D. h. 5 Mark Fahrgeld und 5 Mark Trinkgeld?

Z.

1255. Zachäus auf allen Kirchweihen.

So sagt man von einem vergnügungssüchtigen Menschen, der auf jeder öffentlichen Lustbarkeit zu sehen ist. Der Ausdruck beruht darauf, daß auf allen Kirchweihfesten als Evangelium Luk. 19, 1—10 gepredigt wird, worin der kleine Zachäus vorkommt, der auf einen Maulbeerbaum stieg, um Jesus zu sehen.

1256. Der Zahn der Zeit,

der alles zernagt, ist ein Bild, das sich z. B. in Shakespeares „Maß um Maß" V, 1 (tooth of the time) findet. Nach Büchmann hat Wieland, der erste moderne Übersetzer Shakespeares in Deutschland, diesen Ausdruck in die deutsche Sprache eingeführt, ihn auch wiederholt benutzt, z. B. in den „Abderiten", im „Peregrinus Proteus". Man hat jedoch von der Thätigkeit des Zahns schon im Altertum bildlich gesprochen; sogar der „Zahn der Zeit" findet sich schon bei Ovid, Metam. 8, 235; der „Zahn des Neides" bei Cicero, Pro C. Balbo 26 (non illo inimico, sed hoc maledico dente carpunt); bei Horaz IV, 3, 16 (et jam dente minus mordeor invido) u. s. w.

1257. Einem auf den Zahn fühlen.

Die Redensart stammt aus dem Pferdehandel. Bei Beurteilung des Alters von Pferden (und auch andern Tieren) prüft man die mehr oder minder abgenutzte Kaufläche der Zähne. Aus der Zahl der Zähne, besonders aber aus der Vertiefung in der Reibefläche der Schneidezähne erkennt man das Alter, die Beschaffenheit und den daraus sich ergebenden Wert der Tiere. Auf den Menschen übertragen erhält die Redensart den Sinn: durch genaue Prüfung die geistige Beschaffenheit eines Menschen, seine Kenntnisse und Fähigkeiten in Erfahrung zu bringen suchen.[1]

[1] Hieraus erklärt sich auch das Sprichwort: Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul. Vgl. frz.: à cheval donné on ne regarde pas la bouche; lat.: Equi donati dentes non inspiciuntur. Hieronymus, Ep. ad Eph. prooem.

1258. Einem die Zähne zeigen.

S. v. w. ihm zeigen, daß es einem Ernst mit dem Streite ist und daß man nicht wehrlos dasteht. Das Bild ist dem Tierleben entnommen: zwei böse Hunde fletschen die Zähne gegeneinander, ehe sie übereinander herfallen. Vgl. lat.: cornua obvertere alicui (Plautus, Pseud. VI, 5, 3) und Nr. 584.

1259. Zankapfel

heißt sprichwörtlich der Anlaß, der Gegenstand eines Streites, nach dem bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis von der Eris unter die Gäste geworfenen goldenen Apfel, auf den Hera, Athene und Aphrodite, jede in dem Glauben, sie sei die schönste, Anspruch machten. Paris schlichtete zwar diesen Streit, indem er den Apfel der Aphrodite zuerkannte, aber aus dieser Schlichtung entstand neuer großer Zwist: der trojanische Krieg. Lat.: discordiae malum mittere. Justin 12, 15, 11.

1260. Den Zapfenstreich schlagen.

S. v. w. das Schlußsignal geben; in der Garnison ist der Zapfenstreich das Abendzeichen für den Soldaten, sich nicht mehr außerhalb seines Quartiers blicken zu lassen. Das Wort weist in das lustige Lagerleben früherer Jahrhunderte zurück: der Zapfenstreich ist eigentlich der Schlag auf den Zapfen des Fasses, das nicht länger für die zechenden Soldaten laufen soll, dann das musikalische Zeichen, den Zapfen ins Faß zu schlagen und so das Faß zu verschließen. Bei besondern Gelegenheiten wurde „der Zapfen nicht gestrichen", d. h. es war Freinacht, wo man sich voll und toll trinken durfte.

1261. Einen zappeln lassen.

S. v. w. ihn absichtlich in Ungewißheit lassen oder in peinlicher Lage hinhalten, wie den Fisch an der Angelschnur.

1262. Einen im Zaume halten.

S. v. w. ihn bändigen, in Schranken halten. Auch die eigene Zunge gilt es oft im Zaume zu halten! Von der Lenkung der Pferde entlehnt. Dieselbe Herkunft hat

die entgegengesetzte Redensart: die Zügel schießen lassen, besonders von denen gebräuchlich, die ihren Leidenschaften, ihrem Eigenwillen freien Lauf lassen.

Noch viele andre Redensarten knüpfen sich an Zaum und Zügel, z. B. sich vor Zügellosigkeiten hüten, ein zügelloses (ausschweifendes) Leben; mit verhängtem Zügel, d. i. im schnellsten Laufe des Pferdes; Herrscher ergreifen die Zügel der Regierung u. s. f. Vgl. Simpl. II, 215: „verhängte derowegen meinen Begierden den Zügel" (d. i. ließ meinen Begierden den Zügel schießen; verhängen ist anders [d. h. weiter] hängen). In dem Fastnachtsspiel „Der böß Rauch" von Hans Sachs V. 23 fg.:

Wann du hast deim weyb aller massen
Erstlich den zaumb zu lang gelassen.

1263. Etwas vom Zaune brechen,

z. B. eine Gelegenheit, einen Streit, eine Ursache, d. h. so unvermittelt damit beginnen, wie man die erste beste Rute, den ersten besten Stock vom Zaun an der Straße abbricht. Vgl. Lehm. 863 (Vrsach 3): „Man bricht offt ein Vrsach vom Baum oder biegt sie herbey." — Ebd. 864 (Vrsach 24): „Wenn man einem wil schaden thun, so sind man vrsachen auff Hecken vnd Zäunen." Und schon der Chronist der Grafen von Zimmern warnt, großen Herren zu borgen, „dann sie imer drachten, ursach ab aim zann zu reißen, damit sie ohne bezallung megen ledigen". Für das Wesentliche des Begriffs ist endlich folgende Stelle in Oldekops Chronik (S. 181) lehrreich: „Meine gi (meint ihr), dat de ingelechte (gefangen gesetzten) borgere von dem tune gebroken sein eder mit der kipen int land gedragen?" vgl. unser: auf der Straße gefunden.

1264. Mit dem Zaunspfahl winken.

S. v. w. es einem derb und deutlich zu verstehen geben. Der Leipziger sagt, noch gröber und zugleich für den Städter faßlicher: mit dem Laternenpfahl winken; der Baier: mit dem Holzschlegel deuten; gehäuft der Schweizer: mit eme Holzschlegel tüten ummitere Wanne (Getreideschwinge) winke; der Westfale: met der Schüerdör wenken.

Dabei scheinen winken und deuten ursprünglich sogar ironisch gemeint gewesen zu sein, sodaß die Wendungen eigentlich den Sinn gehabt hätten: es einem gehörig zu fühlen geben. Wenigstens heißt es ironisch in Wolframs „Willehalm" 90, 7: mit eime steine sol in gewinket werden, ironisch in dem „Willehalm" Ulrichs von dem Türlin (87a):

vil galeden muosten hinken,
den man mit wurf begunde winken,

ironisch auch in Ulrichs von Türheim „Willehalm" (244d): im wirt gewinket mit der stangen.

1265. Die Zeche zahlen müssen.

S. v. w. für andrer Thaten oder doch für gemeinsam mit andern verübte Streiche allein büßen müssen; denn die Redensart meint nicht: die Zeche, die man selbst schuldig ist, zahlen müssen — das wäre nur in der Ordnung —, sondern die bei gemeinsamem Essen und Trinken aufgelaufen ist.[1] Früher auch deutlicher: das Gelag bezahlen, z. B. in Rebhuns „Susanna".

1266. Zwischen den Zeilen lesen.

Der Ausdruck meint bildlich: etwas herauslesen, was die Worte des Textes nicht ausdrücklich sagen, was aber doch in ihnen liegt. — Wirklich zwischen die Zeilen schrieb man im Mittelalter in fremdsprachige Bücher sogenannte Interlinearversionen, Übersetzungen der Art, daß über jedes einzelne fremde Wort das entsprechende deutsche geschrieben wurde. Aber mit diesem Brauche hat die Redensart nichts zu thun.

[1] Zeche hat erst, nachdem seine Grundbedeutung ganz und gar erstorben war, auf die Wirtshauszehrung eines Einzelnen angewendet werden können. Das Wort, das ein ungewöhnlich reiches Leben entwickelt hat, ist eigentlich s. v. w. Ordnung, angeordnete Reihe, dann bestimmter die zu Trank und Schmaus um den Tisch gereihte Gesellschaft: daher umzechig trinken, d. h. den Becher kreisen lassen, und überhaupt zechen in dem Sinne von trinken. Ähnlich wie Gilde (ursprünglich s. v. w. gemeinsamer Opferschmaus) ist dann die Bezeichnung Zeche für gemeinsam Schmausende auch auf eine Genossenschaft übertragen worden: daher die berühmte Richerzeche in Köln, daher auch die Zechen im Bergmannsstande.

1267. Das Zeitliche segnen.

Diese umschreibende Wendung für sterben beruht auf der alten Sitte, daß der Sterbende von der Welt Abschied nahm, indem er Gottes Segen auf sie herabwünschte; der eigentlich segnende ist also Gott.[1] So scheidet Melusine in Jacob Ayrers gleichnamigem Drama mit den Worten:

Nun sieht mich kein Mensch nimmermehr,
Gott gesegn euch alle, wo ihr seyt!
Gott gesegn mir alle Wollustbarkeit!
Gott gesegn mein Herren und Gemahl!
Gott gesegn euch, Berg und tiefe Thal! u. s. w.

1268. Zeitungsente.

D. h. eine Zeitungslüge. Lügen als Enten zu bezeichnen, ist sehr alt, früher hat man auch Wachteln und Gänse für Lügen gesagt. Warum? Wahrscheinlich beziehen sich diese Ausdrücke zunächst auf das Gefabel von wundersamen Tieren in fernen Landen, wie denn meist spöttisch von blauen Enten[2] die Rede ist, d. h. von Enten, wie sie im Lande noch niemand zu sehen bekommen hat (zugleich mag die Bedeutung von blau in der Wendung „blauen Dunst vormachen" vorgeschwebt haben). In Wilwolts von Schaumburg Lebensbeschreibung wird (S. 64) erzählt, wie eine Dame ihren Ritter anspornt, Preis in fremden Landen zu suchen, „vertreibt in bei seinen bauern in weinheusern zu bleiben und von blab enten weit her zu sagen". Vgl. auch Syll. 40: „Apinae, tricaeque. Narrentand. Korbfisch, blawe Enten, Pfifferling, Affenspiel, tilematelle." Murners „Schelmenzunft" beginnt mit dem Spott über die, die „von blouwen enten predigen" mit den Versen:

[1] Wie Gott oft zu ergänzen ist, zeigt Hildebrand in Lyons Zeitschrift VI, 729.

[2] Doch auch von „enten swarz und gra" vgl. Martin zu Hermann von Sachsenheim 2197. — E. Müller fragt in Lyons Zeitschr. V, 152: „Sollte da vielleicht an ein im Blauen, im Dunste liegendes Ende zu denken sein?" Ebd. V, 354 weist P. Bartels auf den Bericht vom Entenbaum in Adam Lonicers Kräuterbuch (1550) hin; auf den Orkaden, meldet Lonicer, gebe es Enten, die auf Bäumen wüchsen, d. h. es wüchsen Früchte wie kleine Muscheln, diese fielen ins Wasser und heraus schlüpften — Enten!

So ich verkindt das hymmelrich,
Sag ich dor von so schimpffelich,
Als ob ich wolt den christen schedigen
Und im von blouwen enten predigen.

Die Worte sind im Munde eines daneben abgebildeten Geistlichen gedacht, der auf der Kanzel predigt, indem er mit der rechten Hand auf eine Ente zeigt, die er mit der linken hält.

Ganz verkehrt ist es, wie vielfach geschehen ist[1], Ente auf Lüg=ende (wie im 16. u. 17. Jahrh. vielfach in protestantischem Munde spöttisch die katholische Legende genannt wurde) zurückzuführen; diese Verdrehung des Wortes Legende beruht vielmehr auf der Vorstellung von den Schwindelenten! — Auch frz. canard wird für Lüge gebraucht, donner des canards à quelqu'un heißt: jemand etwas weismachen.

1269. Einem etwas am Zeuge flicken.

S. v. w. ihn tadeln, wörtlich genommen: an seinem Zeuge, seinen Sachen etwas flicken, d. h. in Ordnung bringen. Wegen des Bedeutungsübergangs säubern — tadeln vgl. Nr. 1240.

Was das Zeug hält ist s. v. w. mit größter Anstrengung, eigentlich: so sehr wie es nur das Gerät (oder die Kleidung?) aushält. Sich ins Zeug legen ist s. v. w. ins Geschirr gehen, sich in die Stränge legen (s. Nr. 439). Das Zeug zu etwas haben brauchen wir heute bildlich für: die notwendigen geistigen Eigenschaften dazu haben, eigentlich: das Werkzeug. Unsre Handwerker reden noch jetzt immer nur von ihrem Zeug, nicht vom Werkzeug.

1270. Übers Ziel schießen.

S. v. w. zu weit gehen; aus der Schützensprache. Vgl. Syll. 81: „De gradu dejicere. Vber das ziel Werffen." Früher auch: weit über den Zweck schießen (s. Nr. 14).

1271. Einem den Zinken stechen.

S. v. w. ihm derb seine Meinung sagen, ihm den Standpunkt klar machen. Die Redensart erinnert auf den ersten Blick an die andre: einem den Star stechen (Nr. 1129)

[1] So bei Büchmann, C. v. Wurzbach u. a.

und ließe sich auch mit ihr vereinigen, denn aus alter Zeit ist uns Zinke als Name für eine Augenkrankheit überliefert.[1]

In Obersachsen aber dient Zinke auch zur Bezeichnung einer großen, stark geröteten Nase und — eines Schwärs. So versteht es sich, wie der Leipziger Bürgermeister Romanus in einem Briefe vom Jahre 1705 von seinen Feinden im Rat schreiben konnte: „Ich werde ihnen den annoch schuldigen Schwehr zu seiner Zeit auffstechen."

1272. Rot wie ein Zinshahn.

Von ungewöhnlicher Gesichtsröte. Leibeigene und Hörige hatten als jährliche Abgabe an ihren Herrn zu bestimmten Zeiten und Gelegenheiten unter anderm Hühner (Zinshühner) zu entrichten, bei denen Alter und Stärke genau vorgeschrieben war. Bei Entrichtung von Hähnen sah man besonders auf die rote Farbe. Vgl. Grimms „Rechtsaltertümer", S. 376.

1273. Etwas bei allen vier Zipfeln haben.

Spöttisch von einem, der etwas völlig verstanden zu haben oder es ganz und gar in seiner Gewalt zu haben denkt. Auch: etwas an allen vier Zipfeln *fassen*, d. h. sehr vorsichtig sein, sicher gehen. Dabei ist früher an ein Betttuch, ein Kissen oder einen Sack gedacht worden, wie folgende Beispiele lehren. „Schwindelsheimer Mühle" V. 765 fg.:

Dry zypffel handt wir zuo vns bracht,
yetz bandt wir vff den fierdten acht
Vnd flyssendt vns, das er vns werd;
Dann lygt ir dann vff blosser erd.

Zimmerische Chronik II, 430: „Dieweil dozu mal die pfaffen das küsin mit den dreien zipflen in henden hatten." Lehm. 131 (Disputiren 8): „Ein Disputierer thut offt nicht anders, als daß er den fünfften Zipffel am Sack sucht."

1274. Zopf.

Oft bildlich für: alte, abgeschmackte Tradition; dazu *zopfig*, *den Zopf abschneiden*, auch das Zitat aus Chamissos „Tragischer Geschichte": der Zopf der hängt ihm hinten. Das alles stammt aus der zweiten Hälfte des

[1] Aus dem 12. Jahrh. z. B.: Albugo color est albus quo oculi caecantur, cingge. Und später: Saphirus ist dem gût der daz vel oder einche in dem ogen hat. S. Schmeller, II, 1137.

vorigen Jahrhunderts, der Geniezeit, der Zeit der Empörung gegen jede künstliche Einengung der Natur; damals ist auch der Zopf, in den man sich jahrzehntelang das Haupthaar hinten zusammen gekleistert hatte, dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen.

1275. In den letzten Zügen liegen.

S. v. w. im Sterben liegen. Wir denken hier an die letzten Atemzüge des mit dem Tode Kämpfenden; ursprünglich heißt es aber bloß: in Zügen liegen, an Zügen liegen, und das meint: im Hinwegziehen ins Jenseits begriffen sein (vgl. auch Nr. 13). In Vorarlberg bedeutet noch heute: der Kranke zieht s. v. w. er liegt im Sterben, und das Ziehglöckle wird geläutet, damit, die es hören, für den Verscheidenden beten.[1] In den von Keller herausgegebenen altdeutschen Erzählungen heißt es einmal von einem Sterbenden: „Wan er laeg am tot und züg"; vgl. auch Lehm. 443 (Krankheit 6): „Viel liegen in Zügen, und ziehen doch nicht."

1276. Einem das Zwerchfell erschüttern.

S. v. w. ihn heftig lachen machen. Das Zwerchfell ist eine zwerch (d. i. quer) ausgespannte muskulöse Haut, die im Rumpfe den Oberleib oder die Brust von dem Unterleib oder Bauche trennt. Es ist nach der Brustseite erhaben und nach der Bauchseite hohl. Beim Atmen wird es nach unten gedrückt, auf die Eingeweide gesenkt, und dies befördert deren wurmförmige Bewegung. Beim Lachen verziehen sich nun nicht nur die Gesichtsmuskeln zur freundlichen Miene, sondern es wird auch heftig Luft eingeatmet und ausgestoßen und so wirklich das Zwerchfell in Bewegung und Erschütterung gebracht.

1277. Der Zwirn geht ihm aus.

S. v. w. er ist fertig, er hat sich ausgegeben, er hat keinen Stoff mehr, um darüber zu reden; mundartlich auch: s. v. w. sein Geld geht auf die Neige. Vgl. die Wendung: den Faden verlieren.

[1] So Richter, Deutsche Redensarten Nr. 99.

Register.

(Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Seitenzahlen, die gewöhnlichen die laufenden Nummern.)

A.

Aal **1**, 1.
Aal, den, beim Schwanze fassen **1**, 1.
Aal, glatt wie ein **1**, 1.
A und O **2**, 2.
A, von, bis Z **2**, 2.
ABC, das **2**, 1.
Abderitenstreiche **2**, 3.
Abend, noch nicht aller Tage **470**, 1169.
Abendmahl, das, auf etwas nehmen **3**, 4.
Abfallen **463**, 1150.
Abgebrannt sein **3**, 5.
Abgedroschenes Zeug **465**, 1155.
Abgefeimt **4**, 6.
Abgeführt werden **4**, 7.
Abgekartete Geschichte **250**, 643.
Abgesehen, es auf etwas, haben **6**, 14.
Abgrasen **138**, 335.
Abkanzeln **4**, 9.
Abkapiteln **256**, 637.
Ablaß nach Rom tragen **5**, 10.
Ablaufen **5**, 11.
Abmeiern **4**, 8.
Ab nach Kassel **259**, 645.
Abschied nehmen wie der Teufel; mit Gestank! **5**, 12.
Abjegeln **5**, 13.
Absehen, sein, auf etwas richten **6**, 14.
Abspeisen **6**, 15.
Abspenstig machen **441**, 1104.
Abt, den, reiten lassen **6**, 16.
Abwarten und Thee trinken! **475**, 1180.
Abwesenheit, durch seine, glänzen **7**, 17.
Accise **266**, 660.
Ach, mit, und Krach! **8**, 18.
Achillesferse **13**, 19.
Achsel, auf seine, nehmen **14**, 20.
Achsel, auf die leichte, nehmen **14**, 21.
Achsel, über die, ansehen **15**, 23.
Achseln, auf beiden, tragen **15**, 22.
Achseln, jemand auf den, tragen **205**, 518.
Achselträger **15**, 22.
Ad acta legen **15**, 24.
Adam, den alten, ausziehen **15**, 25.
Adam Riese **392**, 981.
Adept **456**, 1137.
Ader, es ist keine gute (falsche), an ihm **16**, 26.
Ader, es schlägt mir keine, darnach **16**, 27.
Ader, eine dichterische, musikalische **16**, 27.
Adresse, sich an die richtige, wenden **419**, 1046.
Affe **16**, 28.
Affe, ich denke der, kratzt mich **17**, 28
Affen, einen, haben **17**, 28.
Affen, sich einen, kaufen **17**, 28.
Affen, einen, im Leibe haben **17**, 28.
Affen, seinem, Zucker geben **17**, 28.
Affen, seinen, füttern **17**, 28.
Affenliebe **17**, 28.
Ägyptische Finsternis **148**, 362.
Akt nehmen **17**, 30.
Aktien, seine, steigen **17**, 30.
Alarm, **293**, 732.
Albern **416**, 1037.
Allerdings **106**, 256.
Aller Jubeljahre einmal **249**, 619.
Aller Nasen lang **342**, 852.

Aller Tage Abend, es ist noch nicht 470, 1169.
Alp, mir fiel ein, vom Herzen 17, 31.
Alte Kamillen 254, 632.
Alte Leier, immer die 300, 750.
Alten Adam ausziehen 15, 25.
Alten Baum verpflanzen 54, 125.
Alten Brei (Dreck) aufrühren 273, 679.
Alten Fritzen, für den 157, 388.
Alten Kaiser, auf den 19, 34.
Altenteil, sich auf sein, setzen 19, 32.
Alter Knabe 19, 33.
Altfränkisch 20, 35.
Amboß oder Hammer 199, 502.
Amboß, zwischen Hammer und 200, 502.
Amen, wie das, in der Kirche 20, 36.
Anbinden, Angebinde 21, 37.
Angel, zwischen Thür und 476, 1183.
Angestrengt 173, 439.
Angethan, es einem, haben 21, 38.
Anhaben, einem nichts, können 22, 39.
Anhalt, vom Hause, sein 294, 736.
Anhängen, einem etwas 22, 40.
Anheimgeben, -stellen 22, 41.
Ankerben 22, 42.
Ankratz haben 23, 43.
Ankreiden 22, 42.
Anlaufen lassen 23, 44.
Anlegen, es, auf etwas 23, 45.
Anschlag 23, 45.
Anschwärzen 24, 46.
Ansehen, ohne, der Person 24, 47.
Anspielen auf etwas 300, A. 2.
Anstoßes, Stein des 24, 48.
Anstreichen 22, 42.
Anzetteln 25, 49.
Apfel der Zwietracht 506, 1259.
Apfel, in den sauern, beißen 25, 50.
Apfel, der, fällt nicht weit vom Stamm 29, A. 1.
Apfelmuß, gerührt wie 39, 88.
Apostolorum, per pedes 430, 1072.
April, in den, schicken 25, 51.
April, veränderlich wie der 26, 52.
Aprilenwetter, ein Gesicht wie 26, 52.
Argusaugen 26, 53.
Ariadnefaden 26, 54.
Arkadische Pflanze 27, 55.
Arm, die Beine unter den, nehmen 57, 135.
Arm wie eine Kirchenmaus 322, 801.
Arme, einem unter die, greifen 28, 56.
Armee, zur großen, abgehen 28, 57.
Armeln, aus den, schütteln 28, 58.
A.., dir wird noch der, mit Grund ausgehen 29, 59.
Art, aus der, schlagen 29, 60.
Art läßt nicht von Art 29, A. 1.
Asche, ungebrannte 483, 1201.
Aschgraue, ins, gehen 29, 61.
Ast, den, absägen, auf dem man sitzt 30, 62.
Ast, sich einen, lachen 30, 64.
Aufbegehren 30, 64.
Aufbinden 48, 112.
Aufbringen 45, 104.
Aufführen 45, 104.
Aufgeblasen sein 31, 66.
Aufgeschoben ist nicht aufgehoben 47, 108.
Aufgewärmter Kohl 273, 679.
Aufheben, nicht viel, machen 31, 67.
Aufhören 410, A. 1.
Aufnehmen, ein Protokoll 31, 69.
Aufnehmen, es mit einem 31, 67.
Aufmutzen 498, A. 1.
Aufpassen wie ein Heftelmacher 219, 546.
Aufschieben 45, 104. 46, 108.
Aufschneiden 31, 70.
Aufstecken 334, 837.
Auftischen 31, 70.
Auftragen 434, 1083.
Aufwichsen 496, 1234.
Aufzäumen, das Pferd beim Schwanz 349, 872.
Aufziehen 176, A. 1.
Augapfel, wie seinen, hüten 32, 71.
Auge, ein böses, haben 35, 80.
Auge, ein, zudrücken 32, 73.
Auge, mit einem blauen, davonkommen 33, 76.
Auge, zu tief ins, schauen, 32, 72.
Augen, auf seinen fünf, beharren 33, 75.
Augen, auf zwei, stehen 33, 74.
Augen, die, spitzen 351, 876.
Augen, in die, fallen, springen, stechen 37, 82. 108, 260.
Augen, mit offenen, schlafen 35, 78.
Augen, Sand in die, streuen 401, 1003.
Augen, seine, sind größer als sein Magen 35, 79.
Augen, unter vier 33, 74.
Augen, wie aus den, geschnitten 34, 77.
Augenblick, im 36, 81.
Augiasstall 37, 83.
Ausbaden müssen 43, 100.
Ausbund, ein, sein 38, 85.
Ausessen müssen, die Suppe 468, 1162.
Ausgelassen sein 38, 86.
Ausmärzen 38, 87.
Ausreißen wie Schafleder 38, 88.
Ausschlag, den, geben 39, 89.
Ausschlagen 463, 1149.
Ausschreien wie sauer Bier 64, 153.
Ausschütten, sein Herz 223, 559.
Aussehen wie die Gänse, wenns wetterleuchtet 166, A. 1; wie der dumme Junge von Meißen 251, 622; wie Milch und Blut 326, 812; wie eine Pfingstrose 372, 926; wie der Tod von Ypern 478, 1189; wie ein Topf voll Mäuse 322, 802.
Ausstechen 39, 90.
Austrag, eine Sache zum, bringen 40, 91.
Austrägalgericht 40, A. 1.
Auswischen, einem eins 40, 92.
Außer Rand und Band 386, 966.

Außer sich sein 40, 93.
Aut oder naut 40, 94.
Axt an die Wurzel legen 41, 95.

B.

Babel, es ist ein wahres 41, 96.
Babylonische Verwirrung 41, 96.
Backen, die, voll nehmen 332, 828.
Backen, in die, hauen 175, 444.
Backen, ich will dir was 311, 782.
Bäcken schlagen sich mit den Wecken 422, 1054.
Backfisch 41, 97.
Bad austragen 43, 100.
Bad, ein schlimmes, anrichten 41, 98.
Bad gesegnen 43, 99.
Bade, das Kind mit dem, ausschütten 44, 101.
Bader, aus einem, ein Bischof werden 44, 102.
Bahn brechen 44, 103.
Bahn, etwas auf die, bringen 45, 104.
Balg (als Schimpfwort) 217, A. 1.
Balken, den, im eigenen Auge nicht sehen, aber den Splitter im fremden 45, 105.
Balken, lügen, daß sich die, biegen 309, 778.
Ballen einander zuschlagen 102, 248.
Ballhorn, Johann 46, 106.
Bank, auf die lange, schieben 46, 108.
Bank, durch die 46, 107.
Bank, zur, hauen 47, 109.
Bankerott machen 47, 110.
Bankert 267, A. 1.
Bär, ein ungeleckter 49, 114.
Bär, wie ein, schlafen 331, 827.
Barbieren, über den Löffel 306, 769.
Bären, einen, anbinden 48, 111.
Bären, einen, einem aufbinden 48, 112.
Bären, die, brummen 49, 113.
Bären, den, treiben 49, 115.
Bärenhaut, auf der faulen, liegen 49, 116.
Bärenhaut, die, verkaufen, bevor man den Bären hat 50, 117.
Bärenhunger haben 50, 118.
Bart, bei meinem! 51, 119.
Bart, einem um den, gehen 51, 120.
Bart, sich keinen, darum wachsen lassen 52, 121.
Bart, um des Kaisers, streiten 52, 122.
Barte zu weit werfen 56, 130.
Barthel, wissen wo, Most holt 53, 123.
Basta, und damit 54, 124.
Bastard 267, A. 1.
Bauch, man füllt den, eher als das Auge 35, 79.
Baum, einen alten, versetzen 54, 125.
Baum und Borke, zwischen, stecken 54, 126.
Bäume, auf, klettern 55, 127.
Bäume ausreißen können 55, 128.
Bausch und Bogen 55, 129.
Bauzen, Hunde führen bis 239, 595.
Beelzebub, den Teufel mit, vertreiben 474, 1178.
Begossen sein 382, 953.
Begraben 183, 467.
Beigeben, klein 270, 669.
Beil zu weit werfen 55, 130.
Bein, etwas ans, binden 56, 152.
Bein stellen 57, 136.
Beine, auf die, helfen, kommen, sich machen 57, 133.
Beine machen 57, 134.
Beine, sich die, ablaufen 56, 131.
Beine unter den Arm nehmen 57, 135.
Beinen, auf eigenen, stehen 57, 133.
Bekannt wie ein bunter Hund 241, 600.
Bekreuzen, sich vor jemand 280, 701
Belenchten 409, 1020.
Bellerophontesbrief 483, 1202.
Bemänteln 314, 786.
Benebeln 66, 161.
Bengel 232, 578.
Berg, der, hat eine Maus geboren! 60, 141.
Berg, über den, sein 58, 138.
Berge, da stehen die Ochsen am 350, 873.
Berge, die Haare steigen zu 190, 482.
Berge, goldene, versprechen 58, 139.
Berge, hinter dem, halten 58, 137.
Berge, über alle, sein 58, 138.
Berge versetzen 59, 140.
Berserkerwut 60, 142.
Berücken 60, 143.
Berufen, beschreien 475, 1179.
Beschert für bedacht nehmen 61, 144.
Beschlag, mit, belegen 202, 506.
Beschlagen sein 61, 145.
Bescholten 410, 1024.
Besenbinder, laufen wie ein 61, 146.
Besenstiel im Rücken haben 61, 147.
Besitzen 467, 1159.
Bestechen 446, 1112.
Bestehen wie Butter an der Sonne 92, 224.
Besten, zum, geben, haben 61, 148.
Bethlehem, nach, gehen 294, 736.
Betroft 5, 11.
Bett, ist das, beschritten, ist das Recht erstritten 102, A. 1.
Bettelstab, an den, kommen 62, 149.
Beutel, sich in den, lügen 63, 150.
Beutelschneider 63, 151.
Beweihräuchern 493, 1226.
Biehn, der, muß 63, 152.
Bier, wie sauer, ausschreien 64, 153.
Bild, ein ander 65, 159.
Binsen, in die, gehen 376, 935.
Bis in die Puppen 383, 956.
Bis über die Ohren 354, 885.
Bischof wie Bader 44, 102.
Bismarcks Wahlspruch 297, A. 1.

Bitte, eine aus der siebenten 64, 154.
Bittern, einen, haben 64, 155.
Blank mit einem stehen 64, 156.
Bläße, von des Gedankens, angekränkelt 169, 420.
Blatt, das, wendet sich 65, 159.
Blatt, kein, vor den Mund nehmen 65, 157.
Blatt, mir schießt das 65, 158.
Blaue, ins 65, 160.
Blauen Dunst vormachen 66, 161.
Blauer Montag 67, 162.
Blaustrumpf 67, 163.
Blech reden, blechen 68, 164.
Blei, im, sein 307, 772.
Blei, mir liegts wie, in den Gliedern 68, 165.
Blinde, urteilen wie der, von der Farbe 69, 167.
Blinder, das sieht ein 68, 166.
Blinder Lärm 293, 732.
Blitz, wie ein, aus heiterm Himmel 69, 168.
Block, über Stock und 462, A. 1.
Blöße, sich eine, geben 69, 169.
Blößen aufdecken 69, 169.
Blume, durch die 70, 170.
Blümerant 70, 171.
Blut, böses, machen 70, 172.
Blut geleckt haben 71, 173.
Blut weinen 71, 174.
Blutarm, blutjung, blutwenig 71, 175.
Blutegel 71, 176.
Bock melken 72, 177.
Bock schießen 73, 181.
Bock zum Gärtner setzen 72, 178.
Bock, den stößt der 73, 179.
Böcke von den Schafen sondern 73, 180.
Bocksbeutel 74, 182.
Bockshorn, einen ins, jagen 74, 183.
Boden, dem Fasse den, ausschlagen 131, 319.
Boden, der, brennt unter den Füßen 274, 681.
Böhmische Dörfer 76, 184.
Bohne finden 76, 185.
Bohne, nicht die 77, 186.
Bohnen gegessen haben 78, 187.
Bohnenlied, übers, gehen 78, 188.
Bohnenstroh, grob wie 79, 189.
Böhnhase 79, 190.
Bohren, nicht gern hart Holz 84, 202.
Bohren, das Brett, wo es am dünnsten ist 84, 202.
Borke, zwischen Baum und 54, 126.
Börse 90, 222.
Böse Milch getrunken haben 327, 813.
Böse Sieben 436, 1091.
Böses Blut machen 70, 172.
Bosseln 379, A. 1.
Boycotten 311, A. 1.
Brach liegen 80, 191.
Brandmarken 80, 192.
Braten riechen 80, 193.
Bratst du mir eine Wurst, so lösch ich dir den Durst 502, 1252.
Bratwurst, den Hund nach der, schicken 239, 594.
Brei, alten, aufrühren 273, 679.
Breit, sich, schlagen lassen 81, 195.
Breit treten 81, 194.
Breitspurig 458, 1139.
Brennen, auf die Nägel 335, 839.
Brennen, sich weiß 81, 196.
Bresche, in die, treten 82, 198.
Brett, ans, kommen 82, 199.
Brett, hoch am, sitzen 82, 199.
Brett, einen Stein im, haben 83, 200.
Brett vorm Kopf haben 83, 201.
Brett, das, bohren, wo es am dünnsten ist 84, 202.
Brezelbacken, das geht wie's 219, 546.
Brief, den, wird er nicht hinter den Spiegel stecken 443, 1109.
Brief und Siegel geben 84, 203.
Briefe, die ältesten, haben 84, 203.
Brille, durch die, lesen 85, 204.
Brille, einem eine, aufsetzen 84, 204.
Brillen, sich, verkaufen lassen 84, 204.
Brillen reißen 85, 204.
Brot bieten und Steine geben 86, 208.
Brot, daß mir das, im Halse stecken bleibe 3, 4.
Brot, dem ist sein, gebacken 85, 206.
Brot, einem zum, verhelfen 85, 205.
Brot essen, dazu gehört mehr als 86, 207.
Brot, mehr können als, essen 86, 207.
Brotkorb höher hängen 86, 209.
Brücke, in die, gehen 86, 210.
Brücke treten 87, 213.
Brücke, wenn das Wort eine, wär' 87, 211.
Brücken, dem Feinde goldene, bauen 87, 212.
Bruder Jonathan 249, 618.
Brüdern, unter 88, 214.
Brummbär, alter 49, 113.
Brunnen, den, zudecken, wenn das Kind hineingefallen ist 88, 215.
Brust, sich in die, werfen 88, 216.
Brüsten, sich 88, 216.
Buch der Könige aufschlagen 89, 218.
Buch mit sieben Siegeln 437, 1092.
Buch, reden wie ein 88, 217.
Bücherwurm 89, 219.
Buckel juckt ihm 89, 220.
Bunte Reihe 389, 976.
Buridans Esel 89, 221.
Bursche 91, 222.
Bürstenbinder, laufen wie ein 61, 146.
Bürstenbinder, trinken wie ein 90, 222.
Busch, auf den, klopfen 91, 223.
Busche, hinter dem, halten 58, 137.
Butte, Hand von der 204, 515.
Butter an der Sonne, bestehen wie 92, 224.
Butter, mir fällt die, vom Brote 93, 225.
Butterbrot, um ein 93, 225.

C.

Cautonirt, unsicherer 93, 226.
Caviar 94, 227.
Chaisenträger, laufen wie ein 94, 228.
Chamäleon 94, 229.
Charybdis, der, entfliehen und in die Scylla geraten 94, 230.
Chrisam und Taufe verloren 233, 582.
Christ, ein toller 95, 231.
Christoph, großer 95, 232.
Columbus, das Ei des 113, 277.
Coup, einen, thun 423, 1056.
Cum grano salis 182, 465.

D.

Dach, einem aufs, steigen 95, 233.
Dach, Feuer im 141, 341.
Dahinter kommen 96, 234.
Damasks, seinen Tag von, erleben 404, 1010.
Damit basta! 54, 124.
Damme, auf dem, sein 97, 235.
Dämmert's? 303, 761.
Damoklesschwert 97, 236.
Dampf dahinter machen 98, 237.
Dampf kriegen 97, 237.
Dämpfer aufsetzen 98, 238.
Danaergeschenk 98, 239.
Danaidenarbeit 98, 240.
Danke, es zu machen 98, 241.
Daumen halten 99, 242.
Daumen aufs Auge setzen 100, 244.
Daumen rühren 101, 245.
Daumenschrauben aufsetzen 101, 246.
Daus, sich drauf verstehen wie ein 473, 1176.
Dazu gehört mehr als Brot essen 86, 207.
Decke, sich nach der, strecken 101, 247.
Decke, unter einer, stecken 120, 248.
Denkzettel 102, 249.
Depntat 102, 250.
Der und jener 103, 251.
Deut, das ist keinen, wert 103, 252.
Deutsch mit jemand reden 103, 253.
Deutscher Michel 325, 811.
Dezem, sein, bekommen 103, 254.
Dick, es, haben 105, 255.
Dick, es, hinter den Ohren haben 354, 882.
Dick, sich, thun 105, 255.
Diebsdaumen 100, 243.
Dinge, guter, sein 106, 256.
Ding, das, hat einen Haken 196, 492.
Dingfest machen; dingflüchtig 106, 257.
Doppelzüngig 106, 258.
Dorn im Auge 107, 260.
Dorn, in den, fallen 107, 259.
Dornen, unter 107, 259.
Dran riechen können 341, 849.
Draufhetzen, etwas 502, A. 2.
Draufgehen lassen 502, A. 2.
Dreck, alten, rühren 273, 679.
Dreckschleuder, sein Maul geht wie eine 108, 261.
Drei Käse hoch 259, 644.
Drei, nicht bis, zählen können 108, 262.
Dreier, seinen, dazugeben 108, 263.
Dreimännerwein 109, 264.
Dreschen, leeres Stroh 465, 1155.
Drücken, sich 109, 265.
Drunter durch sein 109, 266.
Dumme Gans 166, 411.
Dünn gesät sein 110, 267.
Dünne Ohren haben 355, 888.
Durch die Bank 46, 107.
Durch die Blume 70, 170.
Durcheinander wie Kraut und Rüben 110, 268.
Durchfallen 277, 689.
Durchgehen wie ein Holländer 230, 574.
Durchhecheln 217, 542.
Durchstecherei treiben 110, 269.
Durchwichsen 496, 1234.
Dunst, blauen, vormachen 66, 161.

E.

Eckart, getreuer 110, 270.
Ecke 447, A. 1.
Ecke, um die, sein 111, 272.
Ehren-Ludwig 111, 272.
Ei der Tausend! 437, 1176.
Ei des Columbus 113, 277.
Ei, sich gleichen wie ein, dem andern 112, 273.
Ei, wie aus dem, geschält 112, 274.
Eier, einem weiche, schälen 112, 274.
Eier, sich um ungelegte, kümmern 112, 275.
Eiern, wie auf, gehen 113, 276.
Eiertanz 113, 276.
Ein Leib (Herz) und eine Seele 299, 747.
Einbrocken, sich eine Suppe 114, 278. 468, 1162.
Eine, das, thun und das andere nicht lassen 114, 279.
Einfall, einfallen 304, A. 1.
Einfälle haben wie ein altes Haus 39, 88.
Einfältig 416, 1037.
Eingebinde 21, 37.
Eingezogen leben 114, 280.
Einhauen, tapfer 114, 281.
Einleuchten 304, 761.
Einnisten, sich 345, 860.
Einsetzen 407, 1018.
Eintagsfliege 115, 282.
Eintracht, einträchtig 463, A. 1.
Eintränken, es einem 115, 283.
Eintrichtern 480, 1194.
Eis, jemand aufs, führen 116, 284.
Eisen, am kalten, sterben 117, 286.
Eisen, zum alten, werfen 117, 285.

Eisen, zusammenhauen wie kalt 117, 286.
Eisenfresser 117, 287.
Elefant, einen, aus einer Mücke machen 330, 824.
Element, sich in seinem, fühlen 149, 366.
Elend, ins, gehen, stoßen 118, 288.
Elftausend Jungfrauen 118, 289.
Elster, in, Stunde 476, 1181.
Elster, zänkisch, geschwätzig wie eine 119, 290.
Eltern, nicht von schlechten 120, 291.
Enakssöhne 120, 292.
Ende 387, 967.
Ende vom Liede 120, 293.
Engel, einen guten, haben 120, 294.
Engel, es geht ein, durchs Zimmer 121, 295.
Engelchen, die lieben, singen hören 121, 296.
Ente, eine (blaue) 509, 1268.
Entlarven 293, 733.
Entrüstet sein 210, 525.
Entsetzung 467, 1159.
Entzücken 122, A. 1.
Entzwei gehen 301, 752.
Epistel, einem die, lesen 256, 637.
Erisapfel 506, 1259.
Erpicht sein 122, 297.
Erwägung 39, 89.
Es ist noch nicht aller Tage Abend 470, 1169.
Esel 122—125.
Esel auf dem Dache 123, 300.
Esel, auf den, setzen 123, 298.
Esel, beim, Wolle suchen 72, 177.
Esel bohren 124, 303.
Esel, Buridans 89, 221.
Esel, dazu passen, wie der, zum Lautenschlagen 123, 301.
Esel in der Löwenhaut 123, 299.
Esel suchen und eine Krone finden 125, 305.
Esel, vom Pferd auf den, kommen 367, 918.
Esel zu Grabe läuten 124, 302.
Esels Schatten, um des, streiten 53, A. 1.
Eselsbegräbnis 124, 302.
Eselsbrücke 125, 305.
Eselskopf, auf einen, sind Laugen umsonst 329, 818.
Espenlaub, zittern wie 125, 306.
Esse, in seinem 126, 307.
Essig, zu, werden 126, 308.
Eulen nach Athen tragen 127, 309.
Extemporieren 454, A. 2.

F.

Fackeln 127, 310.
Faden, an einem, hängen 97, A. 1.
Faden, den, verlieren 128, 311.
Faden, der rote 128, 313.
Faden, die Maus beißt keinen, ab 321, 801.
Faden, seinen, spinnen 128, 312.
Fahlem, auf, Pferde 368, 920.
Fall, Knall und 271, 675.
Falle stellen 129, 314.
Fallstricke legen 129, 315.
Falsch wie Galgenholz 129, 316.
Falsch wie eine Katze 262, 650.
Farbe bekennen 130, 317.
Farbe halten 130, 318.
Farbe, wie der Blinde von der, reden 69, 167.
Faß der Danaiden 98, 240.
Fasse, dem, den Boden ausschlagen 131, 319.
Faule Fische 148, 364.
Faunisches Lachen 358, A. 1.
Faust, auf eigne 131, 320.
Faust, passen wie die, aufs Auge 131, 321.
Fäustchen, sich ins, lachen 132, 322.
Faustdick es hinter den Ohren haben 353, 882.
Fechten 132, 323.
Federlesens, nicht viel, machen 135, 329.
Federmann, dem, ist der Sack aufgebrochen 133, 324.
Federn aus dem Himmel werfen 133, 324.
Federn, fliegen wollen, ehe die, gewachsen sind 134, 326.
Federn, mit fremden, fliegen 135, 328.
Federn, seine, wohin blasen 133, 325.
Federn, sich mit fremden, schmücken 135, 327.
Fehdehandschuh hinwerfen 136, 330.
Feierabend machen 137, 331.
Feige, einem die, weisen 137, 332.
Feile, die letzte, anlegen 138, 333.
Feind, dem, goldene Brücken bauen 87, 212.
Feld, das steht noch in weitem 138, 334.
Feld zur Nachlese 138, 335.
Fell über die Ohren ziehen 138, 336.
Fersengeld geben 139, 337.
Festum post 379, 946.
Fett abschöpfen 386, 965.
Fett, sein, kriegen 139, 338.
Fettnäpfchen, ins, treten 140, 339.
Feuer brennt auf die Nägel 335, 839.
Feuer dahinter machen 141, 340.
Feuer, die Kastanien aus dem, holen 260, 646.
Feuer, durchs, gehen 142, 345.
Feuer im Dach 141, 341.
Feuer, ins, blasen 142, 344.
Feuer, Öl ins, gießen 142, 344.
Feuer, Stroh zum, thun 465, 1156.
Feuer und Flamme sein 141, 342.
Feuer und Flamme speien 142, 343.
Feuer, zwischen zwei, geraten 143, 346.
Feuereifer, etwas in die, schreiben 425, 1060.

Feuerprobe bestehen 143, 347.
Feurige Kohlen sammeln 273, 689.
FF, aus dem, etwas verstehen 143, 348.
Fiasko machen 144, 349.
Finger, alle fünf, nach etwas lecken 147, 359.
Finger auf etwas legen 146, 356.
Finger, durch die, sehen 144, 350.
Finger kürzer binden 146, 357.
Finger, lange, machen 145, 351.
Finger, mein kleiner, hat's mir gesagt 147, 360.
Finger, sich die, verbrennen 147, 358.
Finger, sich um den, wickeln lassen 146, 353.
Fingern, an den, herzählen können 146, 354.
Fingern, mit, auf einen zeigen 145, 352.
Fingern, sich etwas an den, abzählen können 146, 354.
Fingern, sich etwas aus den, saugen 146, 355.
Fingerzeig geben 148, 361.
Finsternis, ägyptische 148, 362.
Fisch im Wasser, gesund wie ein 149, 366.
Fisch, nicht, nicht Fleisch 149, 365.
Fisch, stumm wie ein 148, 363.
Fische, faule 148, 364.
Fischen, im Trüben 150, 367.
Fissematenten 150, 368.
Fixe Idee 244, 609.
Flagge streichen 151, 369.
Flasche 144, A. 1.
Flausen machen 151, 370.
Fleck, das Herz auf dem rechten, haben 223, 558.
Flegel 232, 578.
Fleisch, ein Pfahl im 363, 908.
Fleischtöpfen Ägyptens, sich nach den, sehnen 151, 371.
Fliege, sich über die, an der Wand ärgern 152, 372.
Fliegen wollen, ehe die Federn gewachsen 134, 326.
Fliegen, zwei, mit einer Klappe schlagen 152, 373.
Flinte ins Korn werfen 152, 374.
Flitterwochen 153, 375.
Floh ins Ohr setzen 153, 376.
Flöhe husten hören 153, 377.
Flöhe hüten 154, 378.
Floskeln 70, 170.
Flöten gehen 154, 379.
Fluchen wie ein Landsknecht 291, 728.
Flügel bekommen, beschneiden 155, 380.
Flügel hängen lassen 155, 381.
Folie, zur, dienen 155, 382.
Folio, ein Narr in 337, 842.
Französisch sich empfehlen 155, 383.
Fratzen schneiden 379, 945.
Frau Hasel 215, 532.
Frau Holle 133, 324.
Frembem, mit, Kalbe pflügen 251, 624.
Fremden, sich mit, Federn schmücken 135, 327.
Fressen vor Liebe 156, 385.
Freund Hein 220, 550.
Frieden, dem, nicht trauen 156, 386.
Friedenspfeife rauchen 157, 387.
Fritzen, für den alten 157, 388.
Front machen 157, 389.
Frosch, aufgeblasener 31, 66.
Fuchs, dem, beichten 158, 390.
Fuchs, den, nicht beißen 158, 391.
Fuchs, der, braut 214, A. 1.
Fuchs, der, predigt den Hühnern 158, 390.
Fuchs, die Meile hat der, gemessen 158, 393.
Fuchs, einen, schießen 158, 392.
Fuchs, er denkt, der, hat ihn geleckt 159, 394.
Fuchs, stirbt der, so gilt der Balg 298, A. 1.
Fuchs, wo sich, und Hase gute Nacht sagen 212, 529.
Fuchsschwanz streichen 159, 395.
Fünf gerade sein lassen 160, 397.
Fünf, nicht bis, zählen können 159, 396.
Fünfte Rad am Wagen 160, 398.
Fünfzehn, kurze, machen 287, 717.
Funkelnagelneu 448, 1119.
Fuß, auf großem, leben 160, 399.
Fuß, einem etwas unter den, geben 161, 400.
Fuß, mit einem, im Grabe stehen 162, 401.
Fußangeln legen 163, 404.
Füße, einem, auf die treten 162, 400.
Füßen, auf schwachen, stehen 163, 403.
Füßen, Koloß mit thönernen 163, 403.
Fußes, stehenden 163, 402.
Futsch 163, 405.

G.

Galgenfrist 164, 406.
Galgenholz, falsch wie 129, 316.
Galgenhumor 164, 407.
Galgenstrick 164, 407.
Galle läuft ihm über 164, 408.
Gängelband, einen am, führen 165, 409.
Gang und gäbe sein 165, 410.
Gans 166, 411.
Gänse, soweit gehen seine, nicht 166, 412.
Gänsehaut kriegen 166, 413.
Gänsemarsch 166, 414.
Gänslein, es flog ein, übern Rhein 166, 411.
Garaus, einem den, machen 167, 415.
Gardinenpredigt 167, 416.
Garn, ins, locken 167, 417.
Gassenhauer 168, 418.
Gaudieb 420, A. 2.

Gaul, einem geschenkten, sieht man nicht ins Maul **505**, A. 1.
Gebet, ins, nehmen **169**, 419.
Gebratene Tauben, die ins Maul fliegen **472**, 1174.
Gedanken, in, sein **169**, 421.
Gedanken, sich, machen **169**, 121.
Gedankens Bläße, von des, angekränkelt **169**, 420.
Gedruckt, lügen wie **310**, 778.
Gefundenes Fressen **156**, 384.
Gegeben, gut **169**, 422.
Gehauen, weder, noch gestochen **170**, 423.
Gehege, einem ins, kommen **170**, 424.
Geheimnis, ein öffentliches **170**, 425.
Gehen, in sich **40**, 93.
Gehörig **347**, 865.
Gehuppt wie gesprungen **170**, 426.
Geier, daß dich der **171**, 427.
Geige, die erste, spielen **171**, 428.
Geige, nach jemandes, tanzen **171**, 429.
Geigen, der Himmel hängt voller **226**, 563.
Geigen, einem die Wahrheit **171**, 430.
Geistes Kind, wes **172**, 431.
Geizhals, -Kragen **278**, 691.
Gelächter, homerisches **233**, 581.
Gelag, das, bezahlen müssen **508**, 1265.
Gelbschnabel **172**, 432.
Geld auf die hohe Kante legen **255**, 636.
Geld, das, nicht ansehen **367**, 917.
Geld, kein, kein Schweizer **172**, 433.
Geld wie Heu **224**, 560.
Geldschneider **269**, 666.
Gelegenheit beim Schopfe fassen **172**, 434.
Geleit, dem, nicht trauen **157**, 386.
Gepäck, ins, fallen **173**, 435.
Geputzt wie ein Pfingstochse **371**, 926.
Gerädert sein **386**, 963.
Gericht Gerngesehen, eingeladen auf ein **173**, 436.
Geruch, in gutem, stehen **173**, 437.
Gerücht **173**, 437.
Gesagt, gethan **173**, 438.
Geschäfte, gute, schlechte, machen **265**, 655.
Geschenktem Gaul sieht man nicht ins Maul **505**, A. 1.
Geschirr, ins, gehen **173**, 439.
Geschlagen, wissen wieviel es, hat **498**, 1241.
Geschlecht **29**, 60.
Geschnappt, es hat **174**, 440.
Geschniegelt und gebügelt **176**, 446.
Geschrei, viel, und wenig Wolle **174**, 441.
Geschütz, grobes, anfahren **175**, 442.
Geschwollen **31**, 66.
Gesetzel **175**, 443.
Gesicht, ins, schlagen **175**, 444.
Gesicht wie Aprilenwetter **26**, 52.
Gestern, von, sein **346**, 861.
Gestiefelt und gespornt **175**, 445.
Gestriegelt und gebügelt **176**, 446.
Gesund wie ein Fisch im Wasser **149**, 366.
Gevatter stehen **176**, 447.
Gewaschen, sich, haben **489**, 1217.
Gewicht auf etwas legen **176**, 448.
Gewogen sein, einem **488**, 1213.
Gicks, weder, noch Gacks wissen **176**, 449.
Gift, du kannst, darauf nehmen **3**, 4.
Glänzen durch seine Abwesenheit **7**, 17.
Glatt wie ein Aal **1**, 1.
Glatteis, aufs, führen **116**, 284.
Glauben, dran, müssen **177**, 450.
Gleiches mit Gleichem vergelten **177**, 451.
Gleiche Brüder, gleiche Kappen **177**, 452.
Gleis, etwas ins bringen **177**, 453.
Gliedern, mir liegt es in den **68**, 165.
Glocke, an die große, hängen **178**, 455.
Glocke, die große, läuten **178**, 454.
Glocke, die, ist gegossen **179**, 456.
Glocken, er hat die, läuten hören, weiß aber nicht, wo sie hängen **297**, 742.
Glossen machen **179**, 457.
Gnade für Recht ergehen lassen **32**, 73.
Gnadenbrot erhalten **179**, 458.
Goldene Berge versprechen **58**, 139.
Goldfisch **41**, 97.
Goldwage, sein Wort auf die, legen **179**, 459.
Gordischer Knoten **180**, 460.
Gott, leben wie der liebe, in Frankreich **180**, 461.
Gotteslohn, um einen **181**, 462.
Gottlosen, den, die Neige **181**, 463.
Grab, mit einem Fuß im **162**, 401.
Graben, noch nicht über dem, sein **182**, 464.
Grano salis, cum **182**, 465.
Gras, darüber ist, gewachsen **183**, 467.
Gras, ins, beißen **183**, 468.
Gras wachsen hören **182**, 466.
Grazien haben nicht an seiner Wiege gestanden **184**, 469.
Griffe, im, haben **185**, 471.
Grillen fangen **184**, 470.
Grob wie Bohnenstroh **79**, 189.
Grobes Geschütz anfahren **175**, 442.
Grobian **247**, 614.
Größe, eine unbekannte **483**, 1200.
Grube, auf der, gehen **162**, 401.
Grube, jemand eine, graben **185**, 472.
Grün, einem nicht, sein **186**, 473.
Grün, Mutter **333**, 832.
Grün, sich, machen **186**, 473.
Grün und gelb vor Ärger **164**, 408.
Grüne Freundschaft **186**, 473.
Grünen Zweig, auf keinen, kommen **186**, 474.
Grünschnabel **186**, 473.
Grütze im Kopfe haben **187**, 475.
Guß, aus einem **188**, 476.

Gut haben, etwas bei jemand 23, 43.
Guter Dinge sein 106, 256.
Gutes, nichts 346, 862.

H.

Haar, an einem, hängen 190, 480.
Haar, darüber lasse ich mir kein graues, wachsen 190, 487.
Haar, es ist kein gutes, an ihm 188, 477.
Haar, ein, in etwas finden 191, 483.
Haarbeutel haben 192, 485.
Haare auf den Zähnen haben 189, 479.
Haare lassen 188, 478.
Haare steigen mir zu Berge 190, 482.
Haaren, an den, herbeiziehen 191, 484.
Haarspalter 188, 477.
Habedank 99, 241.
Habicht über die Hühner setzen 73, 178.
Hacken nach etwas ablaufen 56, 131.
Hafer sticht ihn 192, 486.
Hahn, den roten, aufs Dach setzen 193, 487.
Hahn, es kräht kein, darnach 194, 489.
Hahn im Korbe sein 194, 490.
Hahn, wetterwendisch wie der, auf dem Turme 193, 488.
Hahn, wie der, über die Kohlen 274, 681.
Hahn in Zusammensetzungen 420, A. 1.
Hahnenklee, den, scheuern 195, 491.
Hahnenschrei, einen, weit 262, A. 1.
Hahnrei 235, 587.
Häkchen, ein, auf jemand haben 196, 493.
Haken, das Ding hat einen 196, 492.
Hälmlein, einem das, durch den Mund streichen 197, 494.
Hals, an den, gehen 198, 498.
Hals, in seinen, lügen 198, 497.
Hals über Kopf 197, 495.
Halse, auf dem, haben 197, 496.
Halse, zum, heraushängen 198, 499.
Hammel, um wieder auf besagten, zu kommen 198, 500.
Hammer oder Amboß sein 199, 502.
Hammer, unter den, kommen 199, 503.
Hand, auf eigene 131, 329.
Hand auf etwas legen 202, 506.
Hand aufs Herz 201, 504.
Hand, die letzte, anlegen 202, 509.
Hand, eine lange, haben 202, 508.
Hand im Sack erwischen 205, 516.
Hand im Spiele haben 444, 1111.
Hand, in jemandes, stehen 201, 505.
Hand, jemandes rechte, sein 205, 517.
Hand, kurzer 203, 512.
Hand, mit, und Fuß 200, 503.
Hand und Fuß haben 203, 513.
Hand, unter der 203, 511.
Hand von der Butte 204, 515.
Hand, von der, in den Mund leben 204, 514.
Hand, von der, weisen 202, 507.
Hand, vor der 203, 510.
Hände, seine, in Unschuld waschen 205, 519.
Händen, auf, tragen 205, 518.
Handel, kein, ohne Weinkauf 206, 520.
Handgreiflich werden 203, 511.
Handschuh, den, hinwerfen 136, 330.
Handumdrehen, im 36, 81.
Handwerk legen 207, 521.
Hanebüchen 231, 578.
Hanf, sich nicht aus dem, finden 207, 522.
Hans 207—209.
Hanswurst 209, 523.
Harke, zeigen, was eine, ist 209, 524.
Harke, die, nicht mehr kennen 209, 524.
Harken, einen 218, 542.
Harnisch, in, bringen, geraten 209, 525.
Hart Holz, nicht gern, bohren 84, 202.
Hase ist über den Weg gelaufen 210, 526.
Hase, wissen, wie, läuft 212, 529.
Hase im Pfeffer 213, 530.
Hase, denken, der, habe einen geleckt 214, 531.
Hasel, Frau 215, 532.
Haseln, in die, gehen 214, 532.
Hasen, den, laufen lassen 212, 529.
Hasen, einen, im Busen haben 211, 527.
Hasenbalg, sich um den, zanken 212, 528.
Hasenherz, Löwenmaul und 308, 775.
Hasenpanier ergreifen 212, 528.
Hasenschlaf 35, 78.
Haube, einem auf der, sein 215, 533.
Haube, unter die, kommen 216, 534.
Haufen, über den, werfen 216, 535.
Haus, altes 141, 341.
Haus, mit der Thür ins, fallen 476, 1182.
Hausbacken 216, 537.
Häuschen, ganz aus dem, sein 216 536.
Haut zu Markte tragen 217, 538.
Haut, mit, und Haar 217, 539.
Haut, in seiner guten, stecken 217, 540.
Haut, aus der, fahren wollen 217, 540.
Haut über die Ohren ziehen 138, 336.
Haut, die, verkaufen, bevor man den Bären hat 50, 117.
Hebel, alle, ansetzen 217, 541.
Hechel, durch die, ziehen 217, 542.
Hechellecken, es freut mich, wie den Hund das 218, A. 1.
Hecht, der, ist blau 218, 544.
Hecht im Karpfenteiche sein 218, 543.
Heer, zum großen, abgehen 28, 57.
Hefe des Volks 219, 545.
Hefen, auf die, kommen 218, 545.
Heft in der Hand haben 324, 809.
Heftelmachen, das geht wie's 219, 546.
Heftelmacher, aufpassen, wie ein 219, 546.
Heiliger, ein wunderlicher 95, 231.

Heimgeigen 219, 547.
Heimläuten, -leuchten 220, 548.
Heimzahlen 220, 549.
Hein, Freund 220, 550.
Heißsporn 221, 551.
Hellebarte 56, 130.
Hemd, ins, gebacken 223, A. 1.
Hengst in Zusammensetzungen 420, A. 1.
Henkeltöpfchen machen 221, 552.
Henkerslohn, -mahlzeit 221, 553.
Her, nicht weit 345, 861.
Herauskriegen 96, 234.
Herausmanstern, sich 323, 805.
Herausnehmen, sich viel 222, 555.
Herausrücken 58, 137.
Herausstreichen 222, 556.
Herhalten müssen 222, 554.
Herodes, von, zu Pilatus 378, 943.
Herunterputzen 497, 1238.
Herz auf der Zunge haben 222, 558.
Herz, sein, ausschütten 223, 559.
Herz, ein, und eine Seele 299, 747.
Herzen, auf dem, haben 223, 559.
Herzen, aus seinem, keine Mördergrube machen 222, 557.
Heu an den Hörnern haben 224, 560.
Heu, weder, noch Stroh 170, 423.
Hieb, den, parieren 359, 899.
Himmel hängt voller Geigen 226, 563.
Himmel, in den, erheben 225, 561.
Himmel, im siebenten 437, A. 1.
Himmel ist blau 227, 565.
Himmel, zum, schreien 227, 564.
Himmels Einsturz 225, 562.
Hineinfallen 163, 404.
Hingehen lassen 145, 350.
Hinterbeine, sich auf die, stellen 227, 567.
Hintertreffen, ins, kommen 227, 568.
Hinunterschlucken 375, 934.
Hinz und Kunz 228, 569.
Hiobspost 227, 566.
Hoch am Brette sitzen 82, 199.
Hochfahrend 228, 570.
Hochgeschoren 228, 570.
Hochnäsig 339, 845.
Hochtönend 228, 578.
Hochtrabend 228, 570. 369, 921.
Hof, den, machen 229, 572.
Hoffärtig 228, 570.
Hokuspokus 229, 571.
Holland in Nöten 230, 573.
Holländer, durchgehen wie ein 230, 574.
Holle, Frau 133, 324.
Hölle, einem die, heiß machen 231, 575.
Holz auf sich hacken lassen 231, 577.
Holz, das ist viel 231, 576.
Holz in den Wald tragen 127, 309.
Holz, nicht gern hart, bohren 84, 202.
Holze, aus demselben, geschnitten 231, 578.
Hölzern, sich, benehmen 232, 579.
Hölzerner Johannes 249, 616.
Holzwege, auf dem, sein 232, 580.
Homerisches Gelächter 233, 581.
Honig ums Maul schmieren 319, 795.
Hopfen und Malz ist verloren 233, 582.
Horn, in jemandes, blasen 234, 583.
Hörner, auf seine, nehmen 234, 585.
Hörner aufsetzen 235, 587.
Hörner, einem die, zeigen 234, 584.
Hörner, sich die, noch nicht abgelaufen haben 234, 586.
Hose wie Jacke 171, 426.
Hosen anhaben 235, 588.
Hübsch 229, 572.
Hühnchen zu rupfen haben 236, 589.
Hühnern, mit den, zu Bette 236, 590.
Hülle, in, und Fülle 237, 591.
Hummeln haben 185, 470.
Hund, auf den, kommen 238, 592.
Hund, bekannt wie ein bunter 241, 600.
Hund, da liegt der, begraben 239, 593.
Hund, da liegt der Knüttel beim 272, 678.
Hund, damit lockt man keinen, vom Ofen 240, 596.
Hund, das freut mich, wie den, das Hechelecken 218, A. 1.
Hund, den, nach Bratwürsten schicken 239, 594.
Hund, es nimmt kein, einen Bissen Brot von ihm 240, 598.
Hund, wie, und Katze 240, 599.
Hunde führen 239, 595.
Hunden, mit allen, gehetzt 240, 597.
Hundertsten, vom, ins Tausendste 241, 601.
Hundshaare hineinhacken 191, 483.
Hundsfloden kriegen 242, 602.
Hungerpfoten, an den, saugen 242, 603.
Hungertuch, am, nagen 242, 604.
Husten, ich will dir etwas 243, 605.
Hut, unter einen, bringen 243, 606.
Hute, Vögel unterm, haben 244, 607.

J.

J, das Tüpfelchen auf dem 244, 608.
Idee, eine fixe 244, 609.
In flagranti ertappen 205, 516.
In petto 363, 907.
Jägerlatein 245, 610.
Jahr und Tag 246, 612.
Jahren, zu seinen, kommen 245, 611.
Jakob, der wahre 246, 613.
Janhagel 247, 614.
Joch 247—248.
Johannes, ein hölzerner 249, 616.
John Bull 249, 617.
Jonathan, Bruder 249, 618.
Jubeljahre, aller, einmal 249, 619.
Jubiläum 250, 619.
Judaskuß 250, 620.
Judenschule 251, 621.
Judenspieß, mit dem, rennen 445, 1112.

Junge, der dumme, von Meißen 251, 622.
Jungfer Strick 436, 1089.
Jungfrauen, elftausend 118, 289.

K.

Kainszeichen 251, 623.
Kaiser, auf den alten 19, 34.
Kaisers Bart, streiten um des 52, 122.
Kalb, das goldene, anbeten 252, 627.
Kalb ins Auge schlagen 252, 625.
Kälbchen austreiben 252, 626
Kalbe, mit fremdem, pflügen 251, 624.
Kälbern, Kalbfleisch 252, 626.
Kalbfell, dem, folgen 252, 628.
Kalender machen 253, 629.
Kalt und warm aus einem Munde blasen 253, 630.
Kalt stellen 254, 631.
Kalten Eisen, am, sterben 117, 286.
Kaltes Eisen, zusammenhauen wie 117, 286.
Kamele verschlucken und Mücken seigen 331, 825.
Kamm, der, schwillt ihm 255, 633.
Kamm, über einen, scheren 301, 755.
Kannegießern 255, 634.
Kanone, unter aller 255, 635.
Kanonenfieber 313, 785.
Kante, auf die hohe, legen 255, 636.
Kapitel, einem das, lesen 256, 637.
Kapores 258, 641.
Kappe, auf seine, nehmen 256, 638.
Kappen 257, 639.
Kapriolen machen 257, 939.
Kaput sein 257, 640.
Karren aus dem Dreck ziehen 258, 642.
Karren, unter den, kommen 418, 1043.
Karten, sich nicht in die, gucken lassen 258, 643.
Kartenhäuser bauen 259, 643. 309, 777.
Käse der Katze befehlen 73, 178.
Käse, drei, hoch 259, 644.
Kassel, ab nach! 259, 645.
Kastanien aus dem Feuer holen 260, 646.
Katze, das ist für die 261, 648.
Katze, das macht der, keinen Buckel 262, 649.
Katze, die, im Sacke kaufen 399, 997.
Katze, die, läßt das Mausen nicht 29, A. 1.
Katze, wenn die, nicht zu Hause ist, haben die Mäuse Kirchtag 6, 16.
Katze, wie die, vom Taubenschlage 473, 1175.
Katze, der, den Käse befehlen 73, 178.
Katze, der, die Schellen nicht umhängen wollen 260, 647.
Katze, falsch wie eine 262, 650.
Katze, drum herumgehn wie die, um den heißen Brei 263, 651.
Katze, sieht doch die, den Kaiser an 263, 652.
Katzengold, -silber 262, 650.
Katzenjammer 262, A. 1.
Katzenmusik 262, A. 1.
Katzensprung 262, A. 1.
Kauderwelsch 264, 653.
Kauf, mit in, nehmen 264, 654.
Kauf, das wäre nicht mein 278, 692.
Kaufen, sich einen 265, 656.
Kaufs, leichten 264, 655.
Kaviar, fürs Volk 94, 227.
Kegel, mit Kind und 267, 662.
Kehraus machen 167, 415. 265, 657.
Kehre vor deiner Thür! 477, 1184.
Kein Geld, kein Schweizer 172, 433.
Kein Handel ohne Weinkauf 206, 520.
Kein Kinderspiel 268, 665.
Keine Rose ohne Dornen 107, 259.
Keine Seide spinnen 435, 1087.
Keinen Deut wert 104, 252.
Kerbe ins Ohr schneiden 265, 658.
Kerbe, mit einem in dieselbe, hauen 266, 659.
Kerbholz, auf dem, stehen 266, 660.
Keule, dem Schinder die, abkaufen 413, 1032.
Kimmerische Finsternis 148, 362.
Kind beim rechten Namen nennen 267, 661.
Kind mit dem Bade ausschütten 44, 101.
Kind, lieb, bei jemand sein 267, 663.
Kind und Kegel 267, 662.
Kinderschuhe ausgezogen haben 268, 664.
Kinderspiel 268, 665.
Kipper und Wipper 269, 666.
Kirche ums Dorf tragen 269, 667.
Kirche, wie das Amen in der 20, 36.
Kirchenmaus, arm wie eine 322, 801.
Kirchweihen, Sachäus auf allen 505, 1255.
Kirschen essen, mit großen Herren ist nicht gut 269, 668.
Klang, ohne Sang und 402, 1006.
Klappe, zwei Fliegen mit einer, schlagen 152, 373.
Klar wie der Tag 441, 1102.
Klar wie Klosbrühe 39, 88.
Kleider, die, einem Nackenden ausziehen 72, 177.
Klein beigeben 270, 669.
Klein kriegen, nicht 270, 670.
Kleinigkeitskrämer 270, 671.
Klemme, in der, sitzen 270, 672.
Klinge, über die, springen 271, 673.
Klinke, die, in die Hand bekommen 396, 993.
Klipp und klar 271, 674.
Klippchen, ein, schlagen 422, 1055.
Kloppe, in die, kriegen 270, 672.
Klosbrühe, klar wie 39, 88.
Klotz 232, 578.
Knabe, alter 19, 33.

Knall und Fall 271, 675.
Knie, übers, brechen 271, 676.
Knöpfe haben 272, 677.
Knöpfe hinter den Ohren haben 354, 882.
Knoten, gordischer 180, 460.
Knüttel ist an den Hund gebunden 272, 678.
Kohl, aufgewärmter 273, 679.
Kohl, den, nicht fett machen 279, 695.
Kohlen, feurige, sammeln 273, 680.
Kohlen, wie auf, sitzen 273, 681.
Köhlerglaube 274, 682.
Kohlrabenschwarz 448, 1119.
Kolben, mit, laufen 274, 683.
Koloß auf thönernen Füßen 163, 403.
Konzept, aus dem, bringen 275, 684.
Kopf, der, ist mir wie eine Laterne 294, 735.
Kopf, ein Brett vorm, haben 83, 201.
Kopf, einem den, waschen 275, 685.
Kopf, einem den, zurechtrücken 275, 687.
Kopf, nicht auf den, gefallen sein 275, 687.
Kopf oben behalten 275, 686.
Kopf, sich auf den, stellen 275, 687.
Kopf, sich etwas in den, setzen 275, 687.
Köpfe, viele, unter einen Hut bringen 243, 606.
Korah, Rotte 276, 688.
Korb bekommen 276, 689.
Korn, aufs, nehmen 277, 690.
Korn, die Flinte ins, werfen 152, 374.
Kragen, an den, gehen 277, 691.
Krähe unter Pfauen 404, 1009.
Kram, in seinen, passen 278, 692.
Krause, Krufe 278, A. 1.
Krauses Haar, krauser Sinn 278, 693.
Krauskopf 278, 693.
Kraut, ins, schießen 278, 694.
Kraut nicht fett machen 278, 695.
Kraut und Rüben, durcheinander wie 110, 268.
Krebs vorwärts gehen lehren 72, 177.
Krebse niesen hören 182, 466.
Krebsgang gehen 279, 696.
Kreide, in der, stehen 279, 697.
Kreißender Berg, der eine Maus gebiert 60, 141.
Krethi und Plethi 279, 698.
Kreuz, sein, tragen 279, 699.
Kreuze, zu, kriechen 280, 700.
Kreuzer, kein, kein Schweizer 172, 433.
Krippenreiter 281, 702.
Krone aufsetzen 281, 703.
Krone, etwas in der, haben 281, 703.
Krokodilsthränen vergießen 282, 704.
Krumm nehmen 282, 705.
Küche, in des Teufels 282, 706.
Kuckuck, das weiß der 283, 707.
Küchenlatein 245, 610.
Kuh, ansehen, wie die, das neue Thor 284, 708.
Kuh, was nützt der, Muskate 285, 709.
Kuhfuß tragen 285, 710.
Kuhhaut, das geht auf keine 285, 711.
Kuhhaut, die, reiten 286, 711.
Kuhschluck 286, 712.
Kümmelblättchen 287, 713.
Kümmelspalter 287, 174.
Kunkel, etwas an der, haben 128, 312.
Kunkel, etwas auf der, haben 334, 834. 495, 1231.
Kunst, die Passauer, verstehen 359, 900.
Kunst, hier geht meine, betteln 287, 715.
Kuppelpelz verdienen 287, 716.
Kurz angerannt 288, 718.
Kurz angebunden 21, 37.
Kurz halten 288, 719.
Kurz, zu, kommen 288, 720.
Kurze fünfzehn machen 287, 717.
Kürzern, den, ziehen 288, 721.
Kußhand, etwas mit, annehmen 200, 503.
Kutscher, das kann mein, auch 289, 722.

L.

Laban, langer 95, 232. 290, 723.
Lachen, faunisches 358, A. 1.
Lachen, ins Fäustchen 132, 322.
Ladestock, einen, verschluckt haben 61, 147.
Lamm, zahm wie ein 290, 724.
Lämmerschwänzchen, gebratene 290, 725.
Lampenfieber 313, 785.
Landfrieden, dem, nicht trauen 156, 386.
Landgraf, werde hart 291, 727.
Ländlich, sittlich 290, 726.
Landsknecht, fluchen wie ein 291, 728.
Lange Finger machen 145, 351.
Lange Hände haben 202, 508.
Lanze, eine, brechen 292, 729.
Lappen, durch die, gehen 292, 730.
Larifari 292, 731.
Lärm schlagen 293, 732.
Larve abreißen 293, 733.
Laß, zur, legen 293, 734.
Latein, mit seinem, zu Ende sein 245, A. 1.
Laterne bei Tage anzünden 294, 735.
Laudes lesen 330, 821.
Laufen wie ein Besenbinder 61, 146.
Laufen wie ein Bürstenbinder 61, 146.
Laufen wie ein Chaisenträger 94, 228.
Laufenburg, nach, appellieren 294, 736.
Laufenden, sich auf dem, erhalten 295, 737.
Laufpaß geben 295, 738.
Lauge, mit scharfer, waschen 295, 739.
Laune 130, A. 2.
Laus in den Pelz setzen 296, 740.
Laus läuft über die Leber 296, 741.

Läuten hören, aber nicht zusammenschlagen 297, 742.
Lautenschlagen, wie der Esel 123, 301.
Leben, sein, hängt an einem Faden 97, A. 1.
Leben wie der liebe Gott in Frankreich 180, 461.
Lebenslicht ausblasen 297, 743.
Leber, frisch von der, weg sprechen 298, 744.
Leder, einem das, gerben 298, 745.
Leeres Stroh dreschen 465, 1155.
Lehrgeld geben 299, 746.
Leib, ein, und eine Seele 299, 747.
Leiche, mit zur, gehen 299, 748.
Leichenrede halten 299, 749.
Leichten Kaufs davonkommen 264, 655.
Leier, immer die alte 300, 750.
Leim, auf den, gehen 300, 751.
Leime, aus dem, gehen 301, 752.
Leimen, jemand 301, 751.
Leimsieder 301, 753.
Leimstange, mit der, laufen 301, 751.
Leine, an die, nehmen 165, 409.
Leine ziehen 301, 754.
Leisten, Schuster bleib bei deinem 302, 756.
Leisten, über einen, schlagen 301, 755.
Leitfaden 27, 54.
Leonischer Vertrag 307, 774.
Letzt, zu guter 302, 757.
Letzten geben 221, A. 1. 302, A. 2.
Liviten, die, lesen 256, 637.
Licht, sein, unter den Scheffel stellen 303, 758.
Licht, hinters, führen 303, 759.
Licht, einem ein, aufstecken 303, 761.
Licht, ins rechte, rücken 409, 1020.
Licht, sein, leuchten lassen 303, 758.
Licht, mir geht ein, auf 303, 761.
Licht, sich selbst im, stehen 303, 760.
Lieb Kind sein 267, 663.
Liebe, vor, fressen 156, 385.
Lied, ein, davon singen können 304, 762.
Liede, das Ende vom 120, 293.
Lindwurm 415, 1035.
Lineal, ein, verschluckt haben 61, 147.
Links liegen lassen 304, 763.
Linsengericht, für ein 93, 225.
Loch, ein, kriegen 304, 764.
Loch, einem ein, in den Bauch reden 305, 765.
Loch, sich ein, in den Bauch lachen 30, A. 1.
Loche, auf dem letzten, pfeifen 305, 766.
Locker, nicht, lassen 305, 767.
Löffel, hinter die, schlagen 306, 770.
Löffel, über den, barbieren 306, 769.
Löffeln, die Weisheit mit, gegessen haben 305, 768.
Longe, an die, nehmen 165, A. 1.
Lorbeeren ernten 306, 771.
Lote, im, sein 307, 772.
Löwe des Tages sein 307, 773.
Löwenanteil 307, 774.
Löwenhaut, Esel in der 123, 299.
Löwenmaul und Hasenherz 308, 775.
Luft, aus der, gegriffen 308, 776.
Luft, es liegt in der 308, 776.
Luftschlösser bauen 308, 777.
Lügen, daß sich die Balken biegen 309, 778.
Lügen, in seinen Beutel 63, 150.
Lügen, in seinen Hals 198, 497.
Lügen wie gedruckt (telegraphiert) 310, 778.
Lunte riechen 318, 779.
Lynch-Justiz üben 318, 780.

M.

Magen, im, haben 311, 781.
Malen, laß dir was 311, 782.
Malz, Hopfen und, verlieren 233, 582.
Mammon, dem, dienen 312, 783.
Mann, seinen, finden, stehen, stellen 312, 784.
Manschetten haben 312, 785.
Manschettenfieber 313, 785.
Mantel der Liebe, zudecken mit dem 314, 786.
Mantel nach dem Winde hängen 315, 786.
Mantel auf beiden Schultern tragen 15, 22.
Mark und Bein, durch 316, 788.
Markte, seine Haut zu, tragen 217, 538.
Marotte 454, A. 1.
Marsch, einem den, machen 317, 789.
Martini, wann die Störche kommen 371, 925.
Maske abziehen 293, 733.
Mott 450, 1013.
Matthäi am letzten 317, 790.
Matz, ich will, heißen 318, 791.
Matzen Hochzeit, wie auf 318, 791.
Maul, das, geht wie eine Dreschflegel 108, 261.
Maul, dem Ochsen das, verbinden 350, 873.
Maul hängen lassen 318, 792.
Maul, ein ungewaschenes 319, 794.
Maul, ins, schmieren 319, 795.
Maul stopfen 320, 796.
Maul und Nase aufsperren 319, 793.
Maulaffen feil halten 320, 797.
Maulhängolisch 318, 792
Maulwurfsarbeit 321, 798.
Maulwurfshaufen, aus einem, einen Berg machen 331, 824.
Maus, der Berg hat eine, geboren 60, 141.
Maus, wie eine gebadte 321, 800.
Maus wie Mutter 321, 799.
Mäuschenstill 322, 803.
Mäuse, ausziehen wie ein Topf voll 322, 802.

Mäuse, wenn die Katze aus dem Hause ist, haben die, Kirchtag 6, 16.
Mauseloch, in ein, kriechen 75, 183.
Mäusen, nach den, werfen 321, 801.
Mausetot 322, 804.
Mausig, sich, machen 323 805.
Mäuslein, daß dich das, beiß 324, 806.
Meer austrinken wollen 324, 807.
Mehl, bitteres 480, 1193.
Mehr können als Brot essen 86, 207.
Meile, die, hat der Fuchs gemessen 158, 393.
Meiner Six 439, 1099.
Meißen, aussehen wie der dumme Junge von 251, 622.
Menetekel 324, 808.
Messer beim Hefte haben 324, 809.
Messer, einem das, an die Kehle setzen 325, 809.
Methusalem, so alt wie 325, 810.
Mettwurst, mit der, nach dem Schinken werfen 503, 1253.
Michel, deutscher 325, 841.
Miene, gute, zum bösen Spiel 444, 1111.
Milch, nicht viel in die, zu brocken haben 326, 813.
Milch und Blut, aussehen wie 326, 812.
Minen, alle, springen lassen 327, 815.
Mitgefangen, mitgehangen 327, 814.
Mitspielen 327, 816.
Mittel, sich ins, schlagen 328, 817.
Mohren, den, weiß waschen 72, 177. 328, 818.
Moloch 312, 783.
Mond anbellen 329, 819.
Montag, blauen, machen 67, 162.
Moos haben 329, 820.
Mördergrube, aus seinem Herzen keine, machen 222, 557.
Mores lehren 330, 821.
Morgenstunde hat Gold im Munde 201, A. 1.
Morpheus, in, Armen 330, 822.
Mosen und die Propheten haben 330, 820.
Most, wissen, wo Barthel, holt 53, 123.
Motten, daß du die, kriegst 330, 823.
Muck, auf der, haben 277, 690.
Mücke, aus der, einen Elefanten machen 330, 824.
Mucken haben 185, 470.
Mücken seigen und Kamele verschlucken 331, 825.
Mücken zur Ader lassen 182, 466.
Mühle, Wasser auf seine 491, 1219.
Muhmenweisheit 331, 826.
Müllerburschen schlagen sich 422, 1054.
Müllerschlaf, einen, schlafen 331, 827.
Mund in den Himmel stoßen 341, 850.
Mund, sich den, verbrennen 332, 828.
Mund voll nehmen 332, 828.
Mund wässerig machen 332, 829.
Mündel, mündig, Mundschaft 201, 505.
Münze, für bare, nehmen 332, 830.
Münze, mit grober, zahlen 332, 830.
Murmeltier, schlafen wie ein 331, 827.
Musikant, da liegt ein, begraben 332, 831.
Muskate, was nützt der Kuh 285, 709.
Mus, das, versalzen 469, 1163.
Mütchen, sein, an jemand kühlen 333, 833.
Mutter Erde, Mutter Natur 333, 832.
Muttermilch, etwas mit der, eingesogen haben 327, 813.

N.

Nachdruck 176, 448.
Nachsicht, nachsehen 145, 350.
Nacken, etwas auf dem, haben 197, 496.
Nadel, etwas auf der, haben 333, 834.
Nadel, keine, konnte zur Erde 334, 834.
Nadeln, wie auf, stehen 273, 681.
Nagel, an den, hängen 334, 837.
Nagel auf den Kopf treffen 335, 838.
Nagel, einen, haben 334, 835.
Nägel, es brennt auf die 335, 839.
Nagel zum Sarge 334, 836.
Nagelprobe 335, 840.
Namen, das Kind beim, nennen 267, 661.
Narr, der, muß ein Abzeichen haben 337, 842.
Narren, einen, gefressen haben 338, 843.
Narren, zum, haben 336, 841.
Narrenseil, am, führen 339, 844.
Nase, an der, herumführen 340, 846.
Nase, auf der, gehen 343, 854.
Nase, auf der, herumspielen 343, 855.
Nase, eine, bekommen 340, 847.
Nase, die Würmer aus der, ziehen 499, 1248.
Nase drehen 341, 848.
Nase hoch tragen 339, 845.
Nase, man sieht's ihm an der, an 342, 851.
Nase, mit einer langen, abziehen 340, 847.
Nase, nicht weiter sehen, als seine, reicht 342, 852.
Nase rümpfen 343, 853.
Nase, seine, in alles stecken 341, 850.
Nase, unter die, reiben 341, 849.
Nase, zupfe dich bei deiner 343, 856.
Naseweis 343, 857.
Nasführen 340, A. 1.
Nassauern 344, 858.
Neid, der blasse 344, 859.
Neidhammel, -hart, -kragen 344, A. 1.
Nest bauen 345, 860.
Nest rein halten 345, 860.
Nesthäkchen 345, 860.
Netz, ins, gehen 167, 417.
Neunundneunzig, auf die 476, 1181.

Nicht auf den Kopf gefallen sein 275, 687.
Nicht auf Rosen gebettet sein 107, 259. 394, 989.
Nicht bis drei (fünf) zählen können 108, 262. 159, 396.
Nicht Fisch, noch Fleisch 149, 365.
Nicht gefackelt 127, 310.
Nicht locker lassen 305, 767.
Nicht ohne! 350, 875.
Nicht weit her 345, 861.
Nicht weiter sehen, als seine Nase reicht 342, 852.
Nichts Gutes 346, 862.
Niedlich 421, A. 1.
Niemand zu Brette kommen lassen 82, 199.
Niesen, ich werde dir etwas! 243, 605.
Nigromant 24, A. 1.
Nimm, vom Stamme 294, 736.
Not, aus der, eine Tugend machen 346, 863.
Not an Mann 346, 864.
Noten, nach 346, 865.
Nummer, eine gute, haben 347, 866.
Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn 347, 867.
Nürnberger Trichter 480, 1194.
Nuß, eine harte, zu knacken geben 348, 868.
Nuß, keine taube, wert 78, 186.
Nüsse, in die, gehen 376, 935.
Nußsack, prügeln wie einen 348, 869.

O.

Oberstübchen, im, nicht richtig 348, 870.
Oberwasser haben 349, 871.
Ochsen, da stehen die, am Berge 350, 873.
Ochsen, dem, das Maul verbinden 350, 874.
Ochsen hinter den Pflug spannen 349, 872.
Ohne Federn fliegen wollen 135, 328.
Ohne gelehrte Brille lesen 85, 204.
Ohr, das rechte, klingt mir 354, 884.
Ohr, einen Floh ins, setzen 153, 376.
Ohr, übers, hauen 351, 877.
Ohre, zum einen, herein und zum andern hinaus 353, 881.
Ohren, bei den, nehmen 352, 879.
Ohren, bis über die 354, 885.
Ohren, dünne, haben 355, 888.
Ohren, es hinter den, haben 353, 882.
Ohren, Fell über die, ziehen 138, 336.
Ohren, jemand in den, liegen 355, 886.
Ohren, noch nicht hinter den, trocken 352, 880.
Ohren melken 355, 887.
Ohren, sich etwas hinter die, schreiben 351, 878.
Ohren spitzen 351, 876.
Ohren, tauben, predigen 354, 883.
Ohrwürmchen, wie ein 355, 887.
Öl auf die Wogen gießen 355, 889.
Öl ins Feuer gießen 142, 344.
Ölgötze, dastehen wie ein 355, 890.
Olims Zeiten, zu 356, 891.
Orgelpfeifen, wie die 357, 892.
Ort 447, A. 1.

P.

P vorschreiben 357, 893.
Paaren, zu, treiben 357, 894.
Pah 15, 23.
Pairs, die zwölf, Karls des Großen 82, 199.
Palme, nach der, ringen 357, 895.
Panischer Schreck 358, 896.
Pantoffel, unter dem, stehen 358, 897.
Pappenheimer, seine, kennen 359, 898.
Pappenstiel, keinen, wert 39, 225.
Papst, in Rom gewesen sein, ohne den gesehen zu haben 394, 988.
Parade, in die, fahren 359, 899.
Paß verlegen 360, 901.
Passauer Kunst verstehen 359, 900.
Passe, zu, kommen 361, 902.
Passen wie die Faust aufs Auge 131, 321.
Pater, peccavi! 280, 700.
Patsche, in die, geraten 477, 1186.
Pauschalsumme 55, A. 1.
Pech haben 361, 903.
Pechrabenschwarz 448. 1119.
Pelz, eine Laus in den, setzen 296, 740.
Per pedes apostolorum 430, 1072.
Perle, es wird ihm keine, aus der Krone fallen 361, 904.
Perlen vor die Säue werfen 361, 905.
Peter, dem, nehmen und dem Paul geben 362, 906.
Petto, etwas in, haben 363, 907.
Pfahl, ein, im Fleisch 363, 908.
Pfählen, in seinen vier 363, 909.
Pfanne, etwas auf der, haben 364, 911.
Pfanne, in die, hauen 364, 910.
Pfau, sich spreizen wie ein 365, 912.
Pfeffer, wo der, wächst 365, 913.
Pfeffer, da liegt der Hase im! 213, 530.
Pfeifchen, sein, schneiden 366, 914.
Pfeife, die, einziehen 366, 915.
Pfeife im Sack halten 366, 915.
Pfeife, nach eines andern, tanzen 366, 916.
Pfennig ansehen 367, 917.
Pferd beim Schwanz aufzäumen 349, 852.
Pferd mausen können mit einem 368, 919.
Pferd, sich aufs hohe, setzen 369, 921.
Pferd, vom, auf den Esel kommen 367, 918.
Pferde, auf einem fahlen, gesehen werden 368, 920.

Pferde, die, hinter den Wagen spannen 349, 872.
Pferdearbeit, -kur u. s. w. 369, 922.
Pfiff, sich auf den, verstehen 370, 923.
Pfifferling, keinen, wert 370, 924.
Pfiffikus 370, 923.
Pfingsten auf dem Eise 370, 925.
Pfingstochse, geputzt wie ein 371, 926.
Pflaster bekommen 372, 927.
Pflock zurückstecken 372, 928.
Pflug, den, vor die Ochsen spannen 349, 872.
Pfunde, mit seinem, wuchern 373, 929.
Philister; ins Philisterium gehen 373, 930.
Pike, eine, auf jemand haben 374, 931.
Pike, von der, auf 374, 932.
Pilatus im Credo 375, 933.
Pille, eine bittere 375, 934.
Pilze, in die, gehen 375, 935.
Pilze, wachsen wie die 376, 936.
Pipe, das ist mir 376, 937.
Pistole, wie aus der, geschossen 377, 938.
Plapperlatein 245, 610.
Platte, die, geputzt haben 377, 939.
Platterdings 106, 256.
Platze, auf dem, bleiben 377, 940.
Pleite 154, 379.
Polen, noch ist, nicht verloren 377, 941.
Polnisch, sich auf, verabschieden 155, 383.
Polnische Wirtschaft 378, 942.
Pomade, das ist mir 376, A. 1.
Pomadig (langsam) 376, A. 1.
Pontius, von, zu Pilatus 378, 943.
Posaunenengel, aussehen wie ein 378, 944.
Posen, der Abt von 7, 16.
Possen reißen 379, 945.
Post festum 379, 946.
Post, Posten 380, 947.
Postillon, Schwager, 430, 1074.
Posto fassen 379, 947.
Prä, das, haben 380, 948.
Präambeln machen 380, 949.
Pranger, an den, stellen 380, 950.
Präsentierteller, wie auf dem 381, 951.
Preisgeben 62, 148.
Prellen 381, 952.
Pritsche, von der, fallen 418, 1043.
Propheten, Saul unter den 403, 1009.
Pudel, dastehen wie ein begossener 5, 11.
Pudel, einen, machen 73, 181.
Pudelnaß 381, 953.
Pulver, keinen Schuß, wert 78, 186.
Pulver nicht erfunden haben 382, 954.
Punctum saliens 382, 955.
Punkt auf dem i 244, 608.
Punkt, der springende, der wunde 382, 955.
Puppen, bis in die 383, 956.
Pyrrhussieg 384, 957.

Q.

Quacksalber 384, 958.
Quart (-spitzen) 384, 959.
Quivive, auf dem, stehen 384, 960.

R.

Rabe, ein weißer 385, 961.
Rachenputzer 109, 264.
Radebrechen, eine Sprache 386, 964.
Rädelsführer 385, 962.
Räder, unter die, kommen 418, 1043.
Rädern 386, 963.
Radikal 41, 95.
Rahm abschöpfen 386, 965.
Rand, außer, und Band 386, 966.
Rande, zu, kommen 387, 967.
Randglossen 179, 457.
Rank ablaufen 387, 968.
Ränke schmieden 387, 968.
Rapusche, in die, kommen 387, 969.
Rasieren, einen trocken 429, 1071.
Rattenkönig 388, 970.
Raub, auf den 388, 971.
Räudige Schaf, das, sein 388, 972.
Raupen haben 185, 470.
Rechnung, auf seine, kommen 388, 973.
Rechnung ohne den Wirt machen 388, 973.
Reden wie ein Buch 88, 217.
Reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist 419, 1048.
Regen, aus dem, in die Traufe 389, 974.
Reiben, sich an jemand 389, 975.
Reihe, bunte 389, 976.
Reimen, sich 390, 977.
Reisefieber 313, 785.
Reiten 403, 1008.
Revanche für Speierbach 391, 978.
Rhein, Wasser in den, tragen 492, 1222
Riemenstecher 391, 979.
Riese, nach Adam 392, 981.
Ring, um den, pfeifen 391, 980.
Rippen, sich nichts aus den, schneiden können 392, 982.
Riß, vor dem, stehen 392, 983.
Rodomontade 59, 140.
Rockenphilosophie 331, 826.
Rohr, auf dem, haben 393, 984.
Rohrspatz, schimpfen wie ein 393, 985.
Röhrwasser, wegbleiben wie 393, 986.
Rolle, eine große, spielen 393, 987.
Rom, in, gewesen sein, ohne den Papst gesehen zu haben 394, 988.
Rose, unter der 394, 990.
Rosen brechen 70, 170.
Rosen, nicht auf, gebettet sein 394, 989.
Rot anstreichen 396, 991.
Rot wie ein Zinshahn 511, 1272.
Roten Hahn aufs Dach setzen 193, 487.
Rotte Korah 276, 688.

Rübchen schaben 396, 992.
Rubrik 396, A. 2.
Rücken, einen Besenstiel im, haben 61, 147.
Ruder, aus, kommen 396, 993.
Rüffel kriegen 396, 994.
Rute, sich selbst eine, binden 397, 995.

S.

Sachen, seine sieben, packen 437, 1093.
Sack, auf den, schlägt man und den Esel meint man 400, 999.
Sack, die Hand im, erwischen 205, 516.
Sack, in den, stecken 397, 996.
Sack, in, und Asche trauern 399, 998.
Sacke, im, kaufen 399, 997.
Sagen, Singen und 439, 1079.
Salbader 400, 1000.
Salz, nicht das, zur Suppe verdienen 400, 1001.
Salz und Brot 400, 1001.
Salz, einen Scheffel, miteinander gegessen haben 401, 1002.
Salz, einen Schinken im, haben 140, 338.
Sand in die Augen streuen 401, 1003.
Sand, auf den, setzen 402, 1004.
Sand, auf, bauen 402, 1005.
Sang, ohne, und Klang 402, 1006.
Sattel, aus dem, heben 402, 1007.
Sattelfest 403, 1008.
Satteln, sich 403, 1008.
Sätteln, in vielen, gerecht 403, 1008.
Sau, eine, machen 73, 181.
Sau haben 434, 1082.
Sauce, in der, sitzen 477, 1186.
Saurampfer 109, 264.
Saufen wie ein Loch 305, 765.
Saul unter den Propheten 403, 1009.
Saulus, aus einem, ein Paulus werden 404, 1010.
Saus, in, und Braus 404, 1011.
Schabab sein 396, 992.
Schabernack, einen, anthun 404, 1012.
Schach, im, halten 406, 1013.
Schachmatt sein 405, 1013.
Schaf, das räudige, sein 388, 972.
Schäfchen, sein, geschoren haben 406, 1015.
Schäfchen, sein, ins Trockene bringen 406, 1014.
Schafe, die, dem Wolfe befehlen 497, 1241. 72, 178.
Schafen, die Böcke von den, sondern 73, 180.
Schafskleidern, ein Wolf in 498, 1242.
Schalk im Nacken haben 407, 1016.
Schamade blasen 407, 1017.
Schanze, in die, schlagen 407, 1018.
Schärflein, sein, beitragen 108, 263.
Scharte auswetzen 408, 1019.
Schatten, einem wie sein, folgen 409, 1021.
Schatten, in den, stellen 409, 1020.
Schatten, nicht ein 78, 186.
Schatten, um des Esels, streiten 53, A. 1.
Schatten, vor seinem eigenen, fliehen 409, 1022.
Schaum schlagen 410, 1025.
Scheffel, sein Licht unter den, stellen 303, 758.
Scheffel Salz, einen, zusammen gegessen haben 401, 1002.
Schein, auf seinem, bestehen 409, 1023.
Schellen, der Katze die, nicht umhängen wollen 260, 647.
Schelm, du sollst mich einen, heißen 409, 1024.
Schergenfäßlein, vom 221, 553.
Schiboleth 410, 1026.
Schicht machen 410, 1027.
Schieß los! 364, 911.
Schiffbruch leiden 410, 1028.
Schild, auf den, erheben 411, 1029.
Schildbürgerstreiche 412, 1031.
Schilde, im, führen 412, 1030.
Schimpfen wie ein Rohrspatz 393, 985.
Schinder, dem, die Keule abkaufen 413, 1032.
Schinken, einen, im Salze liegen haben 140, 338.
Schippe, einem die, geben 295, 738.
Schlafittchen, beim, kriegen 414, 1033.
Schlag, ein, aus heiterm Himmel 69, 168.
Schlag ins (kalte) Wasser 481, 1195.
Schlag, seinen, machen 422, 1056.
Schlagen 29, 60. 414, 1034.
Schlange, eine, am Busen nähren 415, 1035.
Schlaraffenleben 415, 1036.
Schlauberger, Schlaumeier 413, 1031.
Schlecht und recht 416, 1037.
Schleier nehmen 416, 1038.
Schleier, es liegt ein, drüber 417, 1039.
Schlendrian 247, 614.
Schlepptau, ins, nehmen 417, 1040.
Schlicht, schlichten 416, 1037.
Schliff backen 417, 1041.
Schlimm 160, A. 1.
Schlinge, sich aus der, ziehen 418, 1042.
Schlitten, unter den, kommen 418, 1043.
Schloß vor den Mund legen 418, 1044.
Schmalhans Küchenmeister 418, 1045.
Schmand 384, A. 1.
Schmiede, vor die rechte, kommen 419, 1046.
Schmieren 419, 1047.
Schmöker 419, 1048.
Schnabel, den, in alles stecken 341, 850.
Schnabel, wie der, gewachsen ist 419, 1049.
Schnapphahn 420, 1050.
Schneckengang 421, 1051.
Schneide haben 421, 1052.
Schneiden, sich 421, 1053.
Schneien, Brot 422, 1054.
Schnippchen schlagen 422, 1055.

Schnitt, seinen, machen 422, 1056.
Schnitzer 421, 1053.
Schnüffeln 80, 193.
Schnur, nach der, leben 423, 1058.
Schnur, über die, hauen 423, 1058.
Schnur, von der, zehren 423, 1057.
Schnürchen, am, haben 423, 1057.
Schnüren; in die Schnur nehmen 424, 1059.
Schnurgerade 424, 1058 und A. 1.
Schopf, die Gelegenheit beim, fassen 172, 434.
Schornstein, in den, schreiben 425, 1060.
Schranken, in die, treten 425, 1061.
Schranken überschreiten 425, 1062.
Schraube, eine, ist locker 426, 1063.
Schrauben, seine Worte auf, stellen 426, 1063.
Schreck, panischer 358, 896.
Schrot, von altem, und Korn 426, 1064.
Schubsäcke, seine gewesten, haben 427, 1065.
Schuh, umgekehrt wird ein, draus 482, 1198.
Schuh, wissen, wo einen der, drückt 427, 1066.
Schuhe, seine, mit Hasenfett schmieren 211, 527.
Schuhen, an den, abgelaufen haben 428, 1067.
Schuhriemen, nicht wert sein, einem die, aufzulösen 428, 1068.
Schule, aus der, schwatzen 428, 1070.
Schule, in eine, gegangen sein 102, 248.
Schule schwänzen 428, 1069.
Schure, zum, thun 429, 1071.
Schurigeln 429, 1071.
Schuster, bleib bei deinem Leisten 302, 756.
Schusters Rappen, auf 429, 1072.
Schuß Pulver, keinen, wert 78, 106.
Schuß, vor den, kommen 430, 1073.
Schwager (Postillon) 430, 1074.
Schwamm drüber! 431, 1075.
Schwamm, einen, im Magen haben 431, 1076.
Schwanen 431, 1077.
Schwanengesang 432, 1077.
Schwang, für den, halten 431, 1076.
Schwange, im, sein 431, 1076.
Schwansfedern, mir wachsen die 431, 1077.
Schwanz, auf dem, forttragen 321, 801.
Schwanz einziehen 432, 1078.
Schwanz, es hieße den Aal beim, fassen 1, 1.
Schwarte, daß die, kracht 432, 1079.
Schwarte, eine, haben 433, 1080.
Schwarz auf weiß besitzen 433, 1081.
Schwarz machen 24, 46.
Schwarz weiß machen 24, 46.
Schwarze, ins, treffen 335, 838.
Schwein haben 433, 1082.
Schwein, das, im Sacke kaufen 399, 997.
Schweine noch nicht mit einem gehütet haben 401, A. 1.
Schwulst, schwülstig 458, 1139.
Scylla, aus der Charybdis in die 94, 230.
Sechs, meiner 439, 1099.
Seele, auf die, binden 56, 132. 434, 1083.
Seele, ein Leib (Herz) und eine 299, 747.
Seele, nun hat die liebe, Ruhe 435, 1084.
Segel streichen 435, 1085.
Segeln, mit vollen, fahren 435, 1086.
Segen 281, 701.
Seide, keine, spinnen 435, 1087.
Seifenblasen 309, 777.
Seifensieder, mir geht ein, auf 303, 761.
Seil über die Ohren werfen 435, 1088.
Seilers Tochter 436, 1089.
Selbständig 57, 133.
Senf machen 436, 1090.
Sieb, Wasser in ein, schöpfen 491, 1221.
Sieben auf einen Streich 152, 373.
Sieben, eine böse 436, 1091.
Sieben Siegeln, ein Buch mit 437, 1092.
Sieben Sachen, seine, packen 437, 1093.
Siebenmeilenstiefeln 438, 1094.
Siebenschläfer 438, 1095.
Siebenten Bitte, aus der 64, 154.
Siegel, Brief und 84, 203.
Siegel, unter dem, der Verschwiegenheit 439, 1096.
Siegeln, ein Buch mit sieben 437, 1092.
Siegespalme 357, 895.
Siemann, Simon 359, A. 1.
Singen und sagen 439, 1097.
Sisyphusarbeit 439, 1098.
Six, meiner 439, 1099.
Socken, sich auf die, machen 440, 1100.
Sonne, bestehen wie Butter an der 92, 224.
Sonne bringt es an den Tag 440, 1101.
Sonnenklar 441, 1102.
Sonntagskind 441, 1103.
Späne (machen) 441, 1104.
Spanisch 76, 184.
Spanisch, das kommt mir, vor 442, 1105.
Spanisch, einem, kommen 442, 1105.
Spannen, auf etwas 442, 1106.
Sparren, einen, zu viel haben 443, 1107.
Spatzen, die, erzählen sichs auf den Dächern 487, 1210.
Spatzenfutter und Pferdearbeit 370, 922.
Speckseite, die Wurst nach der, werfen 501, 1251.
Speier, nach, appellieren 294, 736.
Speierbach, Revanche für 391, 978.
Spendierhosen anhaben 236, 588.
Sperrenzien machen 151, 368.

Spicken 419, 1047.
Spiegel, einen, vorhalten 443, 1108.
Spiegel, einen Brief nicht hinter den, stecken 443, 1109.
Spiegelfechten 444, 1110.
Spiel verderben 444, 1111.
Spiel, gewonnenes, haben 444, 1111.
Spiele, die Hand im, haben 444, 1111.
Spieß umkehren 445, 1112.
Spieß, mit dem goldenen, stechen 445, 1112.
Spießbürger 446, 1114.
Spieße, durch die, jagen 446, A. 1.
Spieße haben 446, 1113.
Spießruten laufen 446, 1115.
Spinnefeind 448, A. 1.
Spinnen weben hören 182, 466.
Spitz kommen 447, 1117.
Spitze bieten 447, 1116.
Spitzen, sich auf etwas 447, 1118.
Splitterfasernackt 448, 1119.
Splitterrichter 448, 1120.
Sporen, sich die, verdienen 449, 1121.
Sporen, mit Stiefeln und 175, 445.
Spornstreichs 449, A. 1.
Sprache, eine, radebrechen 386, 964.
Spreu, den Weizen von der, sondern 494, 1230.
Spreu im Kopfe 188, 475.
Spritze, die, kommt, wenn ... 88, 215.
Sprunge, auf dem, stehen 449, 1122.
Sprünge, auf die, kommen 449, 1123.
Sprünge, einem viel, machen 449, 1123.
Sprünge, keine weiten, machen 450, 1123.
Spur, nicht die 78, 186.
Stab brechen 450, 1124.
Stachel, wider den, löcken 450, 1125.
Stall, den, zuschließen, wenn das Pferd gemaust ist 88, 215.
Stallen 451, 1126.
Stange, an einer, Wasser tragen 102, 248. 463, A. 1.
Stange, einem die, halten 451, 1127.
Stange, bei der, bleiben 452, 1128.
Stänkern 80, 193.
Star stechen 452, 1129.
Starblind 453, 1129.
Starker Tabak! 469, 1165.
Staub aufwirbeln 453, 1131.
Staube, sich aus dem, machen 453, 1130.
Stechen 40, 90.
Stecken, es einem 453, 1132.
Steckenpferd 454, 1133.
Stegreif, aus dem 454, 1134.
Stegreifritter 455, 1134.
Stehenden Fußes 162, 402.
Stein, einen, auf jemand werfen 455, 1135.
Stein, das möchte einen, erbarmen 455, 1136.
Stein der Weisen 456, 1137.
Stein und Bein schwören 456, 1138.
Stein und Bein frieren 457, 1138.
Stein des Anstoßes 24, 48.
Stein, einen, bei jemand im Brett haben 83, 200.
Stein, mir fiel ein, vom Herzen 18, 31.
Steinalt, -reich 457, 1138.
Steine aus dem Wege räumen 25, 48.
Steine statt Brot geben 86, 208.
Stelle, auf der 163, 402.
Stelzen, auf, gehen 457, 1139.
Stentorstimme, mit 458, 1140.
Stern, unter keinem guten, geboren; an seinen, glauben; sein, erbleicht u. s. w. 458, 1141.
Stich halten 460, 1143.
Stichblatt, zum, dienen 461, 1141.
Stiche, im, lassen 460, 1142.
Sticheln 447, 1117.
Stiefel, einen schlechten, schreiben 462, 1145.
Stiefel, einen, vertragen 461, 1145.
Stiefeln, mit, und Sporen 175, 445.
Stier bei den Hörnern fassen 462, 1146.
Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg 298, A. 1.
Stirn, auf der, geschrieben 462, 1147.
Stock und Block, über 462, A. 1.
Stock und Stein, über 462, 1148.
Stockfremd, -taub u. s. w. 457, 1138.
Stockjude, -preuße u. s. w. 457, 1138.
Strang, über den, schlagen 463, 1149.
Strange, an einem, ziehen 463, 1150.
Stränge, wenn alle, reißen 464, 1151.
Streich, einen, spielen 464, 1152.
Strich, auf dem, haben 464, 1153.
Strich, gegen den, gehen 465, 1154.
Strich, einen, durch die Rechnung machen 388, 973.
Stroh, leeres, dreschen 465, 1155.
Stroh zum Feuer thun 465, 1156.
Strohfeuer 141, 342.
Strohhalm, einen in einen, schwätzen 76, 183.
Strohwitwer 466, 1157.
Strom, gegen den, schwimmen 466, 1158.
Strümpfe, sich auf die, machen 440, 1100.
Stück, ein starkes! 32, 70.
Stücke, sich in, lachen 30, A. 1.
Stuhl vor die Thüre setzen 466, 1159.
Stühle, sich zwischen zwei, setzen 467, 1160.
Stumm wie ein Fisch 148, 363.
Stunde, in elfter 476, 1181.
Sub rosa 394, 990.
Subhastation 199, A. 1.
Sündenbock 468, 1161.
Suppe, die, ausessen müssen 468, 1162.
Suppe, einem die, versalzen 468, 1163.
Suppe, in die, zu brocken haben 326, 813.
Süßholz raspeln 469, 1164.

T.

Tabak, das ist starker 469, 1165.
Tabulatur, nach der 469, 1166.
Tafelrunde 82, 199.
Tag, an den, kommen 440, 1101.
Tag, den gestrigen, suchen 470, 1167.
Tag, in den, hineinleben 470, 1168.
Tage, es ist noch nicht aller, Abend 470, 1169.
Tage, bei, die Laterne anzünden 294, 735.
Tagen, zu seinen, kommen 245, 611.
Talent 373, 929.
Tantalusqualen 471, 1170.
Tante, das kann meine, auch 289, 722.
Tapet, aufs, bringen 471, 1171.
Tapete 471, 1171.
Tarantel, wie von der, gestochen 471, 1172.
Tasche, den Diebsdaumen in der, haben 100, 243.
Tasche, in der, haben 472, 1173.
Tauben, gebratene, fliegen ihm in den Mund 472, 1174.
Tauben Ohren predigen 354, 883.
Taubenschlag 473, 1175.
Taubenschlag, sich davonstehlen wie die Katze vom 473, 1175.
Tausend, ei der 473, 1176.
Tausendkünstler 473, 1176.
Tempel, zum, hinauswerfen 474, 1177.
Teufel, dem, ein Licht anzünden 474, 1178.
Teufel mit Beelzebub austreiben 474, 1178.
Teufel, der, ist los 474, 1178.
Teufel, den 475, 1178.
Teufel an die Wand malen 475, 1179.
Teufel, reitet dich der 18, 31.
Teufel, Abschied nehmen wie der, mit Gestank 5, 12.
Teufels, in des, Küche kommen 282, 706.
Text, einem den, lesen 256, 637.
Thee, abwarten und, trinken 475, 1180.
Thorschluß, vor 475, 1181.
Thür, mit der, ins Haus fallen 476, 1182.
Thür, zwischen, und Angel 476, 1183.
Thür, kehre vor deiner eigenen 477, 1184.
Thür, man sucht niemand hinter der, u. s. w. 477, 1185.
Tief in die Tasche greifen 472, 1173.
Tinte, in die, geraten 477, 1186.
Tinte, klar wie dicke 39, 88.
Tisch, am grünen 471, A. 1.
Tischlein deck dich! 472, 1174.
Tischtuch, das, zwischen einander zerschneiden 478, 1187.
Tod, den, an etwas essen wollen 3, 4.
Tod, aussehen wie der, von Ypern 478, 1189.
Tode, mit dem, ringen 478, 1188.
Toll und voll 479, 1190.
Toller Christ 95, 231.
Tölpel 230, 572.
Ton angeben 479, 1191.
Ton, aus einem andern, gehen 479, 1191.
Topf, aussehen wie ein, voll Mäuse 322, 802.
Topf, in einen, werfen 480, 1192.
Trauben, die, sind ihm zu sauer 480, 1193.
Tramontane, die, verlieren 460, A. 1.
Traufe, aus dem Regen in die 389, 974.
Treff ist Trumpf 481, 1196.
Treten 161, 400.
Trichter, Nürnberger 480, 1194.
Trinken wie ein Bürstenbinder 90, 222.
Trocken rasieren 429, 1071.
Tropfen, ein, auf einen heißen Stein 481, 1195.
Trüben, im, fischen 150, 367.
Trumpf, den letzten, ausspielen 481, 1196.
Trumpf, einen, drauf setzen 481, 1196.
Tücher, durch die, gehen 292, 730.
Tugend, aus der Not eine, machen 346, 863.
Tüttelchen, auch nicht ein! 244, 608.

U.

Übereinstimmen 463, A. 1.
Überflügeln 482, 1197.
Überschwänglich 431, 1076.
Übersehnen 440, 1099.
Umgekehrt wird ein Schuh draus 482, 1198.
Umsatteln 403, 1008.
Umstände machen 482, 1199.
Umzechig trinken 508, A. 1.
Unbekannte Größe 483, 1200.
Unbescholten 410, 1024.
Und damit basta 54, 124.
Ungebrannte Asche 483, 1201.
Ungeleckter Bär 49, 114.
Ungereimtes Zeug 391, 977.
Ungeschlacht 29, 60.
Ungeschoren lassen 429, 1071.
Ungewaschenes Maul 319, 794.
Unpaß, unpäßlich 361, 902.
Unsicherer Cantonist 93, 226.
Unstern 458, 1141.
Unter aller Kanone 255, 635.
Unterstehen, sich unterfangen, unterwinden 14, A. 1.
Unübertrefflich 431, 1076.
Uriasbrief 483, 1202.

V.

Vätern, zu seinen, versammelt werden 484, 1203.

Vaterunser, einem ein, durch die Backen blasen 484, 1204.
Venedig, so spielt man in 484, 1205.
Verballhornen 46, 106.
Verbeißen, sich etwas 25, 50. 485, 1206.
Verbissen haben, sich auf etwas 485, 1207.
Verblümt 70, 170.
Verfahrene Geschichte 258, 642.
Verflixt 440, 1099.
Verhunzen 238, 592.
Vermänteln 314, 786.
Vers, sich einen, drauf machen 391, 977.
Verschütten, es bei jemand 364, 910.
Versessen sein auf etwas 122, 297.
Verstohlen 495, 1233.
Verwegen 488, 1213.
Verweisen 427, 1065.
Verwirrung, babylonische 41, 96.
Verzetteln 25, 49.
Verzückt 122, A. 1.
Viel Geschrei und wenig Wolle 174, 441.
Viel Holz! 231, 576.
Viele Köpfe unter einen Hut bringen 243, 606.
Visier, auf dem, haben 277, 690.
Visier, mit offenem, kämpfen 485, 1208.
Vogel abschießen 486, 1209.
Vögel haben 185, 470.
Vögel unterm Hute haben 244, 607.
Vögelchen, ein, davon haben singen hören 486, 1210.
Vogelfrei 487, 1211.
Vokativus 487, 1212.
Voll und toll 479, 1190.
Vorkauen 319, 795.
Vorne lecken und hinten kratzen 253, 630.
Vorrücken 341, 849.
Vorstellen 341, 849.
Vorwerfen 341, 849.

W.

Wachsen wie die Pilze 376, 936.
Wächserne Nase, eine, drehen 341, 848.
Wag', die, halten 487, 1213.
Wagen 488, 1213.
Wagschale, schwer in die, fallen 488, 1213.
Wahrheit, einem die, geigen 171, 433.
Waisenjunge, ein, in etwas sein 488, 1214.
Wald vor lauter Bäumen nicht sehen 488, 1215.
Wamsen 257, 638.
Warm sitzen, werden 498, 1244.
Warten, da kannst du, bis du schwarz wirst 489, 1216.
Was das Zeug hält 510, 1269.
Waschecht 500, 1247.
Waschen, einem den Kopf 295, 739.
Waschen, sich gew. haben 489, 1217.
Wasser an einer Stange tragen 102, 248. 463, A. 1.
Wasser auf seine Mühle 491, 1219.
Wasser, bis dahin läuft noch viel, den Berg hinunter 492, 1223.
Wasser, einem nicht das, reichen 489, 1218.
Wasser, gesund wie ein Fisch im 149, 366.
Wasser in den Brunnen tragen 127, 309.
Wasser in den Rhein tragen 492, 1222.
Wasser in ein Sieb schöpfen 491, 1221.
Wasser, ins, springen 142, 345.
Wasser läuft im Munde zusammen 332, 829.
Wasser, vom reinsten 492, 1224.
Wasser, zu, werden 126, 308.
Wegbleiben wie Nöhrwasser 393, 986.
Wegwerfen, sich 493, 1225.
Weihnachten in der Ernte 371, 925.
Weihrauch streuen 493, 1226.
Wein, reinen, einschenken 493, 1227.
Weinkauf, der, ist getrunken! 207, 520.
Weisheit mit Löffeln gegessen haben 305, 768.
Weismachen 493, 1228.
Weiß schwarz machen 24, 46.
Weiß, sich, brennen 81, 196.
Weißer Rabe 385, 961.
Weit her, nicht 345, 861.
Weizen, sein, blüht 494, 1229.
Weizen von der Spreu sondern 494, 1230.
Werg am Rocken haben 495, 1231.
Wermutstropfen 495, 1232.
Wes Geistes Kind 172, 431.
Wespennest, in ein, stechen 495, 1233.
Wetterwendisch wie der Hahn auf dem Turm 193, 488.
Wichs, sich in, werfen 496, 1234.
Wichsen 496, 1234.
Wichtig, Wichtigkeit 488, 1213.
Wicken, in die, gehen 376, 935.
Widerspenstig 441, 1104.
Wie du mir, so ich dir 502, 1252.
Wie man's treibt, so geht's 385, 962.
Wiege, das ist ihm nicht an der, gesungen worden 496, 1235.
Wind bekommen 496, 1236.
Wind, in den, reden 497, 1237.
Wind, in den, schlagen 497, 1237.
Wind, wo weht dich der, her 497, 1238.
Windbeutel, Windhund 497, 1237.
Wink mit dem Zaunspfahl 507, 1264.
Winkelzüge machen 497, 1239.
Wirtschaft, polnische 378, 942.
Wissen, wie Hase läuft 212, 529.
Wissen, wieviel es geschlagen hat 498, 1241.
Wissen, wo Barthel Most holt 53, 123.
Wissen, wo einen der Schuh drückt 427, 1066.
Wittern 80, 193.

Wo brennts denn? 81, 197.
Wo weht dich der Wind her 497, 1238.
Wolf, sich bessern wie ein junger 498, 1242.
Wolf in Schafskleidern 499, 1244.
Wolfe, dem, die Schafe befehlen 499, 1243. 72, 178.
Wolken, wie aus den, gefallen 499, 1245.
Wolle beim Esel suchen 72, 177.
Wolle, in der, sitzen 500, 1246.
Wolle, in der, gefärbt 500, 1247.
Wolle, in die, einem greifen 500, 1246.
Wolle, in die, geraten 500, 1246.
Wort, wenn das, eine Brücke wäre! 87, 211.
Worte auf die Goldwage legen 179, 459.
Worte auf Schrauben stellen 426, 1063
Worten, es in, haben 500, 1248.
Wünschelrute 215, 532.
Wurf, in den, kommen 501, 1249.
Wurm im Kopfe haben 501, 1251.
Wurmen 501, 1251.
Würmer aus der Nase ziehen 501, 1250.
Wurst, die, nach der Speckseite werfen 502, 1253.
Wurst sein 376, 937.
Wurst wider Wurst 501, 1252.
Wurst wie Schale 171, 426.

X.

X für U machen 504, 1254.

Z.

Zachäus auf allen Kirchweihen 505, 1255.
Zahm wie ein Lamm 290, 724.
Zahn, auf den, fühlen 505, 1257.
Zahn der Zeit 505, 1258.
Zähne, einem die, zeigen 506, 1258.
Zankapfel 506, 1259.
Zapfenstreich 506, 1260.
Zappeln lassen 506, 1261.
Zaume, im, halten 506, 1262.
Zaune, vom, brechen 507, 1263.
Zaunspfahl, mit dem, winken 507, 1264.
Zeche zahlen müssen 508, 1265.
Zeigen, was eine Harke ist 209, 524.
Zeilen, zwischen den, lesen 508, 1266.
Zeitliche segnen 509, 1267.
Zeitungsente 509, 1268.
Zerstreut 169, A. 1.
Zeug, abgedroschenes 465, 1165.
Zeug, sich ins, legen 510, 1269.
Zeug, ungereimtes 391, 977.
Zeug, was das, hält 510, 1269.
Zeuge, am, flicken 510, 1269.
Ziegel waschen 329, 818.
Ziel, übers, schießen 510, 1270.
Zinken stechen 510, 1271.
Zinshahn, rot wie ein 511, 1272.
Zipfeln, bei allen vier, haben, fassen 511, 1273.
Zittern wie Espenlaub 125, 306.
Zopf 511, 1274.
Zu guter letzt 302, 757.
Zug, einen auf dem, haben 464, 1153.
Zügel schießen lassen 507, 1262.
Zügen, in den letzten, liegen 512, 1275.
Zupfe dich bei deiner Nase 343, 856.
Zusammenhauen wie kalt Eisen 117, 286.
Zuschauzen 408, 1018.
Zuschlag 199, 501.
Zuzubrocken haben 326, 813.
Zweck 6, 14.
Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen 152, 373.
Zweig, auf keinen grünen, kommen 185, 474.
Zwerchfell, das, erschüttern 512, 1276.
Zwirn, der, geht aus 512, 1277.
Zwischen Baum und Borke 54, 126.
Zwischen Hammer und Amboß 199, 502.
Zwischen zwei Stühle, sich setzen 467, 1160.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BINDING SECT AUG 28 1979

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PN 6461 B67 1895
Borchardt, Wilhelm
Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde nach Sinn und Ursprung erläutert 5. Aufl.